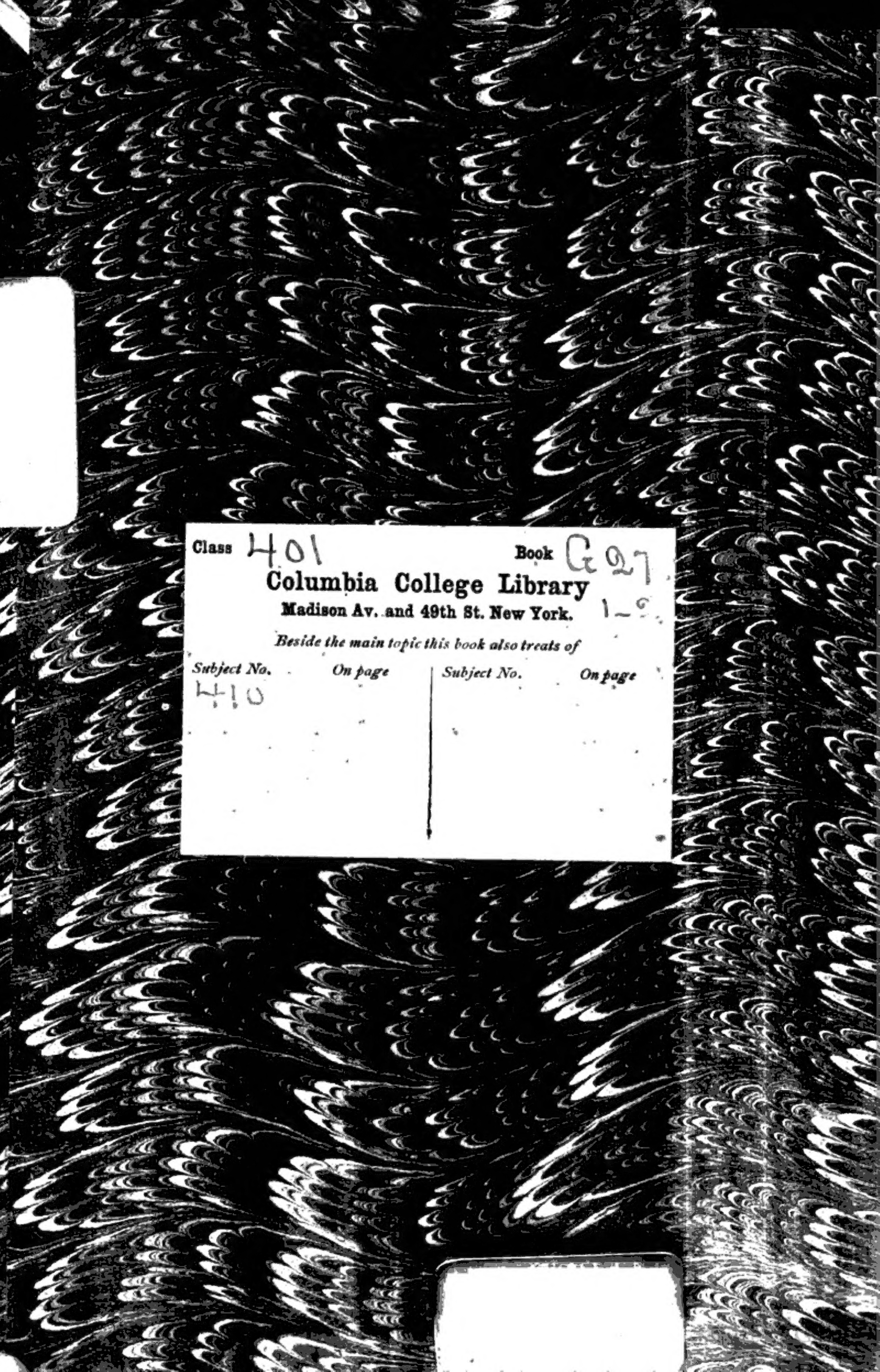
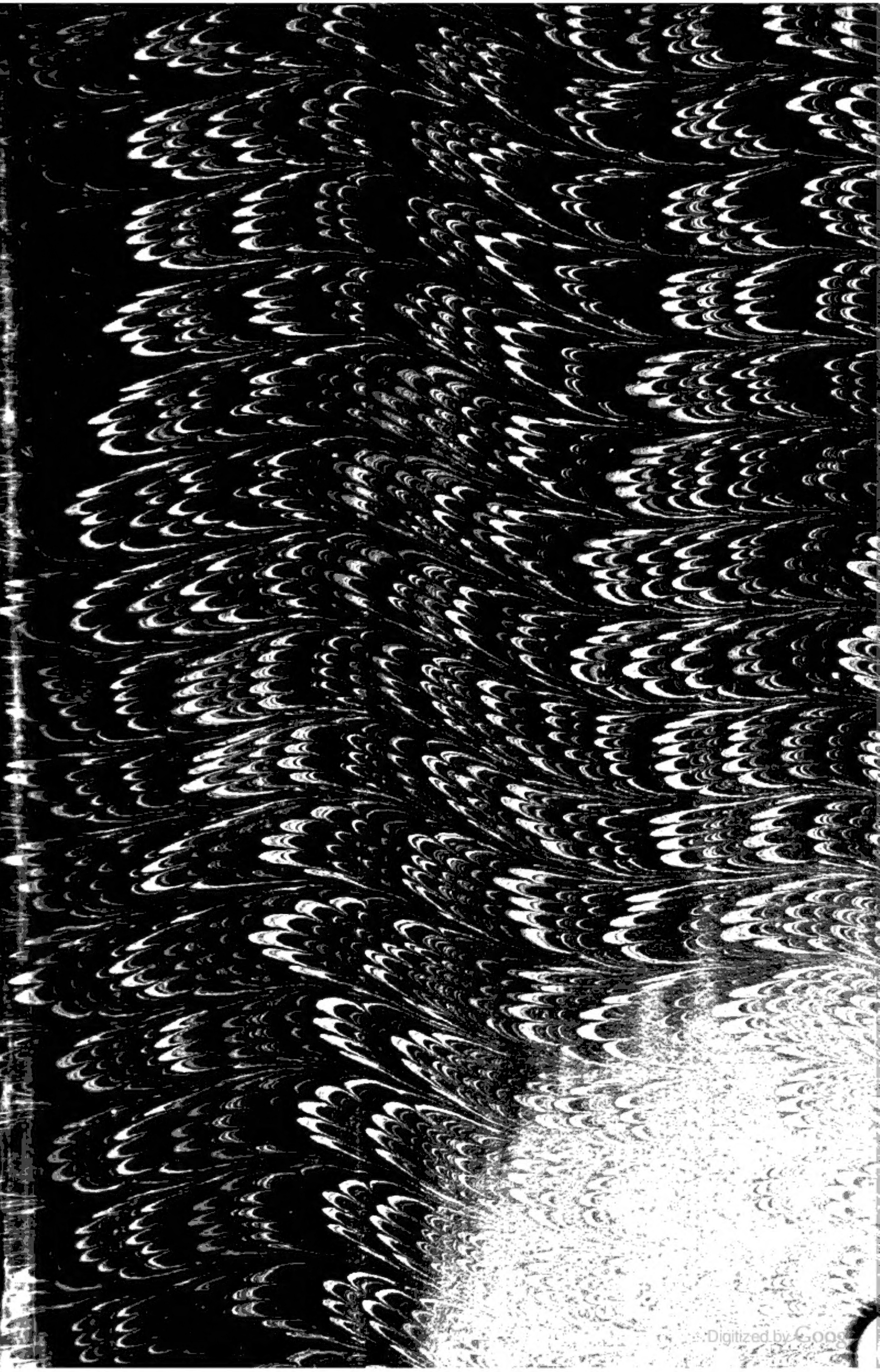
Digitized by Google


Class 401
Book G27
Columbia College Library
Madison Av. and 49th St. New York.
Beside the main topic this book also treats of
Subject No.
On page
Subject No.
On page
410



Digitized by Google

Digitized by Google

Ursprung und Entwickelung

der

menschlichen Sprache und Vernunft.

Von

L. Geiger.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Digitized by Google

Ursprung und Entwickelung

der

menschlichen Sprache und Vernunft.

Von

L. Geiger.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1868.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Meinem verehrten und geliebten

Theodor Neubürger

Dr. med.

in Freundschaft gewidmet.

Indem ich lange gehegte Gedanken dem Urtheile der Oeffentlichkeit anheim gebe, fühle ich doppelt, wie sich an sie die edelsten und theuersten Erinnerungen der Jugend nicht weniger, als ihre Hoffnungen knüpfen. Möchten sie auch jetzt dem reichen und hohen Geiste willkommen sein, dem sie zuerst geweiht und, wie ich glaube, werth gewesen sind.

Der Verfasser.

64068

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Ueberall auf Erden, wo der Mensch erscheint, ist die Vernunft seine unterscheidende und gemeinsame Eigenthümlichkeit. Der Abstand zwischen den elendesten, mißgebildetsten, unfähigsten Menschenstämmen und den höchsten lebendigen Idealen unserer Gattung ist nicht so groß, daß nicht auf diesem Boden eines allenthalben analogen Denkens eine Verständigung zwischen ihnen möglich wäre. Man hat die Bibel, und selbst wissenschaftliche Werke, in die Sprache der rohesten Völker übersetzt, und ist nirgends auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen; und es läßt sich mit Grund behaupten, daß es keinen Gedanken gibt, zu dessen Ausdruck irgend eine Sprache der Erde nicht mindestens durch eine dem Volke, das sie spricht, noch faßbare Bereicherung unmittelbar fähig zu machen wäre. Auch sind die Menschen nirgends ohne Anfänge der Cultur, der Staatenbildung und Sitte, und ohne eine gewisse Kunst und Industrie gefunden worden. Hieran wird begreiflicherweise keine Alterthumsforschung, kein unterirdischer Fund von Gebilden der Menschenhand etwas

Digitized by Google

zu ändern vermögen. Denn mögen Geräthe und Werkzeuge aus Stein oder aus Eisen, und mögen sie so roh und kunstlos sein, als wir sie uns immer vorstellen können, so sind sie ja eben nur dadurch, daß sie die Spur einer Denkthätigkeit an sich tragen, als menschlich zu erkennen. Es steht also fest: so weit unsere Beobachtung reicht, ist der Mensch vernünftig.

Und dennoch ist es nicht immer so gewesen. Die Vernunft ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und die Erde selbst sind nicht von ewig. Die Vernunft hat, wie alles auf Erden, einen Ursprung, einen Anfang in der Zeit. Sie ist aber, wie die Gattungen des Lebendigen, nicht plötzlich, nicht in aller ihrer Vollkommenheit sofort fertig, gleichsam durch eine Art von Katastrophe entstanden, sondern sie hat eine Entwickelung. Dies einzusehen haben wir in der Sprache ein unschätzbares, aber auch ein unentbehrliches Mittel. Ja ich glaube sogar, daß, so wahrscheinliche Hypothesen über den Ursprung des Menschen sonst aufzustellen sein mögen, doch Gewißheit und Bestimmtheit nur durch dieses Mittel zu erreichen sein werden. Denn die Frage ist unstreitig eine geschichtliche, und zwar eine solche, bei der nur eine ununterbrochene Reihenfolge der geschichtlichen Reste uns die Identität des Gegenstandes verbürgen kann. Man denke sich eine Vorstellung von der Urgestalt des Menschen durch Auffindung eines Skelettes unterstützt, das von der gegenwärtigen Menschenform beträchtlich abwiche; sogleich

wird der Zweifel entstehen, ob der Träger jenes Skelettes denn auch Mensch gewesen, ob er genealogisch mit irgend einer historischen Form vorhandener Menschenraçen zusammenhänge? Die Sprache hingegen trägt das Kennzeichen ihrer Menschlichkeit in sich selbst; was sich aus ihrer Geschichte ergibt, ist nothwendig die Geschichte der Ahnen unserer selbst, die wir sie reden; und zugleich ist es die Geschichte des Menschlichsten, was der Mensch besitzt, ja des eigentlich Menschlichen überhaupt: denn dieses wird nicht durch eine Besonderheit der äußeren Gestalt gebildet oder aufgehoben, sondern durch Sprache und Vernunft, mit welcher das Thier Mensch, ohne welche der Mensch Thier sein würde. Wenn sich daher ein bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Sprache feststellen und durch die Geschichte der einen die Entwickelung der andern historisch verfolgen ließe, bis zu einem Anfange, wo wir uns auf einen thierähnlichen Geisteszustand zurückverwiesen sähen, so, dünkt mich, würde gegen einen solchen historischen Beweis kein fernerer Zweifel über den Urzustand der gegenwärtigen Menschheit möglich sein.

Ich bin mir wohl bewußt, daß die Ergebnisse, welche auf diesem Gebiete zu gewinnen sind, nur unter Voraussetzung des bündigsten Beweises durch viele, ja wohl gar alle irgend in Betracht kommenden sprachlichen Einzelnheiten der ganzen Menschheit eine wirklich und allgemein überzeugende Kraft erlangen können.

Aber eben darum mußte ich mich in dem vorliegenden Werke, welches der Behandlung der Sprache von einem solchen Gesichtspunkte aus gewidmet sein soll, entschließen, einen Ueberblick über die Resultate im Allgemeinen der Einzeldarstellung vorauszuschicken, da diese nicht anders als analytisch, von dem Gegebenen zu dem Gesuchten, langsam vorschreiten kann, ein Gang, auf welchem mir zu folgen ich meinen Lesern nicht zuzumuthen wagte, ohne wenigstens das Ziel angedeutet zu haben, zu welchem ich durch denselben gekommen zu sein glaube. Wenn daher die Einleitung so Manches enthalten wird, wofür in dem gleichzeitig erscheinenden ersten Buche der Beweis noch nicht folgen konnte, so bitte ich einstweilen, zwar nicht mir zu glauben, aber doch nicht schon zu verwerfen. Freilich ist das Allgemeine niemals im Stande, die lebendige Wirklichkeit zu decken, die Natur zu erschöpfen; ja es wird oft genug über die scharfen und genauen Grenzen der Wahrheit hinausgehen und durch die Einzelbetrachtung beschränkt, ergänzt, berichtigt werden müssen. Aber indem ich diesem Bewußtsein gegenüber den Versuch einer vorläufigen allgemeinen Darstellung dennoch nicht zurückhalte, so beruhigt mich einigermaßen der Gedanke, daß die hier ausgesprochenen Anschauungen während der langen Reihe von Jahren (ich darf fast sagen: Jahrzehnte), in denen ihre Ausbildung und Durchführung mich beschäftigt hat, zum Theil von einer ganz anderen Seite ihre unabhängige Bestätigung

gefunden und in den Ueberzeugungen der Gegenwart Wurzel zu schlagen angefangen haben.[1]

Das in dem ersten Bande mitenthaltene erste Buch behandelt das Verhältniß von Laut und Begriff, das zweite und dritte, welche diesem hoffentlich bald nachfolgen werden, haben die Elemente des Culturlebens, wie sie sich in der Sprache wiederspiegeln, und die Sinnesentwickelung zum Gegenstand; erst dann werden die eigentlichen Keime des Denkens selbst betrachtet werden können.

Daß für solche Untersuchungen die indogermanischen Sprachen immer eine Hauptquelle bilden werden, liegt theils an ihrem vielseitig ausgebildeten Reichthum und der durchsichtigen Klarheit ihres Baues, theils an der vorzüglichen Bearbeitung, die ihnen nun seit einem halben Jahrhundert zu Theil geworden ist. Es ist überflüssig, die glänzende Reihe von Namen aufzuzählen, an die sich seit Bopp und Grimm die Fortschritte der Sprachwissenschaft auf diesem Gebiete knüpfen. Auch die uralten, diesem Völkerkreise angehörigen Literaturen, die in der neuesten Zeit zu Tage getreten sind, haben bis in ihre kleinsten Einzelnheiten für die Geschichte der Sprache und des Geistes die allergrößte Wichtigkeit. Was hätte man nicht

[1] Die Einleitung war im Entwurf beendet im Jahre 1852, Theile des ersten und zweiten Bandes befanden sich Anfangs 1859 in den Händen der Verlagshandlung; der Druck des vorliegenden Bandes begann mit dem Jahre 1866.

noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts darum gegeben, Proben einer Hymnendichtung zu besitzen, wie sie als Vorstufe dem Zeitalter der griechischen Rhapsoden vorhergegangen sein muß, und wie sie uns nun von einem nahe verwandten Volke in so reichem Maße vorliegen? Welcher Europäer hätte damals geglaubt, daß bei einem blutsverwandten Stamme im fernen Asien eine religiöse Literatur auftauchen würde, welche die ältesten Theile der Bibel allem Anscheine nach um mehrere Jahrhunderte an Alter, und um eine unschätzbare Summe an Alterthümlichkeit übertrifft? Das Licht, welches Colebrooke und Rosen, Roth, Benfey, Max Müller, Albrecht Weber, Kuhn, Aufrecht u. A. über die Veden verbreitet, und demnächst auch was Anquetil, Burnouf, Spiegel, Haug und Justi für die Kenntniß der Zendschriften geleistet haben, erweitert nicht nur den Bereich unserer möglichen Erfahrung über die indogermanische Vorzeit bedeutend, sondern gibt ihr auch festere Umrisse und einen Inhalt von geschichtlicher Bestimmtheit, den eine nicht blos mit dem Allgemeinsten begnügte Sprachforschung niemals vernachlässigen darf.

Wenn wir nun aber auch in erster Linie unsere Fragen in der Regel an die indogermanische Sprachwelt zu richten haben, so ist doch die stete Berücksichtigung anderer, der Sprachvergleichung zum Theil noch wenig unterworfener Kreise in keinem Falle erläßlich. Zunächst steht aus vielen inneren und äußeren Gründen der

semitische Stamm. Die chinesische Sprache kann von Niemandem, dem es um Einsicht in das Wesen des Menschengeschlechtes zu thun ist, außer Augen gelassen werden, schon wegen ihres ungeheuer ausgedehnten Gebietes, dann aber wegen ihrer typischen Eigenthümlichkeit, und endlich, weil sie eine Literatursprache ersten Ranges ist, aus der wir bis über das achte vorchristliche Jahrhundert hinaus originelle Geistesdenkmäler besitzen. Andererseits haben die von der Literaturentwicklung noch nicht berührten Sprachstämme ihre eigenthümliche Wichtigkeit, und die trefflichen Darstellungen, wie sie neuerdings namentlich Afrika auch in sprachlicher Hinsicht gefunden haben, müssen auf das Lebhafteste willkommen geheißen und in den Kreis der Untersuchung aufgenommen werden. Daß uns überhaupt nichts Menschliches fremd sein wird, daß jedes von kühnen Reisenden einem fernen Volksstamm abgelauschte oder aus Trümmern einer untergegangenen Sprache vereinzelt erhaltene Wort Reiz und Interesse hat, ist wohl erklärlich, da es sich überall in der Sprache um ein wunderbares Product handelt, in welchem Natur und Geist geeinigt und Natur Geschichte geworden ist.

Die universelle Betrachtung der Sprache, theils in Beziehung auf das Unterscheidende der Classen, theils zur Zusammenfassung des Gemeinsamen, besonders auf grammatischem Gebiete, und endlich in Gestalt der Sammlung, Ordnung und Beschreibung der mannig-

faltig auf Erden vorhandenen Sprachformen haben W. v. Humboldt, Steinthal, Lepsius, Pott, Max Müller, v. d. Gabelentz, Friedrich Müller u. A. zu ihrer gegenwärtigen Höhe gebracht.

Was die sogenannte Sprachphilosophie betrifft, so wird sie nunmehr vor einer exacten Wissenschaft auch des geistigen Theiles der Sprache wohl zu verschwinden haben. Gerade diese Seite ist es, von welcher der Sprachwissenschaft viel, wo nicht Alles, zu thun übrig bleibt. Die Ungewißheit über die Geschichte der Begriffe, über die Gesetze ihrer Entwickelung, im Gegensatze zu der des Lautes, geht tiefer, als man angesichts der großen Leistungen der vergleichenden Sprachforschung zu glauben geneigt sein sollte. Das Endresultat, zu welchem in dieser Beziehung ein höchst umsichtiger Forscher, Georg Curtius, gelangt, spricht diesen Standpunkt klar und im Wesentlichen gewiß richtig aus. „Im Uebrigen," sagt er, „befindet sich, was die Bedeutungsübergänge betrifft, die etymologische Wissenschaft noch auf dem Standpunkt des Tastens. Bisher wenigstens kommt es dabei, wie für die in mancher Beziehung vergleichbare Conjecturalkritik, hauptsächlich auf einen durch hingebende Studien reich entwickelter Sprachen genährten Sinn, für die griechische Etymologie auf vertraute Kenntniß der griechischen und der ihr zunächst verwandten lateinischen Sprache an." (Grundzüge d. gr. Et. 2. Aufl. S. 664.) Wie sehr jedoch auch der geübteste Sinn, wenn er wirklich auf bloße

Conjectur hingewiesen bleibt, der Täuschung ausgesetzt ist, und wie, solange sich dies Verhältniß nicht ändert, die vollkommenste Sprachvergleichung nicht davor bewahrt ist fehlzugreifen, dafür möge mir ein einziges Beispiel schon hier gestattet sein. Wenn irgend etwas in der sprachvergleichenden Wissenschaft heute anerkannt ist, so ist es die Etymologie des Wortes Tochter, Sanskrit duhitṛi, von duh, melken. Max Müller sieht in der Bezeichnung der Tochter als Melkerin einen lieblichen idyllischen Zug aus dem indogermanischen Hirtenleben; Benfey hat neuerdings, anknüpfend an eine Bemerkung über die sinnvolle Bezeichnung der Gegenstände von Seiten des indogermanischen Volkes, den Grundbegriff etwas anders, als „die ein Kind zu nähren Bestimmte", gefaßt. Ich kann nicht umhin, unter Hinweis auf die Ausführung über Begriffsgesetze im ersten Buche, und die Entstehung der Verwandtschaftsnamen, von denen im zweiten Buche die Rede sein wird, alle solche Etymologien aus begrifflichen Gründen für ebenso unmöglich zu erklären, als jeder Sprachforscher etwa eine Ableitung des Wortes Tochter von *τίκτω*, gebären, aus lautlichen Gründen finden würde. Es gibt eine andere, lautlich von jener nicht zu unterscheidende Wurzel, welche verbinden bedeutet haben muß, und mit *τεύχω*, bereiten, *τυγχάνω*, sich fügen, und unserem taugen, Tugend, tüchtig, zusammenhängt. Im Sanskrit findet sich diese Wurzel nicht, wohl aber die nahestehende drih

mit der Bedeutung befestigen, nebst den Wörtern druha Sohn, druhî Tochter. Die Endung ter bezeichnet in Verwandtschaftsnamen nicht nothwendig den Thäter, und die Bedeutung von Tochter ist passiv aufzufassen: die Verbundene, Verwandte. Dasselbe bedeutet auch Schwester, von der Wurzel sva, woher das lateinische suetus, gewöhnt, aber auch suus, sein, eigen, und suo, nähen, nebst dem deutschen Saum; Schwager ist eine Weiterbildung desselben Stammes; ebenso socius. Ich habe vielleicht an diesem Orte zu viel von einem Gegenstande gesagt, der ohnedies in der Folge noch zu einer umfangreichen Untersuchung Veranlassung geben wird. Aber die Nothwendigkeit, die Wortforschung von dieser Seite her aus der sonst ganz unvermeidlichen Unbestimmtheit bloßer Speculation zu befreien, schien mir einer Andeutung schon hier werth zu sein, um so mehr, als eine sichere Lehre von der Geschichte des Begriffes zugleich eine empirische Unterlage für die Philosophie zu bieten geeignet ist. Während die Philosophie lange Zeit den Anspruch erhob, über die inneren Gründe der Natur- und Geisteserscheinungen aus sich heraus zu entscheiden, hat nun umgekehrt die Naturwissenschaft durch Eindringen in das körperliche Wesen der Welt den philosophischen Problemen ein concreteres Ziel als je vorher gezeigt, und es entfaltet sich nunmehr vor uns die Aufgabe, ebenso auch für die dunkle Innenseite der Dinge, für das Denken, Wahrnehmen und Empfinden, in einer

nicht weniger empirischen Wissenschaft ein neues Licht zu suchen.

Die bloß lautliche Seite der Sprachentwickelung ist von dem gegenwärtigen Werke seiner eigentlichen Absicht nach ausgeschlossen. Um so unumgänglicher war es, einzelne dahin gehörige, für die Beurtheilung so mancher Erscheinung indirect wichtige Fragen in etwas umfangreicheren Anmerkungen zu behandeln. Dasselbe gilt von ethnologischen Problemen. In welchem verwandtschaftlichen Verhältniß z. B. die Römer zu den Griechen stehen, ist für die innere Sprachgeschichte an sich gleichgültig, aber eine Menge Einzelnheiten werden je nach verschiedenen Standpunkten zu diesen Fragen verschieden aufgefaßt werden können. Noch immer wird bei Schlüssen auf frühe Zustände der Gegensatz zwischen solcher besonderen Verwandtschaft und der Gesammteinheit des Sprachstammes nicht überall festgehalten. Das soeben erschienene verdienstliche „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache" von August Fick läßt diesen Unterschied wohl absichtlich außer Acht, und von seinem Standpunkte vielleicht mit Recht; aber sichere Schlüsse über das indogermanische Urvolk sind nur in beschränktem Maße möglich, bis wir ein vollständiges, nach Sprachen geordnetes, vergleichendes Wörterbuch besitzen, aus dem, in Verbindung mit der vergleichenden Grammatik, wir die relativen Zeiten der Sonderung jedes Volkes von dem gemeinsamen Grundstamm ermitteln können. Was die Urheimath

der Indogermanen betrifft, so hat Benfey in dem geistreichen, dem erwähnten Buche vorausgeschickten Vorworte die Frage in eine interessante neue Phase gebracht, indem er aus dem Mangel eines gemeinsamen Namens für den Löwen, den Tiger, das Kameel, bei Uebereinstimmung in der Benennung von Bär und Wolf, Rind, Schaf, Ziege, Hund, Pferd u. a., auf Europa als Ursitz schließt. Auch der Biber gehört zu den ursprünglich bekannten Thieren. Die Baumvegetation spricht gewiß nicht gegen jene Ansicht: als sämmtlichen Völkern des indogermanischen Stammes gemeinsam ist (wie Pott bemerkt hat) nur die Birke mit Sicherheit nachzuweisen; nächstdem findet sich in mehreren Sprachen Uebereinstimmung von Namen der Buche, Föhre, Weide und Eiche. Auch muß man gestehen, daß ein einmaliges Ueberströmen einer weitausgedehnten Bevölkerung in das innere Asien leichter zu denken ist, als eine mehrfach in Zwischenräumen wiederholte Einwanderung von Asien nach Europa. Man kann daher der Ausführung dieser Meinung von Seiten eines solchen Mannes nur mit Spannung entgegensehen. Wie sehr übrigens die Frage nach den äußeren Zuständen eines Volkes mit allgemeinen Gesetzen in Berührung kommen kann, mag folgendes Beispiel zeigen. Die indogermanischen Völker haben keine Artnamen von Fischen miteinander gemein, (man müßte denn etwa den Karpfennamen çaphara mit κυπρῖνος vergleichen wollen),

während es bei den Vögeln der gemeinsamen sehr viele gibt. Der Aal, welcher eine Ausnahme zu bilden scheint, wurde nicht als Fisch angeschaut, und ist noch in der Ilias von den Fischen unterschieden. Man kann nun allerdings zunächst schließen, daß jene Völker keine Fischer gewesen sind, worauf auch noch in den Anfängen der Literaturen Manches deutet. Aber da sich in den semitischen Sprachen dieselbe Eigenthümlichkeit findet, so ist der Grund wohl tiefer zu suchen, und wir dürfen annehmen, daß der Begriff Fisch erst sehr spät aus seiner Allgemeinheit hervortritt und Artbegriffe neben sich entwickelt.

Zu den ethnologischen Fragen, die dem Plane des gegenwärtigen Werkes grundsätzlich fern liegen, gehört auch die letzte nach dem ein- oder mehrfachen Ursprunge der Sprachen. Diese Frage, welche eigentlich keine andere ist, als ob der Mensch schon vor der Entwickelung der ersten Sprachkeime über die Erde verbreitet gewesen sei, oder nicht, stellt zugleich den einzig haltbaren Sinn des Gegensatzes zwischen Monogenismus und Polygenismus dar. So sehr ich hoffe, die wesentliche Gleichheit aller Sprachanfänge nachweisen zu können, so ist damit doch für einen einzigen und identischen Anfang noch nichts entschieden. Nur kann aus der charakteristischen Individualität, die wurzelhaft verschiedene Sprachen von einander zu trennen pflegt, auch nicht auf das Gegentheil geschlossen werden. Die Natur, das sehen wir allenthalben, hält einmal

gewonnene Typen mit einer unglaublichen Zähigkeit fest. Auch verwandte Völker treten nie anders, als mit scharf gesonderter Individualität, die sie im Wesentlichen ein für allemal beibehalten, vor unser Auge. Wie ganz griechisch ist nicht schon Homer, wie ganz indisch die Veden! Die individuelle Ausprägung ist, wenn auch unter geringerer Abweichung, doch bei diesen verwandten Völkern eben so scharf, wie im Großen bei den Chinesen, Hebräern, Aegyptern, bei denen es allerdings ein seltsames Schauspiel gewährt, die ältesten Geschlechter schon ganz in demselben Geiste handeln und sprechen zu sehen, wie die spätesten Individuen.

Außer Verwandtschaft, Gleichheit oder Identität gibt es noch etwas, was in einem Umfange Uebereinstimmung in der Menschheit hervorbringen kann, welcher nicht unterschätzt werden darf, nämlich die Entlehnung. Ich habe der Betrachtung derselben in diesem Bande, besonders in den Anmerkungen, manche Seite gewidmet, nicht nur, weil auch ihre Feststellung in vielen einzelnen Fällen zur Wahrung vor irrigen Schlüssen nöthig wird, sondern auch, um bei dem großen Gewicht, das ich auf eine innere Uebereinstimmung in allem Menschlichen legen zu müssen glaubte, dem Mißverständnisse einer Unterschätzung jener gewaltigen äußeren Veranlassung zu begegnen. Ueberdies hat der bis in die fernste Vorzeit reichende und und zugleich die ganze Erde umspannende geistige

Verkehr, nebst so mancher für die Geschichte unseres Geschlechtes aus ihm zurückbleibenden Spur, auch an sich einen eigenen, fesselnden und die Beobachtung immer wieder anregenden Reiz.

Wenn ich es in dem Vorstehenden versucht habe, von den Zielen und leitenden Gedanken Rechenschaft zu geben, die mir bei dem gegenwärtigen Unternehmen vorgeschwebt haben, so wage ich zu hoffen, daß die Größe der Aufgabe nicht zum Maßstabe der Beurtheilung, sondern vielmehr für manche Unvollkommenheit und vieles noch nicht Erreichte zur Entschuldigung dienen möge.

Es bleibt mir noch ein Wort über die Transscription fremder Sprachlaute zu sagen übrig. Ich habe dabei nur den Zweck verfolgt, die Wörter für jeden der betreffenden Sprache Kundigen unzweideutig erkennbar darzustellen, mit möglichster Vermeidung auffälliger und fremdartiger Bezeichnungen. Daher sind z. B. gewisse für diesen Zweck unwesentliche Unterscheidungen des Nasals im Sanskrit unberücksichtigt geblieben; im Uebrigen schließt sich die Umschrift der Sanskrit-, Zend- und altpersischen Wörter, sowie derjenigen aus semitischen Sprachgebieten, gebräuchlichen Systemen fast durchaus an und erklärt sich durch sich selbst. Für Wörter aus anderen Sprachen, soweit sie transscribirt sind, gilt, wo die Abweichung nicht ausdrücklich bemerkt wird, die deutsche Aussprache, wobei sh den dem französischen j gleichenden Zischlaut

bezeichnet; Aspirirung eines Consonanten ist durch Hinzufügung von h ausgedrückt, und für den Laut unseres ch zuweilen der Deutlichkeit wegen, z. B. wenn s vorhergeht, kh gewählt. Die russischen Vocale sind nach der Schrift wiedergegeben, ohne Rücksicht auf die Abweichungen der heutigen Aussprache.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne dankend der zuvorkommenden Bereitwilligkeit zu gedenken, mit welcher Herr Bibliothekar Dr. Haueisen die ausgedehnteste Benutzung der Bibliothek meiner Vaterstadt mir auf jede Weise erleichterte und durch vielfache Belehrung doppelt schätzbar machte. Auch der gr. Hofbibliothek zu Darmstadt bin ich zu Dank verpflichtet.

Frankfurt am Main, im December 1867.

L. Geiger.

Inhalt.

Seite

Einleitung 3

Erstes Buch.

I. Der Dreischritt der Vernunft. Die Begriffe sind in einem Zustand geringerer Unterscheidungsfähigkeit entstanden. Entwickelung des Sinnenscheins. Die Worte gehen von Extremen aus. Unzertrennlichkeit von Denken und Sprache. Geschichtliche Sprachbeobachtung führt zu einer empirischen Kritik der Vernunft. Nicht die Vernunft hat die Sprache verursacht, sondern umgekehrt. Die Begriffe werden nur aus ihrer Entwickelungsgeschichte erklärlich. Schwierigkeit, dieselbe bis in die Urzeit zu verfolgen. Nothwendigkeit eines analytischen Verfahrens. Etymologie 91

II. Aelteste Speculationen über die Sprache. Etymologie der Urzeit — in der Bibel — in den Brahmana's — den Rigvedaliedern. Bei den Chinesen. In Dahome und Baghirma. Bei Homer und den Tragikern. Aristoteles — Cicero — Hegel. Analogie. Grammatik und etymologische Wissenschaft. Die Wurzeln. Grenze des analytischen Verfahrens 116

III. Lautwechsel unabhängig von der Bedeutung. Lautverschiebungen — Lautzerstörungen — Gänzlicher Untergang von Sprachelementen. Ungeheure Wandelbarkeit mancher Wurzeln — Gleichheit und Verschiedenheit des Lautes, kein Kriterium für die der Worte. — Ursache dieser unaufhaltsamen Veränderung. Princip der Störung. Vocalverlust. Einfluß des Accents. „Guna". Jugend der Vocale. Die Theorie der Schallnachahmung wird unmöglich. — Die letzte Ursache der Lautzerstörung ist Zusammensetzung. Dissimilation. Worte entstehen wie Planeten. — Jugend mancher Consonanten. Aeußerst beschränkter Kreis der Urwurzeln.

Seite

Nothwendige Vieldeutigkeit derselben. Jugend der Begriffscombination, Zusammensetzung und Ableitung. Verdoppelung, ursprünglich zwecklos. Die Urelemente zu begrifflicher Unterscheidung wenig geeignet — und auch selbst noch gleichdeutig. Problem des Sprachverständnisses; seine typische Wichtigkeit 135

IV. Kehrseite der obigen Betrachtung: Begriffswandlung unabhängig vom Laute. Haben sich die Begriffe des Menschen vermehrt? Die älteste Form der Begriffe ist die des Zeitwortes. Warum? Gegensatz der entfalteten und unentfalteten Sprache. Entstehung einer chinesischen Genitivpartikel. Gliederausbildung im Satze. Herabsinken des Urtheils zum Begriff. Entwickelung von Ausdrucksmitteln für Verhältnisse. Gefahr des Mißverständnisses vor deren Vorhandensein. Verminderung der Verbalbegriffe gegen die Urzeit hin. Unbrauchbarkeit der Sprache als Verständnißmittel auf sehr frühen Stufen. — Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist für die Möglichkeit der Mittheilung unentbehrlich. Wie sie entstanden sei? Scheidung der Bedeutungen durch den Gebrauch. Wichtigkeit der zufälligen Entwickelung in der Sprache. — Kritik des Zufalls. Alles Vorhandene hat eine empirisch-zufällige Seite. Besondere Bedeutung dieses Satzes für die lebendige Welt. Gattungsgeschichte 193

V. Bedenken gegen die Etymologie wegen der Zufälligkeit in der Sprachbildung. Gegensatz zu dieser. Die Entwickelung der Bedeutung folgt Gesetzen. Bedeutungsforschung. — Meinungen der Griechen über Zufall und Nothwendigkeit; Physis und Thesis. Das Natürliche mit dem Vernünftigen identificirt. Vermeintlicher Gegensatz zwischen organischen und anorganischen Sprachgebilden. Staatliche und religiöse Theorien. Die französische Revolution, ein Kampf der Physis. Veränderte Anschauung unserer Zeit. Verhältniß des Angeborenen und Anentwickelten. Angeborene Ideen. Die Allgemeinheit gewisser Ueberzeugungen ist nur aus übereinstimmender Entwickelung zu erklären. Nothwendigkeit derselben Erklärung für die Begriffsbildung. Grenze zwischen dem Zufälligen und Gesetzlichen in der Sprache. Erweiterter Begriff der Sprachvergleichung 251

VI. Mitwirkung des Zufalls bei der Begriffsbildung. Wunderliche Entwickelungsgeschichte mancher Worte. Begriffswörter

Seite

aus Eigennamen gebildet. Entlehnung und Entstellung. Umdeutung von Fremdwörtern; deßgleichen von einheimischen. Uebersetzung. Irrthum und Mißverständniß als Quelle der Wortbildung. Großer Umfang der Sprachmischung. Seltsame Wanderungen der Wörter. Völkerberührungen: Mexiko mit Ostasien; Chaldäa mit China und Indien; Indien mit den Arabern und Europa. Persien und Indien; die indischen Casten persischen Ursprungs. Einfluß Babyloniens und Aegyptens auf die Bildung der alten Welt. Sprachliche Spuren in den alten Sprachen. — Kriterium der einheimischen Entstehung eines Wortes. Abweichung von der Gesetzlichkeit der Begriffsentwickelung gehört nur jüngeren Sprachschichten an 274

VII. Beispiele analogischer Begriffsentwickelung. Der Begriff Barbar bei den Herero, Griechen, Indern, Germanen und Semiten. Unzulänglichkeit der bloßen Lautforschung für die begriffliche Erklärung vieler Wörter. Donner, Ton, dünn und dehnen; ob wurzelverwandt? — Unvollkommenheit apriorischer Schlüsse über Begriffsursprünge. Das Zahlwort acht. Freiheit innerhalb der Begriffsentwickelungsgesetze 300

VIII. Die übereinstimmende Begriffsentwickelung und ihre Bedeutung für das Verständniß der Vorwelt. Der Begriff Meister. Semitische und romanische Analogien. Gesetz der Titelbildung. Chinesische Bezeichnung des Lehrers. Begriffszusammenhang zwischen Dienstbarkeit und Jugend. Das Bruderverhältniß der Urzeit und seine sprachlichen Reflexe. Pflichten des jüngeren Bruders nach der chinesischen Sittenlehre. Reste der gleichen Auffassung bei Homer. Deßgleichen bei Hebräern und Indern. — Jünger und Herr. Die Brüderschaften und das Vasallenverhältniß. Caedmon. Der Satan ein Jünger Gottes. — Fernere asiatische und afrikanische Analogien. Eine mythologische Gestalt der Kaffern. — Licht, das aus der Etymologie auf Anschauungen heutiger Naturvölker fällt. Verwandtschaftstitel der Indianerstämme. Rede des Häuptlings Canassatigo. Parabel der Tschiroki über die Schöpfung der rothen und weißen Menschen. — Ein finnischer Göttername, nach Castren. Wichtigkeit des Bruderpaares in der Sagenbildung. Kain und Abel bei den Tongainsulanern. Ursprüngliche geistige Einheit des Menschengeschlechts 322

Seite

IX. Absterben der Begriffe. Umwandlung der Functionen. Sprachliche Unterscheidung zwischen Belebtem und Leblosem. Geschlechter im Telinga, bei Semiten, Aegyptern und Hottentotten. Die 18 Genera der Kaffernsprachen. Das Weib als Sache. Kampf der Sprache gegen die Widersprüche des Genusprincips. — Der Dual, seine Verbreitung und sein Schwinden. — Der Comparativ. — Urweltlicher Ueberfluß; er geht bei glücklicher Entwickelung in mäßigen Reichthum über. Pronomina der Australneger. Zweifaches Wir in verschiedenen Sprachkreisen. Trial und Vierzahl in den melanesischen Sprachen, neben mangelhafter Entwickelung der Zahlbegriffe. Vater-, Bruder-, Schwager- und Gatten-Dual der Australier. Hottentottische Pronomina. Formenreichthum der amerikanischen Sprachen. — Imperativ und Vocativ. Mangelhafte Zeitanschauung der Sprache. — Reste urzeitlichen Denkens in heutigen Sprachformen. Allgemeines Interesse der Begriffsgeschichte. In wiefern das Verständniß durch sie erhöht werde? Idealistischer Gehalt der Worte. Analytischer Weg zur Aufstellung eines Kanons der Begriffsentwickelung 359

Anmerkungen.

Etymologien der Genesis 397

Unächtes in der Rigvedasanhita. Gegensatz zwischen jüngeren und eigentlich unächten Theilen. Geeignete Orte für die Einschiebungen. Hymnus I, 50; Formel wider die Gelbsucht. Innere Kennzeichen unächter Stellen 397

Wortspiele in den Rigvedaliedern: Indra, Waju, Mitra und Varuna, Agni, Açvin's, Savitri 401

Wortspiele in der Bibel und bei Homer. Isaak und Odysseus. Abweichung vom Sprachgebrauch zu etymologischen Zwecken. Versteckte Beziehungen im gegenwärtigen Bibeltext. Homer's Traumthore 403

Einheimische etymologische Erklärung des Ahuangagi-Sees in Dahome 405

Etymologien und Namenspiele bei griechischen Dichtern. *Παρὰ γράμμα λέγειν* 406

Etymologie von *μνήμη* bei Plato und Aristoteles. Beständigkeit gewisser Wortableitungen im Alterthum. Kratylos . 407

Analogienspiel im Rigveda und bei Homer 407

Semitisches Wurzelgesetz 408

Semitische Verschiebung der Zischlaute. Stellung des Aethiopischen.

Seite

Verschiebung als Sprachfehler. Armenische Lautverschiebung; ihr geringes Alter 408

Germanische Lautverschiebung. Ausnahmen. Thlakvus. Vater, Mutter u. s. w. Gut, Gott, halt, Held, Sippe u. A. Der allgemeinere Wechsel zwischen Aspirata und Media ist nicht Verschiebung. Muthmaßlicher Anfang der germanischen Verschiebung. Frische Analogie. Lautverschiebung eine Art der Lautzerstörung 409

Seltenheit des l in der Rikſanhita. Sein Vorkommen Verdachtsgrund gegen Aechtheit. Aeltestes Sanskritalphabet aus Buddha's Kinderzeit 411

Griechisch-indisches Wurzelgesetz. Graßmann's Theorie der weichen und harten Aspiraten 412

Indogermanische Anlautgruppen mit s. Νήδυμος. Angeblich aspirirende Wirkung des s 412

Verwandtschaftsverhältniß der semitischen Sprachen. Vorurtheil besonderer Verwandtschaft zwischen Hebräern und Chaldäern. Verhältniß der Aramäer zu den Arabern. Behandlung der Zischlaute in den verschiedenen semitischen Sprachen. Behandlung des ô (au) im Arabischen und Aramäischen. Diminutivform. Ein hebräisch-aramäisches Lautgesetz. Stellung der Assyrer 414

Spuren eines verlorenen Zischlautes im Chaldäischen. Vaterland des Alphabets 417

Aelteste Form des hebräischen Artikels. Einconsonantige Wurzeln 418

Verschwundene chinesische Endconsonanten; Vergleichung von Dialecten und verwandten Sprachen 419

Indogermanische Anlautgruppen mit w; mannigfaltige Art ihrer Beseitigung. Fremdartiges Ansehen indogermanischer Wörter in ihrer Urgestalt 420

Einführung der Schrift in Tibet 421

Verhältniß der Schrift zur Sprache im Tibetanischen. Lepsius' Entdeckung hinsichtlich der tibetischen Präfixe. Afrikanische Anlautgruppen 421

Griechisches s aus ps; Apsaras; σῶμα 422

Lautvariation 422

Griechischer Vocalvorschlag 422

Begriffsdifferenziirung in Folge von Lautvariation 423

Ἄνθος, andhas; flos 425

Sanskritvocale aus stummen Vocalen (Halbvocalen) entspringend. Ungeschriebene Halbvocale in den Vedaliedern 426

Seite

Behandlung accentloser Vocale im Indogermanischen, Tibetanischen, Semitischen. Lepsius' Erklärung der Modulationen einsilbiger Sprachen; seine statistische Vergleichung des Vocalverlustes im Englischen und Tibetanischen. Ein hebräisches Consonantenverdoppelungsgesetz 426

Guna. Unhaltbarkeit der indischen Auffassung. Relative Ursprünglichkeit der Diphthongen; Vermuthung über ihre Entstehung; Uebergang von ja, va in i, u 429

Παππάζω 431

Widersprüche zwischen den Principien der Assimilation und Dissimilation. Anähnlichung; Brechung, Umlaut. Tatarische Vocalharmonie. Entgegengesetztes Streben der semitischen Vocalisation. Ἰησοῦς 431

Alter des h. Die Laute tsch, dsch, sch im Urgriechischen und Slavischen 432

Stellung der Griechen unter den Indogermanen. Vorurtheil wegen ihrer engen Verwandtschaft mit den Römern. Alte Einwirkung der Griechen auf Italien; vorliterarische Fremdwörter. Celto-romanische Verwandtschaft nach Lottner. Ariohellenische Urzeit. Sprachliche Spuren; Mythologie; Metrik. Indisch-griechische Geistesverwandtschaft 434

Jugend der Partikelcomposition. — Wittwe 437

Griechische Verbalcomposition. Scaliger 439

Altsemitisches Wortbildungsgesetz. Spätere Vernachlässigung desselben 439

Tschi-tse. Chinesische Partikeln (so, jung) 440

Indogermanische Partikel- und Flexionsentwickelung (sa-, ge-, reflexives sva; -te, -bam; -ung). Semitische Partikeln . 441

Armuth des Althebräischen an Hülfszeitwörtern 443

„tschi tschi tschi tschi“ 443

Differenziirung von lateinischen Wörtern in den romanischen Sprachen und im Deutschen. Gruft, Ziegel u. a. . . 443

Thun im Altdeutschen 443

Neuhochdeutsche Orthographie; Berechtigung des Herkommens 444

Geniren, Barke 445

Lateinische Wörter im Neuhochdeutschen und anderen deutschen Dialecten. Vielfache Quelle und frühe Verbreitung deutscher Fremdwörter. Rollen; täuschender Anschein von Schallnachahmung. Samojedische Wörter im Deutschen. Degen 446

Monkey 448

Seite

Wortumdeutung. — Einöde; Ehrfurcht; Hexenschuß; Rothstall 449
Wortbildung durch Uebersetzung. Deutsch 449
Umdeutung von Fremdwörtern 451
Große Verbreitung griechischer Fremdwörter; Teufel . . . 452
Fremdwörter im Sanskrit aus dem Griechischen, Lateinischen, Arabischen. Schakal. Denar 452
Verbreitung von Sanskritwörtern. Der Finsternißdrache . . 453
Berührungen zwischen China, Indien und Chaldäa; der Name China 456
Musikalische Wechselbeziehungen zwischen Indien und Europa. Solmisation und Bocedisation. Einführung des si . . . 456
Wanderung von Fabeln und Mährchen. Verbreitung indischer Erzählungen über Afrika. Hasenmährchen der Betschuanen und Bari. Indisches Mährchen in Bornu. Weg dieser Wanderungen. Aegyptischer Ursprung griechischer Thierfabeln. Parturiunt montes 458
Semitisches im Zend 460
Persisch-indische Einflüsse. Sanskritfremdwörter aus dem Persischen 461
Ananchites und Onyx 462
Wanderung von Thiernamen. Das Pferd bei den Aegyptern; ob der semitische Name einheimisch? Caballus, vielleicht ein afrikanisches Wort. Löwe. Kaf (Affe); Beziehung zwischen ägyptischer Chronologie und der Entstehungszeit der Rigvedalieder. Indischer Name des Nashorns in Afrika; afrikanischer Name des Elephanten in Indien und Vorderasien. Die Antilope Oryx. Der Hund; seine Stellung bei dem indogermanischen Urvolk und in der Mythologie 463
Entlehnung zwischen Semiten, Indogermanen und Aegyptern 468
Prâtiçâkhja's und Massora, Brahmana's und Talmud . . . 470
Τόνος, τάσις 472
Tâna, grâma 473
Zählung der Bassuto. Sanskritzahlwort bei denselben . . . 475
Saïr, âsum. Samaritanische Hymnen 475
Bruderpflicht nach den „heiligen Geboten“ der Chinesen . . 477
Pflichten des jüngeren Bruders nach Plutarch 477
Ausdeutung. „Jedem das Seine“ 478
Hehr, höher. Frau 478
θεός, deus 479
Pascha. Gegenwärtige Bezeichnung des Bruders bei den Türken 479

Seite

Lateinische Genusregeln. Geschlecht der Thiernamen in den indogermanischen Sprachen. Schwankung und Differenziirung der Genera; Walten des Zufalls 480
Semitische Dual- und Pluralendung 482
Semitischer Comparativausdruck. „Der jüngste Tag". Rabbuni. — Vor 484
Einfluß der Bekanntschaft mit fremden Literaturen auf die Entwickelung einer Sprache. Verhältniß des Neuhochdeutschen zum Neuschwedischen und Neuniederdeutschen, des Griechischen zum Aethiopischen 485
Paar 485
Berichtigungen 487

Einleitung.

Digitized by Google

Das Denken, dessen sich der Mensch als einer räthselhaften, ihm allein von allen ihm bekannten Wesen zugefallenen Gabe, wie der ihm angeborenen Organe, mit einer Art von ihm selbst verborgener Weisheit fortwährend bedient, tritt uns aus der unendlich wunderbaren Erscheinung lebendiger Mechanismen als das Wunderbarste und Vollkommenste entgegen. Denn wenn wir den Bau der Organismen um so erstaunlicher finden, je mehr durch eine Reihe kleiner, dem Anscheine nach weise in einander gefügter Mittel bedeutende Wirkungen für ihr Bestehen oder die Vollkommenheit ihres Daseins erfolgen; wenn es eine hohe Verwunderung erweckt, ein Thier von Natur mit den seiner Lebensweise angemessenen Werkzeugen und Waffen gegen seine Feinde begabt zu sehen; wenn uns ein Gefühl der Verehrung jener Zweckmäßigkeit gegenüber ergreift, mit welcher die geheimnißvolle Kraft des Triebes ein lebendiges Wesen alle seine Theile nicht nur auf seine eigene Erhaltung, sondern auch auf die des noch ungeborenen Geschlechtes verwenden läßt; so ist gewiß schon in dieser Hinsicht das Denken bewundernswerther als alles. Denn es ist dem Menschen alles dies zugleich: Werkzeug, gleich den raschesten thierischen zum Laufe auf der Erde, Flosse in dem Meere, Flügel in der Luft;

Waffe gegen die verschiedensten und stärksten Wesen, Schutz selbst gegen übermächtige Kräfte der Natur; es verleiht ihm Wahrnehmung des in Raum und Zeit Entfernten, Voraussicht und Erinnerung, und durch alles dieses nicht nur eine Herrschaft über das Lebendige und Todte und eine mächtige Wirkung aus der Ferne zur Beförderung seines Daseins, sondern selbst Wünsche und Zwecke außer diesem, und eine Gewalt über seinen eigenen Bau, bis zu der Möglichkeit, ihn durch die Mittel seiner Erhaltung willkürlich zu zerstören.

Aber es gibt noch eine andere und vielleicht noch wichtigere Seite, von der aus das Denken unsere Aufmerksamkeit und unsere Bewunderung in Anspruch nimmt, indem es von allen seinen äußerlichen Wirkungen und Erfolgen für den Organismus abgesehen, in das Innere der Welt und in den verborgenen Zusammenhang der Dinge dringt und eine von allen anderen auf der Erde sehr verschiedene Kraft in dem Menschen ganz allein bewirkt, nämlich Erkenntniß. Während der den Instinct ersetzende, die thierische Klugheit überbietende Menschenverstand als ein ebenso nützliches wie künstliches Werkzeug betrachtet werden kann, so sehen wir in der Erkenntniß eine Art von zwecklosem Kunstwerk in der Natur erstehen; wir sehen in dem Haupte eines Menschen die Welt in ihren Tiefen und das Geheimniß ihrer Gründe, sei es abgespiegelt, sei es vorgebildet; wir sehen ihn durch eine Harmonie der Verkettung der Ursachen und Wirkungen in ihm und außer ihm sogar das niemals Wahrgenommene aus sich selbst erschließen, das der Erfahrung Zugängliche vor der Erfahrung voraussetzen und entscheiden, und über sie hinaus in die Seele der Geschöpfe und in den Mittelpunkt des Weltalls blicken; ja endlich von sich selbst befreit,

sich den ihm fremden Gegenständen gleich setzen und wie ein Zuschauer und Betrachter des Spieles seiner eigenen Thätigkeiten und Gedanken vor sich stehen.

Beobachten wir die Denkkraft im Verlaufe ihrer Thätigkeit, um wo möglich den Ursachen auf die Spur zu kommen, die zu so auffallenden und ungewöhnlichen Wirkungen führen, so scheint diese Kraft eigenthümlich frei und von der Nothwendigkeit und dem Gesetze der Ursachen unabhängig zu sein. Schon die Möglichkeit des Irrthums, die Relativität so vieler unserer Vorstellungen, Begriffe, Ueberzeugungen deutet auf eine solche Unabhängigkeit des Denkens von dem unerbittlichen Gesetze, das die gesammte Außenwelt beherrscht. Zwei Körper entwerfen Bilder von gleicher Größe auf unser Auge: warum bringen diese Bilder nicht unbedingt die Vorstellung von ihrer Gleichheit in uns hervor? warum kann diese Gleichheit bezweifelt, warum muß sie bewiesen werden? Wie könnte ferner das Denken einen und denselben Theil der Welt für sich allein betrachtet als Auge, oder in Beziehung zu Größerem als Glied, oder mannigfach mit immer Mehrerem verbunden als Antlitz, Haupt, Körper, Knabe, Mensch und Wesen fassen, und bald aufwärts steigen, das Einzeldasein der Theile vernichtend, bis es an ein Letztes, Einziges, Allumfassendes gekommen ist, dem allein noch Dasein zugeschrieben wird, das All, oder die Welt, oder das Dasein selber; bald das Ganze seinen Theilen gegenüber läugnen, bis es abwärts zu den Atomen gelangt, und zu den Elementen; bald in einem großen Raume zwischen beiden Unendlichkeiten schwanken: wenn die Welt des Geistes mit unbedingtem Zwange aus der wirklichen, und die Gestalt der Vorstellung wie die Wirkung aus der Ursache mit Noth-

wendigkeit aus ihrem Objecte folgte, und nicht vielmehr eine gewisse Selbstständigkeit, Freiheit und anscheinende Willkürlichkeit in dem Wirken jener Kräfte waltete, welche die Welt nicht wie nach dem Urbilde, sondern nur wie aus dem Stoffe der äußeren, in uns aufs neue bauen?

Diese Unbedingtheit der Gedanken ist es auch, welche auf das Gebiet der unter ihrem Einflusse stehenden Handlungen fortgepflanzt, im Gegensatze der einförmig ablaufenden Triebes- und Willkürthätigkeiten der Thiere zu der Erscheinung einer Art von Ungebundenheit und Grundlosigkeit führt, welche Willensfreiheit genannt wird, aber nichts ist, als die Abhängigkeit des Willens von dem Denken, und Freiheit nur insofern diesem Freiheit eigen ist; so daß also der Mensch, wohin das Denken immer eingreift, durch dies allein, wie in den inneren Zuständen seiner Seele, so auch selbst in seinen Wirkungen nach außen hin einen Standpunkt über der Natur und außerhalb ihres Gesetzes zu gewinnen scheint. Es ist nicht zu verwundern, wenn eine scheinbar so wenig von der Wirklichkeit berührte und mehr als irgend etwas in das Dunkel, auf welches die Begreiflichkeit der Dinge aufgetragen ist, hinüberführende, in der Mitte einer irdischen Umgebung fast fremdartig erscheinende Seite des Daseins für wahrhaft übersinnlich und losgetrennt von dem Stoffe gehalten werden konnte: um so mehr da die Vergleichung der Thierkörper mit den menschlichen auch in dem Organismus keinen dem Gewaltigen des Erfolges entsprechenden Gegensatz der Ursachen entdecken läßt.

Bei einer solchen Unbegreiflichkeit könnten wir uns nun freilich, zwar nicht insofern wir Menschen sind, als welche wir uns von einer unaufhörlichen und völlig schrankenlosen

Sehnsucht gedrungen fühlen, Alles zu ergründen, aber doch insofern wir das Gegebene wissenschaftlich beobachten, ebenso wohl beruhigen, wie bei der Betrachtung der körperlichen Vorgänge und Verrichtungen eines gegebenen an sich höchst wunderbaren Organismus; und wir müßten es auch wohl vielleicht, hätte nicht die Gedankenthätigkeit von einem gewissen Punkte an eine nachweisbare Geschichte, mit welcher ihre Entstehung selbst der Empirie verfällt und aufhört etwas zu sein, worauf die Wissenschaft als auf etwas Jenseitiges und Versagtes, Metaphysisches und für die Einzelerscheinung Gleichgültiges verzichten müßte oder dürfte. Es ist dies der Punkt, wo das Denken mit der Sprache zuerst eine Beziehung eingeht: eine Thatsache, die ebenso gewiß geschichtlich ist, wie das erste Auftreten des Menschengeschlechtes auf der Erde.

Die einfachste Betrachtung der Sprache zeigt sie schon allein für sich und ohne Rücksicht auf ihr Verhältniß zur Vernunft auch ihrerseits jedem noch so ungebildeten Verstande, der sie nur als Mittel der Gedankenmittheilung aus dem Verkehre der Menschen hinwegdenkt, sofort als unübertrefflich zweckmäßig. Genauer betrachtet, erweckt sie durch ihren unbeschreiblich feinen Bau, durch eine in verwickelten Umbildungen bewahrte Regelmäßigkeit noch größere Bewunderung. Wir fragen uns, wie es möglich sei, daß bei der Abwandlung eines Wortes so viele Gesetze zur Anwendung gebracht werden, wie schon die Grammatik bei gewissen Formen fordert, und das nicht in *einem* Falle, sondern in allen analogen: Gesetze, welche oft in ihrem gemeinsamen Zusammenwirken auf ein einziges Wort von dessen ursprünglicher Gestalt kaum mehr etwas übrig lassen, wodurch sich jedoch, was nicht weniger zu bewundern ist, das Sprachgefühl oft gar

nicht irren oder hindern läßt, das so veränderte Wort seinem Ursprunge gemäß richtig zu gebrauchen. Sehen wir nur, wie viele Veränderungen z. B. bei Bildung der verschiedenen Formen eines griechischen Zeitwortes vor sich gehen; wie viele grammatische Regeln erforderlich sind, um es begreiflich zu machen, warum aus τρέφω, ich nähre, werden muß τέθραμμαι, ich bin genährt worden; oder um die Ableitung zweier Wörter wie hektisch und Schema aus Einem Stamme zu erklären, denen im Griechischen kein einziger Buchstabe gemeinsam ist. Wir selbst, wenn wir von ankommen die Ankunft bilden, nehmen dabei zuerst die einfache Wurzel kum in ihrer ursprünglicheren Gestalt, die wir in kommen wegen eines in der Endsylbe einmal vorhanden gewesenen a in o verwandelt hatten; hängen alsdann zur Bildung des Hauptwortes ein t an, schieben ferner ein f ein, um das unmittelbare Zusammentreffen von m und t zu hindern, und verwandeln endlich das m in n, weil auch m und f nicht unmittelbar hinter einander geduldet werden sollen. So zusammengesetzt ein solches Verfahren ist, so findet doch ein ganz ähnliches, wobei dieselben Gesetze beobachtet werden, bei Vernunft im Verhältniß zu vernehmen, ein nach Maßgabe der Aehnlichkeit der Fälle übereinstimmendes auch bei Gunst, Kunst im Verhältniß zu gönnen und können statt.

Es ist bekannt, daß nicht nur die Sprachen gebildeter Völker eine solche Künstlichkeit und Gesetzmäßigkeit entwickeln, daß vielmehr im Gegentheile diejenigen der tiefer stehenden Menschenstämme, sowie die des frühen Alterthums diese oft ganz besonders aufzuweisen haben. Während nun die Verbindung, welche zwischen der Sprache und dem Denken herrscht,

Digitized by Google

insofern sie Mittheilung des Gedachten möglich macht, auf den ersten Blick vielleicht noch so aufgefaßt werden konnte, als habe das Denken sich dieses Mittel geschaffen, so ist eine derartige Annahme in Beziehung auf die Gesetze des Sprachbaues schon darum ganz unmöglich, weil wir diese Gesetze zum Theil erst jetzt noch entdecken müssen, und keinen Augenblick darüber im Zweifel schweben können, daß die etwaigen Erfinder der Dakotasprache oder irgend einer anderen überhaupt nicht im Stande gewesen sind, etwas dergleichen wie eine Sprachregel auch nur zu denken, geschweige sich darüber zu verständigen. Der Sprache muß also, hierüber ist kein Zweifel möglich, Regel und Gesetzmäßigkeit nicht insofern eigen sein, als sie Kunst und Verstandeswerk, sondern insofern sie Naturproduct ist; sie muß die Vollkommenheit ihrer Organisation ebenso ohne menschliches Zuthun und Bewußtsein erlangt haben, wie irgend eines der lebendigen Meisterwerke der körperlichen Welt, welche ja eben um so vortrefflicher erscheinen, je weniger ein menschlicher Verstand bei ihrem Hervortreten als wirksam gedacht werden kann. Und wirklich empfangen wir unmittelbar den Eindruck, daß die Sprache noch in jedem gegenwärtigen Augenblicke in aller ihrer Vollendung unbewußt durch uns zur Anwendung gelangt, wenn wir Menschen der geringsten Geistesgaben und vielleicht nicht einmal der vernünftigen Ausführung eines fremden Auftrags fähig, doch die kunst- und wundervolle Arbeit des Sprechens mit so vieler Fertigkeit zu Stande bringen sehen, wie ein Thier die seiner Gattung eigenen Töne, oder wie sie selbst die an mechanischen Kunstleistungen ebenfalls höchst reiche Thätigkeit ihrer Ernährung.

Wenn nun von dieser Seite die Vergleichung des

Sprechens mit einer organischen Thätigkeit, und einigermaßen sogar der Sprache selbst mit einem Organe oder Organismus gestattet scheinen kann, so ist dagegen, was allem Organischen eigen ist, daß es Wesen seines Gleichen in Folgegeschlechtern zurückläßt und sich so in längeren Zeiträumen beständig wiederholt, bei der Sprache ganz und gar nicht der Fall. Denn das Sprechen wird dem Kinde weder angeboren, wie die Fähigkeit Nahrung aufzunehmen, noch entwickelt sie sich an ihm wie andere Fähigkeiten und Triebe, sondern sie wird gelernt, von außen übertragen. Dabei betrifft diese Uebertragung gar nicht die Sprachbildung; denn das Kind lernt die Sprache zwar stückweise, aber die überkommenen Stücke sind nicht Elemente, sondern einzelne an sich fertige Bestandtheile, Wörter und Sätze, deren instinctive Anwendung es nachahmt, wie sie ihm instinctiv entgegengetreten. Wenn wir aber nicht bloß in der Anwendung der Sprache als Ausdrucksmittel, sondern auch in der Erschaffung dieses Mittels eine instinctive Thätigkeit voraussetzen müssen, so kommt eine solche überhaupt nicht mehrfach in von einander abhängigen Gliedern, sondern nur mehrfach neben einander und unabhängig von einander in den verschiedenen Sprachen vor. Die Sprachen zweiter Ordnung, die sogenannten Töchtersprachen, sind hiervon keine Ausnahmen; die Tochtersprache fängt nicht, wie man aus dem Bilde schließen möchte, das den Namen veranlaßt hat, ihr Dasein wieder ebenso wie das Kind nach seiner Mutter von vorn an. Es tritt in einem solchen Falle bloß, nachdem sich eine Sprache in Folge äußerer Gründe rascher als gewöhnlich verändert hat, ebenfalls aus äußeren Gründen Stillstand ein; und die neue Sprache ist daher, weit entfernt eine nochmals entstandene

junge zu sein, vielmehr die veränderte und, wenn ich so sagen darf, altgewordene alte selbst.

Es würde darum auch nichts der Generationenfolge Gleichartiges haben, wenn es sich etwa fände, daß diese alte Stammsprache wieder Tochtersprache einer anderen wäre, und so fort in unabsehbaren Reihen; es würde dies höchstens die Untersuchung erschweren, indem zwischen den gegenwärtigen Sprachzustand und die Sprachentstehung viele Zeiträume gewaltsamer Veränderungen träten; was glücklicherweise nicht der Fall ist, da schon die deutsche und lateinische und die anderen verwandten Sprachen kaum mit besserem Rechte Töchtersprachen der indogermanischen Ursprache genannt werden können, als die Erde ein Mond der Sonne, indem vielmehr ein Abhängigkeitsverhältniß anderer Art und höherer Ordnung stattfindet; weiter hinauf aber sich alles derartige um so gewisser verliert, und die Entwicklung der Sprache als eines Individuums ohne Störung und Unterbrechung vor sich geht. Eine jede Sprache führt also ein einmaliges, ein weltgeschichtliches Leben; ihre Entwicklung, bis an ihren Ursprung verfolgt, verweist uns nicht auf eine ähnliche vorausgegangene als ihre Ursache zurück: sie muß aus sich selber ein für allemal ihren letzten Grund erkennen lassen.

Wie verhält sich nun aber einer solchen, in gewaltigem Zeitverfluß und während einer Folge zahlreicher Generationen das Naturgebilde der Sprache gleichsam ansetzenden Entwicklung gegenüber die Vernunft, welche doch zu deren Verlaufe, wie es scheint, wenig beizutragen vermag? — Niemand kann zweifelhaft sein, daß die Sprache für die Gedanken ein wunderbar schmiegsames Gewand, ein unübertrefflich geeignetes

Werkzeug ist. Man bedenke nur, welch einer That des in die Tiefe der Erscheinungen eindringenden Verstandes das Wort weil entspricht; und in welche Feinheit logischer Unterscheidung die Sprache dem Denken zu folgen vermag, wenn wir innerhalb des Warum das Wozu dem Wieso entgegenstellen. Wie es um die Vernunft bestellt gewesen sein möge, ehe ihr dieses lebendige Kleid der Sprache erwachsen war, ob wohl jemals die Menschen denkend, aber stumm, neben einander gewandelt sein mögen, bis die Entstehung der Sprache ihr lautlos ungeselliges Dasein veränderte, und ihr Inneres ihren gegenseitigen Blicken erschloß? Dies ist ein Gedanke, welcher schwindeln macht. Wie unmöglich ist es nicht schon, den Begriff einer bestimmten Zahl ohne Zahlworte sich vorzustellen, und wie oft tritt nicht auf den verschiedensten Gebieten eine größere Klarheit des Denkens plötzlich mit einem glücklich gesprochenen Worte ein! Ja es bedarf nur einer geringen Beobachtung unserer selbst, um uns zu überzeugen, daß nicht nur je bestimmter, sondern auch je lebhafter wir denken, um so mehr wir nur durch Worte denken, welche bei großer Aufregung oder sonst verminderter Selbstbeherrschung, sogar hörbar gesprochen werden, so daß unser heutiges Denken nichts als leises Sprechen, ein Sprechen mit oder in uns selber ist. Die Sprache hat also jedenfalls das Denken so sehr durchdrungen und eine so innige Verbindung aller ihrer Theile mit ihm eingegangen, daß ein aus dieser Verbindung gelöstes Denken, ein Denken vor der Sprache und ohne sie, wesentlich von unserem gegenwärtigen verschieden sein müßte; und darum kann, während wir Bedenken tragen, einer Thätigkeit der Vernunft bei der Herstellung der Sprache einen bestimmenden Einfluß zuzuschreiben,

doch eine Wechselbeziehung zwischen beiden nicht geläugnet werden, da die Vernunft ohne die Sprache nicht vollständig und für die Herstellung der Vernunft die Sprache nicht gleichgültig ist.

Fassen wir die Sprache in Betreff dieser ihrer Beziehung zur Vernunft ins Auge, so finden wir, daß von ihren Theilen, den Worten, jeder schon zugleich als Laut einen Sprachtheil, und als Begriff einen Theil der Vernunft enthält. Die Begriffe nämlich, wie sie in den Worten zum Ausdruck gelangen, stellen nicht die sinnlichen Gegenstände in sich dar, sondern Gedankendinge, Bestandtheile einer schon durch das Denken hindurchgegangenen und in Gedankenstoff verwandelten Welt. Man kann dies leicht erkennen, wenn man die Begriffe ihrem Inhalte nach einer allgemeinen Prüfung unterwirft, wo es sich denn zunächst ergibt, daß Sinnliches und Uebersinnliches, Abstractes und Concretes, dem Bereiche der Wahrnehmung Entnommenes und ihr Entzogenes in der Sprache ohne deutliche Grenzlinie neben einander liegt; sodann aber, daß sogar die sinnlich faßbaren Objecte gar nicht als solche in die Form der Begriffe eingehen, indem das Sinnliche immer ein Einzelwesen ist, der Begriff aber gerade dieses nie trifft, sondern immer eine Gattung; indem ferner ein einzelner sinnlich wirklicher Gegenstand immer nur einmal wirklich ist, Wort und Begriff aber einen und denselben Gegenstand von den verschiedensten Seiten und Standpunkten zu erfassen, und zu verschiedenen Arten bei- und unterzuordnen vermögen; indem endlich auch in der Anschauung der Theile sinnlicher Einzelwesen, welche zu Begriffen ausgeprägt gefunden werden, eine gewisse Abstraction mitenthalten sein muß, die durch die Dinge nicht schon gegeben, sondern durch

jene dem Denken eigene Freiheit in sie hinein getragen ist. Wenn die Sprache von dem Sinnlichen ausginge, was würde sie bestimmen, die Dinge durchaus nicht zu benennen, wie sie sind, als Einzelwesen, hingegen wohl drei- und vierfach, wie sie nicht sind, sondern nur gedacht werden, als Theile dieser oder jener Gattung? Und dennoch, als ob ihr vor dem Individuellen eine unbedingte Scheu eigen wäre, wird sie selbst da, wo man sie mit offenbarer Nothwendigkeit auf die Bezeichnung des Einzelnen verwiesen denken sollte, nämlich bei Eigennamen, diesem Gesetze durchaus nicht untreu, sondern gelangt zu solchen Benennungen auf scheinbaren Umwegen, vermittelst der Namen oder der Eigenschaften von Gattungen. Denn alle Namen sind, wie bekannt, bedeutungsvoll, das heißt, sie bedeuten etwas außer dem, was sie benennen, nämlich, wie die übrigen Theile der Sprache, einen Gattungsbegriff. Welcher von der Wirklichkeit geübte Zwang würde ferner die Menschen verhindert haben, an der Stelle der in den Worten zur Geltung gelangten Abgrenzung der Theile eine andere zu wählen, und etwa die Hand mit Ausschließung des Daumens allein aufzufassen oder bei ihrer Benennung, anstatt bis auf das Handgelenk, bis auf die Gelenke der vier Finger herabzusteigen? Die auf das Denken hinweisende Freiheit und Unabhängigkeit von einer objectiv zwingenden Gestalt der Außenwelt spiegelt sich denn auch in der Mannigfaltigkeit wieder, die den Sprachen in dieser Hinsicht gestattet ist. So zeigt z. B. das Griechische einen Gesammtbegriff, der weiter ist, als unser Begriff Thier, indem er nämlich alles Lebendige, namentlich den Menschen, mit umschließt; andere Sprachen haben nicht einmal einen an Umfang jenem deutschen Worte gleichkommenden, sondern

nur solche, die etwa allein die vierfüßigen oder nicht zugleich die zahmen und wilden Thiere umfassen; oder es finden sich Gesammtnamen für alle lasttragenden Thiere oder solche für das Schaf- und Ziegengeschlecht, wie wir sie entbehren, und endlich sehen wir die Wissenschaft in vielen Fällen alle in irgend einer Sprache vorfindlichen Eintheilungen gewisser Dinge verwerfen, und als Zoologie von Säugethieren, Insecten, Mollusken, Zoophyten sprechen, als Anatomie die Theile thierischer Körper der Sprache entgegen ordnen, oder als Chemie die Welt zerlegen und für eine neue Auffassung der Dinge eine neue Sprache bilden. Wenn es hier schon aus der Relativität der Begriffe, aus ihrer Abhängigkeit von der jeweiligen Weltanschauung klar ist, daß die Sprache es bei ihrer Bildung nicht unmittelbar mit der sinnlichen Wirklichkeit zu thun hat, sondern mit etwas Gedachtem, mit der jedesmaligen vernunftgemäßen Auffassung der Wirklichkeit, so zeigt es sich auch noch außerdem, daß während die Dinge aller Art nicht als Sinnen-, sondern als Gedankenobjecte in ihr erscheinen, das einzige eigentlich und ausschließlich sinnliche Element der Außenwelt dagegen nicht in ihr zum Vorschein kommt, nämlich die Empfindung. Denn man versuche es nur, irgend einer vereinzelten Sinnesempfindung durch die Sprache Ausdruck zu geben, und man wird finden, daß es bis auf wenige Ausnahmen unmöglich ist. Wir vermögen kein bestimmtes Schmerzgefühl, keine Geschmacks- oder Geruchswahrnehmung unmittelbar mit Worten zu schildern; wir müssen uns im Allgemeinen halten, oder zu Umschreibungen und Vergleichen greifen, und überall uns auf das beschränken, was auf solchen Gebieten zu Begriffen gestaltet worden und also gerade aus dem Reiche des Sinnlichen herausgetreten

ist. Wir können also mit Recht sagen, daß der Begriff durchaus der Vernunft angehört, und daß das Wort, insofern es ja dem Begriffe entspricht, niemals einen sinnlichen Gegenstand an und für sich, sondern immer ein Vernunftobject zu seinem Inhalte hat.

Hiernach muß man nun wohl zunächst darauf verfallen, das Wort nach seiner zweiten Seite, so weit es nämlich Laut ist, als Ausdruck des Begriffs, und zwar, da wir den Einfluß denkender Berechnung und willkürlicher Wahl auf die Entstehung dieses Ausdrucks als unmöglich betrachten müssen, als einem außerhalb des Bewußtseins liegenden Naturdrange, einer in dem Begriffe selbst liegenden Nothwendigkeit, laut zu werden, entsprungen aufzufassen; und die Sprache würde demnach, gleichsam als ein Organ der Vernunft, zwar in ihr noch ihre Ursache haben, aber doch so, daß sie dabei nicht als vernünftige, sondern als blinde Ursache, nicht als denkendes Motiv, sondern als physiologischer Reiz wirksam wäre: es würde die Vernunft die Sprache nicht erschaffen, sondern diese nur aus ihr durch Nöthigung des Organismus bewirkt und hervorgerufen werden und das Wort sich zu dem Begriffe gewissermaßen so verhalten, wie der Schrei sich zur Empfindung verhält. Die Begriffe bestimmter Zahlen zum Beispiel, oder der Verneinung oder des Ich, sowie das Verhältniß der Hinweisung und Rückbezüglichkeit, der Zeiten und sonstigen Beziehungen des Zeitwortes, müßten einer solchen Auffassung zufolge nur stark genug zum Bewußtsein kommen, um sofort die entsprechenden Laute und Formen aus sich zu erzeugen und sich gegenüber zu stellen, etwa vermöge eines dichterischen Triebes, wie derjenige, welcher die erregten Gefühle sich auszusprechen drängt.

Allein bei einer derartigen Annahme ist es schwer zu begreifen, daß etwas an sich vielfach Freies, wie der Begriff, einen organisch nothwendigen Ausdruck zur Seite haben sollte, vollends da dieser Ausdruck tausendfältig verschieden gefunden wird, nämlich als verschiedene Sprache. Sollte z. B. dem Begriffe gehen oder brüllen ein Ausdruck naturnothwendig entsprechen, und dennoch einem Deutschen auf diese, einem Franzosen auf eine andere Weise naturnothwendig sein? Sprachverschiedenheit, wo sie durch gänzlichen Mangel des Verständnisses von unserer Seite oder durch das Gefühl der Vereinsamung mitten im fremden Lande lebhaft anschaulich wird, ergreift eigenthümlich, weil sie uns in unserem eigensten geistigen Besitze so bestimmt und hart auf das Unbezwingliche, auf die Schranke der Natur verweist, in welche wir auch hier gebannt sind; aber auch, weil sie das Organische, die entschiedenste Gattungseigenthümlichkeit, welche mit dem Menschen beginnt und aufhört, und uns darum nothwendig und gemeinsam sein zu müssen dünkt, in Besonderheit und Freiheit auflöst. Nur wenn Völker Arten sind, so kann auch der Zusammenhang des Begriffs mit dem Laute bei aller seiner Verschiedenheit organisch und naturnothwendig sein. Und selbst wenn sie dies sind (wenigstens so weit sie grundverschiedene Sprachen sprechen), so bleibt es doch immer befremdend, daß sie bis in feine Einzelheiten überein denken, und dennoch die so sehr übereinstimmende Vernunft verschiedene, so durchaus abweichende, obwohl doch sämmtlich nothwendige Wirkungen gehabt haben sollte.

Betrachten wir ferner die Laute, welche wir als den Ausdruck der Begriffe und von ihnen verursacht aufzufassen versucht haben, auch in ihren Folgen, wo sie nämlich nicht

allein mit der Vernunft des Einzelnen zusammenhängen, der sie hervorbringt, sondern auch auf die eines Andern fortwirken, der sie hört, so ergibt sich derselbe Zwiespalt. Denn sind sie nicht nothwendig, wieso werden sie verstanden? besonders da der Inhalt, den sie mittheilen, selbst etwas ganz Subjectives ist, und nicht aus wahrnehmbaren Gegenständen der Außenwelt, sondern aus Auffassungen derselben besteht, die der Andere vielleicht gar nicht theilt, da sie etwas Willkürliches an sich tragen, und die er zum mindesten aus dem Laute nicht errathen kann? Erfolgen aber die Sprachlaute mit Nothwendigkeit, so müssen wir auch hier wieder fragen: warum werden sie nicht allgemein und von allen Völkern gleichmäßig verstanden?

Diese Schwierigkeiten werden auch durch die geschichtliche Anschauung von der Sprache, welcher gemäß sie nicht in jedem Augenblicke in dem Einzelnen entsteht, sondern ein für allemal in der Gattung entstanden ist, an sich noch keineswegs beseitigt. Denn daß z. B. die Begriffe zwei und nein sich nicht in jedem einzelnen Kinde, welches heute sprechen lernt, von selbst zu diesem Worte ausprägen, sondern daß es sie überkommt, kann den Stand der Frage nicht verändern, sondern dieselbe nur auf diejenige Generation zurückschieben, in welcher sie zuerst naturgemäß entstanden sein müßten; und wenn auch die Sprachverschiedenheit durch die geschichtliche Betrachtung für die verwandten Völker aufgehoben wird, und wir erfahren, daß zwischen dem deutschen zwei und dem französischen deux kein ursprünglicher Unterschied obwaltet, so bleibt doch das Räthsel des Zusammenhangs mit dem Begriffe für die Form dva, die wir nun als die ursprüngliche kennen lernen, ebenso wie anfangs für die Form zwei bestehen, und den

Gegensatz gegen das türkische Wort iki oder die so vieler anderen nicht verwandten Sprachen hebt keine Sprachengeschichte auf.

Es ist also weder glaublich, noch erklärlich, daß die Vernunft in ihren begrifflichen Elementen, als bewirkenden Ursachen, die Worte hervorbringen oder hervorgebracht haben könnte; es ist undenkbar, daß der Zusammenhang zwischen beiden durch die Vernunft als handelnde Urheberin festgestellt worden sei; und es ist unmöglich, daß er auf einer sinnlichen Eigenschaft der Objecte außer der Vernunft beruhe. Aber ließe sich nicht vielleicht annehmen, daß wenigstens einige von unseren Begriffen die Eigenschaft besitzen, Worte aus sich zu erzeugen? Ist dies der Fall und haben diese Begriffe nur erst ihre sprachschaffende Wirksamkeit bewiesen, ist dem Denken ein Punkt gegeben, von wo aus es den Aufbau seines sprachlichen Organismus beginnend, dem Instincte des Ausdrucks und der Mittheilung eine Pforte eröffnet, aus der sich die Fülle des Lautes über die Welt ergießen kann, so mochten sich jene ersten Worte leicht über ihr anfängliches Gebiet hinaus verbreiten, und mannigfaltig verändert zum Ausdrucke anderer, an sich nicht mit jener sprachbildenden Eigenschaft begabter Begriffe dienen, oder auch, nach einmal angeregter Fähigkeit, zum Vorbilde von neuen, schon mehr oder minder an einer gereifteren Denkkraft entwickelten Wörtern werden. Diese Ansicht hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die Wörter sich nachweislich sowohl in ihrem Laute, als in ihrem Begriffe im Laufe einiger Jahrhunderte ganz ungemein verändern und als in denjenigen, welche mehrere Bedeutungen haben, die sinnliche immer die älteste, und oft wo sie nur noch in übertragener Bedeutung gebraucht werden, doch eine sinnliche ehedem vorhanden gewesen ist, so

daß man wohl glauben kann, es sei ursprünglich auch wo wir keine Spur mehr davon auffinden und bei allen so gewesen. Auf diese Weise wird es möglich, die Begriffe, welche wegen ihrer Geistigkeit oder besonderen Relativität, oder auch wegen ihres wenig in die Augen fallenden Zusammenhangs mit dem Laute überhaupt, zur Verkörperung im Worte allzu ungeeignet erscheinen, von der Frage zunächst auszuschließen; es läßt sich ferner denken, daß die Laute erst durch ihre vielfache Umgestaltung, die sie auf dem langen Wege von ihrem Ursprunge bis auf diesen Tag erlitten, ihre Fähigkeit gewissen sinnlichen Objecten zu entsprechen, eingebüßt, und vielleicht erst die von solchen Objecten und in verschiedenen Sprachen untereinander abweichende Gestalt erhalten haben, welche uns verhindert, sie als organisch und naturnothwendig anzusehen; es kann angenommen werden, daß einige wenige Begriffe, deren Bezeichnung allein an den Ursprung der Sprache zu versetzen wäre, im Laute einmal ihr wirkliches Ebenbild gefunden haben können und gefunden haben, und man fühlt sich am meisten zu der ganz natürlichen Annahme geneigt, daß diese ersten Begriffe die von Lauten selbst, die ersten Sprachlaute Lautnachahmungen gewesen seien, da nichts anderes dem Laute so ganz und gar Object werden kann, als eben der Laut, welchen er wiedergibt; da andererseits auch nichts durch den Laut so unmittelbar verstanden werden kann, als der durch Schallnachahmung bezeichnete Laut, welcher ja jener bezeichnende eben selbst ist.

Indessen, als ich zuerst das Verhältniß von Begriff und Laut, und die Entwicklung der Worte von Seiten ihres begrifflichen Inhaltes an grundverschiedenen Sprachen untersuchte und verglich, so wurde ich hierdurch zur Ueberzeugung

geführt, daß derartige Voraussetzungen in der Wirklichkeit eine Bestätigung nicht finden. Der Begriff geht stets aus einem anderen Begriffe, der Laut aus einem anderen Laute hervor, und beide, Begriff und Laut, verbleiben dabei immer und überall innerhalb der Sprache und der ihr eigenthümlichen Gesetze. So sehr daher das Verfahren, nur einen Theil unserer gegenwärtigen Begriffe als ursprünglich anzunehmen, der Erfahrung angemessen ist und auch sein muß, da sie selbst und die grammatische Beobachtung der Wortbildung darauf geführt hat, — so wenig ist es dagegen eine diesen Boden verlassende Hypothese über den nun zurückbleibenden wahrhaft ursprünglichen Theil der Begriffe selbst, welche darauf ausgeht, für diese Begriffe irgend ein nach einer oder der anderen Seite hin passendes Object aufzusuchen. Der Begriff entspringt erfahrungsgemäß niemals aus einem Object; es ist kein Grund, ja es ist angesichts der Thatsachen nicht einmal die Möglichkeit vorhanden, einige unserer Begriffe als die vermeintlich ältesten von diesem Gesetze auszunehmen. Wenn wir andererseits bei jeder Frage nach dem Ursprunge eines Begriffes auf einen anderen geführt werden, von dem wieder dieselbe Frage möglich ist, ohne daß wir doch an eine unendliche Reihe glauben können, so scheint freilich nothwendig zuletzt eine Anzahl von Urbegriffen oder ein einziger übrig bleiben zu müssen. Allein es ist nicht so; denn während dieser Entwickelung, welche die jüngeren Begriffe aus den älteren entstehen läßt, verändert und gestaltet sich das eigentliche Wesen des Begriffes selbst zugleich so sehr, daß wenn wir diesen ganzen Proceß rückwärts verfolgen, wir an dessen Anfang nach einer beständigen Abnahme zuletzt etwas der begrifflichen Natur vollkommen Entkleidetes gewahren.

Die Sprache ist in diesem ihrem Anfange ein thierischer Schrei, jedoch ein solcher, der auf einen Eindruck des Gesichtssinnes an sich erfolgt. Diese letztere Eigenschaft unterscheidet in der That den Sprachlaut von dem eigentlichen Thierschrei wesentlich; denn Thiere stoßen zwar auch in Folge eines Anblicks Laute aus, aber es ist niemals der Gesichtseindruck als solcher, der in diesem Falle den Grund des Lautes abgibt, sondern immer ein durch diesen Eindruck veranlaßtes anderes, seelisches Gefühl, wie das der Furcht oder Begierde. Ursprünglicher Reiz des Sprachlautes ist aber ferner nicht jede Gesichtswahrnehmung, sondern eine einzige bestimmte, und da diese, wie wir sehen werden, von der Art ist, daß eine Gehörwahrnehmung fast nothwendig mit ihr verbunden zu sein pflegt, so entspricht der Sprachschrei oft so sehr der Vereinigung beider Sinnesempfindungen, daß man ihn für einen gemeinsamen Ausdruck beider, und wohl auch zuweilen des Gehörten ganz besonders halten könnte. Wenn man z. B. Wörter, welche klopfen bedeuten, noch so weit rückwärts verfolgt, so wird man nicht leicht an eine Grenze kommen, wo deren Wurzeln mit aller Sicherheit bloß die sichtbare Thätigkeit des Klopfens zum Inhalte hätten; ja es gibt Begriffe, die für uns ausschließlich oder doch vorwiegend dem Sichtbaren gelten, und dennoch im frühen Alterthume zugleich einen Gegenstand des Gehörsinnes mit in sich schlossen. So fließen z. B. die Begriffe Tanz und Spiel ganz in einander, und spielen selbst hat seine beiden Bedeutungsrichtungen, die des hörbaren Spiels der Instrumente, und der munteren, wenn auch stillen Bewegung, in den verschiedensten Sprachen, und also nicht zufällig, sondern weil es von Anfang den munteren Scherz als etwas

Hörbares, als ein lautes Getümmel, insbesondere der Masse, des Menschenspieles bezeichnete. Allein so tief und allgemein diese Verknüpfung der beiden Sinne in der Sprache wirksam ist, so scheint doch für die Frage, ob dem Gehörsinn nicht vielleicht ein vorherrschender Einfluß auf die Sprachentstehung zuzuschreiben sei, der Umstand entscheidend: daß die Sprache niemals etwas bloß Gehörtes, niemals das Gehörte als solches, sondern stets als etwas mindestens auch Gesehenes bezeichnet. Der Donner z. B., bei welchem man einen unmittelbar dem Schall entsprechenden Ausdruck gar wohl vermuthen könnte, ist vielmehr durchgängig als ein thierisches Gebrüll gefaßt; so in der griechischen Benennung, welche mit brummen, so in der deutschen, welche mit stöhnen nahe verwandt ist, so auch in der Bezeichnung des Grollens, welche wie Groll zeigt, von einem zornigen Brummen ausgeht. Was aber die übrigen Sinne, außer den genannten beiden, sowie dasjenige betrifft, was unter die Sinne nicht fällt, so kommt dies Alles für den Ursprung der Sprache gar nicht in Betracht, da es nachweislich nur durch Anlehnung an das eigentlich auf den Gesichtssinn Bezügliche in die Sprache gedrungen ist.

Der Umfang des Bereiches der Eindrücke, welche den Reiz des uranfänglichen Sprachschreies abgegeben haben, ist übrigens soweit davon entfernt, den Gesichtssinn gänzlich zu umfassen, daß er sich sogar auf einen überraschend kleinen Kreis gesehener Erscheinungen beschränkt, von dem man zunächst kaum glauben sollte, weder, daß er eine so eigenthümliche Bevorzugung unter allen Einwirkungen der Außenwelt auf den menschlichen Bau in Anspruch nehmen, noch daß er zu so ungeheuren Folgen für die Entwickelung eines

Erkenntnißvermögens einen genügenden Anlaß bieten könnte. Der Gegenstand, von dem jene Gesichtseindrücke ausgehen, ist ein ganz vereinzelter, welchen bloße Speculation wohl schwerlich aus der Gesammtmasse alles Ausdrückbaren als den Anstoß zum Ausdruck überhaupt auszusondern geneigt gewesen wäre, und den wir daher gut thun werden, vorläufig aus der Erfahrung so genau als möglich zu bestimmen und festzustellen.

Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füßen oder Händen, der Verzerrung eines menschlichen oder thierischen Gesichtes, insbesondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen macht. Bei einem großen Theile der ebenerwähnten zum Sprachlaut reizenden Objecte findet die Bewegung begreiflicherweise nicht lautlos statt; die Verzerrung des Mundes z. B., wie das Wort sie darstellt, ist sogar nicht ohne einen sie begleitenden murrenden oder brummenden Laut aufgefaßt worden; allein der ungestörte Fortgang zu dem nicht Lautbaren zeigt uns überall, daß höchstens nur der Gesammteindruck auf Gesicht und Gehör zugleich, gewiß nicht der auf das letztere allein, zum Sprachlaute führen konnte. Man kann daher auch den ersten Sprachlaut sehr wohl als Nachahmung erklären, aber man muß sich hüten, hierunter die sogenannte Schallnachahmung zu verstehen. Bei dieser kommt es auf Wiedergabe des besonderen Lautes an, sei dieselbe nun absichtlich oder nicht; die Sprache hingegen wird gar nicht durch den Laut an sich gereizt, geschweige durch seine nachzubildende Verschiedenheit,

sondern bloß durch das, seinem Erfolg nach wohl auch lautbildende Zucken, sowie Geberden- und Mienenspiel. Richtiger vielleicht würden wir die der Sprache zum Grunde liegende Nachahmung als ein Mitgrinsen auffassen, welches mit absichtsloser Treue das in Auge und Ohr aufgenommene Bild auch für Auge und Ohr wiederspiegelte, so daß in seiner ersten Anlage das Wort seinem Objecte insofern vielleicht allerdings entsprach, als das nachgeahmte menschliche Wesen einen dem mit der Nachahmung verbundenen Laute sehr ähnlichen Laut ausgestoßen haben mochte. Doch auch alsdann kann der jenes grinsende Widerspiel des Sichtbaren, selbst wo dasselbe Nachahmung eines in der Regel auch hörbar werdenden Mienenspiels war, begleitende Laut nur ein Ausdruck des zwingenden Gefühls gewesen sein, wie ein Aufschrei oder wie der Seufzer, nicht aber zu dem lautenden Urbilde in irgend einem Verhältnisse besonderer Aehnlichkeit gestanden haben; er kann namentlich nicht Thierlaute nachgebildet haben, da er im Gegensatz zu diesen durchaus articulirt und nicht Geschrei ist; wie denn auch die Sprache zur Bezeichnung der thierischen Laute z. B. brüllen, brummen erst mittelbar, hingegen zur Darstellung ganz zufälliger, alltäglicher Bewegungen und der dabei hörbar werdenden Geräusche, wie beim Essen, Trinken, Husten, bei unwilligem Murren und Schmollen, weit unmittelbarer gelangt, mit welchen in der That der Sprachlaut seiner organmäßigen Bildung nach etwas Verwandtes hat.

Daß der Trieb zur Nachahmung des Sichtbaren durch Geberden die menschliche Natur auf einem gewissen Standpunkte in ungeheurem Maße wirklich beherrscht hat, hoffe ich an einem andern Orte geschichtlich mit völliger Bestimmtheit

nachzuweisen; und wie dieser Trieb noch jetzt im Kleinen wirkt, hat wohl Mancher zu beobachten Gelegenheit gehabt, indem Erzähler, welche ihre Zuhörer in gespannte Aufmerksamkeit zu versetzen wissen, bei einer plötzlichen, komisch oder sonst drastisch wirksamen Gesticulation einen ganzen von der Beobachtung und Beherrschung seiner selbst abgezogenen Kreis zu gemilderter Mitbewegung, einer geringen Neigung des Hauptes, einem Verziehen des Mundes oder dergl. unbewußt mit fortzureißen pflegen. — Das Ergebniß, welches das Object des ersten Sprachlautes betrifft, ist übrigens ganz unabhängig von der Vorstellung, die man sich von der Art machen mag, wie dieses Object den Sprachlaut bewirkt; es selbst, und besonders seine vorwiegende Sichtbarkeit, ist nicht im Mindesten hypothetisch, sondern vielmehr völlig durch die thatsächliche Erfahrung festzustellen.

Wenden wir uns nun von der Entstehung des Wortes zur Betrachtung der Wirkung, die es nothwendig erlangt, sobald es entstanden ist, so finden wir in ihm zwei Fähigkeiten, von denen eine ohne die andere nicht wohl begriffen werden könnte: nämlich die Fähigkeit verstanden zu werden, und die, sich zu entwickeln. Wenn ich sage: verstanden zu werden, so werde ich kaum die Mißdeutung zu befürchten haben, als sei jener erste Laut eine Bezeichnung dessen, was er ausdrückt und mit irgend einer Absicht des Verständnisses verbunden. Er erweckt vielmehr nur Sympathie, wie der ganz ebenso absichtslos ausgestoßene Schmerzensschrei, welcher auf Sympathie nicht etwa rechnet, sondern eine physiologische Wirkung des Schmerzes ist, und dennoch das sicherste und bestimmteste Verständniß von dem Schmerz bewirkt. Wie der Schrei Mitempfindung des ihn verursachenden Reizes

nach sich zieht, weil der Weg von diesem Nervenreize über die modificirte Athmung zum Gehöre auch wieder rückwärts bis zum sympathetischen Schmerze führt: so muß auch der die Seele von dem Eindrucke einer Gesichtsempfindung befreiende Sprachschrei sympathetisch etwas jenem Gesichtseindrucke Aehnliches innerlich in Demjenigen, welcher ihn hört, hervorrufen. Dabei kommt dem Gesichtseindruck noch die Eigenschaft, objectiv und gemeinsam zu sein, ganz besonders zu Statten; denn wir werden uns doch wohl nicht vorstellen dürfen, daß der erste dem Worte verwandte Klang der Brust eines einsamen Geschöpfes entquollen sei. Denken wir uns angesichts einer Menschenfamilie einen sichtbaren Vorgang sich ereignen, wirksam genug und dazu angethan, ein Individuum aus ihrer Mitte zu einem solchen Laute hinzureißen, welches vielleicht das empfänglichste und fähigste war, so werden gewiß die Uebrigen nicht gänzlich fühllose Zuschauer eben dieses Vorganges, sondern mitzufühlen und mithingerissen zu werden im Stande gewesen sein. Eine neue Erscheinung desselben Gegenstandes wird in der Folge auch sie zu demselben Laute bestimmen, ein ferneres Hören des von einem unter ihnen ausgestoßenen Lautes Allen jenen Gegenstand vor die Seele rufen. Auf diese Weise wird der Sprachlaut nicht nur wie der Schrei sympathetisch, sondern auch erinnernd wirken; und daß dies in der That seine eigentliche Wirkungsart ist, zeigt seine Veränderlichkeit oder Entwickelungsfähigkeit und sein ganzes Verhalten während seiner derartigen Veränderung. Denn wenn er in seinem Ursprung noch einigermaßen für naturnothwendig und mit seinem Objecte in irgend einem dem menschlichen Organismus entspringenden Zusammenhange befindlich gelten könnte, so

machen nunmehr beide, der Sprachlaut und sein Object, für sich gesondert einen eigenen Entwickelungsgang durch, und die zwischen beiden herrschende Verbindung bleibt in ihrer Besonderheit für jeden einzelnen Fall nur ein Werk der Gesetze des Zufalls. Der Laut vervielfältigt und verwandelt sich; sein Inhalt vermehrt sich und spaltet sich zugleich in Gruppen, die sich auf die vervielfältigten Laute vertheilen; und das Ergebniß dieser Verwandlung ist eine beständige nach außen und innen zugleich gerichtete Vermehrung sowohl der Ursachen des Sprachlautes als auch seiner Wirkungen auf das Verständniß. Er rückt von einem Punkte aus in immer weiteren Kreisen über eine ganze wahrnehmbare, ja denkbare Welt vor, während er sich nach seiner Einzelgestalt immer mehr auf einzelne Theile dieses unermeßlichen Objectes concentrirt; er schreitet über die wälzende und tummelnde Bewegung des Thieres zur sichtbaren heftigen Bewegung auch anderer Dinge vor, sofern diese von der thierischen nicht unterschieden und ein rollender Steinblock keineswegs sofort als unbelebt erkannt, sondern vielmehr ganz mit denselben Augen wie ein laufendes oder sich wälzendes Thier betrachtet wird; er geht von den mächtigeren Eindrücken zu den schwächeren, von dem Sichtbaren zu Gegenständen der anderen Sinne über, zunächst diese mit dem Sichtbaren, das mit ihnen verbunden ist, zusammenbezeichnend, dann aber dasselbe verlassend; er verbreitet sich auf gleiche Weise von der die Empfindung bergenden und verrathenden Bewegung aus auf die Empfindung selbst und die gesammte unsinnliche Welt des Geistes, erleidet aber inmitten dieses Fortschrittes eine noch bedeutsamere Umbildung seiner Natur dadurch, daß er anstatt aus Eindrücken der Sinne zu entspringen, und an

Wahrnehmung zu erinnern, nun fähig wird, Begriffe auszudrücken und Dinge zu bezeichnen, oder was das Nämliche ist: er selbst wird Sprache, sein Inhalt Vernunft.

Um das Wesen des Begriffes, dieses einfachsten Bestandtheiles der Vernunft, in seinem wahren Zusammenhange mit dem Worte zu erkennen, müssen wir seine Voraussetzungen in noch ursprünglicheren Geisteskräften aufzufinden suchen. Es wird sich dabei ergeben, daß der Sprachlaut, gemäß seinen aus der Sprachgeschichte empirisch für ihn nachweisbaren Eigenschaften, vollkommen befähigt ist, Begriffsbildung, Denkthätigkeit und Selbstbewußtsein zu erzeugen, hingegen diese das menschliche Geschlecht auszeichnenden Geisteserscheinungen ohne ihn oder etwas Anderes von gleichen Eigenschaften nimmermehr zu Stande kommen könnten; daß also die Sprache für die Vernunft und alles was die menschlichen Zustände so mächtig über das Thier erhebt, eben so sehr eine zureichende Ursache ist, als umgekehrt sie selbst unter Voraussetzung einer von ihr unabhängigen Vernunft nicht nur in ihrer Entstehung ein wahres Wunder, sondern auch ein unbegreifliches Räthsel in ihrem ganzen Dasein bliebe.

Das erste, schlechthin einfache Element der Seele ist die Empfindung. Was Empfindung sei, ist keineswegs räthselhaft; aber die Antwort auf diese Frage ist darum unmöglich, weil wir kein Mittel haben, die Empfindung, welche selbst das Bekannteste, unmittelbar Erfahrene ist, durch etwas Anderes zu umschreiben. Wir können nur so viel sagen, daß unter ihr nichts Verständiges, Bewußtes, etwa einer dunkeln Vernunft Vergleichbares zu denken ist; daß wir uns vielmehr solcher Vorstellungen, die nur den höchsten und zusammengesetztesten Seelenzuständen entnommen sind, gänzlich

entschlagen müssen, um, so weit es für uns, die wir selbst diesen Seelenzuständen nicht entkommen können, möglich ist, einen richtigen Begriff von der Empfindung in ihrer einfachsten Gestalt, ohne Vermischung mit irgend einer dem Verstande verwandteren Fähigkeit zu fassen. Im engeren Sinne ist sie nur den lebenden, mit Empfindungsnerven begabten Wesen eigen, da diese Nerven allein sie in jener besonderen uns Allen bekannten Form vermitteln, die wir uns theils als Schmerz und Lust, theils als Sinneseindruck zum Bewußtsein bringen. Aber in dieser ihrer höchsten Erscheinung ist sie nichts Einziges, mit einem Zauberschlage von dem Nichts des leblosen Daseins Abgelöstes, sondern nur eine von den vielen Arten von Eindrücken, welche Ding auf Ding in der ganzen, auch unbelebten Natur innerlich wirken, und für uns nur darum scheinbar so sehr von diesen verschieden, weil wir die Eindrücke, welche wir empfinden, selbst erleiden, und die Empfindungen uns sehr ähnlicher Wesen mitempfinden, während wir nichts von dem, was zwischen Sauerstoff und Wasserstoff in ihrer Verbindung und zwischen zusammenstoßenden leblosen Körpern in ihrer Berührung im Inneren vorgeht, gewahren. Anstatt also die Natur willkürlich in die empfindende und nicht empfindende zu theilen, müssen wir die thierische Empfindung oder die Empfindung von Nerven nur als die höchste Stufe des mit allem Dasein durch die Welt verbreiteten Empfindens, zugleich aber auch als von der Grenze des eigentlich Geistigen noch ausgeschlossen betrachten.

Dieses, des Geistigen, einfachstes Urelement ist die Vorstellung, das ist die Erinnerung der Empfindung. Auch hier kann, wie sich von selbst versteht, von etwas Bewußtem und Verständigem, von einem absichtlichen Wieder-

hervorrufen, oder einem Wissen, eine Empfindung einmal gehabt zu haben, was wir ebenfalls Erinnerung nennen, nicht die Rede sein. Es ist nur der wiederkehrende Eindruck, durch die erinnernde Veranlassung, welche selbst unbewußt bleibt, neu geweckt, wie oft die Oertlichkeit uns ein Bild der Vergangenheit zurückruft, oder der Klang einer Melodie oder irgend ein süßer Duft uns mit lange verschollenen Stimmungen durchzittert. Wie dies geschieht, läßt sich freilich nicht beobachten; aber wir wissen, daß es zwei verschiedene Quellen für die Erinnerung gibt, die eine eine natürliche, indem von irgendwie an sich gleichartigen Objecten die Empfindung des einen die Vorstellung des anderen hervorruft; die zweite eine zufällige, indem, was äußerst merkwürdig ist, mehrere zusammenauftretende Empfindungen die Verbindung mit einander eingehen, an einander wechselseitig zu erinnern. Diese letztere Art der Erinnerung verhält sich zur Empfindung, etwa wie die Gewöhnung auf dem Gebiete der Bewegung; während sich der ersteren Art einigermaßen die Gemeinsamkeit schwer isolirbarer Bewegungen vergleichen läßt. Welches Bild man sich indessen von den unendlich feinen körperlichen Vorgängen machen möge, die die Erinnerung begleiten, so scheint es doch gewiß zu sein, daß derselbe Punkt unseres Centralorgans, der die Empfindung aufgenommen, dieselbe auch als Erinnerung reproducirt; daß diese nur eine centrale Reizung ist, hervorgebracht durch Fortpflanzung der Wirkung von dem centralen Ende desjenigen Nerven, welcher von der erinnernden Empfindung betroffen worden war, z. B. des Gehörnerven, wenn es eine Gehörempfindung war, welche erinnerte; daß also die Reizung desselben Punktes im Centralorgan

peripherisch durch den Sehnerven, eine Gesichtsempfindung, und central von dem Ende z. B. des Gehörnerven aus, und also mittelbar durch die peripherische Reizung dieses, Vorstellung jener Gesichtsempfindung bewirkt. Vorstellung ist demnach eigentlich die mittelbare, und zwar durch eine andere Empfindung verursachte Empfindung selbst, nur schwächer, eben weil sie central und bloß mittelbar entstanden ist. Die Gleichartigkeit beider geht auch aus der Aehnlichkeit ihrer Wirkungen hervor. Die lebhafte Vorstellung eines Schmerzes kann in den wirklichen Schmerz übergehen; der Gedanke an die Kälte wirkt vorbereitend für die Empfindung und mildert den Contrast; Erscheinungen, die sich auch im Reiche der Gefühle vielfach wiederholen und zu mancherlei wichtigen Thatsachen Anlaß und Erklärung bieten.

Ich habe bis jetzt von der Empfindung so gesprochen, als ob sie vereinzelt aufträte; sie kommt jedoch in der Wirklichkeit nicht so vor, sondern es dringt wenigstens in der Regel in jedem Augenblicke ein Gemisch verschiedener Empfindungen zugleich auf uns ein. Aber es begibt sich oft, daß wir von diesen nur eine vorzugsweise empfinden, daß diese allein in dem Vordergrunde der Seele befindlich ist und alle anderen verdunkelt, weil sie alle an Stärke, und wenn ich so sagen darf, an Schmerzlichkeit übertrifft. Ein größerer Schmerz läßt bekanntlich den kleineren vergessen, und nicht nur überstrahlt ein helles Licht das schwächere, übertäubt ein lauter Schall das leisere Geräusch, sondern auch die Empfindungen verschiedener Sinne haben bis zu einem gewissen Grade eine störende Wirkung auf einander.

Wenn wir die physikalischen Bedingungen in Erwägung ziehen, unter denen die Empfindungen des Gesichts, des

Gehöres und selbst die Wärmeempfindung der Hautnerven zu Stande kommen, wenn wir die innere Einheit bedenken, welche zwischen der Erscheinung von Licht, Schall und Wärme ganz unzweifelhaft besteht, wenn wir ferner die fast unabweisbare Wahrscheinlichkeit ins Auge fassen, welche für den Zusammenhang dieser drei Erscheinungsformen der Bewegung mit der electrischen, magnetischen, chemischen und sämmtlichen physischen spricht und eine Zurückführung der ganzen Natur auf eine einzige und untheilbare Mechanik der kleinsten Theile in sichere Aussicht stellt: so werden wir nicht verkennen können, daß unsere Empfindungen, welche die Innenseite der Wirkung dieser Bewegungen auf thierische Nervenfasern bilden, nicht bloß qualitativ von einander abweichen, sondern auch quantitativ in einem bestimmten Stufenverhältniß zu einander stehen, und daß die Sinne, welche wir die höheren zu nennen pflegen, eigentlich die feineren, von mechanisch schwächeren äußeren Anstößen erregbaren, und darum auch einer geringeren Intensität oder Schmerzlichkeit des Empfindens, eines geringeren unmittelbaren und um ihrer selbst willen erfolgenden Einflusses auf Lust und Schmerz, auf das Gesammtgefühl und Befinden des ganzen Geschöpfes und in äußerster Linie auf sein Leben und Sterben fähig sind.

Es wird gewiß nicht bezweifelt werden, daß unter allen in für sich gesondertem Eindrucke auf den Grund unserer Seele geworfenen Gegenständen der Außenwelt nichts Zärteres zu finden ist, als der in Gestalt der Farbenempfindung in ihr zum Vorschein kommende Wellenschlag des Lichtes. Die nächste Stelle in der Rangordnung der Sinne möchte ebenso unbedenklich das Gehör, die folgenden Geruch und Geschmack, und endlich die letzte der Tastsinn und der aller übrigen

Nerven einnehmen; deren Erleiden vorzugsweise Schmerz genannt wird; woraus zwar noch nicht folgt, daß nicht die Sphären der Sinne, die Scalen ihrer Schmerzlichkeiten, auch in einander übergreifen können, aber doch so viel, daß ein Gehöreindruck eine größere Fähigkeit, einen des Gesichtssinnes zu überbieten, als umgekehrt, die Gruppe des sogenannten fünften Sinnes aber allen anderen gegenüber hierzu die größte besitzt.

Die Betäubung, welche so zu sagen das Empfundenwerden der Empfindung aufhebt, vernichtet doch darum nicht ihre Wirkung auf Erinnerung. Was an sich während eines überwältigenden Eindrucks unbemerkt vorübergegangen war, läßt dennoch seine Spur in der Seele zurück, und erinnert, wenn es in der Folge wiederkehrt, an jenen mächtigeren Eindruck. Es kann ferner geschehen, daß uns im Augenblicke der Erinnerung die sie anregende Empfindung verdunkelt bleibt, wo wir uns denn nicht entsinnen können, wie uns dieses wohl eben eingefallen sein mochte? — eine Erfahrung, welche bei ihrer Häufigkeit anfänglich dahin führt, die Vorstellung überhaupt für spontan zu halten, so daß sogar das Gesetz der Verknüpfung der Vorstellungen im Gedankengang, wo nämlich eine *Vorstellung* es ist, die an eine andere erinnert, unbekannt blieb, bis die der Prüfung der Innenseite unseres Wesens aufmerksamer zugewandte Philosophie der neuen Zeit es an das Licht zog. Das als Empfindung Unbemerkte andererseits scheint auch als Gegenstand der Erinnerung, als Vorstellung, nicht mit größerer Klarheit auftreten zu können; wohl aber ruht es als Stimmung im Hintergrunde der Seele und wirkt mehr als wir wissen auf die Gestalt unseres jedesmaligen Denkens und Fühlens ein.

Es ist selbstverständlich, daß was von den Empfindungen unter sich, um so mehr auch in der Beziehung dieser zu den Vorstellungen gelten muß. Wenn eine Empfindung eine andere zu verdunkeln im Stande ist, so muß sie es gegenüber der Vorstellung von derselben, welche ja diese in schwächerem Grade selbst ist, um so mehr im Stande sein. Dagegen kann eine Empfindung, welche von einer anderen stärkeren verdunkelt wird, wenn das Uebergewicht bedeutend genug ist, auch selbst der Vorstellung von ihr gegenüber hierzu ihrerseits unfähig sein. Noch bestimmter aber leuchtet die Möglichkeit desjenigen Verhältnisses von Empfindung und Vorstellung ein, worauf eigentlich Erinnerung beruht, nämlich die Verträglichkeit der Vorstellung mit der an sie erinnernden Empfindung. Denn diese geht, als die Ursache, jener in der Zeit immer voraus; sie läßt eine Nachwirkung, ein Nachbild zurück, welches mit der Vorstellung große Aehnlichkeit hat, und von dessen Stärke der Bestand einer anderen Vorstellung daher wesentlich abhängt. Eine Empfindung wird also, so lange sie fortdauert, an eine andere nur erinnern, sofern sie nicht von überwältigendem Eindruck ist; eine Empfindung wird ferner nach ihrem Aufhören die Vorstellung von einer anderen nur zurücklassen können, wenn ihr Nachbild diese Vorstellung nicht durch ihre Dauer und Energie verdunkelt. Ein heftiger Schmerz wird nicht leicht an etwas Anderes erinnern, er beschäftigt an sich die Seele hinlänglich. Aus diesem Grunde wird der Tastsinn nur in seinen leisesten Graden zur Bewirkung der Erinnerung geeignet sein, und ebenso der Geschmack weit weniger als der Geruch, die höheren Sinne aber am meisten; es werden namentlich die höheren Sinne an die Empfindung der

niederen Sinne eher erinnern als umgekehrt, und insbesondere der Gesichtssinn einer Erinnerung an alle Empfindungen, welche jemals mit einer seines Bereiches zusammen aufgetreten, ohne alle Einschränkung fähig sein.

Schon hieraus läßt sich ein Theil der Wichtigkeit ermessen, den der Sprachlaut für den geistigen Zustand des Menschen von Anfang an gehabt hat, indem er nämlich an einen Gesichtseindruck und mittelbar an die Eindrücke aller Sinne erinnert. Von dem Umfange der Erinnerung aber hängt nicht nur der Umfang, sondern auch die ganze Höhe des geistigen Lebens eines Geschöpfes ab. Wenn es denkbar wäre, daß einem empfindenden Wesen die Fähigkeit sich zu erinnern ganz gebräche, so müßte dieses Wesen in jedem Augenblicke, wo auf seine Empfindung gewirkt wird, aus einem dumpfen Schlafe erwachen und nach geschehener Erregung alsbald wieder in denselben dumpfen Schlaf zurücksinken; es würde nur in dem einen Augenblicke leben, wo es empfindet, und auch in diesem ganz anders als ein der Erinnerung fähiges Geschöpf. Denn keinerlei Vermischung des Empfundenen mit früher dagewesenen vorgestellten Empfindungen, kein Maß des Schmerzes und der Lust wäre ihm gegeben, keinerlei geistige Erregung, keine bestimmte Furcht und Begierde — außer der gänzlich instinctiven physiologischen, zu der es nicht einmal der Erinnerung bedarf, — kein Wunsch und kein Bedauern würde in ihm aufsteigen; alle Zusammengehörigkeit und Continuität des Daseins müßte verschwinden, und es wäre kein Grund vorhanden, eine solche Seele in zwei auf einander folgenden Augenblicken noch für die nämliche zu halten. Daß nun ein Thier wirklich Empfindungen ohne Erinnerung habe, ist freilich undenkbar,

weil diese kein besonderes Vermögen ist, sondern nur die Auffrischung einer von aller Empfindung nothwendig zurückbleibenden Spur; aber da die Erinnerung ihrer Wirkung nach theilweise durch Verdunkeln verloren geht, so wird in dem Maße, wie dies geschieht, der geistige Höhestand eines Thieres herabgedrückt, und hängt von dem Umfange unverdunkelter Empfindungserinnerung ab, die es zu fassen fähig ist. Ein Thier, das bloß Gefühlsempfindungen hätte, würde darum jenem Zustande von Stumpfsinn sehr nahe kommen müssen; die Scheidung nach Sinnesenergien allein macht einen Anfang des Bewußtseins möglich, und die höchste uns bekannte Stufe dieses Bewußtseins erscheint erst dann, wenn durch das eigenthümliche Verhältniß unserer Empfänglichkeit für Licht und Schall die höchsten Sinne zu einander und zu den übrigen in eine Lage gerathen, uns die Erinnerung an alle Arten von Empfindungen zu ermöglichen. Dieser Zustand tritt erst durch die Sprache vollständig und regelmäßig ein; denn durch sie erst wird, worin ihm kein Thier gleicht, der Mensch in ausgedehntem Maße auch zu Gesichtsvorstellungen fähig. Es wird sich zeigen, zu welch einem Gegensatze er schon hierdurch gegen alle anderen lebendigen Wesen um ihn her gelangt, und wie der Eintritt dieser neuen Vorstellungsgruppe der Auffassung der Außenwelt eine ganz andere Gestalt verleiht, welche sich zu der thierischen scheinbar gar nicht mehr als bloßer Gradunterschied, sondern so grundsätzlich abweichend verhält, wie wir die Menschenvernunft dem thierischen Verstande überhaupt entgegen zu stellen pflegen. Dies wird sich ergeben, wenn wir zunächst betrachten, welch eine Veränderung selbst in der Empfindungsweise diese hinzutretende Möglichkeit neuer Vorstellungen hervorruft.

Vom Gesichtssinn mehr als von jedem anderen gilt es, daß wir seine Vorstellungen von Empfindungen nicht scharf unterscheiden, sondern zu empfinden glauben, während wir nur vorstellen. Es ist bekannt, daß wir Entfernungen und Größen nicht wirklich sehen, sondern nur schätzen; aber auch die Gestalt wird nicht eigentlich wahrgenommen, sondern angeschaut. Die Theilung dessen, was wir sehen, in Gestalten ist nicht durch den bloßen Gesichtssinn schon gegeben: an und für sich sieht das Auge Alles auf einmal, ungesondert und verwirrt, wie eine bunte Tafel; die Sonderung in Einzelgestalten ist Abstraction. Ist diese Abstraction auch den Thieren eigen, gibt es für sie eine Gestalt? — Wenn man bedenkt, daß sie Menschen, Orte, Gegenstände aller Art, die ihnen Lust oder Schmerz bereitet haben, wiedererkennen, daß sie ihre Beute mit aller Sorgfalt und Geschicklichkeit erspähen, und offenbar auch von ihrem Anblick oft aus weiterer Ferne angelockt werden, als sie sogar menschlichen Blicken sichtbar wäre, so wird man geneigt sein, sie uns in dieser Hinsicht gleichzustellen und ihnen die Anschauung solcher Gestalten nicht zu bestreiten. Und dennoch beruht ein solcher Schluß auf Verwechselung der Ursache mit der Wirkung; die Wahrnehmung der Gestalt ist in solchen Fällen nicht Resultat, sie ist vielmehr nur die Anregung zu Begierde, Lust oder Schmerzgefühl, an welches sie erinnert. Der gesehene Gegenstand, den das Thier fürchtet und flieht, tritt nicht als Gegenstand, sondern nur als dunkele Ursache des allein seine Seele wirklich beherrschenden Furchtgefühles auf: so etwa wie wir selbst von dunkeln Gefühlen anderer Art ergriffen werden, ohne Erkenntniß der Quelle, aus der sie stammen, so wie Liebe und Haß vorhanden sein kann ohne

die Klarheit, ja unter Selbsttäuschung über die Gründe; oder wie im Traum eine Berührung Vorstellungen erweckt, ohne selbst bewußt zu werden; oder wie beim Denken, und in unreflectirten Zuständen selbst beim Sprechen, nicht die Worte in der Seele zu sein scheinen, sondern nur die durch dieselben bewirkten Bilder. Daß das Gestaltete auf eben solche Art vermittelst des Gesichtssinnes Vorstellungen anderer Sinne rege macht, ist eine erklärliche Folge seiner erinnernden Fähigkeit: aber eine Auffassung der Gestalt selbst ergibt sich hieraus keineswegs, und wo die sichtbare Gestalt nicht mit den niederen, das Thier interessirenden Gefühlsregungen in Beziehung steht, geht sie, im Allgemeinen wenigstens, ganz spurlos an ihm vorüber.

Aus dem menschlichen Denken hingegen läßt sich die Anschauung der Gestalt nie und nirgends beseitigen, wenn es nicht gänzlich aufgehoben werden soll. Unwillkürlich bebetrachten wir die individuelle sichtbare Gestalt als das Wesentlichste an den Dingen; wir nennen eine gemalte Rose immer noch eine Rose, während wir ihrem Dufte, wenn er allein erscheint, obwohl er doch ein wirklicher Theil von ihr ist, und nicht ihr bloßes Abbild, nicht mehr ihren Namen geben. Unser Denken ist so sehr auf diesen ihm ureigenen Boden hingewiesen, daß auch das Abstracteste, wenn es bestimmt gedacht werden soll, unvermerkt Gestalt annimmt, und sich hierbei, wenn nichts Aehnliches in der sichtbaren Welt vorhanden ist, an das es sich lehnen kann, oft sonderbar an das sehr unwesentlich mit ihm zusammenhängende Sinnliche klammert. Ein unsichtbares Gas wird zunächst unter dem Bilde eines sichtbaren Dunstes gedacht, indem die Verneinung seiner Dichtigkeit in der Phantasie nur so

hinzugefügt wird, als wenn es sich um den Gegensatz eines feinen Gewebes zu einem gröberen handelte; wir fangen nicht sobald an, Wärme, Schall, Licht als selbstständige Dinge zu denken, als sie uns auch gestaltet, strahlend, wellenbildend vor die Sinne treten; wir sprechen von electrischen Strömen, fragen uns, ob Electricität und Magnetismus Fluida seien, indem wir hierbei von der Flüssigkeit, die wir sehen, ausgehen, die Eigenschaft der Sichtbarkeit freilich wegdenkend, aber immer doch im Stillen den Gedanken einer möglichen Sichtbarkeit, etwa für dazu befähigtere Sinne, unterschiebend. Verneinen läßt sich nun zwar durch die Operation des Hinwegdenkens scheinbar Alles; können wir uns doch selbst durch Abstraction von allen Eigenschaften das reine Sein oder das Nichts vorstellen, welche beide alsdann begreiflich genug eben nicht mehr verschieden sein mögen; aber mit diesen Künsten vertreiben wir die Natur unseres Vorstellens und Denkens nicht, welche ewig bloß an die Wiederholung des Empfundenen, und wo es Dingen gilt, des Gesehenen gebunden bleibt. Auch ein geistiges Wesen ist uns nur eine von dem Verstande als unsichtbar geforderte, aber der Phantasie immer noch sichtbar vorschwebende verfeinerte Körpergestalt; und selbst das Bemühen, gerade die Körperlichkeit und sichtbare Gestalt zu verneinen, um zu dem Gedanken des reinen Geistes zu gelangen, was ist es anders als ein Zugeständniß der überwiegenden Bedeutung, welche der Gestalt in allem was nicht Geist ist, also in allen D i n g e n zukommt? Die Frage, ob wir ein bestimmtes Object als ein selbstständiges Ding oder nur als Eigenschaft eines Dinges zu betrachten haben, — eine Frage, welche von der Metaphysik, wo es sich um die Dinglichkeit des Stoffes im Gegensatz zu

den Kräften handelt, in die Physik, wo die Anschauung der unwägbaren Materie versucht und die Selbstständigkeit z. B. der Electricität Gegenstand der Meinung und des Zweifels geworden ist, ja bis in die allgemein menschlichen Probleme sich erstreckt: ob die Seele ein Ding für sich oder eine bloße Erscheinung an dem Körperlichen sei? — diese Frage ist überall keine andere als die: ob jene Gegenstände einen abgegrenzten Raum für sich einnehmen, wo sie sind und nichts anderes zugleich sein kann? das ist, ob sie, sei es nun in verschiedenen Augenblicken gleichmäßig oder auch nicht, aber doch in jedem Augenblicke irgendwie, gestaltet sind.

Was der Anschauung der Gestalt diese unbedingte Herrschaft über unsere Phantasie gegeben hat, ist die Sprache: sie hat den Sinn für sie zuerst geweckt und die Vorstellung von ihr fast allein ermöglicht. Es muß irgend etwas in vorzüglichem Grade Wirksames, die Aufmerksamkeit Reizendes, die Einbildungskraft Erschütterndes eintreten, was ein mitten in dem Gewirre der Erscheinungen befindliches Sonderwesen, ein Thier, einen Baum, einen Felsblock auch gesondert in das Bewußtsein fallen läßt, damit der Schlummer des Anschauungsvermögens unterbrochen werde; es muß zugleich ein Mittel vorhanden sein, das einmal Selbstständiggewordene für alle Zeiten in seiner Besonderheit festzuhalten, damit es nicht nach seinem einmaligen Auftauchen alsbald wieder in jenes allgemeine Meer des Gesehenen spurlos zurückversinke. Beides leistete die Sprache wirklich, und wir sehen im Verlaufe ihres fortschreitenden Wachsthums den Sinn für die Gestalt förmlich entstehen, und in beständiger Vermehrung der allmählich in ihren Gesichtskreis eintretenden Gegenstände sich mehr und mehr entwickeln. Das bis zur

Mitbewegung fortreißende lebhafte Mitgefühl für eine vor den Augen halbmenschlicher Geschöpfe plötzlich zuckende oder leidenschaftlich und gewaltsam erschütterte thierische Gestalt führte, nachdem der Laut diese erste objective Wahrnehmung zum dauernden und ruhigen Besitze der Seele umgeschaffen und so die Fähigkeit für eine weitere vorbereitet hatte, zur Auffassung auch der Gestalt selbst, an der jenes Interessante vorgegangen, die um dessentwillen selbst Gegenstand des Interesses geworden war. Von den das erste sprachbildende Geschlecht so ganz vorzüglich interessirenden Handlungen der Thiere und Menschen, von den mit diesen verwechselten Handlungen des Leblosen rückt die Benennung erst gegen das Handelnde selbst vor, oder sie gelangt auch zu den Dingen von dem zündenden Moment aus, wo sie mit menschlicher oder thierischer Thätigkeit in Berührung treten, aus ihr hervorgehen und entstehen, oder eine Umwandlung ihrer Gestalt erleiden; sie stellt eine Unzahl von Geräthen genetisch dar, verfolgt den Baum, von dem Augenblicke, wo er als Holz in menschliche Behandlung geräth, anfangend, durch alle Stadien seiner Verwandlung zu Balken, Brett und Tisch, und schreitet auf solche Weise in stetigem Gange über alles Gestaltete, keines früher, keines später erreichend, als da, wo es zuerst wirkend oder leidend, unmittelbar oder mittelbar mit dem das sprachliche Vermögen wesentlich und ewig reizenden Objecte der thierischen Geberde in Berührung tritt. Daher drückt denn auch die Sprache noch jetzt mit ihrer bestimmtesten Vereinzelung außer den verschiedenartigsten sichtbaren Handtirungen auch die sichtbaren und gestalteten Gegenstände, die Dinge aus; das Gehörte nur so weit es sich an eben solches Sichtbare anschließt; zur Schilderung von

Geruchs= und Geschmacksempfindungen sind wir bis auf die allgemeinsten Gegensätze gar nicht, oder doch nur mittelbar im Stande; ebenso befinden wir uns in gänzlicher Verlegenheit, über die Natur eines inneren Schmerzgefühles oder überhaupt eines Stimmungszustandes des Gefühlssinnes nähere Auskunft zu ertheilen, in welcher Hinsicht sogar ein charakteristischer Schrei ausdrucksvoller und belehrender als die Sprache sein kann; und selbst die Individualisirung der Gestalt findet mit dem Abbrechen der Beziehung zu jenem sie in die Sprache einführenden Anknüpfungspunkte ihre Grenze, so daß wir z. B. für die Beschreibung individueller menschlicher Züge keine Möglichkeit besitzen.

Die durch die Sprache auch in unserer Anschauung stehend gewordenen Formen der Dinge scheinen uns freilich so sehr der Wirklichkeit anzugehören und so naturnothwendig zu sein, daß wir geneigt sind, ein besonderes Kennenlernen jeder einzelnen durch Vernunftentwicklung, eine Wiedererzeugung aus uns selbst heraus für ganz überflüssig zu halten. Aber einige Beobachtung unserer selbst kann uns belehren, daß wir noch heute unter Umständen aus völliger Unklarheit über gewisse Gestalten oder aus dem Zustand freier und willkürlicher Verfügung über die Art, wie wir sie anschauen wollen, durch äußere Anregung zur Bestimmtheit, und durch bloße Gewohnheit zu einer zwar geringeren, aber doch ähnlichen Nöthigung, sie auf die eine gewohnte Weise anzusehen, ebenso wie dies in höherem Grade durch die sprachgesetzliche Entwicklung mit der Gestalt der durch sie gegebenen Dinge erfolgt, überzugehen pflegen. In einer zusammengesetzten mathematischen Zeichnung, in einer zunächst als verwirrte Masse erscheinenden complicirten Linienverbindung

werden wir auf eine Theilfigur am einfachsten durch Vorüberbewegen einer Hand, die wir verfolgen, aufmerksam, sowie durch andere im Fortschritte der menschlichen Verstandesbildung möglich gewordene Mittel in unsere Willkür gegebener bloßer Vorstellung; wir orientiren uns in dem Verwickelten, Unklaren, und nehmen eine feste Ansicht desselben an, die wir alsdann mit einer anderen kaum wieder vertauschen können; wir betrachten arabeskenartige Verzierungen oft mit vorgefaßter Anschauung; und während ein unbefangener Blick in dem Sternenhimmel nichts als eine ungeordnete Menge sieht, kann derjenige, welcher die Gestirne in Gruppen zu ordnen einmal gelernt hat, diese Menge gar nicht mehr anders als in der Form der ihm bekannt und gewohnt gewordenen Constellationen sehen. Es gibt ferner eine Gestalt, die uns allen so vertraut, so an das Herz geknüpft ist, daß wir sie mit Vorliebe unwillkürlich auf das anders Gestaltete auftragen, sie zu sehen glauben, wo uns nur etwas ihr entfernt Aehnliches geboten ist, und so einen weitern Beleg dafür geben, wie sehr die Gestaltung der Gegenstände sogar im Widerspruche mit ihnen selbst auf subjectiver Nöthigung beruht. Diese uns so überaus naheliegende Gestalt ist aber die menschliche, oder allgemein die lebendige, ganz besonders aber das Menschenantlitz, dessen Beschauung uns schon von Anfang, da wir erst Menschen zu sein begannen, anzog, und das seinen Zauber, so lange wir Menschen sind, nie und nimmer für uns verlieren kann. Jeder Kreis mit zwei oder drei beliebig eingezeichneten Punkten erinnert uns an dies in der Phantasie so sehr heimische Bild, und das Gesicht im Monde gibt ein auffallendes Beispiel von der über die ganze Menschheit ausgedehnten Verbreitung

dieser nicht optischen, sondern recht eigentlich seelischen Täuschung. Ich will nun zwar nicht sagen, daß die Gestalten, unter denen wir die mannigfaltigen Dinge der Außenwelt dauernd und beständig zu sehen pflegen, ihnen nicht wirklich zukommen; (wo wäre auch für eine solche Vergleichung des von uns Angeschauten mit unserer Anschauung das Maß?) — auch nicht, daß sie alle ganz ebenso wie die Sternbilder des Himmels durch bloße Gewohnheit, nämlich vermittelst der durch die Sprachentwicklung vorgeschriebenen Richtung unserer Betrachtungsweise, für uns in diese Form gebracht seien, und ebensowohl unbeschadet ihrer eigenen und der Natur unserer Sinnlichkeit, nur in Folge einer anderen Entwicklung unserer Begriffe, auch in anderer Form hätten erscheinen können; wohl aber, daß die ihnen im Uebrigen vielleicht im Verhältnisse zu unseren Sinnen allein zukömmlichen Gestalten an und für sich, ohne die allmähliche Einverleibung in unser Denken, wie die Sprache sie ermöglicht, nicht Gegenstand unserer Kenntniß und Anschauung geworden wären. Und auf der andern Seite, je mehr die Gestalt mit dem Wesen der Dinge wirklich zusammenhängt, je mehr ein Thier in allen seinen Theilen, die es unabänderlich vereinigt zusammenbewegt und von dem Umgebenden in gemeinsamer Fortrückung loslöst, auch wirklich eine Einheit ausmacht, umsomehr unterscheidet sich eine solche Einheit von denen, welche ein zufällig angeregtes Zusammensehen in unserer Vorstellung bildet, sowohl durch Möglichkeit fester und unlöslicher Vereinigung, als auch namentlich durch ihre Bedeutung als Mittel der Erkenntniß desjenigen Wesentlichen an den Dingen, welches in den Gestalten enthalten ist.

Obgleich das, was die Dinge zu Dingen als solchen,

nämlich zu Einzeldingen macht, nur die allein schon durch den Gesichtssinn, falls er durch entsprechende Anlässe dazu vorgebildet worden, erfaßbare Gestalt ist, so genügt diese doch zur Verwirklichung eines Dinges niemals, da es im Wesen desselben liegt, mehrere Eigenschaften zu haben, von denen die uns unmittelbar gewissest und mit einer auch den Thieren natürlichen Nöthigung schon an die Gesichtswahrnehmung geknüpfte die ist, außer der Form auch Stoff zu sein, das heißt die Möglichkeit einer Wirkung auf einen Gefühlssinn zu besitzen. Zu dieser wesentlichen kommen in jedem besonderen Dinge noch besondere Eigenschaften hinzu, deren jede subjectiv genommen eine Empfindungsmöglichkeit für uns ist; die Gesammtsumme dieser Empfindungsmöglichkeiten ist das Ding selbst. Nun werden aber diese Eigenschaften eines Dinges niemals alle zusammen empfunden, da die Empfindung zu keiner Zeit alles an ihm Empfindbare erschöpft: es muß daher eine ideale Einheit sein, eine Gruppe aus Empfindungen und Vorstellungen in unserem Geiste zusammengesetzt, deren Entstehung nicht in einem einzigen Empfindungsmomente abgeschlossen sein kann, sondern einer ganzen Reihe nicht nur festgehaltener, sondern auch in eben dieser Einheit zusammen aufbewahrter Erlebnisse bedarf. Hierzu ist ein fester Mittelpunkt wie die Gestalt, welche als Träger aller anderen empfundenen und vorgestellten, auf sie gleichsam aufgetragenen Eigenschaften im Vordergrunde steht, durchaus erforderlich; weil ja ohne einen solchen gar kein Grund vorhanden wäre, mehrere zusammen wahrgenommene Eigenschaften nicht bloß unter sich, sondern auch mit solchen, die in diesem Augenblicke nicht mitauftreten, zu einer Einheit zu verknüpfen.

Indessen würde selbst mit einem solchen Mittelpunkte, wie wir ihn in der bestimmten Auffassung der Gestalten besitzen, in Folge einer derartigen gewissermaßen mechanischen Vereinigung der Vorstellungen allein doch nur eine sehr geringe Kenntniß von den Dingen möglich werden. Die Wandelbarkeit der Gruppirung würde jede feste Erfahrung zerstören, ihre Zufälligkeit jedes Auffinden des Wesentlichen verhindern. Ein auf ein Thier gefallener Gegenstand wird ohne Zweifel einige Wichtigkeit für dasselbe erlangen; er wird in seinen Augen die Eigenschaft zu fallen eine Zeitlang insofern beibehalten, als es ihn nicht ohne Besorgniß, daß er es wieder treffen möchte, erblicken wird; eine Flinte, aus der ein Schuß es erschreckt hat, Geräthe, in deren Nähe es geschlagen worden, können nicht verfehlen, eine peinliche Erinnerung dieser unangenehmen Erlebnisse für die Folge mit sich zu führen. Allein wenn diese Erlebnisse durch andere verdrängt werden, wenn der durch einen Zufall fürchterlich gewordene Gegenstand durch einen anderen Zufall erfreulich wird, so tritt nicht etwa durch Einschränkung berichtigte Erfahrung ein, sondern es gilt nur je nach ihrer überlegenen Wirkung die eine oder die andere, und was ein Moment gebaut hat, stürzt ein anderer wieder um. Wie sollte ferner das Thier, wie sollten wir selbst, vermöge bloßer an die Gestalt geknüpfter Erinnerung des Empfundenen, z. B. an einem Eisenstabe, der uns in heißem Zustande verletzt hat, die Eigenschaft der Hitze als eine unwesentliche absondern, und von demselben Stabe, wenn wir ihn kalt, aber im Uebrigen unverändert wiedersehen, nicht vor Allem die Hitze wieder erwarten? Oder wenn wir durch eine zufällige Berührung von unserem Irrthum überzeugt werden, wie kann die in

der Folge beim Anblick des Stabes in unserem Inneren entworfene Gruppe im Mindesten noch dasselbe Ding sein, welches es gewesen, jetzt, wo ihm etwas für die Vorstellung so Wesentliches, wie der zu erwartende brennende Schmerz fehlt? Und so muß das Gesammtbild eines jeden Dinges entweder auch seine zufälligen Eigenschaften einschließen, und dann beständig irre führen; oder nicht, und dann wird es beständigem Wandel unterworfen und nicht mehr dasselbe sein; wie es aber als dasselbe unter mannigfach verwandelten Erscheinungsformen, als zugleich eines und verschieden aufgefaßt werden sollte, ist unbegreiflich.

Um die Verwirrung, der ein mit den bisher angenommenen Erkenntnißmitteln allein ausgerüsteter Geisteszustand unterworfen ist, noch zu steigern, kommt hinzu, daß die Dinge für die Wahrnehmung nicht etwa nur einmal in der Welt vorhanden sind, sondern ein jedes sich in der Gattung unzählige Male wiederholt, wonach es also nicht nur sich selbst, sondern auch seines Gleichen gegenüber der doppelten Gefahr ausgesetzt ist, fälschlicherweise sowohl identificirt, als auch auseinandergehalten zu werden. Denn wenn z. B. ein Kind seinen Vater von Andern unterscheidet, so wird es keine Eigenschaft desselben auf Andre übertragen, keine an ihm gemachte Erfahrung auf diese erweitern und verallgemeinern; wo nicht, so wird es in Jedem seinen Vater sehen, und die widersprechendsten Eigenschaften werden, zu seinem Bilde hinzugefügt, einander in ihrer Wirkung aufheben, oder zu einem ungeheuerlichen Gemenge der Phantasie verschwimmen. Daß uns dieses nun nicht widerfährt, daß wir ein Ding in seinen verschiedenen Zuständen von sich selbst unterscheiden können, ohne doch aufhören zu müssen, es für nur eines zu halten; und hingegen,

daß wir im Stande sind, viele Dinge als wesentlich gleich zu erkennen, ohne darum, so oft wir ihrer eines sehen, es immer mit dem bereits gesehenen (wie die Zwillinge im Lustspiel oder Kugeln der Taschenspieler) für dasselbe halten zu müssen: dazu bedarf es der Standpunkte außer den Dingen, von welchen aus ein und dasselbe mehrfach angeschaut werden kann, je nachdem das Eine oder das Andere an ihm wesentlich erscheint; aber eben darum auch das Verschiedene vereinigt, je nachdem ihm das gerade als wesentlich Erscheinende gemeinsam ist. Solche Einheiten über den Dingen, ohne welche deren Auffassung nur in äußerst unvollkommener Form und eng beschränktem Umfange denkbar ist, sind die Begriffe, welche ganz allein von der Sprache abhängen und aus ihr entspringen, und um so gewisser ausschließliches Besitzthum der Menschengattung sind.

Die Begriffe sind zwar nichts weniger als Erzeugnisse der Abstraction; aber einmal vorhanden, wirken sie ganz ebenso, als ob sie einer solchen Thätigkeit ihren Ursprung verdankten. Wenn es einmal dahin gekommen ist, daß z. B. die Handlung des Essens vermittelst des Lautes, der an sie allein erinnert, von allen anderen unterschieden wird; wenn sodann von ihr aus die Aufmerksamkeit mit dem Worte zugleich auf den Gegenstand der Handlung übergegangen ist: so wird in Zukunft alles, was gegessen werdend gesehen wird, zunächst an den Namen Speise und von ihm aus an alle vorher gesehenen Speisen zugleich erinnern. Es entsteht ein aus ihnen allen zusammengesetztes und von jeder einzelnen immer wieder angeregtes Mischbild, in welchem als Product aus mehreren Factoren (der besonderen Wirkung des erinnernden Objectes, dem Grade der Häufigkeit der

verschiedenen Gegenstände, der Kürze der Zeit, die seit ihrer jüngsten Wahrnehmung verstrichen, und der Stärke ihrer Wirkungsfähigkeit auf die Lustempfindung), bald die eine bald die andere Gestalt, z. B. die der einen oder der anderen Frucht, mit lichten Farben hervortritt.

Hiermit allein würde freilich ein Begriffe bildender Geist noch nicht zu großer Klarheit über die Dinge gelangen können, wenn nicht der Sprachlaut auch zugleich die Fähigkeit in sich trüge sich zu entwickeln, indem sich seine besonderen Modificationen auf die einzelnen Variationen jenes schwankenden Mischbildes vertheilen, so daß zuletzt z. B. jede wesentlich verschieden gestaltete Speise auch ihren besonderen Namen erlangt, und so durch diesen auch nur an das ihr wesentlich Gleiche erinnert; während gleichzeitig einerseits das Allgemeine sich immer wieder von Neuem in anderen Worten erzeugt und bei jeder Beziehung des Gegenstandes zu der seinen Begriff hervorbringenden Handlung — in dem gegebenen Falle bei jeder Anschauung einer eben zur Speise dienenden Frucht — auch wieder in die Vorstellung tritt; andererseits, der einzelne den Sinnen vorliegende Gegenstand unablässig über das Aussprechbare hinaus und zwischen dem durch die Worte Vorstellbaren hindurch seine ihm eigenen Reize übt, und also der Mensch, von dem Anblick des Gegenstandes und dem Anhören mehrerer seiner Namen in unmittelbar auf einander folgenden Augenblicken gereizt, fast gleichzeitig und dennoch ohne Nachtheil der Klarheit ein und dasselbe von verschiedenen Gesichtspunkten aus vorstellen kann. Von der höchsten Bedeutung ist es für diesen Zweck, daß die Sprachentwicklung nicht mit einem einzigen Geschlechte abgeschlossen ist, sondern die Worte sich als bloße Erinnerungszeichen für eine Gattung

von Dingen vererben, ohne den geringsten Gedanken an ihre längst vergessene Urbedeutung mit herauf zu führen. So ist in Fleisch nichts mehr von der Bedeutung der Speise kenntlich, wovon der Begriff doch ausgegangen ist, und eben darum kann jener Klang um so reiner an alle jemals im Laufe der Zeit allmählich an ihn angeschlossenen Vorstellungen erinnern. Das Wort ist ein unsterblicher Begleiter des Dinges durch die Geschichte: es trennt sich nicht von ihm trotz aller Umgestaltungen, die dasselbe theils in der Natur, theils in unserer Anschauung erfährt. Wir nennen den Menschen, den wir als Jüngling gesehen, immer noch Mensch, auch nachdem er gealtert, und wir erkennen denselben Himmel in dem unendlichen Raume des Aethers, wie die Alten in dem metallenen Gewölbe und die noch älteren Geschlechter in dem als Vater verehrten Gotte. Das Wort hält die Einheit in dem so ganz verschieden Angeschauten aufrecht und macht durch seinen Anschluß an die Entwicklung die Entwicklung der Erkenntniß erst möglich. Durch seine Mittheilungsfähigkeit erweitert es die Mittel der Erfahrung, welche bei dem Thiere nie über das Individuum hinausgehen kann, ins Ungemessene, und bereichert damit nicht nur die Vorstellung von den Dingen, sondern klärt sie auch wesentlich, da das Zufällige durch die Vermehrung der Fälle nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verschwindet. Bei alledem ist das Wort für jedes Zeitalter etwas ganz Positives von ebenso gegebenem empirischem Inhalt und von derselben Tiefe dunkler Wirkung wie die Dinge selbst. Wie hier um eine Empfindung in den Dingen, so gruppirt sich dort gleichsam ein Accord von Vorstellungen um eine Gehörempfindung, welche außer den Dingen, aber dagegen causal mit ihnen verknüpft ist.

Hätte übrigens der Sprachlaut auch nur die einzige Eigenschaft, zugleich Wirkung der Empfindung und Ursache ihrer Vorstellung zu sein, so müßte er schon dadurch eine Umwälzung in der Art der Empfindung hervorbringen, indem er sie zu einer bewußten machte; denn bewußtes Empfinden ist nichts als ein zugleich auch vorgestelltes. Da nun der Laut die Möglichkeit gewährt, Gesichtsempfindung vorzustellen, so muß diese, wenn sie mit Nothwendigkeit in einen Laut ausbricht, durch ihn auch wieder als Vorstellung reflectirt und also bewußt werden. Daher hat der Mensch Bewußtsein des Gesehenen, und eine bewußte Wahrnehmung der Dinge, und zwar ist dies Bewußtsein der Art seines Wahrnehmens wesentlich, da es von einer Ursache ausgeht, die ihrerseits dieses Wahrnehmens nothwendige Wirkung ist. Das Thier hingegen hat eben darum wenigstens von dem, was es sieht, kein Bewußtsein, als höchstens in Folge einer Zufälligkeit in einzelnen lichten Augenblicken. Und obwohl es uns von unserem Zustande höherer Klarheit aus ebenso unmöglich ist, uns das in Unbewußtsein hindämmernde Geistesleben der Thiere zu vergegenwärtigen, als dem Auge, aus erleuchtetem Raume in das Dunkel zu schauen, so haben wir doch eine derartige innere Erfahrung alle selbst erlebt, und wenn wir uns ihrer nicht erinnern, so ist gerade dieses ein Beweis, daß unser damaliges Leben in Wirklichkeit unbewußt gewesen ist. Denn nicht weil es uns an Gedächtnißfähigkeit gebrach oder an der Erinnerung gegenwärtig gebricht, wissen wir aus den Jahren unserer sprachlosen Kindheit nichts mehr; sondern weil das Erlebte nur in eben derjenigen Form als Erinnerung wiederkehren kann, in der es als Empfindung aufgenommen worden war, das Kind

aber, so lange es sprachlos ist, das heißt, von der Sprache nichts versteht, auch nicht bewußt empfindet, und uns daher das damals Empfundene niemals zur bewußten Vorstellung wird, welche allein zum Bewußtsein der Erinnerung führen könnte. Wenn wir nun freilich aus dieser unserer persönlichen Vergangenheit keine Aufklärung über den Gemüthszustand eines unbewußt empfindenden Wesens zu schöpfen vermögen, so haben wir doch wenigstens an dem Standpunkte unseres eigenen Denkens gegen unsere Kindheit ein Bild von dem Verhältnisse der Gegenwart des Thieres selbst zu seiner jüngsten Vergangenheit. Jedenfalls aber bietet unser Kindesalter und die ziemlich scharf mit der der Sprachlosigkeit zugleich abgeschnittene Grenze der Erinnerung einen einleuchtenden Beweis von der unbedingten Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Sprache für das Bewußtsein.

Daß das Thier urtheile, läßt sich nach alledem nur unter einer nicht wohl zulässigen Ausdehnung dieses Begriffes behaupten, welche sehr verschiedenartige Geistesvorgänge in Eins zusammenwerfen würde: denn Urtheil ist nichts anderes als bewußte Empfindung, Erwartung oder Erinnerung; das Thier aber kennt nur die unbewußte Empfindung und die unbewußte Erwartung. Wenn wir bloß auf die Folge sehen, so nimmt in den thierischen Handlungen sehr Vieles den Schein an, aus Ueberlegung und Urtheil zu entspringen, was ganz bewußtlos und mechanisch geschieht; aber auch unter unseren eigenen Bewegungen werden manche, welche, weil sie von einem Urtheil begleitet zu sein pflegen, uns den bestimmtesten Eindruck machen, von demselben auch bewirkt zu sein, gelegentlich als ein bloßes mechanisches Spiel unseres Organismus erkannt. Gefäße,

die wir emporzuheben gewohnt sind, haben in unserer Erwartung ein ganz bestimmtes Gewicht; es würde nahe liegen, die mit dessen Schätzung verbundene genaue Accommodation unserer Kräfte für das Ergebniß einer weisen Berechnung zu halten: aber das eigenthümliche Gefühl der Ueberraschung, welches Jeder empfindet, der sich in dieser Schätzung getäuscht hat, der etwa ein leeres Gefäß für ein volles gehalten, und nachdem er seine Bewegung darnach eingerichtet, dieselbe nun mit allzu großer Gewalt zweckwidrig anwendet — ein Gefühl, welches kein anderes ist, als das des plötzlichen Uebergangs aus dem Unbewußtsein in das durch den Contrast wach gerufene Bewußtsein — kann uns über das gänzlich instinctive Wesen solcher Schätzungen belehren. Eigentliches Denken ist in der Regel so wenig fördernd für unsere Bewegungen, daß dieselben erst in ungestörter, maschinenmäßiger, und mit der Maschine auch durch mancherlei sprachliche Bilder verglichener Vollendung vor sich gehen, wenn sie zur Gewohnheit geworden sind, das heißt, wenn das Denken sie zu begleiten aufgehört hat; ja wir wenden uns sogar in zweifelhaften Fällen oft an das in uns selbst wirksame Mechanische um Aufklärung, z. B. wenn wir nicht wissen, wie ein Wort seiner Orthographie nach geschrieben wird. Daß aber die zweckmäßigen Bewegungen unser Denken als Ursache ihrer ursprünglichen Entstehung, die es bei manchen nachher durch Uebung in Gewohnheit und Fertigkeit übergegangenen allerdings ist, nothwendig voraussetzen, wird angesichts der unendlichen Zweckmäßigkeit, die wir in unserem Körperbau fortwährend verwirklichen, ohne es jemals gewahr zu werden, angesichts auch nur der Wunder der Ernährung, gewiß nicht behauptet werden können.

Das Denken überliefert vielmehr der der Thierbewegung innewohnenden Zweckmäßigkeit nur einen neuen Stoff, dessen Begrenzung aus seiner Eigenschaft, ausschließlich Denkobject zu sein, bestimmt werden muß: in allem Uebrigen ist es nur ein Spiegelbild unserer Handlungen, und nicht ihr Urbild. Weit entfernt also, dem Thiere wegen der Aehnlichkeit seiner Handlungen mit den unsrigen Urtheile zuzuschreiben, müssen wir im Gegentheile in solchen Fällen geneigt sein, die Bedeutung des Urtheils als Beweggrund für uns selbst in Zweifel zu ziehen.

Schätzung der Entfernungen ist ganz offenbar dem Thiere mit dem Menschen gemein; auch das Thier objectivirt also die Gesichtsempfindung und setzt sie nach außen. Allein diese Versetzung ist bei ihm wie bei uns kein Denkvorgang, keine Ueberlegung. Sie beruht darauf, daß die Theile der Körper auf das Gefühl unmittelbar, auf das Gesicht aber mittelbar und aus der Entfernung wirken. Soll nun die Erwartung der Gefühlsempfindung, welche die des Gesichts rege macht, verwirklicht werden, so muß Annäherung stattfinden und diese (oder ihr Gegentheil) entsteht instinctiv, wie bei der Anziehung durch einen lockenden Geruch. Ohne solche instinctive Anziehung oder Abstoßung würde die Bewegung überhaupt nicht erfolgen; das Maß dieser Bewegung aber ist eine Folge ebenfalls instinctiver, zum geringsten Theil aus den Erfahrungen des Einzelwesens entsprungener, zu ungleich größerem angeborener und anentwickelter Schätzung, aus welcher die Anschauung der Entfernung in jedem gegebenen Falle einzig und allein besteht. Ebenso verhält es sich mit der Schätzung der Gestalt, sofern dieselbe nichts anderes ist, als eine Aneinanderreihung von verschiedenen

Entfernungen, welche auch das Thier innerhalb des Kreises seiner Interessen, z. B. bei Umfassung seiner Beute, sehr wohl zu behandeln versteht. Auf alle diese Leistungen hat das entstehende Denken zunächst gar keinen Einfluß gehabt, und der gewaltige Umschwung, den es hervorrief, bestand noch einen langen Zeitraum hindurch in Veränderung nicht der Handlungen, sondern nur der Gefühls- und Vorstellungsweise, und war vorwiegend innerlich. In Beziehung auf das innerliche Leben bildet aber das Bewußtsein gegen das Unbewußtsein in der That einen tiefen Gegensatz. Schon in seinen ersten Anfängen ist das Urtheil hinsichtlich seiner Wirkung auf das Gemüth von der thierischen Erwartung ebenso verschieden, wie seinem Ursprunge nach nicht aus ihr erklärlich. Das bestimmteste, am sichersten auf seine Ursache bezogene Angstgefühl, wie es von einer Thierseele etwa beim unmittelbaren Annahen eines Löwen empfunden werden mag, ist immer noch nicht auf der Höhe des Urtheils in seiner einfachsten Form: er kommt! Zu einem solchen Satze aber, wie: der Löwe kommt! bedarf es schon einer ganzen vorausgegangenen Entwickelung, der Fähigkeit, das ungetrennte, einheitliche Ereigniß nach seinen beiden Theilen aufzufassen, und das von einem ruhenden Hintergrunde sich Lösende und Verändernde zu bemerken. Die Zusammensetzung dieser beiden Elemente des Urtheils aus dem beobachteten Hintergrunde und der bemerkten Veränderung, ohne Vermischung beider, ist nur durch Begriffe und durch Worte, welche sie für die Vorstellung fest halten, möglich.

Die thierische Erwartung bezieht sich durchaus auf die Zukunft; das Urtheil zunächst auf die gegenwärtige Wahrnehmung, welche es bewußt macht. Indem das Urtheil

diese Wahrnehmung überdauert, bringt es gleichsam die Erwartung der Vergangenheit hervor, nämlich Erinnerung an dieselbe, welche für Thiere gar nicht vorhanden ist; indem es in die wahrgenommene Thätigkeit auch ihr erwartetes Ziel mit aufzunehmen und durch die Sprache das Erwartete von dem Wahrgenommenen zu unterscheiden vermag, gewährt es allmählich, nach Ausbildung von mancherlei vernunftfördernden Verbindungen zusammentretender Begriffe, ein Maß der Zeit und eine Schätzung der Zukunft, wo dem Thiere nur eine dunkle Masse in eins zusammenfließender Erwartungsgefühle gegeben ist.

Was das Vermögen zu schließen betrifft, so kann freilich auch das Thier aus dem Empfundenen erwarten; aber aus dem bewußt Empfundenen bewußt erwarten, welches eigentlich schließen heißt, und vollends aus dem bloß Vorgestellten erwarten, kann nur der Mensch, weil nur ihm sich die Vorstellung zur Empfindung verkörpert, und als lautendes Urtheil gehört wird. Nur er kann also aus dem noch zu Erwartenden etwas Ferneres erwarten, da jenes ihm in Form des Erwartungsurtheiles gegenwärtig ist, und so aus Urtheilen Urtheile in unendlicher Reihe folgern; sowie andererseits aus dem Vergangenen auf das Künftige schließen und ein verflossenes Leben voll Erfahrungen zur Belehrung für das ihm bevorstehende verwenden. Er kann ferner seine Erwartung mit seiner Wahrnehmung vergleichen, und es gibt daher nur für ihn Erkenntniß des Irrthums, nur für ihn Wahrheit. Und endlich, was das Größte ist, der Mensch kann aus der Gegenwart die Vergangenheit erwarten, und durch diese Umkehr der erwartenden Verrichtung aus der Wirkung auf die Ursache schließen, womit er den Weg zur Erkenntniß des Wesens der Dinge betritt.

Wenn wir als den Stützpunkt, welcher es dem Menschen möglich macht, mit Urtheilen ebenso zu verfahren, wie das Thier nur mit Wahrnehmungen, die Lautempfindung annehmen, die das Urtheil festhält, so wird hierbei vorausgesetzt, daß das stille Denken im vollsten Sinne ein innerliches Sprechen ist. Vermuthlich ist lautloses Denken überhaupt verhältnißmäßig jung, wie auch noch die Kinder manches sprechen, was sie nur denken wollen, und wie der Sprache vielfach „sprechen“ auch denken ist, so daß noch nach gegenwärtigem Sprachgebrauche man sich sagt, was man sich vorstellt. — Was wir Denken nennen, ist ein in Folge vieltausendjähriger Uebung unmerklich in den Centraltheilen verlaufender Sprachproceß, welcher indessen nur eine gewisse Stärke annehmen muß, um auf die Organe überzuspringen; wie denn, von dem Umschlage in wirkliches Sprechen, welches der Affect bewirkt, ganz abgesehen, wer sich bei einigermaßen tiefem und anstrengendem Denken selbst beobachtet, das Stimmorgan dabei thätig finden wird. Ohne Zweifel sind auch die dem Gehörorgane entsprechenden Centraltheile beim Denken in Anspruch genommen; wenigstens wird dasselbe kaum durch etwas anderes so sehr als durch betäubenden Lärm gestört. Uebrigens gewinnt jederzeit ein Gedanke dadurch, daß er gesprochen wird, an Bestimmtheit, und durch seine bloße Hörbarkeit, auch in ganz unveränderter Gestalt, an Wirkung auf das Gemüth.

Demnach mag das Denken zum Sprechen sich etwa verhalten, wie sich im Ganzen zur Muskelbewegung der Wille verhält, da auch dieser nur der im Centrum vorhandene, und wenn er auf dasselbe, anstatt sich auf die Bewegungsorgane fortzupflanzen, beschränkt bleibt, in irgend einer Weise

rückwärts auf Empfindung wirkende Bewegungsreiz ist. Denken ist also sprechen wollen, jedoch nur in dem Sinne wie hungern essen wollen, oder wie die Aufregung bei musikalischem Takte, tanzen wollen: nämlich als Sprachreiz, nicht als Absicht zu sprechen. Und so kann denn auch die Willkür, welche der Mensch in Beziehung auf das Denken übt, indem er sich in Gedanken mit einem Gegenstande zu beschäftigen, über ihn nachzudenken und zu forschen vermag, zunächst als ein willkürliches Sprechen, sodann aber als eine willkürliche Verwendung der dasselbe beim Denken vertretenden Centraltheile angesehen werden, vergleichbar auf dem Gebiete der Sinnesempfindung dem willkürlichen Tasten, Spüren und Betrachten, und dem Principe aller thierischen Bewegung überhaupt entsprungen, welche überall darauf ausgeht, das Bewegte dem ihm eigenen Lustgefühle auszusetzen, oder eigentlich nur dem Schmerzgefühle zu entziehen.

Der Abstand, welchen die Fähigkeit zu denken zwischen Menschen und Thieren in ihrem äußeren wie inneren Leben unausbleiblich herstellt, ist so gewaltig, daß er durch begriffliche Gegensätze wie etwa Verstand und Vernunft keineswegs erschöpft wird. Auch ganz isolirt und in Bezug auf künstliche Mittel in thierischer Hülflosigkeit gedacht, ist ein Wesen, das die Möglichkeit hat zu denken, und willkürlich zu denken, schon hierdurch allein von allen nicht denkenden auch in dem rein Verständigen vielleicht noch schärfer getrennt, als Menschenverstand von irgend einem anderen denkbaren geistigen Vermögen nur immer sein mag.

Wenn gleich die Anwendung der Glieder zu den nächsten Lebenszwecken, als instinctiv, durch ein Hinzutreten des Denkens keine wesentliche Aenderung erleidet, so vermehrt es

doch deren thierische Motive und Erregungen und bringt entfernte Absichten und planmäßige Ueberlegung ins Spiel, welche für sich allein selbst auf dem niedrigsten Gebiete des leiblich Nützlichen eine auf die Dauer unwiderstehliche Uebermacht über die rohe Kraft und einen unberechenbaren Vorsprung vor tieferstehenden Geistesbildungen verleiht. Der Mensch, und sei er auf den Vorzug des Denkens ganz allein beschränkt, ohne seine mittelbaren Folgen und Schöpfungen, tritt den Ereignissen vorbereitet entgegen, meidet Gefahren, von denen das Thier überrascht wird, und sucht Vortheile auf, die an dem Thiere ungeahnt und unbemerkt vorübergehen. Auch wählt er zwischen mehreren ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Wegen die zweckmäßigsten und zieht bei Bestimmung der Wirkung seiner Handlungen eine Menge von Erfahrungen in Betracht, da er durch Vorstellungen, die ihm die Sprache in jedem gegebenen Augenblicke gegenständlich macht, aus der Ferne von Anstößen gelenkt, von Kräften getrieben und gehalten wird, für welche es der Thierseele, wie sehr sie für dieselben auch an sich empfänglich sei, in dem Momente des Handelns an der vermittelnden Leitung fehlt.

Aber ein denkendes Wesen kann nicht dabei stehen bleiben, seine thierischen Mittel ausgedehnter, mannigfaltiger, berechneter zu benutzen; es kann nicht fehlen, daß es sie auch vermehrt, daß es neue, menschliche erwirbt. Wie Jenes durch die Möglichkeit einer eigenthümlichen Art der Vorstellung, so erwächst ihm Dieses durch die Anschauung, durch das Verhältniß, in welches es zu den Dingen tritt, und die daraus entspringende Fähigkeit, Dinge zu behandeln. Der Mensch benutzt nicht nur, wie andere Geschöpfe, eine Oertlichkeit

zur Wohnung, eine Beute als Speise, sondern ein zufällig in seinem Bereiche befindliches oder im Kreise seines Denkens und Schliessens einheimisches Ding zu berechnetem Zwecke. Mit seinen natürlichen Waffen wehrt sich ein jedes Thier zu unserer Bewunderung trefflich; aber sein Leben oder Tod mag davon abhängen, daß es einen Stein, der vor ihm liegt, und bloß vorwärts gestoßen, hinreichen würde, seinen Gegner zu zerschmettern, auf denselben herabwälze: es stirbt, ohne sich zu einer solchen Ueberlegung zu erheben, und die äußerste Noth macht es niemals erfinderisch. Denn es hat keine Anschauung von dem Steine und keine Vorstellung von seiner Bewegbarkeit und ihrer erst zu erwartenden Wirkung, die es doch, wenn sie ihm unmittelbar über dem Haupte droht, seinerseits zu erwarten und zu meiden versteht. Noch weniger kann es jemals zu einem Geräthe oder gar Werkzeuge gelangen, da die beiden Wege, die zu deren Erfindung führen, Absicht und Zufall, ihm gleich verschlossen sind. Der Mensch, wenn er absichtlich erfindet, sucht für die Wirkung, die er beabsichtigt, eine zureichende Ursache unter den ihm bekannten auf, was er ohne die Erinnerung an alle diese, und ohne die Fähigkeit zu schließen und Vorstellungen zu vergleichen, nicht vermöchte. Erfindet er aber, wie es meistens geschieht, zufällig, indem die in der Folge beabsichtigte Wirkung anfangs absichtslos hervorgebracht wird, so ist nicht nur eine Reihe von Schlüssen nöthig, um des Menschen eigene, jene nützliche Ursache hervorbringende Thätigkeit aufs Neue anzuregen, sondern es müssen auch Zweck und Mittel, wenn bloß das eine vorliegt, einander wechselseitig in die Erinnerung rufen können. Ein noch so begabtes, nur nicht denkendes Thier, wird, wenn es vor Hunger verschmachtend,

nur durch eine Schlucht, über die es nicht setzen kann, von reichen Früchten abgeschnitten ist, sich keine Brücke aus einem vor ihm liegenden Baumstamme bilden, da es ihn nicht einmal in eine andere Lage zu denken, oder sich seiner aus einer früheren Wahrnehmung in einer solchen zu erinnern, geschweige an dieselbe Schlüsse zu knüpfen vermag; wie sollte es ihm nun möglich sein, einen solchen Baumstamm zu suchen, da es ihn nicht einmal zu benutzen weiß, wenn es ihn hat; oder wie sollte es einen Baum zu einem solchen Zweck verarbeiten, da es keine Mittel hat, von dem Baume auf den Stamm zu denken und den Zusammenhang zwischen beiden, sowie das Verhältniß umgestaltender Thätigkeit zu demselben, durch Begriffe zu erkennen? Fast noch weniger ist es denkbar, daß ein Thier ein Geräthe zufällig erfinde; denn abgesehen von gewissen, gerade den niedrigen Gattungen anerschaffenen Instincten, denen Richtung und Zweck eben so bestimmt vorgeschrieben, als Ueberlegung fremd ist, arbeiten die Thiere nicht, da sie kein Interesse an den Dingen und einer Veränderung derselben durch ihre eigene Thätigkeit haben; es fehlt ihnen also jede Möglichkeit, eine von ihnen selbst ausgehende durch Zufall zweckmäßige Schöpfung wahrzunehmen. Es ist schon ein Wunder thierischer Intelligenz, wenn sie im Verkehr mit den Menschen einzelne Geräthe derselben bis zu einem gewissen Grade gebrauchen lernen, und sie treten damit eigentlich über den natürlichen Kreis der Thierwelt schon hinaus. Aber sich einen Gegenstand bereiten, können sie niemals lernen, theils weil es für sie keine Gegenstände gibt, theils weil sie nicht nach dem bloß Vorgestellten streben und also, da das zu Schaffende nicht vorhanden ist, alles Nichtvorhandene aber bloß als

Vorstellung wirkt, überhaupt nichts schaffen können; und dies ist einer der entschiedensten und beständigsten Gegensätze zwischen Mensch und Thier, da hier in der That auf der einen Seite alle Menschen, auf der anderen alle Thiere ausnahmslos einander gegenüberstehen.

Unter den Gegenständen, welche für uns in einem ganz anderen Sinne objectiv vorhanden sind, als für die anderen Gattungen der Thiere, befinden sich auch die der eigenen Gattung angehörigen Wesen selbst. Der Mensch ist dem Menschen unendlich mehr, als irgend ein anderes Thier für eines seines Gleichen; denn er versteht und begreift ihn, und fühlt, daß auch er selbst verstanden und begriffen wird. Das feinste und bestimmteste Mittel dieses Verständnisses ist für ihren Kreis die Sprache, und unstreitig würde uns ein großer Theil der lebendigen Welt in ihrem Inneren weniger dunkel sein, als sie es ist, wenn eine ähnliche Verkündigung aus ihr zu uns herüberklänge. Aber die Sprache konnte das Verständniß nicht ursprünglich für sich erzeugen, da sie nur an Empfundenes anknüpft und erinnert, Unempfundenes zur Empfindung zu bringen aber gänzlich außer Stande ist. Sie ist hierin von dem Schmerzensschrei auf keine Weise unterschieden, als etwa, daß sie nicht bloß, wie dieser, gemeinsame Fähigkeit den gleichen Schmerz zu empfinden, sondern auch, wegen ihrer Heranbildung durch und an die Wirklichkeit, die wirkliche gemeinsame Wahrnehmung alles in ihr Ausgedrückten voraussetzt. Ein Wort für ein von mir nie wahrgenommenes Ding bleibt mir unverständlich, bis es erklärt, das heißt auf Namen anderer vergleichbarer Dinge zurückgeführt worden ist, die ich wahrgenommen habe; und so wenig die Sprache allein den Anblick einer noch nie

gesehenen Farbe ersetzen kann, so wenig würde sie über das Empfinden eines Anderen Aufschluß geben, wenn es an sich nicht Gegenstand unserer sonstigen Erfahrung wäre. Sowie um die Bezeichnung eines sichtbaren Objectes auch nur hervorzubringen, dasselbe gesehen werden mußte, so muß auch das Gefühl, z. B. des Zornes, auf irgend eine Weise wahrnehmbar geworden sein, ehe es in den Worten seine Bezeichnung finden konnte; und zwar mußte nicht das eigene, sondern das fremde Gefühl in diesem Augenblicke wahrnehmbar geworden sein, da es sonst an einem nach außen hin kenntlichen Objecte für die entstehende Bezeichnung gefehlt haben, und das Wort, welches das Gefühl ausdrücken sollte, kein Verständniß gefunden haben würde. Daß also der Mensch das Empfinden des Menschen versteht, kann nicht Ergebniß der Sprache sein, sondern umgekehrt; obwohl er, nachdem die Empfindungen ebenso wie die äußeren Objecte durch Worte wiedergegeben werden, auch ebenso wohl an sie erinnert und von ihrem jedesmaligen Vorhandensein durch Urtheile belehrt werden kann. Die Form, unter welcher das Empfinden dem Menschen verständlich wird, ist, wie sich im Einzelnen durch Wortforschung bestimmt erweisen läßt, die Mitempfindung, es ist eben jener Reiz, welcher die Sprache selbst am Anfange der menschlichen Seele zu entströmen zwang; Sympathie, welche der Anblick der empfindungentsprungenen Bewegung unwiderstehlich wach rief, und zu einem Mittönen zugleich der Bewegung und der Empfindung in dem Anschauenden gestaltete.

Verstehen wir also die Thiere nicht völlig, so geschieht es, weil wir ihnen nicht hinlänglich gleich gestimmt sind, und aus diesem Grunde werden wir ihre Innenseite auch

kaum jemals ganz begreifen, weil die nothwendige Unterlage des Begreifens, das gleiche Empfinden, fehlt; sowie niemand sich in die Empfindung des Geruchssinnes durch Vorstellung versetzen kann, dem dieser Sinn gebricht. Aber daß die Thiere selbst einander nicht in demselben Grade wie wir verstehen, dies hat seinen Grund darin, warum sie auch nicht denken: weil auf sie nämlich der Anblick der Bewegung von ihres Gleichen nicht eben diesen Eindruck macht. Der Reiz der Mitempfindung für die Thierwelt, und ein mächtiger, ist der Schrei. Dieser aber macht nicht wie die Sprache auch Darstellung der fremden Empfindung möglich, da er immer unmittelbarer Ausdruck der eigenen ist; und wie weit auch die Mittheilungsfähigkeit auf dem noch unaufgeklärten Gebiete der Thiersprache gehen möge, so ist doch, wie ich glaube, schon aus den Folgen zu ersehen, daß sie, wenn auch vielleicht zu sympathetischer Erregung niederer Sinnesempfindungen und der Willensthätigkeit wirksam, doch weder die Gesichtswahrnehmung noch die Mitempfindung schildert, und daher weder von dem Aeußeren noch von dem Inneren eines Mitgeschöpfes ein Bild in der Phantasie des Thieres zurückläßt.

Der Vorzug, welcher den Menschen dadurch erwächst, daß sie einander beachten und mit einander empfinden, ist sehr mannigfaltig, und theils mittelbar, theils unmittelbar. Denn daß Einer von der Erfahrung des Anderen Kenntniß nimmt und Nutzen zieht, geschieht nur in Folge dessen; da er den Nutzen der Handlungsweise seines Nächsten nicht gewahren würde, wenn er die Handlungen desselben nicht beachtete und die auf sie folgenden Empfindungen nicht mitempfände. Ob er aber vor einer Gefahr gewarnt wird,

welcher er seines Gleichen wirklich ausgesetzt mit eigenen Augen sieht, oder ein erfahrener Greis ihm lehrreiche Schicksale seines Lebens mittheilt, oder ob eine fortgeerbte Ueberlieferung die Einsicht von Jahrhunderten und wohl gar Jahrtausenden dem Kinde der späten Nachwelt zur Belehrung darreicht: dies ist im Wesentlichen immer nur dasselbe. Nicht weil Erfahrung mittheilbar ist, sondern weil sie miterfahren werden kann, nützt die deinige auch mir; und die Sprache leistet nur, indem sie an die Empfindung Entfernter erinnernd auch für sie die ähnliche Mitempfindung erweckt, das freilich Ungeheure, daß sie die Erfahrungen unendlich Vieler, der Möglichkeit nach sogar Aller, zu den meinigen macht. So wird die Menschheit zuletzt zu einem einzigen erfahrenden Geiste, und die ganze Welt eines jeden Geistes Object. So weit es erkennbare Kräfte in der Natur, so weit es berechenbare Begebnisse in der Erscheinungswelt gibt, die auf das Wohl und Wehe der Menschen Einfluß üben, so weit erstreckt sich in immer wachsender Ausdehnung die Gesammterfahrung des Geschlechtes, und das Heil, welches ihm aus dem gemeinsamen Erkennen zufließt.

Warum belehrt aber unter den Menschen der eine den anderen? warum ist er ihm hülfreich? warum fördert er nicht nur seine eigenen Zwecke, sondern ein jeder wechselseitig auch die des anderen, so daß ein Zusammenwirken entsteht, in dem ein jeder Einzelne wohl entbehrlich, aber seinerseits des Ganzen immer bedürftig ist? Dies ist eine weitere Folge unseres Wissens um einander. Wenn es auch keine edleren Triebfedern in unseren Seelen gäbe, so würde doch schon die Wahrnehmung der Kräfte eines Anderen und

der Gedanke der Möglichkeit, sie ebenso wie die todten Dinge zu verwenden und zu genießen, verbunden mit dem Gefühle, daß Jener denselben Vorstellungen zugänglich ist, zu einer Art von Austausch der Leistungen führen können. Es müssen nun zwar idealere und tiefere Regungen, in einer langen Kette vielseitig von Selbstsucht zum Theil so sehr, als es unserer Gattung irgend möglich ist, freier Bestrebungen entwickelt, hinzukommen, um ein so vollendetes, in erstaunlichen gemeinsamen Unternehmungen zur Beherrschung der Natur, in Zusammenfassungen ganzer Drittheile unserer Gattung zu Weltreichen, in dem Gedanken einer Menschheit, der zu einer Art von irdischer Allmacht nur die vereinigende Gliederung zu fehlen scheint, gipfelndes Handeln zur Wirklichkeit zu führen: aber dies alles beruht auf einem Wechselverhältniß von Mensch und Mensch, als einander begreifenden, fühlenden und verstehenden Wesen.

Es gibt aber noch eine ganz andere, weit nähere und ganz unmittelbare Wirkung unserer triebartigen Mitempfindung mit unseres Gleichen, welche des Menschen Gesichtskreis zwar nicht auf fernere Objecte ausdehnt, noch seine Macht erweitert, aber dennoch sein Handeln, und zwar schon in der Urzeit und mitten in einem noch wilden und culturlosen Zustande, gänzlich umgestaltet und von dem Thierischen ungemein geschieden hat. Der Mensch nämlich weiß, daß er heranwächst, altert, stirbt; und er weiß dies, weil er unmittelbar fühlt, daß das gleiche Verhängniß mit seines Gleichen seiner wartet. Eine solche Voraussicht seines Schicksales ist das älteste, das ursprünglichste gemeinsame Erfahrungswissen aller Menschen; wiewohl es gewiß ist, daß sie dieses Wissen unmöglich vor der Sprache haben konnten,

da es zu demselben nicht bloß der theilnahmvollen Wahrnehmung, sondern auch der Beobachtung eines Einzelwesens durch mehrere Stufen seines Daseins unter Bewußtsein seiner Identität bedarf. Die durch die Sprache geschaffene Erkenntniß, welche das Auge des Menschen für die Zukunft öffnet, aber ihn auch zum Sterblichen und damit zum einzigen unglücklichen Thiere macht, bestimmt, seitdem er um ihretwillen die Pforten der Thierwelt überschritten, das Thun seines ganzen Lebens. Er bereitet, wer er auch sei, seine Jugend, und unter allen, auch den rohesten Völkern die Kindheit seiner Nachkommen für einen späteren Zeitraum vor; er lebt planvoll, arbeitet und erwirbt, oder schöpft aus dem Bewußtsein des Besitzes Sicherheit für Zukunft und Alter; und ein jedes menschliche Bestreben trägt in allen Zonen, Zeiten und Lagen die bestimmte Spur seines erkannten Maßes. Auch Sorge für etwas über den Tod hinaus Liegendes ist unter den mannigfaltigsten Formen so sehr fast allen Menschen gemein, daß wir sie in ihrer Wirkung jenen merkwürdigen, auf gewissen Stufen des Thierreichs mit beinahe allein herrschender Gewalt auftretenden Instincten an die Seite stellen können, die dem elterlichen Dasein oft sogar den Anschein geben, bloß als einleitendes Mittel für das künftige Geschlecht vorhanden zu sein, für dessen lebensfähiges Auftreten es sich willenlos aufopfert, und nach dessen zulänglich vorbereiteter Ausstattung es, wie nach gelöster Aufgabe, nicht selten unmittelbar selbst erlischt.

Was die sittliche Handlungsweise des Menschen betrifft, so ist zwar die eigentliche Triebfeder derselben nicht in der Vernunft zu suchen; und warum sollte eine Gattung, welche durch eine besondere Steigerung des Gesichtssinnes zur Fähigkeit

der Weltanschauung gelangt ist, nicht auch zugleich nach anderer Seite hin in bevorzugtem Grade entwickelt sein können? Dennoch aber ist die Vernunft, in ihrer uns bekannten Abhängigkeit von dem Sprachreize, die nothwendige Vorbedingung auch der ethischen Handlungen, und zwar aller formell, der meisten auch materiell. Grausamkeit und Mitleid können beide nur mitempfindenden Wesen eigen sein, Gerechtigkeit sogar nur ausgebildet Denkenden. Der Besitz des Beweglichen und ein Gefühl für dingliche Rechte sind ohne ein Bewußtsein von den Dingen und von Menschen, die uns und ihnen gegenüberstehen, undenkbar; alle Scheu vor Anderen, persönliche Ehre und das Streben danach beruhen auf dem Gefühl empfunden zu werden, Vernunftobject zu sein. Wie viele ethische Handlungen, seien sie nun vor unserem Urtheil Tugend oder Laster, bleiben somit auch nur ihrem sachlichen Inhalte nach übrig und möglich, wenn wir das von der Sprache bedingte oder mit ihr zusammenfallende Denken hinwegnehmen? In der sich selbst überlassenen Thierheit gibt es in der That auch materiell weder Gutes noch Schlechtes. Denn das Thier handelt immer nur naturgemäß, und kann keinem anderen Maßstabe als der Naturforderung seines Individuums unterworfen werden; der Mensch hingegen verliert mehr und mehr die Richtschnur eines ihn mit Bestimmtheit leitenden Einzeltriebes, während sich in gleichem Maße seinen immer freier und vielfältiger wirkenden Sondergelüsten der Gesammttrieb der Gattung, in Stämmen und Völkern mannigfach entwickelt, als öffentliche Meinung, Sitte und Gesetz zur Schranke und zur Norm entgegenbildet, nach welcher er beurtheilt werden muß. Und wenn auch ganz das Thier

mit dem Menschen dasselbe thun würde, so würde seine Handlung doch keinem sittlichen Urtheile unterliegen, und weder gut noch schlecht sein, solange ihr die beiden formalen Elemente alles Ethischen fehlen, Selbstbewußtsein und Zurechnungsfähigkeit. Es ist zwar keineswegs wahr und der allein hier geltenden inneren Erfahrung entsprechend, daß die Tugend nach der Stärke der bloßen sittlichen Reflexion, ja wohl gar der entgegenstehenden Triebe, also der natürlichen Schlechtigkeit zu messen sei; sondern ein in dunkelem Drange recht handelnder, von Güte des Herzens gezwungener, von Großmuth beherrschter Charakter, ein aus angeborener Hoheit der Gesinnung reiner, edler und gerechter, aus überströmender Fülle uneigennützigen Wohlwollens liebreich aufopfernder Mensch ist unstreitig für eine jede Seele ein Gegenstand der Ehrfurcht und der Liebe, und das menschliche Herz bewundert und verehret, um kühle Verstandestheorien unbekümmert, zu allen Zeiten die tugendhaft hingebende Begeisterung und sittliche Leidenschaft. Allein etwas anderes, allerdings Vernünftiges fordert ein Jeder von einer Handlung, die er seinem lobenden oder tadelnden ethischen Urtheile unterwerfen will; nämlich, nicht daß sie von Vernunftprincipien, von bewußten, sittlichen Begriffen ausgehe, wohl aber daß sie selbstbewußt, daß sie durch ein von Bewußtsein begleitetes Wollen hervorgebracht sei, auf welches die Beurtheilung sich ganz eigentlich bezieht; und dieses Selbstbewußtsein ist nur eine der Folgen jenes durch die Sprache hervorgerufenen Vermögens, die Dinge, die Menschen und darunter auch uns selbst als Gegenstände zu begreifen und gleichzeitig sowohl wahrzunehmen als vorzustellen. Und was endlich hinzukommen muß, um die bewußte Handlung zurechnungs-

fähig werden zu lassen, ist Wahl durch Willensfreiheit, das ist das Vermögen durch einen fremden Willen bestimmt zu werden; wobei es sowohl zur Wahrnehmung des fremden Willens, als zur Vergleichung mehrerer streitenden, der Sprache und des Denkens offenbar bedarf.

Während auf solche Weise der ganze Kreis des ethischen Handelns, durch welches der Mensch zugleich besser und schlechter als das Thier wird, von der Sprache abhängig ist, weil er nothwendig unter das Bewußtsein fallen muß, so erstreckt sich dieses seinerseits umgestaltend auch auf andere, ja auf alle menschlichen Handlungen. Die überlegene Gewalt, welche dem menschlichen Wollen in seinen verschiedenartigsten Richtungen zukommen kann, bezieht sich nicht immer auf eine größere Menge oder Stärke seiner Mittel, sondern oft noch mehr auf seine eigene ihm innewohnende Kraft und Consequenz, wodurch vielleicht unwiderstehlicher als durch Kriegs- und andere Künste die bewußten Völker über die unbewußten den Sieg davontragen, und wodurch die geheimnißvolle Macht aller Mächte, der Charakter, und eine das Unglaubliche duldende und überwindende Festigkeit unerschütterlicher Grundsätze möglich wird. Klarheit des Bewußtseins, die den Leiden ihre phantastische Gewalt entzieht, verleiht dem Geiste eine Ruhe und Herrschaft, vor welcher der Stoff selbst sich zu beugen scheint. Die Gabe, zu wissen, was er thut und erleidet, sichert dem Menschen bei seinem ersten Erscheinen auf der Erde den Vorrang unter den Lebendigen, welcher die Dinge ihm, statt ihn den Dingen unterordnet; sie gibt auch seinen Bewegungen einen Anstrich von Würde und Besonnenheit, welcher ihn selbst auf niedrigen Entwicklungsstufen schon äußerlich auszeichnet, und ihn nur

mit dem Verschwinden des Bewußtseins in Krankheit und Gehirnentartung ganz verläßt.

Als die höchste Entfaltung des menschlichen Denkens endlich, welche niemals jemand den Thieren zugeschrieben hat, kann die im engsten Sinne sogenannte Vernunft gelten, jenes Vermögen wissenschaftlicher Erkenntniß und Weltbeurtheilung, welches den Menschen antreibt und befähigt, sich beobachtend um die Dinge zu bemühen und ihr Wesen aufzusuchen, wobei er zu Urtheilen gelangt, die sich zwar nicht der Form nach, aber desto mehr in ihrem Inhalte von den gewöhnlichen unterscheiden, indem sie nämlich nicht bloß vorübergehende Wahrnehmungen in Gedankenform, sondern dauernde Gesetze und mehr oder weniger allgemeine Wahrheiten enthalten: Gegenstände, welche, wie man glauben sollte, ihn gar nichts angehen, auf sein Leben und Befinden keinen ersichtlichen Einfluß üben, und also nur Ziel eines, wenn wir so sagen dürfen, uninteressirten Interesses, seiner Neugier und Wißbegierde sind. Ein solches Bestreben und das Verständniß dafür ist so sehr bloß menschlich, daß es nur in schwachen Anfängen der ganzen Gattung, in bewußter Ausbildung sogar nur einer sehr kleinen Minderheit angehört. Dennoch führt auch dieses scheinbar streng theoretische und auf Wenige eingeschränkte Vermögen praktische Erfolge, und zwar vielleicht gerade die gewaltigsten, für die Wohlfahrt Aller mit sich. Denn man sehe nur, welchen künstlichen Hülfsmitteln wir unsere größte Macht verdanken, ob sie nicht alle aus der Beobachtung der Kräfte der Natur, deren Wirkungsbedingungen erforscht und zu von uns bezweckten Wirkungen in Anspruch genommen werden, erfunden und gewonnen sind; und gerade dieses gibt unserer

Erfindungskraft ihre unerschöpfliche Fülle, und unserer Gewalt über die Natur die Aussicht, zu einer vorher nicht bestimmbaren Größe fortschreitend anzuwachsen, daß sie wahrhaft schöpferisch verfährt, wie die Natur selbst, nämlich nicht zu gegebenen Zwecken nach einem Mittel suchend, sondern zufällig Erwachsenes zu Mitteln für neue Zwecke, oder doch eben um der neuen Mittel willen verwandelte, gestaltend. Oder wären wir, wenn wir darauf beschränkt sein würden, in einer jeden vorhandenen Nothlage über ein Auskunftsmittel nachzusinnen und die ganze Natur nach einer für unsere Rettung verwendbaren Kraft zu durchsuchen, nicht noch heute arm und hülflos, wie es die am weitesten zurückgebliebenen Menschenstämme kaum mehr sind? So aber verdanken wir Vieles der zufälligen Erfahrung, welche in freien Augenblicken gewonnen, in der Stunde des Bedürfnisses nützt; und am meisten der eben weil zwecklosen auch vielseitigen Beobachtung, welche in Beziehung auf die Zwecke, denen ihre nicht darum gesuchten Ergebnisse dienstbar gemacht werden, eben so sehr ein bloßer Zufall ist.

Wenn wir nun nach dem eigentlichen Gegenstand, Ursprung und Ziel einer solchen um des Nutzens willen offenbar nicht geübten Beobachtung der Dinge fragen, so müssen wir immer mehr erkennen, nicht nur, wie unentbehrlich als Mittel, wie erforderlich als Ursache die Sprache für die Vernunft gerade in Verfolgung ihrer höchsten Probleme sei, sondern daß sie ihr auch von Anbeginn urverwandt ist, und aus eben derjenigen Wurzel sproßt, aus welcher das speculative Denken entstammt, und so viel wir einzusehen vermögen, allein entstammen kann.

Ohne den Gesichtssinn ist keine Wahrnehmung des

Ursachenverhältnisses möglich, denn nur durch diesen Sinn kann ein Gegenstand, auf welchen gewirkt wird, von mir wahrgenommen werden, ohne doch ich selbst zu sein. Eine objective Außenwelt des Riechbaren ist an sich nicht undenkbar, indem die Witterung ebenso wie auch der Anblick die Bewegungen des Thieres nach außen zu den Gegenständen leitet; aber eine Causalverknüpfung zwischen den bloß durch Witterung wahrgenommenen Dingen ist unmöglich. Wenn wir nicht selbst wirkten und Wirkung erführen, so würden wir von causalen Vorgängen zwar kein Verständniß haben, sondern es würde uns nur Alles nach einander zu geschehen scheinen, nichts aus Ursache des Anderen: hingegen das was zwischen uns und dem Gegenstande geschieht, ist nicht geeignet als causaler Vorgang bewußt zu werden; dazu bedarf es zweier Dinge außer uns, beide der ruhigen objectiven Betrachtung gleich angemessen, und in ihrem Aufeinanderwirken von uns begriffen durch Mitempfindung. Es ist also ein Theil eben jener durch die Sprache zum Ausdruck und Bewußtsein gelangenden Anschauung, der die Mitempfindung rege machenden gesehenen Bewegung, welcher zugleich den Keim unserer ganzen causalen Weltbetrachtung in sich faßt.

Ebenso verhält es sich mit dem Bewußtsein vom Raume. Wir tragen das dunkle Gefühl des Räumlichen in uns als Gefühl der Möglichkeit unserer eigenen Bewegung; und wie unzertrennlich die Vorstellung des Raumes von der Vorstellung eben dieser Möglichkeit selbst in unseren durch Jahrtausende zur Abstraction gebildeten Denkorganen heute noch ist, sehen wir an dem Schwindel, welcher uns bei dem Anblick eines Abgrundes befällt, und welcher in nichts anderem

besteht, als in eben der bis zur Gefahr der Verwirklichung in unserem Gehirne lebhaft gewordenen Vorstellung der Möglichkeit des Falles. Aber ohne den Anblick der Bewegung hätte das räumliche Gefühl sich nie zur Vorstellung entfalten, nie zum Bewußtsein gelangen können, wie denn über die Oertlichkeit sogar unseres Empfindens ein deutliches Bewußtsein erst durch Vermittlung der gesehenen eigenen Abwehrbewegung zu entstehen scheint. Wenn wir als nach dem höchsten Ziele der Speculation, nach Aufhebung der Verschiedenheit in dem Empfundenen streben, wenn wir uns, verschiedene Farben sehend, verschiedene Töne hörend, nicht eher beruhigen, als bis wir die Verschiedenheit auf Maße gebracht haben, das ist, auf eine bloß der Zahl nach verschiedene Menge gleicher Einheiten; wenn wir auf eben diese Weise die chemischen Unterschiede aus Mengen gleichgearteter Atome zu erklären streben: so heißt das die Welt auf bloße Gegensätze des Raumes zurückführen, welcher uns als das allein wahrhaft Vernunftgemäße erscheint. Was gibt nun aber dem Raume diese bevorzugte Stellung für die Vernunft? Eben daß er die Möglichkeit der Bewegung selbst ist. Denn da diese Möglichkeit uns selbst als einer Einheit ganz ebenso innewohnt, so führen wir die Welt auf lauter kleine Einzelwesen, die sämmtlich unseres Gleichen sind, zurück, wenn wir ihre Gesetze als Bewegungsgesetze, ihren Stoff als Bewegungsatome erkennen. Nun können wir zwar einsehen, daß alle unsere Empfindungen Resultate von Bewegungen sind, und daß es daher immer die Bewegung ist, welche wir wahrnehmen; aber die Bewegung als solche nimmt nur der Gesichtssinn wahr. Daher ist er der Vernunft mehr als alle anderen Sinne verwandt, und wir fangen die Empfindungen

anderer Sinne erst als Vernunftobjecte zu betrachten an, wenn wir sie, wie die Wärme durch das Thermometer, als eine sichtbare, auf den Raum ausgedehnte Wirkung zu erfassen in den Stand gesetzt sind. Freilich schreiten wir dabei auch über die Grenzen unseres Sinnes, über das unserem Auge Empfindbare hinüber in das Unsichtbare und Unsinnliche; aber das Denken hört darum dennoch nicht auf, zu bleiben was es wesentlich ist: Vorstellung gesehener Bewegung. In jenen Fällen, wo eine der sichtbaren analoge unsichtbare Bewegung geschlossen wird, sei es in den kleinsten Theilen der Dinge, welche unsern zu sehr mit unserer eigenen Größe und unserem körperlichen Bedürfen im Verhältniß stehenden Sinnen entzogen sind, oder wie die Lichtbewegung der Analogie des Wassers entnommen, aber uns ewig unsichtbar, weil sie die sichtbar machende Ursache erst selbst ist: in solchen Fällen setzt das Denken nur die Vorstellung des Wahrgenommenen noch eine Weile fort, ganz wie es eine Bewegung jenseits der äußersten uns sichtbaren Himmelskörper, oder auch ganz wie es die Bewegung eines abwesenden Menschen mit den einfachen Mitteln des Erinnerns aus Analogien vorstellig machen kann. Das Denken ist in Wahrheit das zweite Gesicht, es ist das Sehen des Ungesehenen, des Unsichtbaren; es reicht soweit, als die der Sprache unterliegende Wahrnehmung sich analogischerweise ausdehnt, und haftet auch als höchste Speculation an der Wurzel des Gesichtssinnes. Und so ist es denn gewiß nicht zufällig, daß die lichteste Klarheit des Denkens, daß ein neu auftretender Vernunftgebrauch, ein mit unglaublichem, für alle Erscheinungen geöffnetem Scharfblick begierig auf die Beobachtung der Welt gerichteter Sinn, daß ein mit aller der Sicherheit, die im

Allgemeinen dem Verstande der Menschen in praktischen Dingen wohl eigen zu sein pflegt, wirkender Trieb reiner Erkenntniß bei eben jenem bewundernswerthen Volke sich zuerst und unvergleichlich entwickelt hat, das im Epos und Drama das menschliche Handeln so vollendet und bestimmt ergriff, dem die sichtbare, vor allem die Menschenschönheit, soviel galt, und das die Gestalt mit niemals wiedererschienener Begabung schaute und bildete; dem Volke, das in seinen Götterbildern (und wer weiß ob nicht in einzelnen hochentwickelten seiner lebendigen Häupter?) jenes höchste Ideal der menschlichen Gesichtsbildung erreichte, welche vielleicht selbst nur das körperliche Gegenbild des geistigen, dem Gesichtssinne gegen die niedrigeren eingeräumten Uebergewichtes ist.

Der innige Zusammenhang, welcher zwischen Denken und Sehen stattfindet, beruht übrigens nicht auf der besonderen empirischen Art der Lichtempfindung, sondern nur darauf, daß der Sinn des Gesichts unter den gegebenen wirklich der höchste ist. Was dies heiße, wird aus der Vergleichung der Bedeutung, welche die verschiedenen Arten der Empfindungen für den Gesammtbau und seine Entwickelung haben, verständlich werden. Auf den untersten Stufen des Lebens gibt es keine örtliche Empfindung; allmählich entwickelt sich aus dem Gemeingefühl die Fähigkeit, Lust und Schmerz, das dem Gesammtorganismus Förderliche und Schädliche, je nach seinem Ursprunge an immer vereinzelteren Punkten zu empfinden und sich dieser Empfindung gemäß zu bewegen. Zugleich geht die Empfindungsfähigkeit auch von stärkeren zu schwächern Graden über. Der höchste Sinn ist also derjenige, welcher mit der größten Empfindlichkeit die größte örtliche Bestimmtheit verbindet, das heißt,

welcher an die schwächste Empfindung die Möglichkeit der Bewegung, und an die geringste örtliche Verschiedenheit der Empfindung die Möglichkeit verschiedener Bewegung knüpft. Diese Bedingungen erfüllt unter den vorhandenen der Gesichtssinn; und zwar scheint er örtliche Bestimmtheit gerade durch die geringe Gewalt der auf ihn mit dem Ergebnisse des Empfindens geübten Wirkung zu erlangen, weil nur darum das auf eine Nervenfaser treffende Licht isolirt wirkt, und nicht wie bei der Wärme auf die zunächst liegenden überstrahlt. Da nun immer mehr und immer bestimmter zu empfinden, aus immer mehreren, zu einem Ganzen zusammenwirkenden, selbstständigen Einheiten zu bestehen, das Bestreben eines jeden sich entwickelnden Organismus ist, so ist das Denken, als eine Weiterbildung der höchsten diesem Bestreben dienenden Sinnesenergien, ein wirklicher Fortschritt auf dem Wege einer solchen Entwickelung.

Wir haben zu den mannigfachen Zielen, welche der Vernunft gesteckt sind, von der bloßen Erweiterung des Erwartens auf das Sichtbare, und der Fähigkeit Gestalten anzuschauen und Dinge zu denken, bis zur Entwickelung einer gegliederten Menschheit mit ihren vielfältigen, theils auf das Nützliche, theils auf das Sittlichgute gerichteten selbstbewußten Bestrebungen und bis zur Wissenschaft und speculativen Forschung überall in der Sprache ein unentbehrliches Erforderniß, ja die eigentlich treibende Ursache für sie erkannt. Es war von diesem Gesichtspunkte aus nothwendig, den Gegensatz zwischen menschlichem und thierischem Handeln, Fühlen und Denken in seiner ganzen Schärfe aufzustellen: aber wir dürfen darum die Uebergänge nicht außer Augen lassen, welche zwischen beiden Grenzen allerdings genügend

vorhanden sind, um uns vor der Meinung, als wenn durch das Denken eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Geistern gebildet werde, zu bewahren und uns dasselbe vielmehr als eine aus Entwickelung sehr wohl erklärliche, stufenweise Verschiedenheit erscheinen zu lassen. Es kommt hier zunächst der Zustand des kindlichen Menschen selbst in Betracht, welcher ohne Zweifel dem des sprachlosen Thieres schon außerordentlich überlegen ist; aber es wird schwer sein, zu bestimmen, wie viel Einfluß auf die oft überraschenden Verstandesäußerungen der Kinder kurz vor dem ersten Sprechversuche das Anhören der Sprache, welche in diesem Augenblicke schon ihrer allgemeinen Anlage und einem großen Theile ihres wesentlichsten Bestandes nach erlernt ist, bereits übt, sowie ja überhaupt das Erlernen der fertigen Sprache sich der ganzen Geistesentwicklung des Kindes von frühester Zeit mit zwingender und formbestimmender Gewalt bemächtigt. Ich sehe übrigens keine Ursache, warum wir dem sprachlosen Kinde nicht auch unabhängig von diesem äußeren Einflusse einen Grad von Verstandesfähigkeit zutrauen sollten, welcher den der sprachlosen Menschheit der Urzeit weit übertrifft: denn es wird mit der Anlage, die die früheren Geschlechter erst entwickeln mußten, geboren, die Organe sind für die Auffassung eben der Gestalten, die die Sprache zu Begriffen ausgeprägt hat, vorgebildet, und es bedarf oft nur eines schwachen Anhaltspunktes um etwas dem sprachlichen Denken in seinen Folgen Analoges hervorzurufen. Aus demselben Grunde können auch Menschen, denen Sprachfähigkeit durch angeborenen Mangel des Gehöres fehlt, dennoch zu einem einfachen Denken gelangen, indem sich die vorhandene Anlage an andere Stützen anlehnt, und Sichtbares zur Erinnerung

an das Sichtbare verwendet, bis ein Mittel gefunden wird, den Inhalt der Sprache und damit die Vernunft selbst auf eben diesem Wege sichtbar zu übertragen; während umgekehrt bei angeborener Blindheit die überlieferte Sprache die vorhandene Vernunftanlage in Ermangelung der Anschauung allein entwickeln muß. Etwas anderes ist es freilich, wenn nicht die äußeren Sinnesorgane, sondern die centralen Theile, in denen vermuthlich Sprache und Vernunft zu Stande kommt, insoweit verkümmern, daß dieses Zustandekommen verhindert wird: hiervon möchte wohl der Blödsinn abzuleiten sein, eine begreiflichermaßen bloß menschliche, weil gerade nur das Menschliche des Geistes aufhebende Krankheit.

Auch unsere Hausthiere werden durch das Verstehenlernen eines Theiles unserer Sprache in ihrem Verstande beträchtlich umgewandelt; sie erlangen die Fähigkeit, in Folge gehörter Worte zu handeln, und also innerhalb der hierdurch bestimmten Grenzen eine zufällige Willensfreiheit und ein gewisses zufälliges Selbstbewußtsein: zufällig, weil das dem Triebe des Augenblicks entgegen angeregte Motiv, sowie die Vorstellung ihrer eigenen Handlung nicht mit Freiheit von ihnen und durch sie selbst ausgestoßenen Worten ausgeht, sondern eines Menschen bedarf. Der Kreis dessen, was Thiere von menschlicher Sprache überhaupt verstehen lernen, bleibt freilich immer auf das für ihre Seele Zugängliche beschränkt, und erreicht daher nicht das Gesehene als solches, für welches sie nicht empfänglich sind; aus welchem Grunde sie auch niemals vom Verstehen zum Selbstsprechen übergehen können.

Ueber die Natur der thierischen Sprachen fehlt es noch an hinlänglichen Beobachtungen; indessen scheinen sie kaum

mehr als Scheuch- und Lockrufe zu sein, und schwerlich etwas Darstellendes, auch aus dem Gebiet der niederen Sinne, zu enthalten, woraus sich allein das Objective, eine Weltanschauung auf Grund der dargestellten Sinnesempfindungen, und eine Art von Vernunft entwickeln könnte. Es ist vielmehr gerade dieses für die menschliche Sprache ohne Zweifel unterscheidend, daß sie ihre Objecte um ihrer selbst willen durch einen Schrei bezeichnet, welcher hinwiederum nur an sein Object erinnert; daß sie also das Gesehene nicht insofern es schrecklich oder lockend, schmerz- oder lustbereitend ist, sondern nach seinen sichtbaren Unterschieden selbst zu unterscheiden befähigt, und keinen unmittelbaren Einfluß auf den Trieb übt, sondern eine ruhige betrachtende Erinnerung zuläßt. Wenn es in dieser Hinsicht auch oft sehr schwierig ist, mit Bestimmtheit abzusprechen, wie weit das Vermögen des Thieres reiche, so ist uns doch wenigstens ein fester Halt, wovon ausgehend wir die Ursachen bemessen können, durch die unläugbare Thatsache gegeben, daß das Thier niemals Werkzeuge schafft, noch auch sich bekleidet. Dagegen ist ein Fortschritt der Anschauung durch das Gesicht auf den höchsten Stufen des Thierreichs durchaus nicht zu verkennen. Raubthiere haben einen Sinn für Beobachtung der Thierbewegung, wie ihn Pflanzenfresser, denen ihre einmal durch den Geruch aufgefundene Nahrung nicht entläuft, kaum jemals ausbilden; andererseits ist auch die erbliche Furcht, die stets gebotene Vorsicht gegen angestammte Feinde für die schwächeren Geschlechter ein eben dahin wirkender Anreiz. Unter den Hausthieren zeigen die Hunde eine auffallende Theilnahme für den Anblick der Bewegung; sie eilen nicht nur dem Laufenden mit Gebell nach, sondern sie verfolgen auch die Bewegung

z. B. von Gegenständen, die sie suchen sollen, mit den Augen, und blicken erwartungsvoll auf, bis dieselben ausgeworfen werden; sie beobachten auch wohl Vorübergehende, wobei es merkwürdig ist, daß diese ihre Beobachtung sich außer auf ihres Gleichen besonders auf den Menschen und das menschliche Auge zu richten scheint. Muß nun in diesem letzteren Falle — neben dem ursprünglichen Raub- und Jagdtrieb — der thierische Fortschritt sicherlich zu großem Theile auf langsame Einwirkung menschlichen Einflusses zurückgeführt werden, so zeigt dagegen der Affe ein noch höheres Interesse für seine sichtbare Umgebung, welches fast als Neugierde erscheint. Daß sich in der Vorstellung dieser und anderer Thiere die Bilder einzelner ihrem thierischen Triebe wichtiger und häufig nahetretender Dinge zu Gestalten festsetzen, ist ein Gedanke, den wir uns kaum versagen können, obwohl nur Versuche, welche ebenso möglich als geboten sind, über das Maß seiner Richtigkeit entscheiden werden. Für lineäre Umrisse und Unterschiede der Figur, wofür Kinder schon früh empfindlich sind, haben auch die vernünftigsten Thiere keinen Sinn; geschweige für das eigenste Wesen der Gestalt, Symmetrie und Schönheit. Ich könnte wohl auch, wie für die praktische Seite des Verstandes in den Werkzeugen, so für die theoretische ein Kriterium angeben, woraus sich nach dem offenkundigen Erfolge ermessen ließe, welche Art von Beobachtung des Sichtbaren dem Thiere unzweifelhaft versagt ist; allein dies würde eine Beziehung auf den Inhalt unserer Vernunft und seinen geschichtlichen Ursprung voraussetzen, während ich mich in diesem Buche zunächst auf die Entwickelungsgeschichte der Form der Vernunft beschränken muß. Für das ethische Verhalten scheint dagegen eine genügende

äußerliche Grenzscheide die Thräne zu bilden, sofern dieselbe ein Ausbruch durch Mitempfindung reflectirter fremder oder eigener Gefühle ist.

Wenn wir überdieß von einer Thiergattung im Naturzustande durch Erfahrung belehrt werden würden, daß sie in ihrer Handlungs- oder Denkweise einen Schritt weiter gehe, als wir es im Allgemeinen Thieren für möglich gehalten, so würde hieraus nur folgen, daß jene Gattung über die Grenzlinie des Thierreichs wirklich bereits vorgerückt und durch irgend ein Mittel, sei es, was nach unserer Erfahrung das allein denkbare ist, die Sprache, oder irgend ein uns unbekanntes ähnliches, zu etwas Verstandesartigem in der That gelangt sei. Und wer kann mit Gewißheit sagen, ob ein solcher Anfang nicht irgend wo in Wirklichkeit gemacht ist? ob nicht etwa eine Affenart geringe Ansätze, auf Gestaltenanschauung durch einen Laut zu reagiren, im Augenblick entwickelt, nur ohne bis jetzt in ihrem äußeren Leben zu einem merklichen Verstandeserfolge gediehen zu sein? Ein solcher Zweifel, so lange ihm keinerlei Stützen in der Naturbeobachtung zur Seite stehen, ist, ich gestehe es, müßig; allein ich habe ihn auch nur anregen wollen, damit er uns um so anschaulicher den allein wesentlichen Gegensatz zwischen Mensch und Thier vergegenwärtige. Es bedarf in Wahrheit nur dieses einen Schrittes, von einer sichtbaren Geberde, wie sie auch für gewisse Thiere zuweilen von Interesse ist, bis zum Laute, bis zur Mitbewegung fortgerissen zu werden, damit das Thier aufhöre, Thier zu sein; und dieser Schritt ist an ein Mehr von Schmerzlichkeit der Gesichtseindrücke, von Reizbarkeit durch die gesehene Gestalt geknüpft, von dem wir, wie ich denke, behaupten dürfen,

daß es geringer sei, als die Unterschiede eben dieser Reizbarkeit in den Phantasien des Phidias und eines Menschen der ersten sprachbildenden Geschlechter. Läßt sich nun in dem Menschen als Gattung ein so ungeheurer Fortschritt des gestaltenschauenden Sinnes geschichtlich erweisen, mit welchem Rechte können wir diesem Fortschritt gerade in demjenigen Augenblicke eine Schranke setzen wollen, wo er vermittelst der Sprachforschung eben in den Kreis unserer Erfahrung einzutreten beginnt? Besonders da ein geschichtlicher Anfang der Sprache in einem bestimmten Zeitmomente nur aus einer in demselben Momente bis zu entsprechender Höhe gediehenen Sinnesentwickelung erklärlich wird, bei der Annahme einer auch schon vorher und von je vorhandenen ebenso großen Höhe derselben aber unerklärlich bleibt. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es keineswegs meine Meinung ist, als sei der Mensch jemals Affe oder irgend ein anderes der Gattung nach von ihm verschiedenes Thier gewesen; aber daß der Mensch aus einem Geisteszustande hervorgegangen ist, in welchem er sich von dem anderer Thiere thatsächlich nicht unterschied, dieses glaube ich allerdings, oder vielmehr, ich glaube es zu wissen. Es wird ferner kaum in Zweifel gezogen werden können, daß auch äußere Unterschiede der Gestalt, die Stirnbildung und das Zurücktreten des Unterkiefers, die entschiedene Bestimmung zu aufrechtem Gange und die im Zusammenhange damit vollendete Abschließung der Wirbelsäule innerhalb des Rumpfes, auf einer Veränderung des Gewichtsverhältnisses des Gehirnes beruhen, welche zu der erhöhten Ausbildung der beiden bei der Sprache betheiligten Sinne und der hierdurch verminderten Verwendung und Bedeutung namentlich des Geruchsinnes vielleicht in Beziehung steht.

Wenn wir von dieser Betrachtung des Denkens als Entwickelung aus dem Gesichtssinne einen Blick auf sein Verhältniß zu der den thierischen Bau durchdringenden Zweckmäßigkeit werfen, so finden wir dasselbe, ganz ähnlich dem Sehorgan, eine erhöhte Unterscheidung und erweiterte Wahrnehmung herbeiführen, wobei auch das Nützliche und Schädliche in einer größeren Anzahl von Fällen sowohl unterschieden, als auch vorausgesehen wird, das Grundphänomen der Zweckmäßigkeit aber, die Fähigkeit des Organismus, sich in Folge der Wahrnehmung des Nutzens oder Schadens auf nützliche Weise zu bewegen, unberührt bleibt. Der Mensch handelt nach gedachten Zwecken, er schafft nach Vorbildern seiner Vernunft; aber er spinnt weder Zweck noch Mittel ursachenlos aus sich selbst, sondern Zweck ist ihm zuletzt immer das seinem Naturbedürfniß Gemäße, und das Mittel entspringt ihm auf natürlich causalem Wege aus Erinnerung. Es ist bloß die größere Menge der Mittelglieder, welche uns das Verfahren des Menschen, der Felsen sprengt um sich eine Bahn zu bereiten, worauf er alsdann Nahrungsmittel für sich befördert, so sehr von einem einfachen thierischen Griffe nach vorliegender Speise unterschieden erscheinen läßt. Wenn die Ursachenreihe von der Bereitung der sprengenden Substanzen zum gesprengten Felsen und der hierdurch frei gewordenen Bahn und erreichten Nahrung einmal entwickelt, wenn eine organische Ursache vorhanden ist, welche die Vorstellung von dem letzten Gliede dieser Reihe auf das erste zurückführt, wie es die Sprache wirklich thut; so muß alsdann die thierische Bewegung ebenso nothwendig dieselbe Reihe wieder vorwärts zu durchlaufen streben, wie dies bei der kleineren, die nur aus dem Anblick oder Geruch

der verlockenden Speise und der Bewegung nach derselben hin besteht, auf einfache Weise der Fall ist. Die Leistung eines lebendigen Leibes wird durch das hinzutretende Denken in ihrem Wesen nicht verändert, wohl aber erstaunlich verstärkt. Denn wenn wir Ursachen und Wirkungen mit einander vergleichen, wenn wir nach den letzten Anstößen fragen, welche die mechanischen Kräfte in Bewegung gesetzt haben, genügend um Berge zu versetzen, Wälder auszurotten, Städte zu gründen, und mit Veranstaltungen von wahrhaft kosmischen Größenverhältnissen den ganzen Erdball zu umspannen: so waren es Gedanken, Abbilder von Bildern, complicirte Nachwirkungen des Lichtes, welches auf eine Fläche fällt, die wir mit einem Finger bedecken können. Welch eine wunderbare Vermehrung der Kraft hat hier die Natur durch Einsetzung der an sich wenig mächtigen Maschine des Menschenleibes zu Wege gebracht!

Es ist uns vergönnt, den letzten Schritt, den sie zu diesem Ziele gegangen, noch geschichtlich zu verfolgen, und wir sehen, daß er sich aus der merkwürdigen Wirkung des Sichtbaren, durch die Sprache auch hörbar zu werden, erklärt: wie aber würden wir wohl dem Räthsel des Denkens gegenüber gestanden haben, wenn wir den Menschen bloß als ein still denkendes Wesen zu beobachten vermöchten, von seiner Sprache aber gar nichts wüßten; ja wenn wir auch nur nicht wüßten, daß die Sprache eine Entwickelungsgeschichte hat? Und so verhält es sich für uns mit den meisten und größten Wundern der Zweckmäßigkeit im Thierreiche wirklich. Für die Zwecke des thierischen Lebens sind Mittel verwandt, welche dem Denken oft äußerst ähnlich, und Organe, welche dem Denken entsprungen zu sein scheinen; die Bildung

des Auges namentlich muß Jedermann an ein optisch höchst weise berechnetes Werkzeug erinnern. Aber auch die Sprache ist ein solches kunst- und wundervolles Werkzeug, zu dessen Erschaffung einen Plan auszudenken eine ohne Zweifel alle unsere Verstandeskräfte übersteigende Aufgabe gewesen wäre. Sie ist ein unübertreffliches Mittel des Gedankenausdrucks, unbegreiflich wenn sie als solches hätte entstehen sollen; allein sie hat die Gedanken, und mit ihnen ihren eigenen Zweck, auch erst selbst geschaffen. Mit dieser einzigen hochwichtigen Erfahrung fällt ein Licht auf die ganze zweckmäßige Schöpfung überhaupt: was für einander geschaffen scheint, ist aus einander oder gemeinsam aus einem Dritten mit einander hervorgegangen. Entstehungsursache des zweckmäßigen Mittels ist entweder eben der Zweck, oder ein Keim, aus welchem beide in ihrer Wechselwirkung sich vernunftgemäß erklären. Ein über eine Ebene fortgeschleifter Stein wird endlich den Widerstand seiner unregelmäßigen Fläche gegen die Bewegung aufgeben und durch die Schleifung selbst in einen Zustand gerathen, welcher eben dieser Schleifung am günstigsten ist; er erscheint alsdann für die Bewegung, die er auszuführen hat, höchst zweckmäßig gestaltet, freilich nur weil ihn die Bewegung, nach dem die Natur beherrschenden Gesetze der Ausgleichung der Kräfte, selbst so gestaltet hat. So mag es denn auch wohl gelingen, den Weg zu finden, auf welchem das Sehen selbst sich das dem Lichte ausgesetzte Nervenende zu einem künstlichen Auge nothwendig umgestalten mußte, nachdem dasselbe zur Lichtempfindung vielleicht aus bloßen Fühlfäden entwickelt war, welche ihrerseits aus Bewegungs- und Greiforganen zu entstehen scheinen, nach den großen Grundgesetzen, die die organische Natur von ihrem ersten

Anbeginne vor Tausenden von Jahren, die kein menschlicher Gedanke zählt, unläugbar mit innerlich treibender Gewalt von Stufe zu Stufe empor und vorwärts drängen: Scheidung der Functionen, Scheidung der Einzeltheile, Vereinigung einer immer größeren Masse von immer selbstständiger und mannigfaltiger empfindenden und sich bewegenden Theilen des Weltalls zu der Gesammtheit eines Organismus; hinter welchem Processe in gigantischer Größe, in einer Fernsicht, welcher gegenüber die Vernunft ein banger Zweifel an sich selbst ergreift, die Frage nach dem vielleicht demselben Gesetze entstammenden Ursprung alles Organischen aus dem Unorganischen, und der unorganischen Massen des Weltenraumes selber auftaucht, und im Hintergrunde alles Daseins sein unentwickelter Keim, sein letztes Element zurückbleibt, jenes unzertrennliche Zwiefache, das All-und-Eine der Bewegung und Empfindung.

Erstes Buch.

Digitized by Google

I.

Der Dreischritt der Vernunft. Die Begriffe sind in einem Zustand geringerer Unterscheidungsfähigkeit entstanden. Entwickelung des Sinnenscheins. Die Worte gehen von Extremen aus. Unzertrennlichkeit von Denken und Sprache. Geschichtliche Sprachbeobachtung führt zu einer empirischen Kritik der Vernunft. Nicht die Vernunft hat die Sprache verursacht, sondern umgekehrt. Die Begriffe werden nur aus ihrer Entwickelungsgeschichte erklärlich. Schwierigkeit, dieselbe bis in die Urzeit zu verfolgen. Nothwendigkeit eines analytischen Verfahrens. Etymologie.

Die menschliche Vernunft geht einen Weg aufwärts und abwärts und kehrt oft zu eben jenem Punkte zurück, von dem sie ausgegangen war, jedoch verwandelt; und wenn sie sodann in ihrer Wirkung sich auch wieder gleich geworden scheint, so thut sie zwar Dasselbe, aber anders. Der Mensch schreitet vom Glauben über den Zweifel zum Wissen, und nicht selten gelangt der in einem langen Verlaufe des Erfahrens an das Ziel Gekommene zu keiner anderen Ueberzeugung, als die der Gedankenlose unbefangen gehegt, aber das Denken unterdeß verlassen hatte. Doch diese Kreisbewegung darf darum nicht überflüssig scheinen, da die Seele sie nicht ohne einen hohen Gewinn vollendet, nämlich des Bewußtseins. So mag wohl ein gänzlich Unwissender unbedenklich in einer wasserhellen Flüssigkeit erkennen, was

sie vielleicht nach der Entscheidung chemischer Prüfung wirklich ist: allein daß Jener nicht zweifelt, ist nicht Vorzug in seiner Vernunft, sondern vielmehr Mangel; und es ist daher irrig, wenn es manchen Thieren als Fähigkeit einer gewissen Abstraction zugeschrieben wird, worin sie alsdann die Menschen übertreffen müßten, daß sie ebendasselbe unter mancherlei Verwandlungen, z. B. wie es jener Dichter schildert, der Nichts unwahr und im Widerspruche mit der Natur gethan, ihren Herrn in der Verkleidung des Bettlergewandes wiedererkennen, da sie vielmehr diese Verwandlung, als der Unterscheidung vermittelst des Gesichtssinnes wenig fähig, nicht bemerken, und den Gegenstand, nur zusammentreffend mit der Wahrheit, mit sich selbst verwechseln. Sowie hier Thiere die Daseinseinheit des Identischen, so pflegen auch die Menschen die Wesenseinheit des Verwandten in der Natur zu finden, zwar ohne Irrthum, aber doch durch Irrthum: und wie Brüder um der Familienzüge willen, so werden ähnliche Gattungen der Dinge, verschiedene Thiere aus der Ferne, oder Pflanzenarten von Unkundigen für gleich gehalten und verwechselt, welche vielleicht ganz zuletzt nach tiefer Forschung in eine Ordnung neben einander treten; indem die Erkenntniß eine dreifache Stufe durchläuft, Verwechselung, Unterscheidung und Vergleichung.

Sollen wir nun von den Begriffen, wie sie sich in den Sprachen aller Völker und Zeiten finden, und in denen die Dinge nach Aehnlichkeiten und Gattungen geordnet sind, annehmen, daß sie vermöge dieser letzten, bloß menschlichen Thätigkeit der Vernunft, durch Wahrnehmung der Gleichheit mitten unter dem Verschiedenen und auf dem Wege der Abstraction entstanden seien? In diesem Falle würde die Sprache

ein Erzeugniß unbegreiflicher Weisheit und Vernunftvollkommenheit der Menschen sein; es könnte nicht länger zweifelhaft erscheinen, daß in grauer Vorzeit unser Geschlecht auf einer Höhe der Erkenntniß gestanden habe, von der die unsrige nur ein Schatten ist. Denn die Vereinigung der Individuen zu Arten und der Arten zu Gattungen, wie die des Begriffes Thier, welcher das Kleinste und Größte in Luft, Meer und Land, und die unvollkommene Wurmform bis zu den ausgebildetsten und menschenähnlichsten Gestalten, wo nicht auch den Menschen selber, in sich schließt, ist ein Gedanke von so großer Kühnheit, daß die bloßen Correctionen, welche der höchsten Wissenschaft in der Grenzbestimmung dieser Gattungen und Arten allein noch bleiben, daneben als geringfügig zu betrachten sind. Zugleich zeigt sich eine in den heutigen Menschenwerken beispiellose Zweckmäßigkeit in der Darstellung der Begriffe durch die Sprache, welche das Individuelle gänzlich überspringt, und mit der Benennung von Gattungen, die, als ihrer Zahl nach nicht wie die der Individuen unendlich, auch eine endliche Menge von Zeichen zulassen, ihre Bezeichnung anhebt; wofür sie denn auch von Sprachforschern wie von Philosophen oft bewundert worden ist.

Nun ist aber das Zweckmäßigste, was ein lebendiges Wesen überhaupt zu thun vermag, stets nur Verwendung der ihm von Natur verliehenen Organe, mit welcher die Anwendung der Sprache selbst auf gleicher Höhe steht, indeß ihre Erschaffung, als ob ein Thier sich selber Hände schaffen sollte, auch unter Voraussetzung der höchsten menschlichen Naturbegabung ganz unglaublich wäre. So weit die Erfahrung reicht, pflegt tiefgreifenden Erfindungen, auch auf dem Gebiete des Künstlichen, selten ein eigentliches Bedürfniß

vorherzugehen; die sie entbehrenden Geschlechter begnügen sich ohne alle Ahnung eines Besseren mit den ihnen gegebenen unvollkommenen Mitteln des Daseins ebenso, wie die nachfolgenden mit minder unvollkommenen, bis irgend eine Erweiterung der Kenntniß oder irgend ein zufälliger Versuch den Anstoß zu keineswegs erwarteten, vielleicht sogar mit Ueberraschung aufgenommenen Veränderungen gibt. Noch viel weniger kann einem Geschöpfe ein Bedürfniß nach dem völlig Ungekannten, über seinen Zustand Hinausliegenden zugeschrieben werden. Das Thier fühlt kein Bedürfniß nach Kleidung; der sprachlose Mensch würde eines Bedürfnisses nach sprachlicher Mittheilung nicht fähig gewesen sein. Schon dies, sowie die Undenkbarkeit, die darin liegt, daß die Sprache, dieses Mittel der Mittheilung, selbst mitgetheilt worden sei, ferner ihr ganzer Inhalt und ihre ganze Natur machen es unmöglich, sie als Erfindung zu betrachten und das Zweckmäßige in ihr auf weise Berechnung zurückzuführen. Wir müssen daher von dem entgegengesetzten Wege ausgehen, und auch die Beschränkung der Benennung auf Arten und Gattungen nicht als Fähigkeit der Vergleichung, sondern als Unfähigkeit der Unterscheidung in den Urgeschlechtern der Menschen auffassen, im Einklang mit der Geschichte aller Erkenntniß, soweit sie uns bekannt ist, in welcher stets die Wahrheit aus dem Irrthum entspringt, und Unterscheidung aus Verwechselung.

Wie aber ist Verwechselung überhaupt nur möglich? Oder wenn diese, wie in der Folge Unterscheidung? Kann das Verschiedene Ursache einer einzigen Wirkung sein, nämlich der gleichen Vorstellung, sowie das Gleiche Ursache von Verschiedenem, der irrigen Meinung sowohl, als auch sodann

der wahren? Es ist zwar sehr wohl begreiflich, daß das einander vollkommen Gleiche eine Zeitlang für ein Einziges gehalten, und durch Erfahrung, nämlich das Zusammensehen zu gleicher Zeit, geschieden werden kann; hier verhält sich die Seele, wie immer wenn sie das vorher nicht Wahrgenommene wahrnimmt, lernend: allein wie geschieht es, daß indeß zwei verschiedene Objecte ihr gegenüberstehen, sie zunächst das Gleiche und sodann erst, ohne daß doch die Objecte sich inzwischen verändern, von ihnen das Verschiedene erleidet? — Dies ist das Geheimniß der Entwickelung des Sinnenscheines, auf welchen die Vernunft von ihrem Ursprunge allein verwiesen ist.

In der Natur ist nichts von dem, was gleichwohl uns Einzelwesen scheint, ein wahres Individuum, und ebensowenig gibt es in ihr eine Art oder Gattung. Weder Individuen noch Gattungen und Arten würden jemals in unserer Vorstellung vorhanden sein, wenn wir nicht Wesen wären, wie wir sind, in der Mitte stehend zwischen zwei Unendlichkeiten der Raumes und der Zeit, des Großen und des Kleinen, ewig die Wahrheit suchend, welche diesseits und jenseits liegt, jedoch wie eine Pflanze an der Wurzel festhaftend an dem Scheine, der uns mitten in dem Strome des Stoff- und Formenwechsels zwischen den beiden einzig wahren übersinnlichen Individuen mittlere vorspiegelt, und den stetigen und lückenlosen Wechsel der Gestalten der Dinge in Gegensatz und Gleichheit spaltet, da er doch keines von beiden wirklich ist, sondern nur Aehnlichkeit, und Mehr und Minder. Die Herrschaft dieses Sinnenscheines ist der ursprüngliche und wahrhaft gemäße Zustand unseres Geistes, und gleichsam sein ihm naturverwandtes Element, das ihn zu allen Zeiten befriedigt

und erquickt; von ihm erfaßt, lächelt die Natur in reizvoller Herrlichkeit und Frische, und die Hingebung an ihn allein zieht uns in dem Leben der Naturvölker unwiderstehlich an sich, glänzt in der Dichtung des grauesten Alterthumes mit lockender Heiterkeit und Jugend, und bewirkt bei dem Anblicke des Naiven Sehnsucht, gemischt aus freudigem Wohlgefallen, wie über die Natur selbst, und aus leiser Trauer, als um die eigene verlorene Kindheit. Dieses sind jene zwei Seelen in der Brust der Menschheit: die eine klammert sich an das uralte Sinnliche, welches uns an das Herz geknüpft ist, und möchte es nicht verlassen; die andere reißt uns unaufhaltsam mit dem Triebe des Wachsthums und der Entwickelung ewig, wir wissen nicht wohin, vorwärts.

Daß nun der sinnlichen Frische dieser Welt des Scheines Worte und Begriffe, als abstract und allgemein, störend entgegenliefen, ist ein Vorurtheil, welchem die Erfahrung vollkommen widerspricht. Gegenstand der Begriffe ist zwar das vielen Einzelnen Gemeine; deßhalb kann es scheinen, als sei zu ihrer Bildung irgend eine Einsicht in eben dies Gemeinsame erforderlich. Allein ob es einen einzigen Menschen oder viele gibt und eine Sonne oder mehrere, ob die Eigenschaft des Weißen sich unzählige Male oder nicht an den Dingen wiederholt, ist für die Entstehung der durch die Sprache zurückgeworfenen Bilder jener Gegenstände in der Seele, welche bei weitem in den meisten Fällen nur einen äußerst geringen Bruchtheil dessen wirklich wahrnimmt, was sie auf solche Weise in Einheiten zusammenfaßt, gänzlich gleichgültig. Irgend ein bestimmter Mensch war es, dessen Anblick ihr zum erstenmale Stoff zu jenem Bilde gab, und sobald ihr nun ein zweiter Mensch erschien, so schien er ihr

dem ersten gleich, ja derselbe mit ihm zu sein; irgend ein einzelnes und besonderes Thier war in einem einzelnen Augenblicke Anstoß zu dem allen Individuen gemeinsam zukommenden Namen, und so mannigfaltig auch das Lebendige sich demnächst vor die Augen des Menschen drängte, der Mensch hatte für solche Unterschiede keine Sinne. Was aber schuf ihm diese? Eben das, was auch vorher zu jenem ersten unterschiedslosen Begriffe Ursache und Reiz gewesen war.

Wenn uns nichts aus der Pflanzenwelt jemals bekannt geworden wäre, außer der Pappel und dem Moose, so würden wir die Einheit in beiden schwerlich erkennen; aber durch die Zwischenstufen eines so mannigfaltigen Gestaltenwechsels hindurchgeführt, vermögen wir sie nicht zu läugnen, ja wir werden selbst in der Unterscheidung von Thier und Pflanze schwankend, sobald sich zwischen beiden Uebergänge zeigen: und wie hier die Unterscheidung durch die Uebergänge, so wird die Verwechselung umgekehrt durch Contrastempfindung aufgehoben. Dies beruht auf der nicht allein dem Belebten eigenthümlichen, sondern überall in der Natur, z. B. an dem Magnete, an elastischen Körpern bemerkbaren Fähigkeit allmählichen Kraftersatzes, welche durch Widerstand anstatt Verzehrung, vielmehr bis zu einer gewissen Grenze Steigerung bewirkt. Ist nun auf solche Weise Herstellung und Erholung eingetreten, so wirkt auch ein fernerer ähnlicher Andrang nicht zerstörend, und der Organismus kann daher, wenn ihm durch langsame Uebergänge Zeit gelassen wird, sich den feindlichen Einflüssen entgegen zu entwickeln, einen Wechsel z. B. der Temperatur und Nahrung ertragen, welcher, plötzlich eingetreten, sein Dasein bedroht, sowie auch seine

Stärke durch fortgesetzte Uebung steigern und sogar seine ursprüngliche Natur einigermaßen durch zuwiderlaufende Gewohnheit verändern, welches Alles lange Reihen von Geschlechtern hindurch fortgesetzt, sich im großen Maßstabe in der Gattungsgeschichte wiederholt. So erhöht denn auch der Mangel der Allmählichkeit, die Contrastempfindung, die Schmerzlichkeit des Empfindens, wie helles Licht, wenn es plötzlich auf Finsterniß erscheint, ehe die Pupille sich dem Wechsel gemäß verändern konnte; ebenso aber kann der quantitative Unterschied von Empfindungen, die sich plötzlich folgen, bemerkbar werden, auch wenn er sonst unmerklich ist. Hierauf gründet sich alles absichtliche Vergleichen. Denn indem zwei Töne unmittelbar hinter einander gehört, zwei Farben und Gestalten unmittelbar hinter einander gesehen werden, contrastiren sie; und weil, was im Raume unmittelbar neben einander liegt, in der Zeit unmittelbar nach einander gesehen werden kann, da alsdann das Auge von dem einen zu dem andern, ohne einen Zwischenraum durchfliegen zu müssen, eilt, so wird das zu Vergleichende, falls es Farbe, Gestalt oder selbst, wo nur das Augenmaß entscheiden soll, Größe ist, neben einander gehalten: nur daß in Beziehung auf diese eine noch schärfere Erweckung der Contrastwahrnehmung statt hat, nämlich das wirkliche Messen, durch welches, nachdem eine Zeit lang Gemessenes und Maßstab zusammengesehen wird, mit der Grenze, wo dieser abbricht, der Größenunterschied wie kein anderer rein und abgesondert der sinnlichen Wahrnehmung anheimfällt.

Da die Begriffe, wie wir sie aus der Vorzeit überkommen haben, auf einer Stufe geringerer Unterscheidungsfähigkeit in der Menschheit entstanden sind, Unterscheidung

aber nur aus dem Gefühle des Gegensatzes entspringt, so ist es begreiflich, wie ein großer Theil derselben nur für Extreme und das ursprünglich mit ihnen Verwechselte geschaffen ist, und deßhalb alle Wahrheit verlieren muß, sobald die Erkenntniß sowohl durch Wahrnehmung vorher gänzlich unbemerkter Zwischenstufen, als durch Lostrennung dessen, was an jeden der beiden Endpunkte ungeschieden angeschlossen war, langsam zur Mitte vorrückt. Darum liegt in dem Trugschlusse des Eubulides, welcher von einem einzigen Körnchen ausgehend, und fragend, ob es einen Haufen bilde, sodann ein zweites hinzunehmend, sodann ein drittes, und immer so fort fragend, ob durch dies Eine hinzugefügte ein Haufen entstanden sei, zu gestehen zwang, daß es keinen Haufen gebe, eine tiefe das Wesen der in den Worten überlieferten Begriffe treffende Wahrheit: die Mehrzahl derselben zerrinnt, verglichen mit der uns zu Gebote stehenden Spaltung der Erscheinung, unter unsern Händen; und nicht nur Groß und Klein, Viel und Wenig, Kalt und Warm, Laut und Leise, Berg und Thal verschwinden als um feste Punkte schwankende Bilder der Gegensätze aus der Welt und lassen der Stetigkeit des Relativen Raum, sondern auch die Abgrenzung und Benennung der Theile unseres eigenen Leibes, die Sonderung der Pflanzen- und Thiergeschlechter, die Auffassung des Wesens der Stoffe nach Verwandtschaft und Verschiedenheit, genügen der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht mehr, und Anatomie, Botanik, Zoologie, Chemie bauen, die gemeinen unwissenschaftlichen Begriffe des Volks verwerfend, für das, was einer jeden wirklich scheint, sich eine neue Sprache, in welcher nun kein Hauch der Sinnlichkeit mehr weht, weil der Contrast

besiegt ist, welcher allein in dieser wirkte. Hieraus ist die Meinung entstanden, daß die Sprache, namentlich in der Philosophie, wo ihre Gegenstände nicht zugleich unmittelbar vor Augen liegen, das Denken irre führe; und in der That sehen wir das Denken mit den Worten ringen und sehr schwer ihren Fesseln entkommen, oft auch viele Jahrhunderte, ja die ganze uns bekannte Zeit bis auf diesen Tag die Natur von Wesen suchen, die keine andere Wirklichkeit noch selbstständiges Dasein haben, als in den Anschauungen einer fernen Vergangenheit, wie sie in jenen wunderbaren Lauten leben: allein die Bande der Sprache sind wie die des Körpers, welche das Gebundene auch zugleich enthalten.

Der Gegensatz, in welchem wir unser Denken gegen ein längst dahingegangenes gewahren, gründet sich keineswegs bloß auf Erweiterung der Kenntniß und Erfahrung, d. i. ein zufälliges oder willkürliches Zusammentreffen mit neuen und mehreren Objecten, noch auch sonst auf eine absichtliche Veränderung oder Vermehrung der menschlichen Geistesthätigkeit; und ist nicht etwa Fortschritt, sondern Entwickelung. Die gesteigerte Wirkung eben derselben Unterschiede, das Erleiden der Contrastempfindung von dem vorher Verwechselten, und, was zwar dem Grunde nach wesentlich dieselbe Erscheinung, aber für das Wachsthum und den Umfang der Vernunft von noch weit gewaltigerem Erfolge ist, das Bemerken des bisher gänzlich Unmerklichen, des Leiseren, Schwächeren, Unsinnlicheren; dies alles deutet auf ein innerlich gewachsenes Empfinden, eine erhöhte Empfindlichkeit und Reizbarkeit, eine verfeinerte Fähigkeit des Schmerzes: und in einem solchen Entwickelungsverlaufe steht nicht die Wahrnehmung allein vereinzelt vor uns, sondern Sitten und

Neigungen, Sittlichkeit und Kunst, Handlung und Bewegung erfahren unter fortgesetztem Zärterwerden des menschlichen Geschlechtes eine gleiche Umgestaltung und Verwandlung, und überall tritt, wie es im Kleinen auch die gleichzeitigen Standesunterschiede zeigen, an die Stelle des Derben, Rohen, Augenfälligen und Sinnlichmächtigen das nunmehr an Wirksamkeit auf die Empfindung ihm gleichgekommene Sanfte und Geringe, so daß, wie aus der Natur die Riesengestalten der Urwelt, so aus den Menschenwerken die Massengewalt der Pyramiden und Cyclopenbauten weicht, und in den Völkern auf ungestüme und unbändige Wuth und Wildheit die leise Regung der Weltverwunderung und Forschung folgt.

Wenn der Verwandlung und dem Wachsthum des Bemerkens die Bezeichnung durch die Sprache, wie es das Beispiel der geschichtlichen Zeit zu lehren scheint, stufenweise gefolgt ist, so wird schon hierdurch ihre Erforschung und die Unterscheidung des Früheren und Späteren in ihr, Mittel zu einer wahrhaften, empirischen Kritik der menschlichen Vernunft, und zwar nach einer doppelten Seite. Denn insofern dieselbe eigentlich nur Kritik des sämmtlichen Vernunftobjectes, oder der Welt als Vernunfterscheinung, durch Erkenntniß des Subjectes ist, dieses selbst aber auch in seiner erfahrungsfreien Thätigkeit nicht wieder erfahrungsfrei, sondern nur erfahrungsmäßig beobachtet werden kann, so muß eine empirische Einsicht in die Entstehung der gegenwärtigen Form unserer Auffassung der Dinge noch mehr und sicherer als die von den Dingen ausgehende Untersuchung ihrer Richtigkeit über ihren wahren Werth zu einem endgültigen Urtheil führen. Sowie mancher tiefwurzelnde und vielleicht seiner Natur nach durch objective Erfahrung

gar nicht prüfbare, noch weniger widerlegliche Glaube alsbald zusammenfällt, wenn seine Grundlage in einem längst verlassenen aus der Phantasie entstandenen Irrthum zu Tage kommt; wie Vorurtheile über die Natur, z. B. den Einfluß gewisser kritischer Perioden, die besondere sympathetische Eigenschaft gewisser Pflanzen, durch nichts so sehr ihre Macht verlieren, als indem ihr Ursprung aus gänzlich verschollener mythologischer Sagenbildung oder Zahlenmystik, oder auch wohl Etymologie, erwiesen wird; und wie selbst für die höchsten Zweifel und Fragen keine Lösung tiefere Befriedigung gewährt, als eine solche, die neben der Wahrheit und Wirklichkeit zugleich die Quelle des Irrthums und Scheines zeigt: so ist auch, was der Vernunft wie durch organische Energie Object ist, jedoch nicht immer gewesen, sondern nur gegenwärtig, und also zufällig durch das Ergebniß der uns vorausgegangenen Entwickelung geworden ist, nicht in unbewußter Hingebung an deren Zwang, noch in dem ohnmächtigen Versuche sich ihm über die Erscheinung hinwegfliehend zu entziehen, sondern nur durch Beobachtung ihres Zustandekommens in dem Zeitenlaufe, in seiner Reinheit und Wahrheit anzuschauen.

Jedoch nichts ist in der ganzen Welt umher, was uns so sehr am Herzen liegt, uns so ergreift und reizt, als wir. Um der Erkenntniß unseres eigenen Empfindens willen forschen wir in dem uns ähnlichen, und das aus der Aehnlichkeit unmittelbar entspringende Gefühl, selbst so zu sein, wie sich vor unseren Blicken ein in seinen Geheimnissen durchforschter thierischer Bau verhält, zieht der Beobachtung des Lebens, auch in seinen körperlichen Erscheinungen, eine überaus hohe und fast allgemein menschliche Theilnahme zu.

Die Empfindung allein ist es, welche in der Natur mit seelenvoller Wärme wirkt, und dem Gemüthe verschwistert, rühren und begeistern kann; die Bewegung ohne sie ist kalt und todt, reizloser Mechanismus. Die Kenntniß der Bewegungsgesetze, so sehr auch das Bewegte in alle Fernen ausgebreitet den Raum beherrscht, für so winzig der Punkt des Weltalls, auf welchem ein unserer Betrachtung zugängliches Inneres zu finden ist, ihm gegenüber von uns selbst erkannt wird, bleibt dennoch für sich allein nur ein abstractes, Wenige befriedigendes, nüchternes Verstandeswissen. Die Geschichte hingegen, auch einer einzigen Stadt, ja eines Menschen, die Alterthumswissenschaft und Sprachenkunde, Sitten-, Kunst- und Schriftenforschung, Alles, was zu dem menschlichen Empfinden, und besonders dem am meisten mit dem unsrigen verwandten in Beziehung tritt, bietet als auf Veränderung unserer eigenen Empfindungsweise wirksam, im Gegensatze dessen, was den Völkern als bloßes Mittel der Gelehrsamkeit geringer gilt, Stoff der Bildung; und um Empfindung auch drehen sich, sei es unmittelbar sie äußernd, oder sei es darstellend, Beredsamkeit und Poesie. Darum ist denn auch bei Erforschung der Vernunft sie selbst, ihre eigene Entwickelungsgeschichte und die unsere, als etwas unser Ich so nahe Berührendes, schon allein und ohne alle Rücksicht auf das Objective genügend uns zu fesseln, und die Kritik, in diesem Sinne, sofern sie nämlich, unter gesteigerter Erkenntniß der Objecte, durch Vergleichung das Vernunftsubject selbst begreifen lehrt, mit unter jenen Zielen, die dem menschlichen Geschlechte über alles theuer, wichtig, ernst und heilig sind.

Nach diesen beiden Richtungen hin muß offenbar die

Sprache dem Wesen der Dinge näher führen, wenn es anders gelingt, ihre Vorzeit bis zu verborgenen Urzuständen hin mit Sicherheit an das Licht zu ziehen, und in den Wortbedeutungen die Gestalten zu verfolgen, welche die Anschauungen in verschiedenen Zeiträumen und bis heute angenommen haben, da wenigstens mehr Vernunft niemals in den Worten zum Ausdrucke gelangt sein kann, als jedesmal das sie verwendende Geschlecht besaß. Wenn der Veränderung und Vermehrung des Bemerkens die Sprachveränderung auch nur in weiter Ferne folgte; wenn die Schilderung des neuhinzugekommenen Eindruckes durch Worte noch lang unterblieb, bis, wie etwa der dichterische Trieb eines Bevorzugten einem längst allgemein gehegten Gefühle zuerst entsprechende Aeußerung verleiht, so vielleicht durch Nachahmung oder sonstige glückliche Erfindung für neue Gegenstände Zeichen in neuen Lauten geschaffen wurden und in Umlauf kamen: so muß auch dann die Sprachforschung wenigstens zu der Bestimmung eines Minimums, eines Umfanges, welchen die Gedankenthätigkeit auf einer bestimmten Stufe der Bezeichnung mindestens umschloß, sowie des allmählichen Wachsthumes dieser kleinsten Größe, jedenfalls berechtigen. Allein die wirkliche empirische Prüfung der Begriffe nach ihren durch die Sprachen des ganzen Erdballs hindurchgehenden, bis auf unverhältnißmäßig Weniges sich immer und ewig unter dem Wechsel der Formen wiederholenden Entwickelungsgesetzen läßt uns noch etwas ganz anderes erblicken, welches in der That geeignet ist, Erstaunen und Verwunderung hervorzurufen, indem es das fast unglaublich seltsame und ganz einzige Schicksal unserer Gattung und die dunkelen Wege, welche dieselbe, getrieben wie durch ein unverbrüchliches Naturverhängniß, eine unüber-

sehbare Kette von Jahrtausenden entlang durchlaufen, vor den Augen eines schwachen, sterblichen Geschöpfes des Augenblicks enthüllt und aufhellt.

Die sprachliche Einzeldarstellung der Begriffsentwickelung, deren wunderbar gesetzmäßiger Verlauf, wie die Natur überhaupt, und insbesondere das Wachsthum in ihr, durch in Worten ausgesprochene Gesetze nicht zu erschöpfen, sondern kaum in den rohesten Zügen zu umschreiben ist, wird es zur zweifellosesten Sicherheit und Deutlichkeit erheben, daß, solange die Sprache nicht unter Einwirkung von Schrift und Literatur weit über den eigentlichen Zustand ihrer Reife hinausgeschritten ist, zwischen dem Bemerken und seinem Ausdrucke im Laute nicht nur eine lange Zwischenzeit, wie bisher noch als möglich angenommen worden, nicht verfließt, sondern es auch noch viel zu wenig wäre, wenn wir sagen wollten, er folge demselben unmittelbar wie der Schrei der Schmerzempfindung. Von allen den Verstandesobjecten, die wir in welcher noch so alten Zeit auch immer in einem Sprachlaute dargestellt erkennen, erscheint keines ihm wirklich als Ursache oder Veranlassung voraus: vielmehr, wie alle Entwickelung die Dinge zunächst aus ihnen ähnlichen unmerklich, alsbald aber, wenn sich die Reihe viele Glieder hindurch fortsetzt, bis zu gänzlicher Verschiedenheit verändert, so durchlebt ein jeder Laut für sich, unabhängig von jedem Zwecke des Bezeichnens, Schilderns oder Aeußerns, eine rein lautliche und körperliche Generationenkette von Verwandlungen, in welchen sich Vernunft und Geistesthätigkeit so wenig wie bei dem Wachsthum der Thier- und Pflanzen-Körper wirksam zeigen. Auf der andern Seite bleibt die Vermehrung des Bemerkens hinter der Fortentwickelung des Lautes stets einen

Schritt zurück und rankt sich gleichsam an ihm empor, so daß jeder einzelne Theil der Sprache dem ihm entsprechenden Einzeltheile der Vernunft vorausgeht, und also auch nicht die Vernunft die Sprache, sondern nur die Sprache die Vernunft, wenn auch nicht vollendet und fertig die vollendete, verursacht haben kann.

Von allen Schritten, welche die Sprache auf einem so großen und bedeutungsvollen Gange zurücklegt, und von allen Wirkungen, welche sie indessen erreicht, steht gleichwohl Nichts als Aufgabe, Ziel oder Zweck vor ihr, und leitet sie kein Wille oder Trieb, so daß nichts geeigneter sein kann als sie, über die Entstehung der höchsten Zweckmäßigkeit durch Entwickelung, aus der Erfahrung und Beobachtung zu belehren. Wenn nun die gegenwärtige Natur der Worte, bestimmten und bekannten Gedanken als ein zulänglicher Ausdruck zu entsprechen, ihnen als vorgezeichneter Zweck vorausgegangen wäre, so würde es vielleicht genügen, von diesem Zwecke auch bei ihrer Beobachtung auszugehen und zu fragen, wie ein jeder hierzu verwendet und dazu gelangt sei, sich mit der vorhandenen nun thatsächlich ihm zugehörigen Begriffsform zu vereinigen? Allein, da diese Formen selbst, so unentbehrlich sie unserer Vernunft, deren ganzes Leben von Anfang an sie geknüpft ist, nun freilich scheinen, doch an sich nur zufällig so gebildete Gestaltungen sind, so dürfen wir nicht von diesen, als selbstverständlichen Zwecken, rückwärts blicken, und befriedigt sein, sobald wir in den früheren Wortbedeutungen vermeintliche Mittel finden, durch welche die Sprache ihr vernunftgemäßes Ziel erreichen konnte, sondern es handelt sich hier um eine tiefere Frage: auf welche Weise und warum nämlich aus einem früher vorhandenen

Begriffe ein gewisser anderer naturnothwendig hervorgehe, so daß von jenem aus dieser entstehen nicht etwa konnte, sondern mußte, wie auf die Knospe die Blüthe folgt. Denn der Uebergang der Worte von einem Begriff zu dem andern, ist nicht Uebertragung, welche den bereits erlangten Besitz beider Begriffe und eine willkürliche Verwendung der Laute, weit über die Kräfte jenes bloßen Keimes von Vernunft voraussetzt; vielmehr rückt die Wahrnehmung langsam durch die Reihe der Objecte, und wird von einem jeden zu einem nächsten weiter fortgedrängt, bis sie sich über den ganzen ihr vergönnten Umfang verbreitet hat, d. h. über Alles, was mit dem ersten Ausgangspunkte dieses Strömens in einer stetigen, zu unmerklichen Uebergängen geeigneten Verbindung steht.

Gewisse Begriffe wiederholen sich in der Sprache unter den verschiedensten Lautformen so oft und bestimmt, daß sie Demjenigen, welcher sie mit besonderer Aufmerksamkeit berücksichtigt und verfolgt, jedesmal fast die einzigen vorhandenen zu sein und den ganzen Inhalt alles in Worten zum Ausdruck Gelangten zu bilden scheinen, indessen andere sich nur spärlich, und vielleicht nur ein einzigesmal in einer bestimmten Sprache zeigen. Wenn die Sprache aus einer jener beiden Ursachen entstanden wäre, zwischen denen die Meinung seit der ältesten philosophischen Betrachtung dieser Frage stets geschwankt hat, aus Natur oder aus Willkür, so müßte ihr Ueberfluß und ihre Armuth, in dem einen Falle von einer verschiedenen Eigenschaft der Dinge, welche durch Naturwirkung auf den Organismus den Ausdruck bald erzwänge, bald verhinderte, (z. B. falls derselbe schallnachahmend wäre, von ihrer Hörbarkeit), in dem anderen Falle

aber von ihrer verschiedenen Wichtigkeit für uns, und unserer Neigung und Befähigung sie zu bezeichnen, also immer nur von irgend einem Verhältnisse zwischen uns und dem Objecte abhängig und bedingt sein. Allein es ist dem nicht so, und die Sprache, wie alles Menschliche, ja wie die Welt, soweit nur irgend Leben in ihr ist, (und was anders ist sie selbst und ganz als Leben?) kann nur durch die Erkenntniß begriffen werden, daß zwischen Natur und Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Causalität, Dingen und Gedanken die Entwickelung vermittelnd stehet; daß nicht aus dem Schoße der Mitwelt geboren ein Reiz unsern Willen, eine Anschauung unser Glauben, eine Erscheinung unser Begreifen, ein Object unsere Empfindung erzeugt: sondern die Vorwelt von deren Urbeginn, da das All aus dem Nichts hervorbrach, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, wo sich ein kleiner Theil der ewigen Weltenkraft in dieses unser Ich gestaltet hat, diese ist es, die in uns will, glaubt, denkt und empfindet, und hinter uns, nicht neben uns liegt der Schlüssel zu dem Räthsel in und um uns, und alles Daseins wahrer Grund und Quelle. Daher beruht, wie Religion und Sittlichkeit, so auch selbst das Vernunftgesetz weder auf objectiver noch subjectiver Nöthigung, wohl aber auf dem Zwange des Naturverhängnisses und der Vergangenheit, und die Gedankenformen sind nicht aus uns, noch aus den Dingen und, wie der Dichter sagt, aus Fels und Baum entsprungen, sondern eine jede aus einer vorher entstandenen, die sie, wie eine Thiergeneration die andere, erzeugt; weswegen auch unter den Begriffen nicht selten solche, deren Gegenstand uns unbedeutend, geringfügig und an Eindruck auf die Sinne wenig mächtig scheint, in übermäßigem Reichthum in der Sprache wuchern,

während oft das Wichtigste und Naheliegende, und Manches was für sich genommen vielleicht von jenem nicht allzusehr verschieden ist, sich fast vergessen findet. So sind z. B. in allen Sprachen Worte für Schale häufiger als solche für Auge oder für Fleisch, und kleinlich vereinzelte Begriffe, wie der: „die Hand oder den Fuß in eine lehmartige Flüssigkeit tauchen und darin plätschern und rühren,“ nehmen einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum ein; aus keiner anderen Ursache, als weil gerade diese dem Ausgangspunkte aller Begriffsentwicklung sehr nahe liegen, und auf sie die Wahrnehmung, nicht etwa wegen einer absolut größeren Wahrnehmbarkeit oder Anschaulichkeit, sondern durch ihre eigene bis dahin eingeschlagene Richtung und die nach jener Seite hin vollkommener entwickelte Schärfe des Bemerkens, leicht und oft, wie auf etwas Zeitgemäßes, d. h. in der zufällig erreichten Entwicklungsstufe nothwendig Bedingtes und gleichsam reif Gewordenes, verfiel.

Die Beobachtung dieser Entwicklungsreihe also und ihre empirische Verfolgung bis zu ihrem ersten geschichtlichen Ursprunge ist es, welche für die sämmtlichen Gedankenformen und insbesondere die Begriffe zum Zwecke wirklicher Erklärung der Vernunft erfordert wird. Zugleich aber ist es leicht einzusehen, daß solchen Zwecken gegenüber jede Herleitung eines Begriffes aus einem andern so lange unbefriedigend bleiben muß, als auch hinter ihr die Frage über diesen andern oder dessen Ursprung übrig bleibt; und dies setzt sich offenbar so lange immer weiter fort, bis etwa der Begriff in etwas übergeht, was nicht Begriff ist, da sich niemals ein Ding aus seines Gleichen, sondern ein jedes nur aus einem andern, welches sodann wieder der

Erklärung bedarf, und so ins Unendliche, erklärt. Andererseits ist das Zurückspringen auf einen vermeintlichen Grundbegriff, auch wenn er noch so wenig der ursprüngliche und darum dem zu erklärenden nicht allzufernstehend ist, gleichwohl, wo es sich um Erkenntniß des Entstehens handelt, gänzlich ungenügend. Es bedarf vielmehr der Aneinanderreihung des scheinbar Gleichen, unmerklich Verschiedenen, durch dessen wiederholte Vervielfältigung die merkliche Verschiedenheit entsteht, damit wie durch Beobachtung des thierischen Eies auf vielen durch künstliche Hemmung festgehaltenen Punkten seiner Entwickelung der Anblick eines an sich den Sinnen entzogenen Wachsthums möglich werde. Denn die Worte entstehen und wachsen ebenso allmählich wie die Bildungen der Körperwelt; und wenn manches Spracherzeugniß uns nur gerade deutlich genug mit einem andern zusammenhängend erscheint, um uns seinen Ursprung aus demselben kenntlich zu machen, gleichwohl aber soweit unähnlich, um etwas Gewaltsames zu seiner Umbildung vorauszusetzen; wenn Anderes ohne einleuchtenden Zusammenhang mit Verwandtem und scheinbar gänzlich vereinzelt steht: so ist nicht das Sprungweise der Entstehung oder eine gleichsam elternlose Erzeugung hiervon die Ursache, sondern wie in der ganzen Natur das erzeugende Geschlecht stirbt und ein anderes hinterläßt, so gibt es auch für die geistige Schöpfung einen Tod, nämlich das Vergessen, welches denn auch in der Sprache mächtig und nicht minder augenscheinlich als das Entstehen waltet. Falls nun aus einer Sprache Worte vergessen und verschwunden sind, welche einem vorhandenen als Vorgänger gedient hatten, so ist eine Vereinzelung unvermeidlich, welche ihm den Schein verleiht, aus

nichts Verwandtem entwickelt und entweder von Ewigkeit vorhanden, oder doch von seinem ersten Ursprunge in seiner fertigen Gestalt geschaffen zu sein; und wenn von einem Stamm nur einzelne vielleicht entfernt ähnliche Ausläufer erhalten sind, so verschwindet zunächst der Anschein ihrer gegenseitigen Verwandtschaft, indeß in Wirklichkeit nur gleichsam der Tod die Lücken zwischen ihnen gerissen und die ihre Einheit darlegenden Mittelglieder unserem Auge entzogen hat.

Von solchen Vorgängen würden wir freilich kaum eine allgemeine Kenntniß haben, noch weniger würden wir im Stande sein, solche Lücken wieder zu ergänzen und irgend eine Spracherscheinung auf eine verlorne als auf ihre Erklärung zurückzuführen, wenn wir nicht durch einen Zusammenfluß von Umständen in der Geschichte des menschlichen Geistes zur Möglichkeit gelangt wären, mehrere aufeinanderfolgende Sprachzustände aus verschiedenen Generationen zugleich zu überschauen und aus ihrer Vergleichung eine Sprachgeschichte zu gestalten, die auf einer wirklichen unmittelbaren Erfahrung von der Vergangenheit einer bestimmten Sprache ruht. Allein diese Vergangenheit reicht nicht weiter als die Ueberlieferung, welche für uns an die Schrift gebunden ist, und mit dieser in einer Entfernung von einigen Jahrhunderten gänzlich abbricht; wer könnte glauben, daß wir auf solchem Wege der eigentlichen Sprachentstehung durch unmittelbare Beobachtung nahe kommen könnten? Die Masse alles dessen, was aus einem Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden z. B. von der deutschen Sprache erhalten ist, so reiche und sichere Belehrung sie auch bietet, genügt dennoch nicht, das gegenwärtig Bestehende völlig lückenlos aneinander zu knüpfen, da ja in der Vergangenheit jenseits des Punktes,

von dem eine gegebene Literatur beginnt, derselbe Verlauf des Vergehens ebensosehr thätig gewesen sein muß; abgesehen von den Räthseln, welche, wie es die Natur menschlicher Wissenschaft mit sich bringt, immer gleichzeitig neu auftauchen, so oft die ersten uns etwa als gelöst erscheinen könnten: abgesehen von den Sprachformen nämlich, deren letzte Spur eben in dem Anfange der uns bekannten Literatur im Erlöschen begriffen, deren Dasein uns folglich aus diesen frühesten Ueberbleibseln gerade noch bekannt, aber aus ihnen nicht auch erklärlich ist. Wir sehen durch das Mittel geschichtlicher Betrachtung die Formen ganz außerordentlich verändert, wir sehen das ganze gewaltige Leben und Wandeln im Innern der Natur vor unsern Augen; wir finden das Bekannte unter allerlei fremdartigen Verkleidungen unkenntlich geworden: aber dieses Fremdartige ist darum nicht begreiflicher.

Unter allen Umständen aber liegt eine solche Beobachtung von dem letzten Ziele der Forschung, von dem Ursprunge der Sprache, unendlich fern; und selbst die Vergleichung von verwandten Sprachen, obgleich sie den Blick in die Vergangenheit ungemein erweitert und auf eine mittelbare Weise den Zustand jener äußerst fernen Zeitperiode, in welche vorher nicht einmal eine ahnende Vermuthung dringen konnte und von welcher keine äußere unmittelbare Spur und keine noch so leise Erinnerung zurückgeblieben war, kennen gelehrt hat, wo ein Drittheil der ganzen Menschheit, und darunter fast alle Völker von Europa, am Himalajagebirge als ein einziger Volksstamm wohnte, welcher mit einer bis heute noch nicht ganz erloschenen Triebesrichtung sonnengleich von Osten nach Westen binnen vielen

Jahrtausenden um die Erde zog, — auch die Sprachvergleichung versagt, wo es sich um Fernen handelt, gegen welche selbst dieser Zeitraum verschwindet, — um jene sternenweiten Zeiten, wo die Vernunft nicht war, — als ein Werkzeug von allzuschwacher Tragkraft.

Es ist kaum glaublich, wie ähnlich den noch vor uns liegenden unvermischten ihres Stammes die Sprache jenes Urvolkes der Indogermanen schon gewesen ist; wie ganz unbedeutende Formenunterscheidungen und Feinheiten des Gebrauches schon früh geschiedenen Zweigen, als ob sie bloße Nachbardialekte wären, oft gemeinsam sind: und der große auf den ersten Eindruck erscheinende Unterschied geht bei genauer Betrachtung fast in allgemeine Gleichheit über. Fast jedes Wort kann, abgesehen von lautgesetzlichen Veränderungen, wenigstens der Möglichkeit nach, als ihnen allen und der Ursprache gemeinsam und nur aus der einen oder andern verloren betrachtet werden; insbesondere aber verrathen grammatische Bildungsmittel höchst vollkommener Art, als in allen gleichmäßig angewendet, ihr Dasein vor der Sprachenscheidung. Dasselbe wiederholt sich in noch stärkerem Maße bei Vergleichung der sowohl räumlich geringeren, als zeitlich offenbar in kürzerer Trennung befindlichen semitischen Sprachen unter sich. Wer sich dagegen von solchen Vergleichungen aus, und gewohnt in dem Verwandten eine so große durchgängige Uebereinstimmung zu finden, zu der Betrachtung der gegenseitigen Verhältnisse verschiedener Sprachstämme, z. B. des indogermanischen zum semitischen, wendet, der wird gewiß zwischen ihnen nichts mit demselben Namen der Verwandtschaft zu Belegendes entdecken. Ein nicht unbedeutender Theil der Lautmittel, noch mehr ihre Geltung und Anwendung,

ferner die ganze innere Einrichtung der Wurzeln, Form und Art der Wortbildung und Ableitung in ihrer wesentlichsten Anlage, endlich die frühesten und ältesten Grundlagen des Satzbaues, und der aus der Zusammenwirkung von diesem Allem erzeugte Geist, d. i. Gesammteindruck der Sprachen, gehen in je zweien Stämmen eben so sehr auseinander, als sie in je einem und demselben ähnlich sind, so daß hier fast nichts mit völliger Bestimmtheit charakteristisch verschieden, dort hingegen kaum etwas gefunden wird, was mit Nothwendigkeit oder auch nur einiger Sicherheit auf besondere geschichtliche Einheit der getrennten Stämme schließen ließe. Daher ist eine Erweiterung der Erfahrung durch ein jenseits der einzelnen Sprachstämme fortgesetztes vergleichendes Verfahren nicht zu hoffen, weil die Aehnlichkeiten fehlen, welche das einzige Object der Vergleichung bilden könnten; vielmehr ist die älteste Spaltung eines einzigen Stammes die weiteste Entfernung, welche eine solche Erfahrung zu erreichen vermag. Hier aber findet sie, wie wir gesehen haben, bereits eine fertige Sprache; auch hier wie bei der Betrachtung eines Wortvorraths, der sich nur auf das gegenwärtig Gesprochene oder auf das innerhalb einer Literatur schriftlich Ueberlieferte beschränkt, liegt das in unermeßlich langer Dauer allmählich Entstandene als eine große gleichzeitig vorhandene Masse ausgebildet vor ihr. Darum müßte die Sprachwissenschaft ihre Thätigkeit nach einem verhältnißmäßig immerhin kurzen Gelingen alsbald einstellen und an der Lösung ihrer höchsten Aufgabe verzweifeln, wenn ihr nicht ein anderes aus der Beobachtung zwar geschöpftes, aber über die Grenze, wo dieselbe abbricht, hinausreichendes Mittel zu Gebote stünde, eine Art von analytischem Verfahren

nämlich, vermöge dessen sie versucht, jene Masse des gleichzeitig Gegebenen durch Kritik in Früheres und Späteres zu sondern: ein Weg, welchen in der That die Etymologie von jeher mit größerem oder geringerem Glücke einzuschlagen sich gestattet hat, und auf dessen erste Auffindung wir vor Allem einen Blick werfen müssen, um uns seiner Ausgangspunkte, seiner Richtung und seiner möglichen Ziele mit Sicherheit bewußt zu werden.

II.

Aelteste Speculationen über die Sprache. Etymologie der Urzeit — in der Bibel — in den Brahmana's — den Rigvedaliedern. Bei den Chinesen. In Dahomey und Baghirma. Bei Homer und den Tragikern. Aristoteles — Cicero — Hegel. Analogie. Grammatik und etymologische Wissenschaft. Die Wurzeln. Grenze des analytischen Verfahrens.

Die Erkenntniß der Dinge tritt allmählich aus der Mitte dunkeler und unbestimmter Vorgefühle wie aus einem Dämmerlichte zur Klarheit hervor, und die Wahrheit lebt ihrer Erscheinung voraus oft Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht überliefert als eine ihrer eigenen Gründe nicht bewußte Glaubensüberzeugung gleichsam ein Keimdasein in den Gemüthern, aus welchem sie auf den Hinzutritt zum Leben heraufrufender Begebnisse zu irgend einer Zeit ihre völlige Entwickelung beginnt. Ein jeder Gedanke, welcher von der Wissenschaft erwogen wird, hat hinter sich eine lange Reihe aufeinanderfolgender Generationen, deren erstes Glied fast stets inmitten einer uns fremden und seltsamen, ja kaum mehr begreiflichen Welt von Sagengestalten steht, woselbst es oft schon Züge einer in ferner Zukunft zur Vollendung bestimmten Richtigkeit erkennen läßt; und so führet auch die Frage des gegenwärtigen Augenblickes auf einen tiefen Hintergrund von sagenhaften, zuerst, da der Reiz für das

Denken überall Befremdung und Erstaunen ist, von Verwunderung über die sonderbaren, unverstandenen Klänge fremder Sprachen angeregten Lösungen, in welchen der nur stillschweigend vorausgesetzte vorläufige Glaube an einen Ursprung und also eine gewisse unbewußte Läugnung der Ewigkeit und Anfangslosigkeit der Sprache allenthalben wiederkehrt. So hatten — um das Bekanntere zu übergehen — die Mexicaner die Sage, daß nach der großen Fluth, durch die das Menschengeschlecht vernichtet worden war, ein Vogel fünfzehn stummgeborenen Söhnen des überlebenden Paares Zungen austheilte, wonach die fünfzehn Sprachen und Völker von Anahuac sich schieden.

Zugleich neben solchen kühnen Wagnissen, welche wir die Einfalt uralter Geschlechter gegen die tiefsten letzten Fragen unternehmen sehen, begegnen wir bereits in Zeiten, von denen dies wenig erwartet werden sollte, auf den äußersten Grenzen alles vermöge schriftlicher Erhaltung von menschlicher Geistesthätigkeit den Blicken noch Erreichbaren, Spuren wirklicher Wortforschung im Einzelnen. Es sind dies Versuche erklärender Zurückführung von Theilen der Sprache auf einander, ausgehend zunächst von Eigennamen, und zwar aus mehreren nicht allzufern liegenden Gründen. Die Eigennamen sind, wegen der in ihnen mitten unter den Verwandlungen der Worte unverwandelt oder unverloren zurückbleibenden Alterthümlichkeit oft gleichfalls unverstandene und abenteuerliche, Befremdung rege machende Laute; sie werden ferner um so leichter, von ihren Objecten losgerissen, selbst Ziele des Nachdenkens, als die Einzelwesen, welche sie bezeichnen, auch außer ihnen unter dem Namen ihrer Gattung denkbar, und überdies, wie schon ihre Sonderbenennung

bezeugen kann, Gegenstände des höchsten Interesses sind. Sobald nun die also angeregte Bewegung der Gedanken von irgend einem mit augenblicklicher Wichtigkeit wirkenden Gegenstande angezogen und in den eigentlichen, an sich bedeutungsvollen Kern der Worte gelenkt, weiterschreitet, immer das jedesmal Befremdende auf das minder Auffällige zurückzuführen, so äußert sich schon in diesen Versuchen einerseits die gewisse, wenn auch weder ausgesprochene, noch erkannte und zur Ueberzeugung gewordene Erwartung eines Gegensatzes von Aelterem und Jüngerem innerhalb des in der Gegenwart der Sprache ungesondert Nebeneinanderliegenden; und andererseits war, indem wir, wie es auch nicht anders denkbar ist, Lautähnlichkeit mit fast unbedingter Geltung zur Vergleichung reizen sehen, der Satz bereits in ihnen wirksam, welcher, seitdem er in die Wirklichkeit hervorgetreten, eine auch eben so nothwendige und nicht wegdenkbare Grundlage für alle Etymologie geworden ist: daß das Aehnliche durch Aehnliches, d. h. das der Bedeutung nach Aehnliche dem Laute nach ähnlich in der Sprache bezeichnet sei.

Auf diesem Standpunkte sehen wir bereits die ältesten Theile der biblischen Schriften, indem schon in dem ersten der fünf Bücher des Gesetzes, dem Buche der Schöpfung, die Beilegung der Namen Tag und Nacht, Himmel, Erde, Meer und Mensch der Gottheit, die der Thiernamen und des Wortes Weib dem Menschen zugeschrieben, sowie gegen 50 Eigennamen von Personen und Oertlichkeiten und selbst ein Gattungswort (nämlich ischah Weib) etymologisch erklärt werden.[1] Die zugleich mit der Alterthümlichkeit der Bücher bedeutend verminderte Zahl dieser Versuche zeigt hier allein schon ihre Unabhängigkeit von dem Fortschritt

wissenschaftlicher Fähigkeit des Denkens. Die Brahmana's, die frühesten prosaischen Ueberlieferungen der Inder, in welchen sich an dem ersten betrachtenden Nachdenken über die Gegenstände der Götterverehrung die Speculation über die Götter selbst und über die Welt zu einer ältesten Philosophie entwickelt, sind überreich an ähnlichen speculativen Spielen. Vor allem beobachtenswerth aber sind ihre Keime in jener merkwürdigen, unter dem Namen der Rigvedasanhita bekannten, uralten Sammlung heiliger Lieder eben jenes Volkes, deren Erhaltung bis auf unsere Zeit für das menschliche Geschlecht ein hohes Glück zu nennen ist, wenn es anders mit Recht das Bewußtsein über seinen eigenen Ursprung und die Erkenntniß der Gesetze seines Werdens als einen Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht achtet. Ganz anders, als in allen andern uns bekannten ältesten Literaturen, welche überall auf Trümmern einer verschollenen Vorzeit aufsteigende oder durch Verkehrsberührung und Mischung der Erzeugnisse verschiedener Volksgeister begründete neue Formen zeigen, liegt in diesen Liedern vielmehr ein ursprüngliches, von fremden Einwirkungen allem Anscheine nach freies, nicht aus der Zerstörung des Früheren in zweiter Bildung hergestelltes, sondern unmittelbar aus dem Schoße der Natur neu und jung erblühendes Leben der Menschheit, ja eine gleichsam noch unverhärtete Seelengestalt in Wort und That, und das überall sonst nur als vollendet und fertig zu Beobachtende im Entstehen vor uns offen. Darum ist auch in diesen Hymnen nicht allein für die ihnen folgende Entwickelung der Inder, noch auch allein für die zum Theil auf gleicher Wurzel ruhende der sämmtlichen verwandten Völker der Schlüssel des Verständnisses zu finden, sondern bei der Natureinheit,

die wir in dem gesammten Entfaltungsgange unserer Gattung in der Folge erkennen werden, zugleich für die Schöpfungen aller speculativen Kraft auf Erden, oder für den ganzen Inhalt der Vernunft, d. i. für ihre dauernden Erwerbungen, seit der Epoche, da sich überhaupt unter den Menschen zuerst Ueberzeugungen aus festgehaltenen Wahrnehmungen formten und ein vielfältiges Meinen, Glauben oder Wissen möglich ward. Diese Liedersammlung zeigt uns Worterklärungen derselben Art und Höhe wie die meisten der erwähnten biblischen nur in unächten, einem späteren Zeitraum angehörigen Theilen.[2] So wird der Name Vasistha, d. h. der Beste, — den späteren Indern Priester aus einer wunderreichen Vorzeit, ursprünglich aber der im Opferfeuer verehrte, Priester genannte Sonnengott Agni selbst, — in Verbindung mit einer Geburtssage erklärt, als bedeute er: „im Gefäße stehend."[3] — Aber die allgemeine Wahrheit, daß wie dem Erfinden in je älterer Zeit um so weniger das Bedürfen, so auch dem Entdecken nicht Nachdenken vorauszugehen, sondern die Antworten eher dem Zufall, als der Frage zu entspringen pflegen, wird hier von einer Vorstufe zu solchen Etymologien bezeugt, wie sie den alten Theilen der Riksanhitalieder eigen ist. Sie besteht in Wortspielen auf den Namen der angerufenen Götter, und scheint nur Erweiterung der Absichtlichkeit, mit welcher diese selber wiederholt genannt sind, indem Nennung des eigenen Namens, als eine Aufmerksamkeit auf das Individuelle, den Menschen schmeichelt, den Göttern aber im Gebete menschengleich geschmeichelt wird. Von diesen Anspielungen, welche, wie begreiflich, eine Stufenreihe größerer und geringerer Bestimmtheit und darum Nachweisbarkeit zulassen, werden manche gewöhnlich und stehend,

wie die zwischen dem Namen des Gottes Indra und seinem Opfertranke indu; und in Beziehung auf Savitri, den Förderer, nämlich des Opfers (ein ursprünglich mit Agni gleiches Wesen) wird so oft mit Bildungen der Wurzel sav angespielt, welche unter anderem fördern heißt, daß dies Zusammentreffen mit dem wahren Ursprunge des Wortes fast den Schein des Wissens um ihn gewinnt und so den Uebergang von der unbewußten Etymologie zur bewußten sichtlich darzustellen geeignet ist.[4] Während sich aber das Namenspiel nirgends so kenntlich als in den Vedaliedern in dieser dem Cultus angehörigen ältesten Anwendungsweise findet, so ist es andererseits alten Literaturen niemals fremd; vielmehr in der Bibel noch weit häufiger, als die eigentliche Erklärung der Namen;[5] bei griechischen Dichtern, Homer wie den Tragikern, sind es die Helden, an welche sich diese alterthümliche Gewohnheit heftet; und selbst bei den Chinesen, obgleich der Bau ihrer Sprache sich aller grammatischen Formenvergleichung fast völlig widersetzt, sind gleiche Wirkungen jenes tief in der menschlichen Natur begründeten etymologischen Triebes aufzufinden.

Die chinesische Sprache besteht bekanntlich aus lauter ganz einfachen einconsonantigen Wörtern, die miteinander in keinem erkennbaren Zusammenhange, wie etwa der Ableitung oder Zusammensetzung, stehen. Die Zahl derselben ist so gering, daß sie für sich allein genommen nur zur Bezeichnung einer sehr beschränkten Zahl von Begriffen ausreichen. Die chinesische Schrift hat das Eigenthümliche, in dieser Hinsicht reicher als die Sprache zu sein; sie unterscheidet nämlich Wörter durch verschiedene Schriftbilder gleichsam orthographisch, die lautlich einander völlig gleichen, und

das in so großem Maße und so grundsätzlich und consequent, daß die mündliche Sprache, um ihr an Bestimmtheit und Brauchbarkeit gleichzukommen, Hülfsmittel anwenden muß, die die Schrift entbehren kann, und beide sich daher, was für die Entwickelung der Chinesen von großer Bedeutung geworden ist, gänzlich und wesentlich von einander entfernen. Hieraus erklärt sich die Form, unter welcher bei den Chinesen etymologische Versuche auftreten können. Der Laut der Worte ist an sich so vieldeutig, daß die Ableitung einer seiner Bedeutungen aus einer anderen dem etymologischen Streben Spielraum genug gewährt, und die Herbeiziehung eines bloß ähnlich lautenden ein durch nichts gebotener und zugleich zweckwidriger Umweg wäre. Die Chinesen vergleichen anstatt dessen gleichlautende und nur durch das Schriftzeichen verschiedene Wörter. „Tugend“ — heißt es z. B. im Li-ki oder heiligen Sittenbuche — „ist das Besitzen.“[6] Beide Wörter Tugend und besitzen heißen te, aber in für das Auge verschiedenen Formen. An einer anderen Stelle des Li-ki wird zur Vorsicht beim Strafen gemahnt, denn „die Strafe — hing — ist die Körpergestalt — hing —;“ nämlich unabänderlich wie diese, nicht wieder gut zu machen.[7] Nur bei genauerem Eingehen auf die Natur der höchst merkwürdigen Zeichenschrift dieses Volkes würde es möglich sein, eine weitere Feinheit der angeführten Etymologien deutlich zu machen, die in der Benutzung von je zwei verwandten, in ihren Elementen mit einander zusammenhängenden Schriftzeichen besteht. Eben derselben Methode folgen auch die nationalen Wörterbücher in ihrer Etymologie; und was das allgemeine Princip betrifft, allerdings mit einigem Recht, da ein Theil der gleichlautenden und erst durch die Schrift

geschiedenen Wörter ohne Zweifel in irgend einer Weise auf einander zurückzuführen sind. Es fehlt übrigens den Chinesen auch nicht an einer mythisch-etymologischen Namenerklärung, die den uns bekannten näher steht, indem sie den Namen aus einem nicht bloß lautlich, sondern auch schriftlich gleichen Worte zu deuten versucht. So finden sich im Liederbuche (Schi-king) zwei Gedichte (IV, 3, 3 und 4), in denen der Ahnherr einer der ältesten Dynastien unter dem Namen Hiuan-wang (Schwarzkönig) besungen wird; das erste derselben beginnt: „Durch des Himmels Befehl kam ein schwarzer Vogel (hiuan-niao) herab und ward Urheber des Geschlechtes Schang.“

Wie tief der etymologische Trieb in der menschlichen Natur begründet ist, auf wie niedrigen Stufen er sich äußert, kann das Beispiel einiger Stämme zeigen, die zu den rohesten und wildesten gehören, welche gegenwärtig die Erde trägt. Den Namen Dahomey (berichtet Waitz nach einer aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammenden englischen Quelle) erklärt die Sage als „Bauch des Da“: die Leiche des Königs Da von Abomey nämlich soll von Tacoodonu, dem König der Foys und Gründer des Reiches von Dahomey um das Jahr 1625 mit aufgeschnittenem Bauche als Grundstein des neu zu erbauenden Palastes in jener Hauptstadt in die Erde gegraben worden sein — eine Sitte, die (wie Waitz hinzufügt) allerdings in diesem Lande auch noch jetzt in ganz ähnlicher Weise fortbesteht.[8] Die Etymologie selbst bedarf wohl keiner Kritik; schon die Analogie eben der Hauptstadt Agbome zeigt übrigens, wie die Bestandtheile zu trennen sind: die Namen kommen ohne Zweifel von daho groß, agbo mächtig und me Leute, Volk, Land oder Stadt (einer

häufigen Endung von Völker- und Ortsnamen und auch Mehrheitsbildung), und bedeuten „Volk oder Gebiet der Großen, der Mächtigen.“ — Das Volk, von dem jene etymologische Sage berichtet wird, ist eben dasselbe, dessen religiöse wie staatliche Entwicklungsstufe durch die äußerste Rohheit blutiger Menschenopfer und durch die uneingeschränkte launenhafte Willkür der abergläubisch verehrten Herrscher noch jüngst so bekannt geworden ist; dessen gegenwärtiger König bei seinem Regierungsantritte zu Ehren der Manen seines Vorgängers einen See von Menschenblut bilden ließ und zu Schiff befuhr. — Ein anderes Beispiel aus einem ähnlichen Kreise ist Folgendes: Die Baghirma, ein glänzend schwarzes Volk, vielleicht anderthalb Millionen Köpfe stark, gründeten vor etwa dreihundert Jahren, nach der Erzählung der Eingeborenen, die Stadt Maseña in einer von schönen Tamarindenbäumen und Dumpalmen belebten Landschaft von dem fünf Tagereisen weiter östlich gelegenen Kenga aus. „Damals“ sagt Barth, „soll an der Stelle, wo jetzt die Hauptstadt Maseña liegt, nur eine armselige Ansiedelung von Viehzüchtern aus dem Stamme der Fulbe (oder Fellata wie sie in diesen östlichen Ländern Mittelafrikas allgemein genannt werden) sich befunden haben, an deren Statt ein neuer Ort gegründet und nach einer großen Tamarinde (mass in der Baghrimmasprache), unter welcher ein Fulbe-Mädchen Namens Eña Milch verkaufte, benannt wurde.“[9]

Vergleichen wir mit diesen wissenschaftlichen Regungen in dem Geiste von Negervölkern die ähnlichen Versuche des hochgebildeten Alterthums, so zeigen sich diese kaum überlegen und überhaupt nicht wesentlich verschieden, da auch sie offenbar nur auf demselben überall auftretenden naiven Triebe

beruhen. Da man diesen triebartigen Ursprung in der Namendeutung mißkannte, und eine unzeitige gelehrte Spielerei in ihr sah, so setzten besonders die Tragiker, die mitten in dem höchsten dichterischen Schwung dem Reize, auf das geheimnißvoll Bezeichnende des Namens anzuspielen, sehr häufig folgen, ihre neueren Ausleger in Verlegenheit. Man fand solche Stellen abgeschmackt, man war bestrebt, ihre Aechtheit zu läugnen, wobei freilich eben die Häufigkeit ein gewichtiges Hinderniß bot; und noch nachdem man auf den Zusammenhang der Erscheinung und ihr Vorkommen im Großen aufmerksam geworden war, auch die biblischen Analogien zu ihr bemerkt hatte, suchte man sie durch den Zeitgeschmack als einmal gäng und gäbe geworden, wie sich ein neuerer Geschichtschreiber der Philologie im Alterthum ausdrückt,[10] zu entschuldigen, oder die alten Dichter und Denker doch mindestens vor dem Vorwurf so seltsamer Meinungen über die Wortbildung durch die Annahme zu retten, als sei es mit solchen Deutungen nicht ernst gemeint, und ein richtigeres Bewußtsein, oder doch ein Bewußtsein der Unrichtigkeit dennoch vorhanden gewesen. Aber während es in der neuesten Zeit recht sonderbar gefunden worden ist, „daß schon Homer über die sprachlichen Wurzeln nachsann,"[11] so erklärt noch der griechische Ausleger der Stelle des Sophokles, wo Ajas, seinen eigenen Namen aus dem doppelten Weheruf *αἰ* deutend, spricht: „wer hätte wohl geglaubt, daß mein Name so treffend zu meinem Unglück stimmen würde?" — eine solche Anknüpfung des Schicksals an die Benennung grade für alterthümlich.[12] Aristoteles, der eine Beziehung auf den Namen zu gewissen rednerischen Mitteln zählt, erwähnt sogar noch, „daß es so bei dem Lobe der Götter gebräuchlich sei."[13]

Auch ist eine derartige Gewohnheit im Alterthum niemals erloschen; die Philosophen der Griechen und Römer knüpfen ihre Definitionen an Worterklärungen, oder berufen sich zur Bestätigung von Lehrsätzen durch dasselbe Mittel auf die Autorität der Sprache, und zwar aus voller Ueberzeugung. So sagt Aristoteles (magn. mor. I. 6): „die Ethik hat von der Gewohnheit den Namen, wenn man unter Vernachlässigung eines Buchstabens die Wahrheit ins Auge fassen muß — und das muß man doch wohl, — denn ἦθος ist von ἔθος benannt.“[14] Noch häufiger legt er die Etymologie der Sacherklärung stillschweigend zum Grunde, wie z. B. wenn er das Gedächtniß (μνήμη) aus einem bleibenden Eindruck (μονή) herleitet.[15] Bekannt ist Cicero's Annahme, daß die Treue vom Geschehen, nämlich des Versprochenen, benannt sei: „quia fiat, quod dictum est, appellatam fidem —“;[16] und noch die späten Quellen des römischen Rechts sind reich an abenteuerlichen Deutungen der für ihren Kreis interessanten Wörter, nicht anders als die Brahmanas an religiösen. Dergleichen Versuche verschwinden selbst in der neuen Zeit nur langsam in Folge einer veränderten, das instinctive Gebiet verlassenden Sprachbetrachtung. Noch Hegel glaubte für seine Vorstellung von dem Werden, als der Einheit von Sein und Nichts durch deren Aufhebung, den Doppelsinn dieses Wortes anrufen zu können, dem er eine speculative Bedeutung zuschreibt. „Aufheben, sagt er, hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, daß es soviel als aufbewahren, erhalten bedeutet, und zugleich soviel als aufhören lassen, ein Ende machen. Das Aufbewahren selbst schließt schon das Negative in sich, daß etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem den äußerlichen Einwirkungen

offenen Dasein entnommen wird, um es zu erhalten. So ist das Aufgehobene ein zugleich Aufbewahrtes, das nur seine Unmittelbarkeit verloren hat, aber darum nicht vernichtet ist. Die angegebenen zwei Bestimmungen des Aufhebens können lexikalisch als zwei Bedeutungen dieses Wortes aufgeführt werden. Auffallend müßte es aber dabei sein, daß eine Sprache dazu gekommen ist, ein und dasselbe Wort für zwei entgegengesetzte Bestimmungen zu gebrauchen. Für das speculative Denken ist es erfreulich, in der Sprache Wörter zu finden, welche eine speculative Bedeutung an ihnen selbst haben; die deutsche Sprache hat mehrere dergleichen." [17]

Sämmtliche Aeußerungen dieses etymologischen Triebes, mit Einschluß selbst der Vermuthungen über Wortursprünge in Schriften wissenschaftlich denkender Philosophen des Alterthums, lassen sich, so lange sie vereinzelt bleiben, zur Entscheidung über die Ursprünglichkeit eines Theiles der Sprache im Gegensatze zu dem andern, nur entweder von äußerlichen Gründen leiten, wie wenn die Bibel den Namen des Weibes aus dem des Mannes, als eines früher geschaffenen Wesens, erklärt; oder sie legen den einzigen Maßstab größerer Verständlichkeit an und führen das Unbekannte auf das Bekanntere zurück: und weil nur der Satz das Verständniß befriedigt, so gelten Hauptwörter als aus ganzen Sätzen zusammengezogen, oder aus Zeitwörtern, da diese allein ein selbstständiges Urtheil enthalten können, entsprungen. Erst nachdem der Laut der uralten Dichtungen, in denen wir jene Etymologien zuerst heiligen Zwecken dienen sehen, selbst Gegenstand der Verehrung geworden ist, schließt sich an seine Betrachtung eine gleichfalls von heiligem Interesse gelenkte, absichtliche und stetige Vergleichung an; und wie in eine jede Wissenschaft

der ihr vorgängige Sagenglaube, so gehen auch in die beginnende Sprachforschung die bisherigen dunkeln Voraussetzungen von dem Entspringen der Worte auseinander ein, und bereiten sie zu einer zweiten Stufe vor, auf welcher das Aehnliche nicht mehr in unwillkürlich entstandenen Combinationen des Augenblicks auf einander zurückgeführt wird, sondern in Folge der Zusammenstellung vieles auf ähnliche Weise Aehnlichen zu Analogien oder Gesetzen objectiver Aehnlichkeit. Die die Analogie ebensowohl schaffende, als an ihr entwickelte Gesetzmäßigkeit der Formenbildung, die Stetigkeit, mit welcher ähnlichen Wandlungen der Begriffe auch ähnliche der Laute zu entsprechen pflegen, ist in fast allen Sprachen und namentlich in denen unseres eigenen Stammes so groß, und der Drang, die Worte einer gewohnten und dunkel vorschwebenden allgemeinen Norm gemäß zu bilden, so mächtig, daß Kinder, während sie noch unvollkommen sprechen, aus bloßem Instincte zu Gunsten der Regel oft wider den Gebrauch fehlen und an Unregelmäßigkeiten Anstoß nehmen. Eine ähnliche Einwirkung unbewußter Erkenntniß von Sprachgesetzen war es, welche vielleicht schon die uralten indogermanischen Literaturkeime vor der Trennung der Griechen, insbesondere aber die ältesten indischen Gedichte zu einer ferneren Art von grammatischen Spielen anregte, die zur Zeit des beginnenden religiösen Denkens über diese Gedichte nothwendig alsbald zu einem gewissen Bewußtsein der Biegung und Wortbildung führen mußten. Sie bestehen in der Verbindung und absichtlichen Zusammenstellung verschiedener Formen aus gleichen Wurzeln, wodurch um so mehr Verwandtschaft und Abweichung vor Augen treten: z. B. wenn die Dichter jener Opferlieder von sich in

Beziehung auf die Götterverehrung sagen, daß sie „mit Heil'gem Heil'ge heiligen;“ (1, 4, 9) — oder wenn es heißt: „Es dichten dir die Dichter, Gott; Gesänge singen Sänger dir“ (1, 10, 1). — Andererseits zeigt sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit selbst bis zur Unkenntlichkeit umgestalteter Ableitungen, welche die zur Wissenschaft gewordene Grammatik an einander zu reihen Mühe hat, und der Sinn für das Wechselverhältniß der Formen, auch wo sie dem Laute nach unregelmäßig gebildet sind, in den Vedaliedern noch in so großer Unmittelbarkeit lebendig, daß es nur der Aufmerksamkeit auf deren Ausdruck bedurfte, um sowohl Beugungsanalogien, oder gemeinschaftliche Gesetze in der Art und den Mitteln der Begriffsumwandlung, als auch Stämme, oder den gemeinschaftlichen Mittel- und Ausgangspunkt für diese Umwandlungen zu erkennen. [18] —

Und so beginnt denn der Anblick der Sprache, als einer Masse in wechselnder Folge an uns vorüberziehender Eindrücke, bereits sich zu verwandeln, indem der unübersehbare und verwirrende Reichthum von Lauten und Begriffen sich zu einer verhältnißmäßig kleinen Menge gruppenartig um einen gemeinsamen Kern geschlossener, vielumfassender Einheiten mehr und mehr vermindert. Die durchgängige Analogie läßt sicherlich keine andere Auffassung zu, als die seit den ältesten Zeiten der Sprachforschung immer geherrscht hat, daß die in eine solche Einheit geordneten Wörter wirklich auch als Ableitung eines und desselben Stammes gleichen Ursprung haben. Denn wer wollte wohl behaupten, daß Wörter wie weiblich, weibisch, kindlich, kindisch, und unzählige dergleichen, von einander unabhängig in eben dieser Gestalt entstanden und nicht vielmehr aus älteren Elementen

wie Weib, Kind, lich und isch bloß zusammengesetzt seien? Es ist daher eine unbestreitbare Gewißheit vorhanden, daß, soweit deutliche Analogien für Zusammensetzung und Ableitung der Worte erkennbar sind, ihr Erklärungsgrund in den Elementen und Stämmen gesucht, und diese daher als der ältere Theil der Sprache betrachtet werden müssen; und daß, je weiter die Auflösung in solche Elemente möglich ist, um so näher wir also den wirklichen Anfängen der Sprache treten.

Zur Erweiterung des Umfanges einer solchen Auflösung und zur Berichtigung und Sicherung ihrer Ergebnisse zeigen sich nun die allmählich planvoll ausgebildeten Mittel wissenschaftlicher Zergliederung, Grammatik und Etymologie, Sprachgeschichte und Sprachenvergleichung, aufs Höchste wirksam. Die Erwartung indessen, vermittelst eines gleichmäßig fortgesetzten zergliedernden Verfahrens auf diese Weise ungehemmt bis zu dem ersten Auftreten des Sprachlautes und der Gedankenthätigkeit fortgeführt zu werden, wird durch die Gestalt, welche die Sprache in gewissen Tiefen ihres Innern annimmt, alsbald vermindert. Die Worte weisen sämmtlich auf gewisse vielen gemeinsame sogenannte Wurzeln zurück, z. B. das Wort Kind auf eine Wurzel, deren älteste noch nachweisbare Form gan ist, mit der Bedeutung entsprossen, hervorbringen, geboren werden; das Wort Keim führt auf dieselbe Wurzel; Kunst, Kunde, können auf gna, kennen; bequem und kommen auf gam. Jedoch bei den Wurzeln selbst angelangt, geräth die Untersuchung in Stillstand, zwar mit der Einsicht, daß dies unmöglich die wirklich ersten und uranfänglichen Sprachelemente gewesen seien, aber dennoch ohne eine gleiche wechselseitige Beziehung, wie zwischen ihnen

und den abgeleiteten Wörtern, so auch unter ihnen selber aufzufinden, weil sich auf diesem Punkte das Wechselverhältniß zwischen Lauten und Begriffen, von welchem die Erforschung der Sprache ausgegangen war und auf welchem sie bisher als ihrer einzigen Grundlage geruht hatte, durch eine in einzelnen Fällen zwar schon früher merkliche, nun aber zu einem nicht länger verkennbaren Umfange herangewachsene Erscheinung gänzlich erschüttert zeigt.

Die Wurzeln einer Sprache, und sogar des ganzen Sprachstammes, zeigen, ihrem Laut nach mit einander verglichen, eine große Regelmäßigkeit in Bau und Umfang. So bestehen die sämmtlichen indogermanischen Wurzeln unbeschränkt aus nicht mehr als einem oder zwei Consonanten; aus dreien nur, wenn der mittlere ein Nasal (n, m), oder Halbconsonant (j, w, l, r) ist (wie in Herz), oder wenn der erste s ist (wie in Stab); aus vier oder fünf nur, wenn die zuletzt erwähnten Fälle zusammenkommen (wie in Zwerg, Strenge), aus mehreren niemals. Die semitischen Wurzeln hingegen bestehen in der Form, in welcher die Sprachen dieses Stammes vor uns liegen, aus mindestens drei und höchstens fünf Consonanten; die Gruppirung zu drei ist hier Regel und nur durch einzelne Ausnahmen beschränkt [19]. Die chinesischen Wurzeln, welche nach dem besonderen Character dieser Sprache eins und dasselbe mit den Worten sind, bestehen sämmtlich nur aus einem einzigen Consonanten mit folgendem einfachen, doppelten oder dreifachen Vocal, auf welchen indessen noch ein Nasallaut folgen kann (z. B. hi, hian, hiuan). Betrachten wir das Verhältniß der Wurzeln eines bestimmten Sprachstammes zugleich in Beziehung auf ihre Bedeutung, so leuchtet ein Zusammenhang mehrerer, ja ganzer Reihen

derselben sofort ein. Aber während die Abweichung in dem Laute der Wörter, welche durch verschiedene Ableitung aus gleicher Wurzel entspringen, immer eine deutlich an die Lautverschiedenheit geknüpfte Begriffsverschiedenheit erkennen läßt, welche mit jener in allen Fällen ähnlich wiederkehrt, so sehen wir dagegen Wurzeln von theilweise gleichen Bestandtheilen bald ganz gleichbedeutend, bald mit größeren oder geringeren Bedeutungsabweichungen besonderer Art, welche sich nur in diesen Fällen finden, und keine Regel und Analogie zur Anwendung auf ähnliche Lautverschiedenheiten ermitteln lassen. Zugleich aber tritt dem Erfahrungsgesetze von der Bezeichnung des Aehnlichen durch das Aehnliche, und somit des Verschiedenen durch das Verschiedene, der im Einzelnen schon früh bemerkte doppelte Gegensatz, die Synonymie (Polyonymie) oder die Bezeichnung des Aehnlichen durch das Nichtähnliche, und die Homonymie, oder die Bezeichnung des Verschiedenen durch das Nichtverschiedene, bei der Betrachtung der Wurzeln in erstaunlicher Ausdehnung entgegen, und auch die am vollkommensten entwickelten Sprachen stellen sich uns auf dieser Stufe ganz in jenem Bilde dar, welches die Europäer noch in dem gegenwärtigen Zustande der chinesischen Sprache mit so vieler Ueberraschung kennen lernten, wo der Laut der Worte außer dem Zusammenhange jeder für sich betrachtet bis zur gänzlichen Unverständlichkeit viel- und verschiedendeutig vorgefunden wurde.

Die ähnliche Bedeutung ähnlichlautender Wurzeln läßt die Erklärung durch Verwandtschaft, d. h. gemeinsamen Ursprung zu, und in der That ist eine solche Annahme in vielen Fällen unmöglich abzuweisen: allein da die Grenze

zwischen Laut-Aehnlichkeit und Verschiedenheit hier alsbald zu schwanken beginnt, so findet sich dieselbe Begriffsähnlichkeit oder selbst Begriffsgleichheit sodann auch in keineswegs ebenso unzweifelhaft verwandten Wurzeln wieder, ja endlich auch in solchen, welche an die bisher verglichenen, wenn nicht alle festen Bestimmungen schwinden und durch eine allgemeine Auflösung der Laute in einander Alles zugleich möglich und unmöglich werden soll, eine fernere Anknüpfung nicht mehr gestatten. Ganz in Uebereinstimmung hiermit vereinigt ein und derselbe Wurzellaut bald unzweifelhaft verwandte, bald nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in Verbindung zu bringende, bald endlich ohne völlige Schrankenlosigkeit nicht mehr vereinbare Bedeutungen auf sich. Daher kann zwar aus dem Ineinanderüberfließen so vieler verwandter Wurzellaute ohne Zweifel auf eine ursprünglich weit geringere Anzahl derselben geschlossen werden; aber die Menge der Begriffe zeigt sich hierdurch für die Urzeit keineswegs zugleich vermindert, da schon ein kleiner Bruchtheil ihrer nicht weniger als die sämmtlichen gegenwärtig vorfindlichen Wurzeln enthält, und bloß die Frage, wie in einem solchen Falle noch Verständniß möglich gewesen wäre, stellt sich dem Gedanken entgegen, mit dieser Verminderung der Laute gegen die Anfänge der Sprache hin auch ihre Vieldeutigkeit bis auf einige wenigen alldeutigen Laute wachsen zu lassen. Denn das entgegenstehende, theils auf der Oberfläche der Sprache beobachtete, theils aus der Voraussetzung vermeintlicher Nothwendigkeit allgemein gefolgerte Gesetz, welches einem jeden Laute einen bestimmten Begriff und umgekehrt entsprechen läßt, verschwindet, wenn wir in größere Tiefen dringen, fast gänzlich, und weicht dem entgegen-

gesetzten, indem in Wirklichkeit ganz im Gegentheile jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann, und dies je näher der Quelle, aus welcher Vernunft und Sprache ihren Ursprung nehmen, um so mehr auch in der That geschieht.

III.

Lautwechsel unabhängig von der Bedeutung. Lautverschiebungen — Lautzerstörungen — Gänzlicher Untergang von Sprachelementen. Ungeheure Wandelbarkeit mancher Wurzeln — Gleichheit und Verschiedenheit des Lautes, kein Kriterium für die der Worte. — Ursache dieser unaufhaltsamen Veränderung. Princip der Störung. Vocalverlust. Einfluß des Accents. „Guna.“ Jugend der Vocale. Die Theorie der Schallnachahmung wird unmöglich. — Die letzte Ursache der Lautstörung ist Zusammensetzung. Dissimilation. Worte entstehen wie Planeten. — Jugend mancher Consonanten. Aeußerst beschränkter Kreis der Urwurzeln. Nothwendige Vieldeutigkeit derselben. Jugend der Begriffscombination, Zusammensetzung und Ableitung. Verdoppelung, ursprünglich zwecklos. Die Urelemente zu begrifflicher Unterscheidung wenig geeignet — und auch selbst noch gleichdeutig. Problem des Sprachverständnisses; seine typische Wichtigkeit.

Daß die Lautveränderung, welche die Wurzel durch Ableitung erleidet, nicht ohne Rücksicht auf die Umwandlung ihres Begriffes vor sich geht, ist offenbar; aber man würde gänzlich irren, hinter der Lautveränderung überhaupt auch nur vorzugsweise einen ähnlichen Zusammenhang vorauszusetzen. Vielmehr erdulden die Worte ganz unabhängig von ihrer Bedeutung aus innern lautgesetzlichen Gründen in größtem Maßstabe ungeheure Umgestaltungen und verlieren oft ohne ihren Sinn zu verändern alle Aehnlichkeit mit ihrem ersten Zustande bis auf die letzte Spur. Deutliche

Belege solcher bloß lautlichen Veränderungen geben die in verwandten Sprachen einander entsprechenden Wörter, deren anfängliche Gleichheit durch die Entdeckung von Uebergangsformen erkennbar wird; z. B. wenn die ursprüngliche Form des Wortes Schwester im Persischen zu kaher geworden ist, oder das Wort Hund sich in den Zendschriften unter der Form spa wiederfindet.

Von den Gesetzen, welche in solchen Fällen hinsichtlich der Vertretung bestimmter Laute der einen Sprache durch bestimmte andere in einer verwandten immer eingehalten sind, ist das der Lautverschiebung, d. h. der wechselseitigen Vertretung eine auffallende Eigenthümlichkeit der deutschen Sprachen, die auch in der arabischen ihres Gleichen hat. Hier tritt an die Stelle eines harten s (ש) überall sch und dagegen umgekehrt an die des sch eben so allgemein das s, so daß z. B. dem hebräischen und aramäischen satan das arabische schaitan, dagegen dem aramäischen scholtan das arabische sultan, oder dem schalôm salam entspricht. Die Grundform des in unsere Sprachen übergegangenen Wortes Damast, das arabische dimsâqun, lautet im hebräischen demescheq; der Name der Stadt Damaskus, hebräisch dammeseq, umgekehrt im arabischen dimaschqu.[20] In den deutschen Sprachen tritt das von Jakob Grimm entdeckte Lautverschiebungsgesetz bekanntlich in weit zusammengesetzterer Form auf und bewirkt einen förmlichen Kreislauf von je dreien unter neun Consonanten. Die drei sogenannten stummen Consonanten, der weiche, harte und gehauchte je eines Organs, nämlich die Lippenlaute b, p und f, — die Gaumenlaute g, k und h oder ch, — die Zahnlaute d, t und (das aspirirt gesprochene) th —

verschieben sich in der Ordnung: weich, hart, gehaucht, weich, in den germanischen Sprachen so, daß ein jeder im Gegensatze zu den verwandten nichtgermanischen um eine Stufe vorrückt, und also z. B. dem lateinischen cornu im deutschen nicht etwa Korn, sondern Horn, dem lateinischen hostis im deutschen Gast, der lateinischen Wurzel frag die englische break entspricht. Dieser Proceß hat sich merkwürdigerweise innerhalb der germanischen Sprachen nochmals wiederholt; die Lautverschiebung hat im Hochdeutschen, im Gegensatz zu allen andern germanischen Sprachen, einen Schritt weiter in derselben Ordnung gethan, vollständig freilich nur in der Reihe der Zahnlaute; und so finden sich, wenn wir ein und dasselbe Wort zugleich im Lateinischen oder einer sonstigen nichtgermanischen Sprache des Stammes, zweitens im Englischen oder einer andern germanischen außer der hochdeutschen, und endlich im Hochdeutschen betrachten, diese Laute in eben jener Reihenfolge dreifach verändert, wobei unter den Zahnlauten im Hochdeutschen ß oder z die dritte Stelle einnimmt. Z. B. das lateinische tu ist englisch thou, deutsch du; das griechische *θύρα* englisch door, deutsch Thür; das indische tad englisch that, deutsch daß. Man sieht, daß es nur einer abermaligen Wiederholung dieses Fortrückens unter den drei Lauten bedurft hätte, um sie wieder auf ihren ursprünglichen Stand zurückzuführen, was in der That in einzelnen Fällen auch geschehen ist.[21] Solche in ihrer complicirten Gesetzmäßigkeit doppelt seltsame Lautvertauschungen sind, wie sich von selbst versteht, von der Bedeutung der Worte, in denen sie vorkommen, gänzlich unabhängig.

Vor allem aber sind in dieser Hinsicht die erstaunlichen Verwandlungen zu erwähnen, die in Folge von Laut-

verlusten vor sich gehen, indem nämlich aus der Sprache fortwährend ein Theil ihrer Lautmittel völlig schwindet, die sie alsdann in den Wörtern, die dieselben enthalten hatten, durch ihr übrig bleibende ähnliche zu ersetzen strebt. Diese Vorgänge der Vernichtung sind nicht etwa Anzeichen des Ersterbens und bloß den Zeiten des Verfalls einer Sprache eigen, sondern auch in den frühesten Zuständen der Sprachentwickelung, in welche uns durch die Forschung Einblicke vergönnt sind, zeigen sich die zerstörenden Kräfte schon mindestens ebenso wirksam als die schaffenden, und bereiten sprachlichen Einzelnwesen und selbst Geschlechtern, ganz nach der ewigen Weise der belebten oder wachsthumbegabten Körperwelt unausgesetzt den Tod. Das Verschwinden einzelner, ohne daß ihr Begriff hierzu Veranlassung böte, außer Gebrauch gerathender Wörter ist eine selbst der gemeinen Erfahrung naheliegende Thatsache; und es läßt sich zeigen, daß massenhafte und wahrhaft unzählige Fälle dieser Art schon dem Zeitraum der ältesten in irgend einer Sprache erhaltenen Dichtungen vorausgegangen sind. Doch abgesehen hiervon sind Lautverbindungen und selbst völlig einfache Elemente, die dereinst in Tausenden von Wörtern vorgekommen waren, in einer Sprache oft bis auf die letzte Spur oder doch auf schwache Reste getilgt und eingebüßt. So entbehrt die griechische Sprache im Gegensatze zu ihren Schwestern die beiden Consonanten j und w, von welchem letzteren bekanntlich noch in einigen ihrer Dialekte Ueberbleibsel gefunden werden. Den Zendbüchern fehlt, wie ich glaube aus gleichem Grunde, das l, und dem auch sonst diesen so nahestehenden Dialekte, in welchem die ältesten Theile des Rigveda geschrieben sind, wie es scheint gleichfalls.[22]

Dies sind Beobachtungen, die sich kaum über den Umkreis einer einzigen Sprache, oder selbst nicht so weit, und also in eine zwar bei weitem vorgeschichtliche, aber dennoch verhältnißmäßig junge Zeit, nämlich die der Absonderung dieser einzigen, erstrecken; ähnliche führen uns mitten in die wunderbare Völkerbewegung zurück, welche Europa allmählich in den Besitz indogermanischer Bewohner gebracht hat. Das Lautgesetz, wonach keine Wurzel mit einem gehauchten Consonanten beginnen und zugleich mit einem solchen schließen kann, (wie z. B. in dem deutschen Fach, Fluch) ist den Griechen und Indern gemein; da aber so gebildete Wurzeln sicherlich dereinst vorhanden waren, so liegt hier eine Einbuße vor Augen, welche die Sprachen beider Völker noch gemeinsam, vor ihrer Trennung, das heißt vor der Wanderung der Griechen aus den mittelasiatischen Ursitzen erlitten haben.[23] In andern der verwandten Sprachen finden sich diese gehauchten Buchstaben unter andern Bedingungen verdrängt und zeigen in mehreren, z. B. der lateinischen, ein auffallendes Bestreben sich gänzlich zu verlieren. Endlich treffen wir auf Lautverbindungen, welche durch die sämmtlichen indogermanischen Sprachen in der Zerstörung begriffen und innerhalb einer jeden nur mehr oder weniger trümmerhaft in Resten vorhanden sind, zu deren Beseitigung daher schon in der grauesten Vorzeit, ehe irgend ein Zweig jenes gegenwärtig so mächtigen Stammes sich abgelöst hatte, ein starker Anstoß stattgefunden haben muß. Der S-Laut, welcher am Anfange vieler indogermanischen Wurzeln gefunden wird, und die einzige Veranlassung bildet, dieselben über den Umfang von höchstens vier Consonanten, nämlich zwei festen mit zwei flüssigen (l, m, n, r, j, w) in ihrer Mitte, auszudehnen, ist in dieser Stellung

in verschiedenen Sprachen verschiedenen und offenbar nicht ursprünglichen Beschränkungen unterworfen; in keinem Falle aber wird er in dem vollen anfänglichen Umfange zugelassen, ja mit manchen Consonanten zeigen sämmtliche Sprachen bereits gemeinsam die Neigung, seine Verbindung zu verhindern.[24] Vielleicht noch früher beginnen die Consonantenverbindungen mit v (w), an denen die indogermanischen Wurzeln dereinst sehr reich gewesen zu sein scheinen, in Abnahme zu gerathen; und wie Vieles, das schon in so alter Zeit spurlos abhanden gekommen war, muß uns eben darum gänzlich entgehen, da wenigstens ein Grund, weßwegen wir diese Bewegungen mit der Grenze unserer Erfahrung wirklich abgebrochen glauben sollten, nicht abzusehen ist. —

Auch beschränkt sich das hier betrachtete Gesetz keineswegs auf einen einzigen Sprachstamm. Die semitischen Sprachen, außer der hebräischen, die sich vermuthlich zuerst von allen absonderte[25], haben ebenso einen in der Mitte zwischen sch und s liegenden harten Zischlaut eingebüßt, der daher in der semitischen Schrift, welche von einem aramäisch redenden Volksstamm herrührt, kein eignes Zeichen fand und bei den Hebräern mit dem härtern sch gleich bezeichnet werden mußte.[26] Die durch alle diese Sprachen hindurchgehende Eigenthümlichkeit der Wurzeln, mindestens drei Consonanten und in der Regel nicht mehr zu haben, wodurch eine so große Gleichförmigkeit und Symmetrie ihres Baues entsteht, ruht offenbar auf den Trümmern vieler untergegangenen vier- oder fünfbuchstabigen Stämme, wie manche Thiernamen (z. B. für Spinne, Frosch, Floh) schließen lassen, während zugleich das einstige Vorhandensein von Wurzeln aus nur zwei und selbst einem einzigen Consonanten unläugbar,

und z. B. die hinweisende oder dem Artikel entsprechende Vorsilbe **ha** auf keine längere Wurzelform zurückzuführen ist.[27] Das chinesische Wurzelbildungsgesetz, wonach außer den beiden Nasallauten kein Consonant ein Wort beschließen oder sonst außer dem anlautenden einfachen ein Bestandtheil desselben werden kann, hat vielleicht den Schein größter Ursprünglichkeit und treuester Erhaltung der Kindheitsstufe aller Lautbildung; allein Eigenthümlichkeiten der Aussprache, Vergleichung der Volksdialekte und, soweit sie möglich ist, der Sprachen Tibets und Hinterindiens führen zu dem entgegengesetzten Ergebnisse, daß jene gegenwärtig von der unsrigen so sehr abweichende Sprachform ihr ehedem weit ähnlicher und im Besitze von Wurzeln die auf k, p oder t schlossen, gleichfalls gewesen ist, die sie jedoch nun seit lange nicht mehr duldet, da sie diese Gattung von Lautverbindungen gänzlich verloren hat.[28]

Alles dies sind Vorgänge, welche gewiß nicht von begrifflichen Veränderungen verursacht oder bedingt sein können; denn mit den Lautmitteln, die der Sprache auf diese Weise entschwinden, und die im Verhältnisse zu dem, was ihr überhaupt zu Gebote steht, nichts weniger als geringfügig sind, geht keineswegs etwa auch ein bestimmter Kreis von Begriffen aus ihr verloren. Allerdings fällt häufig das Dasein von Wörtern, in denen solche untergehende Laute sich befinden, mit ihnen gänzlicher Vernichtung anheim; nicht selten fehlt ein den verwandten Sprachen gemeinsames Wort aus keinem andern Grund einer einzigen, als weil ein ihr besonders entfremdetes Klangelement seine Entfernung mit sich führte, und nichts ist irriger als anstatt dessen die Annahme ursprünglichen Mangels zur Grundlage weiterer Schlüsse

zu machen. So benennen, was Germanen, Lateiner und Inder mit den verwandten Namen ajas, aes, Erz bezeichnen, die Griechen mit einem durchaus verschiedenen χαλκός; nicht etwa weil sie diesen Stoff nicht gemeinsam mit jenen Völkern gekannt, sondern weil sie den Consonanten j vermieden haben. Kein den Wörtern Gott oder gut entsprechendes findet sich in den Schwestersprachen, weil hier die Wurzelsilbe ihrer älteren Gestalt gemäß mit gehauchten Consonanten beginnen und schließen müßte, was das Griechische wie das Sanskrit nicht zuläßt, und die übrigen Sprachen in diesem Falle wegen gänzlicher Einbuße des gehauchten Zahnlautes (ϑ, ß) zu leisten nicht im Stande sind. Aus ähnlichen Ursachen ersetzt das Griechische den Thiernamen Biber, den die germanischen und celtischen Sprachen, so wie die lateinische in der Form fiber (für fifer), besitzen, durch Kastor; und sind Wörter wie kâla schwarz, phala Frucht, ǵala und salila Wasser, mâlâ Kranz, mûla Wurzel, die in den übrigen indischen Dialekten äußerst gewöhnlich sind, aus den Rigvedaliedern verbannt geblieben. So gewiß es also ist, daß im Zusammenhange mit Lautverlusten Wörter in Masse untergehen, und so wenig es geläugnet werden kann, daß manche Begriffe, die nicht noch in anderer Form vorhanden sind, hierdurch geradezu ihre Vertretung in der Sprache verlieren mögen, wie denn kein dem Begriffe des sanskritischen kâla, Zeit, genau entsprechendes in dem Wortkreise der Rigveda-Sanhita gefunden wird; und obgleich wir uns sogar vorzustellen vermögen, wie ein Dialekt aus keiner andern Veranlassung als den hier geschilderten ganz und gar verarme: so ist es doch unmöglich, ein solches die Begriffe treffendes Schicksal nicht als zufällige Folge einer rein lautlichen

Entwickelung, sondern etwa als ihre Ursache anzusehen; und dies schon darum, weil keinerlei Einheit unter den sämmtlichen so verlorenen Begriffen aufzufinden ist, sondern nur eine Gemeinschaft jenes Lautes unter den verlorenen Wörtern.

Zugleich ist ein gänzliches Aufgeben des Wortes, in welchem der Laut gesprochen werden sollte, niemals das einzige zu seiner Vermeidung angewandte Auskunftsmittel, vielmehr ist die Sprache oft wunderbar erfinderisch, dasselbe durch verschiedene Verwandlungen zu retten, und gerade diese Mannichfaltigkeit des Verfahrens einem gleichen Laute gegenüber kann über den Zweck: sich eines verhaßt gewordenen Klanges auf alle Weise zu entledigen, um so größere Gewißheit und in einzelnen zweifelhaften Fällen ein Kennzeichen gewähren. Oft ist der vermiedene Laut, oder wo es sich um eine Gruppe handelt, ein Theil derselben aus den Wörtern ausgefallen, wie w und j im Griechischen und das s von anlautenden Consonantenverbindungen in allen indogermanischen Sprachen außerordentlich häufig; oft wird ein Theil der Gruppe nur verändert, oder der Laut fällt, nachdem er verändernd auf seine Umgebung gewirkt hatte, gleichwohl aus, eine Spur seines Daseins zurücklassend; oft treten überhaupt nach gewissen Gesetzen andere Laute — und auch hierin herrscht noch Mannichfaltigkeit — an die Stelle der verdrängten. Die Verwandlungen, denen die verschiedenen Consonantengruppen mit w unterliegen, sind kaum erschöpflich, viele Wörter die sie enthielten, kaum mehr kenntlich; und die Umwälzungen in der Lautgestalt der Wurzeln auf diesem Punkte um so tiefer und verwickelter, als die Mittel zur Beseitigung jener ungemein verzweigten Verbindungen häufig von mehreren Sprachen in einem und demselben Falle verschieden ergriffen worden sind. [29]

Die mit dem Umfange eines Wortes wachsende Zahl seiner Merkmale und die Vielheit der dasselbe enthaltenden Sprachen und Mundarten, welche den Stoff der Vergleichung vermehrt, machen es oft allein noch möglich, so starke Verhüllungen seiner Gestalt zu durchschauen; und wenn die Wurzeln der indogermanischen Sprachen, anstatt mit einem seltenen Reichthume von Bildungen umkleidet zu sein, in ihrer alten Nacktheit, wie die chinesischen, fortgedauert hätten, so würden vielleicht wenige Wörter Sprachverwandtschaft und noch wenigere die Form der vorhergegangenen Lautstufe mit Sicherheit errathen lassen. Die tibetanische Sprache, der wichtigste Schlüssel für die Erforschung jenes ganzen ostasiatischen Stammes, zeigt in dem Gegensatze ihrer doch nicht viel über tausend Jahre alten Schrift[30] zu der gegenwärtigen Aussprache die Größe der verwandelnden Macht langsam wirkender Kräfte auf Sprachen dieses Baues. Von einer ganzen Silbe, das heißt nicht selten von einem ganzen Worte, bleibt in der Aussprache oft nur der Vocal derselbe wie in der Schrift, indem nämlich hier anders als im Englischen die Vocale die Consonanten überdauern. So stehen neben der der Aussprache gemäß geschriebenen Silbe da nicht weniger als vierundzwanzig andere Silben mit verschiedenen einfachen, doppelten und dreifachen Consonantenlauten, ja sogar eine mit vierfachen, nämlich bsgra, alle mit der gleichen Aussprache da. In dbu, dbo sind die Consonanten in der Aussprache ganz verschwunden, so daß diese Wörter bloß u, o lauten. Wenn man hinzunimmt, daß auch am Ende der Silbe Consonanten oft nicht hörbar sind, daß ein derartiges stummes s außerdem eine verändernde Einwirkung auf die Aussprache des vorausgehenden Vocals übt, so ist

es begreiflich, wie in Folge des Zusammentreffens mehrerer solcher Umstände von der geschriebenen Gestalt des Wortes in der mündlichen Sprache bisweilen kaum mehr etwas wieder erscheint. Und doch müssen zur Zeit der Einführung der tibetanischen Schrift aus Indien die Consonanten ihrem Werthe gemäß gesprochen worden sein. Dies zeigt, abgesehen von allgemeinen Grundsätzen aller Schriftentwickelung, hier noch in einzelnen Fällen von Entlehnung aus dem Sanskrit die Vergleichung mit dieser Sprache, in anderen die noch fortdauernde Hörbarkeit der sonst aus der Aussprache verschwundenen Consonanten, falls die Möglichkeit einer Anlehnung an vorausgehende Vocale gegeben ist; hie und da ist die alte Aussprache sogar durch ausdrückliche grammatische Tradition bezeugt.[31]

Bei alledem ist der hier besprochene Gegensatz zwischen Sprache und Schrift, oder mit andern Worten, zwischen den Sprachen zweier Zeitepochen, durchaus geschichtlich und verhältnißmäßig jung: eine zwischen mehreren verwandten Zweigen des ostasiatischen Sprachstammes angestellte Vergleichung reißt die wenig umfangreichen Wörter derselben noch weit mehr auseinander, so sehr, daß von eigentlicher Wortverwandtschaft völlig einleuchtende Beispiele nur vereinzelt aufgefunden werden. Welche Zerstörungen sind nach diesen Analogien nicht für die Urperiode auch selbst der deutschen Wurzeln mit einer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, welche die Hoffnung, ihre älteste Geschichte zu erforschen, zu vereiteln droht! Jedoch den Standpunkt der Sprachforschung jenen Erscheinungen gegenüber ganz erkennen zu lassen, ist eine andere höchst wichtige Seite derselben vielleicht noch mehr geeignet, nämlich: daß die erwähnten Lautveränderungen

nicht nur auf ferne Zeiten hin oder für getrennte Völkerstämme eine so große Unähnlichkeit wesentlich gleicher Worte hervorrufen, sondern derselbe Grund, die Wahl verschiedener Ersatzmittel für zu vermeidende Laute auch innerhalb einer einzigen Sprache, das Auseinandertreten ursprünglich nahe verbundener Formen fast bis zur Unmöglichkeit, ihren Zusammenhang zu ahnen, in unzähligen Fällen veranlaßt hat. Die Wörter γυνή, Weib, und ἄναξ, Herr, König, verrathen auf den ersten Blick geringe Aehnlichkeit des Lautes; aber wenn wir aus der von der Dichterin Korinna für das erstere gebrauchten Dialektform βανά, aus dem germanischen queen Weib und Königin, und andererseits aus König schließen müssen, daß die anlautende Gruppe beider gva gewesen, und in dem einen durch Vocalisirung des Halbvocals, in dem andern durch Abwerfung der beiden Consonanten verdrängt worden ist, so bleibt in dem weiblichen Worte, besonders seiner Abwandlung nach (γυναικ- für gvanakj), eine kaum noch unregelmäßige Femininalbildung des männlichen zurück. Das Wort aqua Wasser, das das Griechische aus nunmehr einleuchtenden Gründen nicht besitzt, wird im Sanskrit zu ap-; aber mit Endungen wie bhis, wo diese Form Schwierigkeit der Aussprache bewirkt hätte, entsteht adbhis, in den Wassern. Ja es bedarf nicht einmal einer auch nur soweit wie verschiedene Geschlechter oder Biegungen abweichenden Form eines Wortes, um die Sprache zu verschiedenen Versuchen dieser Art zu reizen; sondern, was besonders merkwürdig und wichtig ist, auch ganz dieselbe Form erscheint doppelt, und wird durch verschiedene Behandlung zu zwei verschiedenen. So sind πέσσω und ἕψω, neben welchen auch πέπων, πόπανον und ὀπτός, im Lateinischen

coquo und popa, popina und coquina stehen, und im Sanskrit die Wurzeln pac und kvath, ganz gleichbedeutende mehrfache Vertretungen einer ursprünglichen mit qv sowohl an- als auslautenden Wurzelform mit dem Begriffe erweichen, kochen. Nichts ist daher erklärlicher, als daß einem einzigen Worte in einer der verwandten Sprachen mehrere in einer anderen mit gleichem Rechte und ohne Widerspruch als Vertreter gegenüberzustellen sind, und eine solche Gemeinschaft ist ein Zeugniß für ursprüngliche Einheit auch wohl zunächst dem Laute nach ganz unvereinbar scheinender Wörter eines und desselben Dialektes.

Wer aber sieht nun nicht, welche Gefahr der Untersuchung hier entgegentritt? Wir können nicht umhin, dem Laute nach von einander abweichende Wurzeln, solange die Abweichung gering oder die Uebereinstimmung augenfällig ist, um der Gleichheit der Bedeutung willen für verwandt gelten zu lassen, und zugleich läßt der Begriff der Bedeutungseinheit seinerseits keinen strengen Abschluß zu; denn Begriffssphären von offenbarem Zusammenhange pflegen auf mehrere Stämme, anstatt sich in allen ihrem ganzen Umfange nach zu wiederholen, vielmehr so vertheilt zu sein, daß sich in einem jeden mehrere Theile stets verschieden gemischt zusammenfinden, und so die eine ein erstes und zweites, die zweite ein zweites und drittes, die dritte, somit der ersten unmittelbar in nichts mehr gleiche, ein drittes und viertes Bruchstück des ganzen Kreises enthält, der allein die wahre Begriffseinheit der verglichenen Wurzeln bildet. Wir sind daher z. B. genöthigt, eine Reihe griechischer Wurzeln mit dem Anlaut ψ in wechselseitige Verbindung zu denken, in welcher die Begriffe des Raufens und Verletzens

der Haut, des Reibens oder Zerbröckelns und eine große Menge ähnlicher, bis zum bloßen Streifen oder der Berührung wiederkehren. Wir finden mehrere Ableitungen einer aus keinem andern Consonanten als jenem Anlaute bestehenden Wurzel mit solchen, bei denen Auslaute jeder Art die Wurzel beschließen, ganz gleichbedeutend, und es ist unmöglich, den Zusammenhang zwischen ψηλαφάω und ψαύω, betasten, berühren, oder ψάλλω raufen, ψιλός und ψεδνός kahl, oder ψάω, ψίω, ψαίω, ψήχω, ψώχω zerreiben, zu verkennen; auch ist es nicht zweifelhaft, daß ψῆφος kleiner Stein, ψάμμος und ψάμαθος Sand, als zerbröckelte Gegenstände, ψεκάς, ψακάς Körnchen, z. B. Sandes, ψίξ und ψωμός Brocken von Speisen, sowie ψηρός, ψηχρός, ψαφαρός, ψαθυρός zerrieben, mürbe, sämmtlich hierher gehören. Es liegt daher nahe, in allen diesen nur dem Anlaute den Begriff der Wurzel zuzuschreiben. Wenn nun aber dieser Anlaut selbst Nebenformen zuläßt, die sich ohne Mühe aus dem bisher geschilderten Verhältnisse des Lautersatzes begründet zeigen, wenn wir ihn mit K-Lauten z. B. in dem so eben erwähnten ἕψω, oder in ὄψ neben vox die Stimme, wechseln sehen, und überhaupt in den indogermanischen Sprachen nichts gewöhnlicher ist, als ein solcher Wechsel des k und p: werden wir alsdann nicht veranlaßt sein, auch ξύω, ξέω schaben, ξαίρω krempeln, ξυρόν Scheermesser (so viel als ψαλίς) mit jener Wurzel zu vereinigen? Beide Formen des Anlauts, ψ sowohl als ξ, sind Zusammensetzungen mit einem ursprünglich vorgeschlagenen s; daher finden wir ψόλος Ruß, Schmutz gleichbedeutend mit ἄσβολος, wo die anlautende Gruppe durch Vorschlag eines Vocals in ihrer Stellung erhalten wurde. Von den

verwandten Sprachen zeigen nur das Sanskrit und Zend kſ in entsprechenden Wörtern, die übrigen die ursprünglichere Ordnung; wie die deutschen Schale, scharren und scheeren, scheiden und schinden, Scherben und schaben, die lateinischen scabo, scindo und andere, sowie auch sqvama, die Schuppe, d. i. das von der Oberfläche der Haut Hinweggeschabte, ein Wort, welches das wahrscheinlich dem ganzen Wurzelkreise anfänglich zukommende v bewahrt hat. Wie kann es also bezweifelt werden, daß auch Wörter wie *σφαλάσσω*, ritzen, oder *σχίζω* spalten, scheiden, und ferner (da das vorgeschlagene s einen gehauchten Consonanten durch den ganzen Sprachstamm nur sehr ausnahmsweise bestehen, und in viel häufigeren Fällen in einen hauchlosen harten übergehen ließ), *σκάλλω* scharren, schürfen, graben, *σκαριφάομαι* ritzen, scharren, *σκάπτω* (von der Wurzel *σκαφ*) graben, *σκύλλω* schinden, *σκῦτος* die abgezogene Haut, sowie auch *σπαράσσω* zerfleischen und viele ähnliche an diesen Kreis angeschlossen werden müssen? Besonders da selbst dialektische oder auch ohne Unterschied gebrauchte Nebenformen eines und desselben Wortes in den gleichen Verwandlungen vor uns liegen, z. B. *σπαλίς* neben *ψαλίς*, *σπάλαξ* und *ἀσπάλαξ* neben *σκάλοψ* der Maulwurf, welcher als ein in der Erde wühlendes Thier diesen Namen von eben der Wurzel führt, die wir hier besprechen. Die Möglichkeit einer weiteren Umgestaltung zeigt sich deutlich an dem Verhältniß von *σκῦλον*, *σκυλεύω*, zu *συλάω*, *συλεύω* und spolium: diese Wörter enthalten die Begriffe gewaltsamen Abstreifens der Rüstung, die die Haut bedeckt, zum Theil in Verbindung mit dem des Abstreifens der Haut selber, und stehen besonders mit *ψιλός* in Berührung; in allen ist das dritte

Element der anlautenden Consonantenverbindung vocalisirt, in den griechischen zu *υ*, in dem lateinischen zu o; der mittlere Consonant ist in diesem zu p, in *σκῦλον* zu k verhärtet, aber in *συλάω* weggefallen; während sich z. B. in *σώχω* neben *ψώχω*, zerreiben, *σαθρός* neben *ψαθυρός* mürb [32], der härteste Laut auf anderem Wege gleichfalls verlor. Daß aber das s der Gruppe schwinden kann, bedarf kaum des Beweises, und hiermit dringen fernere Massen neuer Stämme in die Zahl der hier vor uns eröffneten. Von umfangreicheren Formen wie scalpo, sculpo ist der Zusammenhang mit *γλάφω*, *γλύφω* (wo *γ* für *χ* steht) und zugleich mit glubo (gleichfalls für hlufo) besonders einleuchtend; *γράφω*, ritzen (für *χραφω*), dem das deutsche graben entspricht, schließt sich diesen an; sodann *χραύω*, von welchem wieder *χρώζω*, *χρώννυμι*, *χρίμπτω*, *χρίω*, *χραίνω* nicht zu trennen sind; vieler andern nicht zu gedenken, bei denen Begriff und Laut stärker, aber dennoch in nachweisbaren Uebergängen abweichen. Da s, auch wo es in der Folge abfiel, eine die gehauchten Buchstaben ihres Hauches beraubende Wirkung hinterlassen konnte, da wir neben squalor Schmutz, (das sich an das schon erwähnte griechische *ψόλος*, und mit ihm ohne Zweifel an die gegenwärtig behandelte Wurzelreihe anschließt, indem es von dem Begriffe des Aufstreichens auf die Oberfläche oder des Beschmierens ausgeht), auch color Farbe finden, so kann das Verhältniß von Stämmen wie *κολάπτω* oder carpo, oder kürzeren wie *κείρω*, scheeren, nebst *κρίνω*, cerno, scheiden, kein Bedenken erregen. Eine Lautreihe wie *ψέφας*, *ψέφος*, *σκνῖφος*, *κνέφας*, *γνόφος*, *δνόφος*, *νέφος*, *ζόφος*, Dunkelheit, neben dem Sanskritwort xapas, und dem lateinischen crepusculum [33],

besonders da wir einen Zusammenhang aller jener Formen mit φέψαλος Qualm, καπνός, κνίσσα Dampf, und so auch mit dem soeben besprochenen ψόλος, andererseits aber mit νύξ und Nacht annehmen dürfen, zeigt, daß eine Verbindung von ψάω, ξάω auch mit χνάω, χναύω, χνόος, κνάω, κνάπτω, κνήθω, κνίζω und selbst mit νύσσω keineswegs außer aller Wahrscheinlichkeit liegt. Wurzeln, die im griechischen mit κτ, χθ, γδ und πτ, φθ, βδ beginnen, haben im Sanskrit zuweilen x an deren Stelle und lassen einen Ursprung aus der gleichen Quelle vermuthen. Von Formen, die als mittleres Element anstatt des K=Lautes den P=Laut entwickelten, gilt, was die Möglichkeit betrifft, das s zu verlieren, sowie die gehauchten Consonanten in die ungehauchten zu verwandeln, ganz dasselbe; und auf diesem Wege strömen, wie sich denken läßt, neue Schaaren von bedeutungsverwandten Lautbildungen zu allen bisherigen hinzu.

Doch auch mit diesen ist der Reichthum des Formenwechsels, der sich hier vor uns eröffnet hat, noch bei weitem nicht erschöpft. Von dem Wechsel der Gruppe qv auch mit t sind τίς, quis, πέντε, πέμπε, quinque, fünf; τέτταρες quattuor, vier, bekannte Beispiele; ψάρ entspricht dem sturnus und Staar und hängt zugleich mit Sperber, Sperling zusammen, und unter den Wörtern, die hier Gegenstand der Untersuchung sind, selbst, steht neben ψόλος auch zugleich θολός mit der Nebenform ὀλός, welche allein schon die Entstehung des θ aus einer Gruppe beweisen könnte. Wird es daher etwa unmöglich sein, z. B. θρύπτω, θραύω, θλίβω, θλάω gleichfalls hierher zu ziehen? Und wenn dies geschieht, werden wir nicht von hier zu δρύπτω

δαρδάπτω und andern Stämmen mit δ und ρ, wie selbst δέρω, oder mit τ und ρ, wie τρίβω, τρύω, τείρω, fortgedrängt, und können wir mit Bestimmtheit läugnen, daß τίλλω raufen, zu ψάλλω in ähnlicher Beziehung wie θολός zu ψόλος stehe?

Σμάω, σμήχω, σμώχω reiben, schmieren, welche den Anschein bloßer Nebenformen zu ψάω, ψήχω, ψώχω haben [34], leiten auf eine Reihe von Wörtern, die zum Theil ohne das σ mit bloßem μ anlauten: μορύσσω und μολύνω, besudeln, stehen einerseits dem θολύνω oder θολόω (von θολός) nahe, andererseits den Wörtern μέλας und κέλαινος schwarz, wie auch sordes, Schmutz, dunkele Farbe, und das deutsche schwarz sich an squalor anschließen; neben μυρίζω salben, findet sich gleichbedeutend σμυρίζω, die deutschen Wörter schmieren, Schmutz, die griechischen μιαίνω, μῦσος und mehrere mit T-Lauten schließende (z. B. μονθυλεύω, μίνθος) stehen der Bedeutung nach zunächst; μάσσω (von der Wurzel μαγ), ὀμόργνυμι abwischen, ἀμέργω, ἀμέρδω Früchte abstreifen, (in denen die anlautenden Vocale nur nach griechischer Eigenthümlichkeit vorgesetzt sind) [35], nebst vielen andern, führen nach allgemeineren Seiten der dem ganzen Wurzelkreise eigenen Begriffssphäre zurück.

Endlich geben ὀλός neben ψόλος, ὄνθος neben den Formen mit dem Anlaut μ sowohl als ψόθος, Beispiele von dem auch sonst keineswegs ungewöhnlichen Wegfalle der ganzen Lautgruppe bis auf die Spur des in dem Vocal verborgenen w; und auch diese ist wie in ἄμαθος und ἄμμος für ψάμαθος und ψάμμος, Sand, so in ἄνθος, Farbe, verloren. [36]

Alle diese Umwandlungen einer Anlautgruppe, welche zunächst als von drei Elementen: dem Zischlaut s, dem

gehauchten festen Consonanten ch und dem Halbconsonanten w ausgegangen betrachtet werden kann, bis zur Verflüchtigung in den leisen Hauch, den unsere Schriften unbezeichnet lassen, und die Vervielfältigung der Wurzeln, welche durch die Gemeinschaft jenes Anlautes verbunden sind, wäre es ein Leichtes, durch Verfolgung aller vereinzelten Seitenbahnen des Begriffes ins Unendliche und geradezu über alle Wurzellautformen der Sprache zu vermehren. Falls es sich um Vergleichung verschiedener Sprachen handelte, so würde eine so starke und mannigfache lautliche Abweichung glaublicher und weniger verwirrend sein. Aber es läßt sich fast von jeder Wurzel aus der gleiche Versuch wiederholen, ihre Verwandten durch die ganze Sprache aufzufinden, und es steht daher fest, daß der Lautwechsel, wenn auch nicht ganz unter denselben Bedingungen, doch in ebenso großer Ausdehnung innerhalb nebeneinanderbestehender Formen einer einzigen Sprache und Zeitperiode wie verschiedener bloß verwandter stattfindet. Die Sprachvergleichung trägt nur noch dazu bei, die feste Einzelgestalt der Worte durch Analogien wankend oder durch Aufklärung des Ursprunges flüssig zu machen. Nun leuchtet es von selbst ein, daß ein Begriff, indem er von einem bestimmten Laut aus über viele oder alle anderen rings umher fortwandert, hierbei auf jedem neuen Felde mit einem andern, dasselbe bereits besitzenden Begriffe zusammentreffen und ihm seinen Laut, sowie dem Laute seine Bedeutung streitig machen könne. Auf diese Weise muß also augenscheinlich der Laut zuletzt ganz und gar aufhören, durch seine Gleichheit für die Einheit der Begriffe und durch seine Verschiedenheit für den Mangel der Beziehung zwischen ihnen ein Kennzeichen zu sein.

Diese Gefahr hat sich in der Sprachforschung schon seit ihrem ersten Auftreten, wie bekannt, in einer großen Kühnheit willkürlicher Zusammenstellungen verwirklicht, welche das Vertrauen in dieselbe sehr erschütterte und ihr den Schein der unsichersten von allen Wissenschaften zuzog. Die Klarheit über den Gegensatz zwischen Wurzeln und Flexionen, sowie Einsicht in die Gesetzlichkeit der Lautverwandlungen durch Vergleichung von Dialekten, Zeiten und über Erdtheile verbreiteten Völkerverzweigungen setzten endlich dieser Willkür Grenzen: aber nun scheint eben diese so gewonnene Kenntniß nur zum Bewußtsein zu führen, daß jene Unsicherheit zuletzt in dem Wesen der Wurzeln begründet liege, und also nicht zufällig und subjectiv, sondern objectiv und unvermeidlich sei. Denn wenn auch die Verbindung eines Begriffes mit außerordentlich vielen Lauten und die Verwendung eines Lautes für außerordentlich viele Begriffe in der Sprache nicht ursprünglich und z. B. ein ursprüngliches **ta** von einem solchen, das aus einer Gruppe wie **skhva** entsprungen, oder ein k, vor welchem nie ein Zischlaut gestanden, von einem, das ihn besessen und verloren, wirklich anfangs verschieden verwandt worden sein mag: so ist es doch wenigstens uns unmöglich, einen solchen Unterschied unter gleichlautenden Wurzeln aufzufinden, nachdem er durch Störungen, die bereits vor aller Sprachentrennung wirksam waren, an der vor uns liegenden Lautgestalt verwischt ist. Falls wir aber z. B. *ἄνθος* die Farbe, mit *ἄνθος* die Blume, womit es schon die Römer verwechselten[37], und *ψόθος* der Rauch, mit *ψόθος* der Lärm, um des Gleichlautes willen, zugleich aber die beiden Worte für Farbe und Rauch um ihrer Verwandtschaft willen vereinigen: so ist in dem Laute offenbar

kein Mittel mehr gegeben, Lärm und Blume getrennt zu halten und nicht vielmehr gleichfalls miteinander zu verbinden; und so wird weder Gleichheit noch Verschiedenheit des Lautes ein Kriterium der Verschiedenheit der Worte sein. Da nun ein solches Zusammentreffen nicht vereinzelt ist, sondern sich mit den Wurzeln, welche den Grundstoff der ganzen Sprache bilden, an allen Worten wiederholt, und da es begreiflicherweise ohne Entscheidungskraft ist, ob die verwandten Sprachen Gleichheit oder Verschiedenheit des Lautes zeigen (denn auch dort kann die eine wie die andere unursprünglich sein): so ist sehr zu befürchten, daß die Sprachforschung in der Untersuchung des Begriffsinhaltes der Wurzeln schon wegen ihrer lautlichen Wandelbarkeit scheitern müsse, in welchem Falle es ein ganz nutzloses Widerstreben wäre, wenn sie dies durch Verläugnung der Wirklichkeit zu verhindern und bei der Betrachtung der Natur die Einzelgestalt unablässig festzuhalten versuchen wollte, indeß die Natur sie unablässig ungeheuren Umwandlungen unterwirft.

Die große Frage, die uns bei dem Anblicke aller Entwickelung und der Veränderung in dem Zustande der Welt überhaupt entgegentritt, nach der treibenden Ursache nämlich, welche die Dinge zu diesem rastlosen Wechsel spornen und was sie wohl abhalten möge, sich ewig gleich zu bleiben? — diese Frage drängt sich auch hier vor Allem auf. Wie sollen wir es insbesondere erklärlich finden, daß die Sprache eben jene Laute so sorgfältig zu vermeiden begann, welche sie doch vorher selbst geschaffen hatte? Aenderten sich etwa die körperlichen Organe im Verlaufe der Zeit, und versagten ihre früheren Bewegungen? Klimatische Einflüsse, so groß

auch der Wechsel der Himmelsstriche war, dem die Völker auf ihren Wanderungen unterlagen und der sogar auf ihre Hautfarbe verändernd gewirkt zu haben scheint, können wenigstens nicht Veranlassung zu einer solchen Umbildung der Lautorgane gewesen sein, da die lautlichen Verwandlungen offenbar ganz unabhängig von Oertlichkeiten und theils überhaupt nicht räumlich bedingt, theils wenn auch auf kleinere Räume beschränkt, doch hier nicht in Folge von Bedingungen, welche sich nicht an andern Orten wiederholten, vor sich gehen. Auch sind vereinzelte zufällige Ursachen zur Erklärung so allgemein durchgreifender Erscheinungen schwerlich genügend. Vielmehr, wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, und von Ereignissen, die sich noch in Verbindung mit ihren Gründen beobachten lassen, auf entferntere schließen (und warum sollten wir eine vor unsern Augen wirkende Ursache irgendwo in der Vergangenheit plötzlich abbrechend und ihre Wirksamkeit vernichtet glauben?) — so sind es nicht fremdartige Anstöße, die auf die Laute wirken, sondern nur ihres Gleichen, und die Lautlehre aller Sprachen ruht durchaus auf der allgemeinen, sich in unzähligen Einzelgesetzen bestimmenden Eigenschaft des Lautes, durch seine Umgebung, nämlich durch Zusammentreffen mit andern Lauten, gewissen Veränderungen ausgesetzt zu sein. Die umfangreichste Wirkung dieser Art ist die durch unmittelbare Berührung. Die Grammatik sämmtlicher indogermanischen Sprachen, soweit sie die Form betrifft, hat kaum einen andern Gegenstand, als die Störungen unmittelbar zusammentreffender Consonanten oder Vocale von Stämmen und Flexionen; fast alle sogenannte Unregelmäßigkeit beruht auf so eintretenden Nothwendigkeiten. Einer der Laute wird unter solchen Umständen dem andern

entweder ganz gleich oder auf andere Weise nach bestimmten Gesetzen ähnlich und entsprechend; wobei das körperliche Princip der Verminderung der Contraste durch gegenseitige Ausgleichung zum Grunde liegt. In andern Fällen wird dieselbe Wirkung durch Uebergänge, nämlich durch Einschiebung vermittelnder Laute erreicht; in manchen wechseln die Laute ihre Stelle, sei es bloß gegeneinander oder auch gegen andere, um eine geduldete Verbindung herzustellen; endlich muß auch wohl einer dem andern gänzlich weichen. Solchen gegenseitigen Störungen des Unähnlichen durch Berührung ist augenscheinlich z. B. die Verwandlung weicher Consonanten in die entsprechenden harten nach einem anlautenden s, wie sf in sp, oder dessen Wegfall, wovon das griechische *σπόγγος* Schwamm, neben *σφόγγος* und fungus als Beispiel dienen kann, durchaus analog. Allein während die Unverträglichkeit zweier Elemente, von denen das eine der Flexion, das andere dem Stamm angehört, sehr erklärlich ist, weil beide (z. B. scrib und tum) ursprünglich nicht für einander, sondern jedes für sich geschaffen waren, und die Schwierigkeit erst durch ihr Zusammentreffen entstand, so läßt sich ein gleiches selbstständiges Dasein jenes s vor seinem Antreten an die Wurzeln nicht ebenso leicht annehmen. Denn bei dem Antritte der Flexion erlangt die Gruppe sogleich die von dem Lautgesetze erforderte Gestalt: kein griechischer Stamm der auf f endet, unterläßt dessen Verwandlung in p um eines folgenden s willen (wie in *γράψω*); der Anlaut s hingegen, obgleich nur etwa der fünfte Theil aller Consonanten ihm gleichartig zu sein scheint, findet sich in Resten gleichwohl noch fast vor allen, und die verwandelten haben nicht selten eine unverwandelte ältere Stufe hinter

sich. Warum aber sollte z. B. σ mit φογγος nicht sofort σπόγγος, sondern zunächst σφόγγος gebildet und diese Form erst in jene verwandelt haben? Da ferner die Vermeidung der Gruppe auch durch Wegfall des s geschieht, so müßte angenommen werden, daß dasselbe zuerst angetreten und dann wieder weggefallen sei, wobei nicht einzusehen ist, wie ein Laut an eine Stelle überhaupt treten konnte, wo er sich nicht einmal zu erhalten im Stande war; und noch weniger, warum er auch da, wo er geduldet werden konnte, nämlich vor gleichartigen harten Consonanten, und sogar nachdem die weichen um seinetwillen in harte verwandelt worden waren, dennoch nicht selten wegfiel. Es folgt also, daß das Zusammentreffen des Anlautes s mit einem folgenden Consonanten nicht Verbindung selbstständiger Theile ist, sondern beide vor der eintretenden Störung vereinigt gewesen und von dieser in verbundener Gestalt allmählich betroffen worden sind; sie konnten demnach nicht durch Zusammensetzung, sondern nur durch Näherung, d. h. durch den Ausfall eines trennenden Lautes in störende Berührung treten. Welches aber war dieser Laut, und wodurch wurde dessen Wegfall seinerseits bewirkt? Alles spricht dafür, daß es ein Vocal gewesen und daß der Wurzellaut s mit folgendem Consonanten ursprünglich sa gelautet habe. In diesem Falle ist es begreiflich, wie Consonanten, deren Verbindung die Sprache an sich nie geduldet hätte, nach dem Verschwinden des sie trennenden Vocals zum Theil noch neben einander bestehen blieben. Die deutsche Sprache bildet von schlagen: Schlacht, von haben: Haft, weil sie (wie die persische), die Verbindungen pt, bt oder kt, gt nicht duldet; — dennoch sagen wir schlagt, Haupt, denn diese Formen sind junge

Verkürzungen von schlaget, haupit mit Verlust des Vocals. Wenn bekannte grammatische Fälle wie segnen, libri, nebst solchen wie ἀνδρός, μεσημβρία, wo durch die Verkürzung eine unmögliche Gruppe entstand, die sodann durch Einschiebung vermittelt werden mußte, ferner πτέσθαι, σχών, und endlich σπέσθαι aus dem Stamm sekv-, verglichen werden, so leuchtet die Möglichkeit einer gleichen Entstehung derselben Anlautgruppe in den Wurzeln vollkommen ein, um so mehr, als neben consonantenreicheren Wurzelformen oft aus deren Anlautgruppe mit trennendem Vocal allein bestehende vorhanden sind, wie das gothische bairan tragen, woher Bahre und Bürde, griechisch und lateinisch fero, neben bringen; falten neben flechten; fallen neben fliehen, fliegen, fließen; oder das schon erwähnte τείρω reiben, neben τρίβω, τρυπάω, τρώγω; unter welchen die einfacheren vocalisirten gewiß für die ursprünglicheren gehalten werden müssen. Aus den gleichen Voraussetzungen würde sich ferner die Entstehung von Anlautgruppen wie kv aus kav und endlich skhv aus sakhav ergeben.

Der Verwunderung, in welche das Fortrücken der Gestalten das erste Nachdenken versetzt, stellt sich bei genauerer Wahrnehmung eine nicht geringere über die allenthalben hier zugleich waltende unverbrüchliche Regelmäßigkeit, über die Treue der Natur gegen das kleinste Geschaffene im Kampfe um seine Erhaltung, über die strenge Rechenschaft, welche das Gesetz der Ursachen für jedes geringste aus dem Bestande des Daseins schwindende Element der Erscheinung fordert, und über das völlige Beharren entgegen, in welches sich gleichsam aller Wechsel für die Betrachtung seiner unendlich kleinen Theile zuletzt auflöst. Vor allem wird der Mensch,

der sich an seinen Handlungen unmittelbar nur der merklich verändernden Gewaltsamkeit, des Gegensatzes schroffer Thaten gegen das geräuschlos geheime Werden und den stillen Frieden der wachsenden Natur bewußt ist, von seinem eignen Bilde wunderbar berührt, wenn er mächtige Zeiträume hindurch fortgesetzte Wirkungen seiner Thätigkeit überschauend, sein eigenes Handeln der Allgewalt jener verborgenen Gesetze unterworfen und zu einer langsam und willenlos schaffenden Naturkraft verwendet sieht. Von dieser Seite aus gewährt die Lautforschung, auch ohne Beziehung auf ihren Zusammenhang mit dem Ursprunge der Vernunft betrachtet, einen überaus wichtigen Einblick in die menschliche Gattungsgeschichte, welche sogar zu einer Anschauung über die Art zu führen vermag, wie der Mensch durch von ihm selbst vollzogene Bewegungen einen Theil der Thiergestalt seines Geschlechtes organisch verändern und entwickeln konnte. Die Gewohnheit, von dem Sprachlaute oder Worte als etwas objectiv Vorhandenem zu sprechen, sowie die sinnlichen Gestalten, welche ihm die Schrift für das Auge leiht, spiegeln uns leicht die Vorstellung eines Natur- oder Kunsterzeugnisses in ihm vor, über dessen Schöpfung, Entwickelung oder sonstige Schicksale eine Untersuchung anzuknüpfen sei. Wir müssen uns jedoch bemühen festzuhalten, daß das Wort in Wirklichkeit nur eine menschliche Handlung ist, nämlich eine Reihe von Willkürbewegungen triebartiger Beschaffenheit, ausgegangen von dem Anstoße irgend einer innern Regung, welcher sie Ausdruck zu verschaffen streben; und daher Entwickelung des Wortes auch nicht die eines Gegenstandes in oder außer uns, sondern lediglich die einer menschlichen Bewegung. Sobald nun das Wort sich nur seiner lautlichen Seite nach

entwickelt, ohne in seinem Begriffe irgendwie berührt zu werden (wie zum Beispiel in den zuletzt besprochenen Fällen des Vocalverlustes), so hat es sich, in so fern es ein ebenso entsprechendes Mittel zu ebendemselben von dem Trieb verfolgten Zwecke ist, nicht verändert; wenn also die Bewegung nichts destoweniger anders als vorher verläuft, so kann die Ursache dieser Veränderung nicht in jenem Triebe, sondern vielmehr nur in einer die Willkürbewegung umgestaltenden mechanischen Nothwendigkeit liegen, welche, falls sie im Laufe der Geschichte erst entsteht, nicht wie eine neue Erregung eine veränderte Beziehung zu dem Objecte, sondern irgend eine bloß innerliche, nämlich eine körperliche Veränderung der menschlichen Organe bedingt. Die Verfolgung dieser mechanischen Nothwendigkeit bis zu ihrem Ursprunge ist aber auch um der Begriffsforschung selber willen unentbehrlich, weil, ohne sie abzusondern, wir unmöglich auf die reine Grundlage einer unzerstörten Sprachgestalt, noch auch zur Schätzung des Umfanges einer selbstständigen oder freien, allein zu dem Begriffsinhalte in Beziehung stehenden Lautschöpfung gelangen können; und ich darf es daher um so weniger hier unterlassen, eine so folgenreich erfundene Veranlassung zur Lautverwandlung, wie das Verschwinden von Vocalen, näher in ihren Ursachen und Wirkungen zu prüfen.

Fassen wir die Art, wie Vocale sich aus den Worten verlieren, näher ins Auge, so findet es sich, daß eine solche Veränderung, so geringfügig sie auch erscheinen mag, dennoch nicht auf einmal, sondern als Resultat einer Reihe von Uebergängen vor sich geht; indem der Vocal sich zunächst immer mehr zu einem schwächer und schwächer und endlich stumm werdenden Halbvocal verkürzt. Die europäische und

indische Schrift, welche ihn in dieser Gestalt ebenso wie einen vollen Vocal bezeichnen, da es ihnen an besonderen Zeichen für dieselbe fehlt, verrathen diese Verwandlung noch zuweilen unter der Form einer Vocalverwechselung; denn der halblaute Vocal schmiegt sich seiner Aussprache nach an die umgebenden Consonanten an und klingt daher z. B. nach v oft wie u, so daß wenn er aus a entstanden war, a hier in u übergegangen zu sein scheint; unter anderen Bedingungen pflegt i der Vocal zu sein, der an die Stelle jenes Halbvocales tritt.[38] Die hebräische Vocalbezeichnung hingegen, welche die so entstandenen halben Vocale in doppelten Stufen unterscheidet, und den ganz stumm gewordenen mit demselben Zeichen wie die schwächste noch hörbare Stufe gleichfalls schreibt, hat hiermit den wahren von allen Sprachen ebensowohl eingeschlagenen Weg gezeigt. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ursache dieser steigenden Vocalschwächung ebenfalls in allen Sprachen eine und dieselbe, nämlich das Fortrücken des Accentes ist.[39] Im Deutschen verhalten sich beistehen und bestehen, Antwort und entgegnen, Urlaub und erlauben, Urtheil und ertheilen, nicht anders als übergehen und übergehen, Widerspruch und widersprechen, Unterhalt und unterhalten. Die Wichtigkeit der Accentuation für die Erklärung vieler grammatischen Erscheinungen des Sanskrit hat Benfey, ihren Einfluß auf die lateinische Wortbildung Corssen vortrefflich nachgewiesen.[40] Wir sehen also die Frage nach den Ursachen der mannigfaltigen bisher erwähnten Lautzerstörungen um eine fernere Stufe emporgestiegen und auf eine neue Form gebracht, da es sich nunmehr zunächst darum handelt, zu fragen, was den Wortaccent zu diesem Fortrücken bestimme?

Hier **nun** läßt sich, da bisher nur von lautzerstörenden Wirkungen **und** von dem Untergange sprachlicher Elemente die Rede **war**, zuerst auch ein aus gleichen Gründen erfolgendes **Entstehen** neuer Fundamentallaute der Sprache wahrscheinlich machen; ein Ereigniß, dessen Erfahrung begreiflicher Weise von großer Wichtigkeit für die Geschichte des Verhältnisses von Begriffen und Lauten ist. Die Erschaffung eines neuen Lautes ist etwas unserer unmittelbaren Betrachtung gänzlich Fremdes, ja uns kaum Erklärliches; wir setzen Benennungen für neue Gegenstände, Ausdrücke für unerhörte Begriffe stets aus vorhandenen Lauten zusammen, ohne jemals auf den Gedanken einer Vermehrung derselben für solche Zwecke zu gerathen. Soweit der Rückblick auf die Entfaltung der Sprache reicht, bis auf die ersten aus Wurzeln gebildeten sinnvollen Worte, überall geschieht dasselbe. Wie begierig müssen wir daher nicht nach einer so gänzlich neuen Erfahrung sein, welche den Sprachtrieb von seinem bisher so unverbrüchlich eingehaltenen Verfahren in einer frühen Vergangenheit jenseits der Wurzelbildung endlich abweichend und wahrhaft erfindend zeigt, und in einer solchen Erfindung zugleich den Entstehungsgrund nun vorhandener Bildungen, die wir immer nur verwendet und überliefert gesehen hatten, erkennen läßt! Allein indem wir zum Anschauen eines so fremdartigen Vorgangs, der Entstehung neuer, innerhalb der Sprache zu großer Bedeutung bestimmter Laute, wirklich dringen, so finden wir sie nicht auf jenem abweichenden Wege, nicht zu den erwarteten Zwecken und nicht von der Vernunft erschaffen, sondern zwecklos, mechanisch, durch nothwendig gewordene Umgestaltung aus dem Vorhandenen, und gleichsam aus der Zerstörung und Verwitterung entsprungen.

Es ist bekannt, daß die Laute e und o mit den übrigen Vocalen nicht gleiches Alter haben; ihre Kürzen sind noch im Sanskrit nicht vorhanden, ihre Längen scheinen selbst zur Zeit der Abfassung der vedischen Lieder bei den Indern noch den Diphthongen ai und au gleich oder nahe gelautet zu haben, aus denen sie zunächst entsprungen sind; und im Griechischen entsprechen ihnen αι, ει, οι und αυ, ευ, ου, wie α, ε, ο dem ursprünglichen a. Die indischen Grammatiker, und nach ihrem Vorgange die europäischen, erklären die Entstehung dieser langen aus Diphthongen zusammengezogenen Vocale e o, indem sie annehmen, i und u seien durch Vorsetzung eines kurzen a gesteigert (gunirt); aber es ist im Gegentheile wahrscheinlicher, daß ai und au älter als die einfachen Vocale i und u sind. In der grammatischen Flexion wechseln die Diphthonge durchgängig mit bloßem i, u; z. B. vêda, οἶδα, ich weiß, vidmá, ἴσμεν, wir wissen; φεύγω neben ἔφυγον; dieser Wechsel aber hängt mit dem des Accentes zusammen: da nun eine Stammsilbe in ihrem anfänglichen vereinzelten Zustande vor der Verbindung mit Ableitungen sicherlich nicht ohne Accent zu denken ist, so muß sie ursprünglich wohl der Gestalt ähnlicher gewesen sein, zu welcher der Accent, als zu welcher sein Mangel sie in der Folge bestimmt. Der Accent ist nicht als zuweilen auf sie treffend, sondern als zuweilen von ihr fortgerückt, und die Vocale i und u in ihr daher als um dieser Fortrückung willen aus ai und au geschwächt zu betrachten; ein Vorgang, welcher sowohl an sich selbst, als in Beziehung auf bestimmte Anwendungen die vollkommenste Analogie mit dem Ausfall des a vor Consonanten bei Verlust des Accentes zeigt, und eine um so größere, wenn wir Beispiele von Uebergängen,

wo a auch vor u nicht gänzlich ausfällt, sondern i wird (wie in dem gothischen biuga, ich biege, einerseits gegen baug, ich bog, andererseits gegen bugum, wir bogen) in Vergleichung ziehen. Es gibt Fälle, wo an einem solchen Gange der Verwandlung nicht gezweifelt werden kann, z. B. wenn das Sanskritwort go, Rind, am Ende von Zusammensetzungen gu wird; nichts zwingt uns zugleich einen entgegengesetzten anzunehmen. Noch bestimmter verräth sich die Ursprünglichkeit der sogenannten Steigerungsformen im Gegensatze zu den einfachen durch eine der Sanskritsprache eigenthümliche erweiterte Analogie derselben. Hier hat sich nämlich ein unserer Sprache gänzlich unbekannter R-Vocal entwickelt, der unter denselben Bedingungen wie u mit o, oder i mit e, mit ar wechselt, und daher auch von den eingeborenen Grammatikern ganz ebenso als ursprünglich, in der Form ar aber als gesteigert betrachtet wird. Ja dieselbe Sprache ist im Begriffe, ein gleiches Verfahren auch auf l auszudehnen, und hat einige wenige Wurzeln mit diesem halbvocalischen Consonanten gleichfalls dem Wechsel zwischen al und dem rein vocalischen l unterworfen. Wenn es nun von unserem Standpunkte aus bei Vergleichung der verwandten Sprachen nicht geläugnet werden kann, daß diese Vocale (r und l) in der That junge Umbildungen ihrer vermeintlichen Steigerungsformen sind, so ist schwer zu sagen, was uns zur Trennung so ganz gleichartiger Erscheinungen bewegen sollte, während es freisteht, in der Bildung von i und u denselben Hergang der Verkürzung aus aj und aw anzunehmen, in welche das Sanskrit nur in der Folge seine sämmtlichen Halbconsonanten j, w, l, r einzuschließen versucht hat.

Zum Theil unter denselben Umständen wie aus aj und

aw gehen durch Verlust des A-Vocals, i und u auch aus ja und wa, und da auch vor diesen Silben derselbe Vocal verloren sein kann, aus aja, awa hervor; sie sind also nichts, als ihre nach beiden Seiten vocallos gewordenen Halbconsonanten: ein Verhältniß, welches in den semitischen Sprachen ebenso wiedergefunden und zugleich durch die Schrift weit weniger als in den indogermanischen unkenntlich gemacht wird.[11]

Diese und ähnliche Beobachtungen veranlassen uns zu glauben, daß wie die chinesischen Wurzeln einer früheren Periode in Beziehung auf consonantische Auslaute den indogermanischen ähnlicher als gegenwärtig gewesen sind, so auch diese in Beziehung auf die Geltung der Vocale ursprünglich den Gegensatz gegen die semitischen nicht gebildet haben, welche beide in den uns vorliegenden Sprachzuständen so auffallend unterscheidet; daß die Vokale i und u überall entweder aus Halbvocalen oder aus Halbconsonanten, in beiden Fällen aber (und also nicht bloß in der Anwendung, sondern ihrem Dasein nach) erst in Folge des Accentverlustes entsprungen, vor diesem Verluste hingegen gar keine anderen Vocale als a vorhanden gewesen sind; daß außerdem die vollste, besonders die an A-Vocalen reichste Form der Wurzel, da sich aus ihr die zusammengedrängten hinlänglich erklären, die älteste, und wahrscheinlich kein Consonant ursprünglich ohne den Nachlaut a, den auch die ältesten Buchstabenschriftsysteme als den Consonanten durchaus anhaftend zu betrachten pflegen, geschaffen worden ist; indogermanische Wurzeln wie z. B. scrib, schreiben, also mit Recht, eben als ob sie semitische wären, in der Form sakarajaba oder in ihrer minder zerstörten saharajafa, wenn nicht vocallos wie shrjf (סכריף) dargestellt werden könnten.

Die **Jugend** und Unursprünglichkeit der Vocalisation, welche dem Sprachgefühle zum Theil noch in unerwartet später Zeit **nur** als wenig bedeutende Modification der Consonanten erscheint, hat für die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Laut und Begriff eine besondere Wichtigkeit, da sie eine Seite des Irrthums, als ob das Wort bedeutsam sei, und in dem Objecte und seinen Eigenschaften, anstatt in einem andern Worte, Ursache und Erklärungsgrund finde, nämlich die Annahme der Entstehung gewisser Benennungen durch Onomatopöie oder Nachahmung von Naturlauten, außerordentlich erschüttert. Denn der Naturlaut, wenn er überhaupt dem articulirten nahe kommt, ist vorwiegend vocalisch. Wenn es daher einer durch Lautwissenschaft unvorbereiteten Vermuthung vielleicht nicht unmöglich scheinen könnte, daß z. B. Kuh, oder *βοῦς* das Rind, vom Geschrei des Thieres entnommene Wörter seien, etwa wie Kinder thun (oder vielmehr wir für sie); so wird die Auflösung derselben in die Grundform gvav, aus welcher sie zunächst entsprungen sind, jene allein auf den U = Vocal zu gründende Voraussetzung sofort entfernen. Der Name des Kukkuks fordert sichtlich zur Herleitung aus Schallnachahmung auf, und obgleich dieser Name aus dem griechischen *κόκκυξ* entlehnt ist, so steht doch dieses neben *κοκκύζω*, welches unter anderem vom Geschrei des Kukkuks selbst gebraucht wird. Allein die Vergleichung einer großen Menge verschiedener Vögelnamen verwandter Bildung, deren Wurzeln sämmtlich mit der Lautgruppe kva beginnen, und zu denen beispielsweise auch *κύκνος* Schwan, *ἔποψ* upupa Wiedehopf, vielleicht Hahn und pavo, *ταώς*, Pfau zu gehören scheinen, sowie andererseits eine zu *κοκκύζω* gehörige Reihe

ähnlicher, mannigfaltige Laute benennender Zeitwörter, wie κοκκύζω, κακκάζω [42], κικκίζω, lassen nur die auch selbst noch zweifelhafte Möglichkeit zu, daß jene sämmtlichen Vögel von der allgemeinen Eigenschaft benannt seien, Laute auszustoßen: welches ein von der Benennung des Kukkuks durch Nachahmung des ihm insbesondere eigenen Thierlautes gänzlich verschiedenes Verfahren ist.

Dennoch ist eine solche Uebereinstimmung des Lautes mit dem Objecte, wie dieser merkwürdige Vogelname sie zeigt, nicht ganz und gar zufällig. Die Worte haben, jedoch erst in ziemlich späten Schichten, wie so manches von ihrer ersten Richtung Abweichende, eine gewisse Neigung, den Objecten schildernd nahezutreten, eine Neigung, welche eigentlich mit jener, die Worte aus Schilderung der Objecte zu erklären, eine und dieselbe ist. Der beständig der Phantasie vorschwebende Inhalt nähert die Sprachlaute, wenn es möglich ist, sich an, und um so geeigneter sind beide alsdann von eben jener Phantasie verglichen zu werden. Zugleich aber verwirrt sich die Sprache alsbald in ihren eigenen Schöpfungen, schlägt das sich Berührende in einander und fehlt aus derselben dunkeln Voraussetzung, mit der das Etymologisiren beginnt, gegen sich selber. Man wird vielleicht Bedenken tragen, der Sprachforschung das Recht zu der Behauptung zuzugestehen, daß die Sprache irre; aber die Sprache ist Trieb, und der Trieb kann allerdings irren. So näherte sie die beiden Wörter *Kopf* und *köpfen* einander an, deren Zusammenhang sie zu glauben schien, obgleich *köpfen* höchst wahrscheinlich nur eine Nebenform von *kappen*, *kippen* und *kuppen* war und hauen, schneiden, abschneiden, besonders an der Spitze, bedeutete. *Ueberantworten*, von

antwart, gegenwärtig, ist ebenso von Antwort angezogen worden. So wurden denn auch κοκκύζω und κόκκυξ einander genähert und zugleich dem Naturlaute, als ob sie um seinetwillen geschaffen worden wären, so nahe zu rücken gesucht, als ihre anfängliche, hierauf nicht berechnete Gestalt es zuließ. Es ist also nicht unmöglich, daß heutzutage ein Wort schallnachahmend, daß surren, durch seinen Vokal einen dumpfern Laut als schwirren zu schildern bestimmt worden sei, während an sich beide gleichmäßig Schwächungen der Form svar sind, die sich außer im Sanskrit mit begreiflichen Verwandlungen auch z. B. im lateinischen sermo reden, im griechischen ἐρέω ich werde reden, im deutschen schwören findet, und der Wurzel svan, woher sonus der Laut, sowie mit summen nahe verwandt ist. — Hängt συρίζω, zischen, pfeifen, ebenfalls mit diesen Wurzeln zusammen? ist es wenigstens in diesem allgemeinen Sinne ein Naturlaut? Man hätte es wohl denken sollen. Aber σῦριγξ, die Pfeife, findet sich schon bei Homer auch für Speerbehälter, und überhaupt für so manche röhrenartige oder hohle Gegenstände, z. B. die Büchse des Rades, Fistel in medicinischem Sinn, Erdhöhlen und Katakomben, bedeckte Gänge u. dgl., daß wir es von σῆραγξ Höhle, Felsenspalt, nicht losreißen können, besonders da die Urform beider wohl svâranx gelautet haben muß. Auch φάρυγξ und λάρυγξ Schlund, scheinen nahe zu stehen; und da dies mit σπῆλυγξ Höhle, lateinisch spelunca, kaum weniger der Fall ist, so würden σπήλαιον, σπέος, specus, Höhle, Grotte, ebenfalls verglichen werden müssen. Man wird es nicht zu gewagt finden, auch σάλπιγξ, die Trompete, anzureihen. Die gleiche Endung mag das Wort für die Stelle des zweiten der

alterthümlichen Blasinstrumente neben der Flöte besonders geeignet gemacht haben; aber der Zusammenhang ist tiefer, indem beide, wie die lateinischen tuba, Trompete, tibia, Flöte, von dem Begriff Röhre ausgehen. Gewiß bleibt, daß σῦριγξ die Pfeife als eine Röhre, ein hohles Ding bezeichnet, und συρίζω, pfeifen, ein davon abgeleitetes, dem Naturlaut höchstens angenähertes Wort ist.

Selbst äußerlich hinzutretende Ableitungssilben können unter dem Laute influsse des Objectes gewählt und auf einen entsprechenden Eindruck mitzuwirken fähig sein; indessen ist hier die Einbildungskraft stets geschäftig, uns durch Einmischung der an das Wort geknüpften Vorstellung zu täuschen, wie schon daraus ersichtlich ist, daß nicht nur der Gegenstand aus dem Laute niemals errathen, sondern auch Aehnlichkeit mit Ebendemselben in den verschiedensten von den verschiedenen Sprachen angewandten Benennungen gefunden, und andererseits in einem und demselben oder einem höchst ähnlichen Sprachlaute, wenn er zufällig ein anderes nicht lautendes Object bezeichnet, z. B. in Platz gegen platzen, Schmetterling gegen schmettern keine Ahnung von jener verbildlichenden, für so unmittelbar gehaltenen Wirkung zurückgelassen wird. Jedenfalls aber führt Schallnachahmung nur zur Wahl unter Möglichkeiten der Umgestaltung, höchstens zu einer geringen Unregelmäßigkeit in der Behandlung der vorhandenen Laute, niemals zur unmittelbaren Erschaffung nicht vorhandener, oder überhaupt zur Erschaffung eines Ausdrucks für irgend einen Begriff aus dem Nichts, das heißt aus einem andern Stoffe, als der stetig entwickelten, alles Neue aus dem Alten mit hinlänglicher Naturnothwendigkeit erzeugenden Kette des Lautes.

Die Ursache aller bisher verfolgten Zerstörung sowohl als Neubildung von Lauten ist, genauer betrachtet, Zusammensetzung. Nur durch die Zusammensetzung mit Ableitungssilben kann eine Wurzel den ihr eigenen Accent verlieren, und um dieses Verlustes willen drängt sie sich zusammen, zerstört und verwandelt ihre Theile. Sollen wir annehmen, daß dieselbe Ursache auch noch innerhalb der Wurzeln thätig, daß auch sie selbst Zusammensetzungen kleinerer Elemente sind? Vieles in der gegenwärtigen Form derselben spricht für diese Annahme. Die Wurzel nimmt in der Regel auch dann, wenn der Accent ihr nicht entzogen ist, einen so engen Raum als möglich ein; sie gruppirt alle ihre Consonanten um einen einzigen Vocal; wie natürlich, denn sie hat nur einen einzigen Accent: mußte sie nicht, um eben so viele Vocale als Consonanten in sich zu vereinigen, dereinst auch eben so viele Accente haben? Dann aber mußte jeder ihrer einzelnen vocalisirten Consonanten selbstständig sein; denn eben der Accent ist das Kennzeichen der Selbstständigkeit des Wortes.

Andere Störungen, welche innerhalb der Wurzeln ebenso wie in ihrem Verhältniß nach außen veranlaßt werden, erklären sich gleichfalls nur aus einem Zusammentreffen ihrer Bestandtheile, und nicht aus einem beständigen Zusammensein derselben. Die durchgreifendste von diesen Störungen, welche im Gegensatz zu den bisher betrachteten vom Accent unabhängig sind, ist die sogenannte Dissimilation, oder das Bestreben, aufeinanderfolgende Worttheile einander unähnlich zu machen. Dies Bestreben ist die Umkehr jener bei dem Zusammentreffen unähnlicher Laute sich äußernden Neigung der Assimilation oder Vermehrung ihrer Aehnlichkeit,

und scheint im Widerspruch gegen dieselbe zu stehen. Indessen greifen beide selten[43] in ihre gegenseitigen Kreise über: Assimilation wirkt auf größere Nähen, wenn beide lautbildende Bewegungen sich vermischen, indem die Vorbereitung zur zweiten beginnt, ehe die erste ganz beendigt ist; Dissimilation aber bei nicht unmittelbarer Berührung, wo die Bewegungen abgeschlossen vor sich gehen. Jene entspricht dem Gesetze der Ausgleichung, welches die ganze Natur beherrscht, diese dem der Erholung. Da nämlich jede Bewegung Kraftverbrauch herbeiführt, der Ersatz der Kraft aber eine gewisse Zeit erfordert, so tritt, wenn der Verbrauch schneller oder stärker ist als der Ersatz, Erschöpfung und Verwundung ein, so daß ein und derselbe Nerv in allzukurzen Zwischenräumen getroffen, leidet. Darum streben wir nach Wechsel der Empfindung, das ist nach Ablösung der empfindenden Nervenpunkte, wie wir eine brennende Kohle aus einer Hand in die andere werfen, beide verwundend, damit eine sich erhole. Aus diesem Grunde werden aufeinanderfolgende allzuähnliche Laute vermieden, besonders aber die mehrfache Folge eines und desselben Lautes, und da die Unlust nur durch die mehrfache Empfindung entsteht, so folgt hieraus von selbst, daß wenn die Laute sich so nahe berühren, daß sie der Sinn nicht trennt, alsdann auch die Ursache der Dissimilation wegfalle, und Assimilation gestattet sei. Auch besitzt die Natur ein hinlängliches Mittel, die beiden entgegengesetzten Abneigungen, vor dem Verschiedenen, das die Bewegung, und vor dem Gleichen, das die Empfindung flieht, wechselseitig aufzuheben, indem sie Beides in ein gleiches Resultat, nämlich in Aehnlichkeit auflöst; und wie wir daher zusammentreffende allzuverschiedene Laute einander nicht gleich,

sondern nur ähnlich werden sehen, so werden auch vollkommen gleiche nicht völlig verschieden, sondern nur gleichfalls ähnlich, und das Ergebniß beider Spracherscheinungen ist also nicht widersprechend, sondern zu dem allgemeinen Endziele aller Besonderheit des Daseins übereinstimmend, nämlich dem Uebergange. Jedoch finden sich Stufen, wie in der Assimilation bis zur völligen Gleichheit, so hier bis zur völligen Verschiedenheit; so daß auch Dissimilation eine vielfache gänzliche Entstellung des Lautes, und namentlich eine unursprüngliche und für die Bedeutung unwesentliche Mannigfaltigkeit desselben bewirkt.

Die der Erfahrung am deutlichsten vorliegende Erscheinung dieser Art ist die der grammatischen Reduplication. Die Wurzel wird, eigentlich um die gleichförmige Wiederholung der Thätigkeit, die sie bezeichnet, sodann aber auch manche ähnlich auf die Wahrnehmung wirkende Beziehungen, wie Mannigfaltigkeit, Schnelligkeit, Heftigkeit, Eifer, welcher mit der Thätigkeit verbunden, Wirksamkeit, die ihr eigen ist, ferner ihre lange Dauer oder ihre gänzliche Vollendung auszudrücken, ganz, oder durch Abkürzung theilweise, zweimal gesetzt. Hier ist völlige Gleichheit der sich folgenden Laute, wie dem Eindruck, der die Form erzeugte, gemäß, so auch erweislich ihr anfänglicher Zustand. Allein bald beginnen sie sich unähnlich zu werden, und zwar nach der charakteristischen Art der Vermeidungen durch mancherlei Mittel: zuerst durch den Unterschied der Vocale, welcher auch schon durch den Accent, dessen der eine entbehrt, veranlaßt wird, dann zum Theil der Consonanten; wie denn die Sprache unverkennbar bemüht ist, die Reduplication, mit welcher die Flexion überhaupt beginnt, theils durch Entstellung, theils

durch Ersatz vermittelst neuer unterdessen aufgewachsener Bildungsmittel ganz zurückzudrängen. Dieser in der Grammatik keinem Mißverständnisse ausgesetzte Hergang findet in der Wurzelbildung selbst Analogien; wie *τίθημι* an die Stelle von *θιθημι*, so trat z. B. *πορφύρω*, wogen, als Reduplication neben *φύρω*, mengen, rühren, *παμφαίνω*, schimmern, neben *φαίνω*, erscheinen lassen; und ebenso wiederholen sich die bekannten Verstümmelungen der grammatischen Reduplicationssilbe bei der Verdoppelung der Wurzeln. Merkwürdiger und wichtiger sind die Fälle, wo bei derartigen Wurzelbildungen ein ähnliches Verfahren eingeschlagen ist, wie es sich in dem lateinischen steti, ich stand, (für stesti) findet, wo nämlich die Verstümmelung erst die zweite Erscheinung der verdoppelten Silbe trifft. In palpo klopfen, streicheln, ist offenbar ein verdoppeltes palpal versteckt, in volvo (gothisch valvjan), wälzen, ein ursprüngliches valval. Vergleichen wir mit dieser Wurzel des Wälzens die mit ihr und unter einander gleichbedeutenden *κυλινδέω*, *καλινδέω* und *ἀλινδέω*, so werden wir als ihre ursprüngliche Gestalt ein verdoppeltes kval erkennen, welches sich, auf andere Weise verstümmelt, auch z. B. in *κύκλος*, Rad, findet. Ebenso sind wir berechtigt, *πέσσω* und *ἕψω*, kochen, als entstellte Verdoppelung einer Wurzel kva anzusehen, und es ist schwer zu bestimmen, wie groß der ursprüngliche Umfang dieser Art von Neubildung der Wurzeln durch Zusammensetzung mit sich selber wirklich sein mag. In *ἀνθρήνη*, Waldbiene, (woraus unser Drohne entstellt und entnommen ist), läßt sich keine Spur von Reduplication mehr bemerken; aber die gleichbedeutenden Wörter *ἀνθρηδών*, *τενθρηδών*, *πεμφρηδών* führen auf ein allmählich immer mehr gemildertes

φρεμ-φρεμ, also auf Verwandtschaft mit Bremse und auf die Wurzeln fremo, brummen, βρέμω, womit wieder auf andere Weise reduplicirt und verkürzt, βόμβος, dumpfes Brausen, βομβέω, summen, z. B. von Bienen (die Quelle des modernen Wortes Bombe), und βομβυλιός, Hummel, zusammenhängen.[44]

Da die griechische Umwandlung derjenigen Wurzeln, welche zwei Hauchlaute enthalten hatten, ebenfalls nichts anderes als Dissimilation ist, so darf wohl auch hier auf eine in der Zeit entstandene Verbindung dieser Laute, und also auf Entstehung solcher Wurzeln aus Zusammensetzung geschlossen werden; besonders da zuweilen gleichbedeutende mit dem anlautenden Elemente ohne das auslautende gefunden werden, wie θύος Räucherwerk, neben τύφω räuchern; eine Erscheinung, welche auch in Wurzeln anderer Art (z. B. ju und jug, verbinden) so häufig wiederkehrt, daß es unmöglich scheint, sich dem Gedanken zu verschließen, daß die Auslaute oft nur hinzugekommene Bestandtheile, und das Wesen der Bedeutung nur in dem Anlaute zu suchen sei.

Es gibt endlich noch eine eben so langsame als gewaltige Art der Umwandlung des Lautes, um so gewaltiger, als sie, und zwar in allen Sprachen, ihre Wirkung unaufhörlich fortsetzt und geradezu auf die Vernichtung des Sprachlautes im Ganzen abgesehen scheint; auch diese muß den ersten Anstoß zu ihrer seitdem unaufhaltsamen Bewegung von dem Zusammentritte vereinzelt entstandener Elemente empfangen haben. Starke Laute werden schwächer, schwache verschwinden, und wenn die Abschleifung sich einige Stufen hindurch fortsetzt, so ist kein Laut, der ihr nicht endlich weichen müßte. Der Hauchlaut ch wird im Sanskrit wie im Deutschen zuerst

h, dann verschwindet er, oder vielmehr wird zu dem leisen in unserer Schrift unbezeichneten und in der Aussprache nur negativ gehörten Hauche; t wird der Reihe nach ß, s, h, bis zum Nichts. Zum Theil ist auf ein solches Fortrücken der Consonanten die Umgebung derselben nicht ohne Einfluß, wie wenn s zwischen Vokalen sich in r und h verwandelt oder erlischt, durch eine Art von erweiterter Assimilation; und dies wäre gewiß nicht geschehen, falls der Consonant in dieser Umgebung ursprünglich entstanden wäre. Zum Theil auch scheint die Aufeinanderfolge der Sprachlaute schon an sich etwas Zerstörendes für sie zu haben. Der Anlaut ist von dieser Auflösung nicht ausgenommen, da die Wirkung von nachfolgenden ihm an und für sich fremdartigen Worttheilen, zu deren Hervorbringung der Organismus sich unwillkürlich schon vorbereitet, ebensowohl auf ihn zurückfällt. Auch ist eine scharfe Trennung des Wortanlautes von dem Vorhergehenden und die Betrachtung des Wortes als Individuum nicht so sehr, als wir aus Reflexion heutzutage glauben, in der Natur, wenigstens der als mehrsilbig bekannten Sprachen, begründet; denn der Satz wird nicht aus einzelnen Worten zusammengefügt, sondern entwickelt sich innerlich, und je mehr Theile sich zwischen die vorhandenen mit Aufgabe ihrer Selbstständigkeit einschieben, um so schwankender wird die Sprache über die Grenzen und die Absonderung der Worte. Der Mensch hat auch, wenn er längst zu sprechen sich bewußt ist, doch noch kein Bewußtsein, daß er Worte spricht, so daß der Begriff des Wortes W o r t selbst überall von dem des S p r u c h e s ausgeht, sogar in ganz neuen Sprachentwicklungen, wie parole von parabola. Eine grammatische Thätigkeit, und zwar bei Indern wie Semiten

eine der frühesten, ist es, den Satz, der zunächst als Ganzes wahrgenommen wird, in Worte zu zerlegen, welches Bemühen von sonderbaren Willkürlichkeiten und Mißgriffen begleitet ist und überhaupt niemals gänzlich und folgerichtig gelingt, da die Sprache selber sich ihm widersetzt. In ihr bilden Worte sich gleichsam als feste Materie durch Gerinnung; der Accent, welcher den Urelementen nur in einem ganz andern Sinne zugeschrieben werden darf, bildet Mittelpunkte in der lockeren Masse, zur Absonderung der verschiedenen Silbengruppen durch Pause mehr als zur Vereinigung der einzelnen. Sodann wächst das Wort mehr und mehr zur Einheit; die Accentsilbe erlangt ein steigendes Uebergewicht; die Gruppe drängt sich zusammen, reibt sich in sich selber auf um sich zu verdichten, und strebt nach Kürze und Einsilbigkeit. Daher werden nach einem langen, solchen Einflüssen ausgesetzten Leben manche dieser Gruppen auf einen Umfang zurückgeführt, der nicht größer als eines ihrer ersten Elemente ist; aus einer Silbenreihe, für die wir etwa pa-na-da-ta-sa als früheste Form annehmen dürfen, entsteht über passus, passo, pas zuletzt ein kleiner Kern, der nur noch als pa wie ehedem der Anlaut jener fünffach so großen Masse gehört wird. Wie sich vielleicht im Himmelsraume Planeten zusammenziehen: kleine Theile, die sich um ihren eigenen Mittelpunkt gedreht, werden einander nahe gedrängt, ziehen sich an und schwingen gemeinsam um einen Schwerpunkt; indem sie sich fortwährend nähern und verdichten, wird ihre Gesammtausdehnung immer kleiner und die Masse und Einheit ihres Kernes immer fester: so etwa die Worte.

Es würde jedoch eine der Natur aller lebendigen Entwickelung und unserer Erfahrung von derjenigen der Sprache

insbesondere gleich sehr zuwiderlaufende Vorstellung sein, die einzelnen höchst einfachen Bestandtheile des Wortes vor ihrer Zusammensetzung als Einzellaute fertig ausgebildet und selbstständig verwendet zu glauben. Denn nicht nur setzen Uebergänge und Zerstörungen den zu völligem Wachsthum gediehenen Körper der Sprache einem unaufhörlichen Stoffwechsel aus, und lassen an die Stelle ihrer Elemente andere und wieder andere treten, nach bestimmten Gesetzen des Wechsels unter den vorhandenen; sondern das Entstehen neuer, und zwar consonantischer Elemente in Folge der gleichen Veranlassung ist noch diesseits des Punktes, von welchem rückwärts die Sprachengeschichte sich in ein tieferes Dunkel verliert, und selbst in wahrhaft geschichtlicher Zeit eine so sichtbare und in so starkem Verhältnisse auftretende Thatsache, daß im Gegentheile, wenn die Zunahme auch vorher in ähnlichem Maße stattgefunden, kaum für einen einzigen der gegenwärtigen Consonanten die Möglichkeit eines so hohen Alters übrig bliebe, wie es eine mit dem Ursprunge der Sprache gleichzeitige Entstehung fordert. Das Sanskrit hat von seinen vierunddreißig Consonanten achtzehn erst nach seiner Sonderung von den europäischen Sprachen entwickelt; unter den gemeinsamen läßt sich von b fast in allen Fällen der Ursprung aus p, f oder gw deutlich genug nachweisen, um diesem Buchstaben, so befremdend dies von einem so geläufigen Laute scheinen mag, eine den Anfängen der indogermanischen Sprachtrennung um einen bedeutenden Zeitraum vorgängige Entstehung abzusprechen.[45] In den semitischen Sprachen darf vielleicht auf ein geringeres Alter der drei weichen Consonanten (b, g, d) aus dem Umstande geschlossen werden, daß dieselben sich weder zur Flexion noch

zur Bildung von Pronomina irgend verwendet finden, ganz wie die dumpfen Kehl= und Zahnlaute (צ ט ע ק ض ط خ غ), die diesem Sprachstamme eigenthümlich sind.

Wenn schon ein solcher eigenthümlicher Besitz ein ferneres Kennzeichen der Jugend ist, indem die Laute im Allgemeinen, je älter, um so mehr auch allen Menschen gemeinsam zu sein scheinen, so würden die gehauchten (ph, ch, th) sowohl als die weichen Consonanten sämmtlich zu den jüngeren gehören müssen, da z. B. die Semiten jene, das Etruskische und Chinesische diese, die Maori beide nicht besitzen, wogegen der umgekehrte Fall, daß z. B. bloß die weichen oder die gehauchten Laute vorhanden wären, schwerlich in irgend einem Sprachstamme gefunden werden wird. Die seltsamen Schnalzlaute der Hottentotten sind von diesem Standpunkte aus gerade um ihrer Sonderbarkeit willen gewiß als sehr junge Erzeugnisse der lautbildenden Thätigkeit anzusehen. Sie finden sich (wenigstens im Namaqua [46]) nur im Anlaut, und zwar nur entweder vor Vocalen oder vor Gutturalen (k, g, ch, h), sowie vor n, welches hier vielleicht guttural (als ng) aufzufassen ist. Sonstige Consonantencombinationen kommen überhaupt nicht vor; die Schnalzlaute haben also eine Stellung, die sich etwa mit dem vorgeschlagenen Zischlaute unserer Sprachen, z. B. in Strom, vergleichen läßt. Die Vorliebe der Hottentottensprachen für jene Lautbesonderheit innerhalb der ihr angewiesenen Schranken spricht nicht gegen ihre Jugend; es pflegen im Gegentheil gerade solche jüngere, im Schoße abgezweigter Völkergebiete entstandene Eigenthümlichkeiten zu sein, worauf sich die Neigung einer Sprache ganz vorzugsweise wendet, und die sie als charakteristische Kennzeichen nicht oft genug wiederholen zu können scheint.

So ist es z. B. in den slavischen Sprachen mit dem überall eindringenden und alle Lautformen zersetzenden j geschehen.

Die Frage, wie viele Laute und welche ein Sprachstamm eigentlich besitze, ist übrigens keine ganz einfache. Man muß nur das lateinische und griechische Alphabet neben einander halten, um einzusehen, daß sowohl Besitz als Nichtbesitz ziemlich jung sein können. Eine bloße Aufzählung der in den Sprachen vorhandenen Laute ist in dieser Hinsicht völlig werthlos, und es bedarf überall erst einer phonetischen Forschung, um ursprünglichen Mangel von späterem Verlust zu unterscheiden. Ja nicht einmal über den gegenwärtigen Vorrath von Lauten einer bestimmten Sprache ist aus ihrem Alphabet genügende Auskunft zu erlangen, und zwar weder aus der Schrift noch aus der Aussprache. Ist z. B. das dreifache g in gehen, legen, Tag wirklich als ein dreifacher Laut anzusehen? Alsdann wäre der deutschen Sprache eine weiche Aspirata des K-Lautes, oder sogar zwei zuzuschreiben, während wir nur das einzige ch als Kehlaspirata zu betrachten pflegen. Im Hebräischen bestehen, äußerlich genommen, die drei Aspiraten neben p, k, t; im Arabischen fehlt nicht f, sondern p: von diesem Gesichtspunkte aus könnten wir also dem semitischen Sprachstamm die Aspiraten nicht absprechen. Daß die Schrift hierbei nicht den Ausschlag gibt, zeigen beispielsweise die Laute sch und s, die, obgleich im semitischen Alphabet nicht getrennt, doch unstreitig verschieden sind. Der Grund, warum wir in jenen Fällen nicht selbstständige Sprachlaute, sondern bloße Modificationen annehmen, ist der, daß sie in Beziehung auf ihr Vorkommen einander ausschließen, indem sie an entgegengesetzte phonetische Bedingungen geknüpft sind, z. B. die härtere Aspiration des

g an das vorausgehende a, o, u: in Folge davon gibt es innerhalb des G-Lautes wohl einen Gegensatz der Aussprache zwischen Sieg und Flug, aber keinen solchen wie zwischen siegen und siechen, Flug und Fluch, der sich für die Bedeutung verwenden läßt. Auf der anderen Seite sind gänzlich der Willkür überlassene Verschiedenheiten der Aussprache ebenfalls noch nicht als Lautgegensätze zu betrachten, so lange sie niemals zur Bedeutungstrennung wirklich verwendet sind. Aber aus solchen verschiedenen Möglichkeiten der Aussprache eines und desselben Lautes können sich allerdings leicht verschiedene Laute entwickeln, und es ist höchst wahrscheinlich, daß alle Spaltungen ursprünglich ungeschiedener Laute so vor sich gegangen sind. Der Unterschied, den das Sanskrit zwischen harten und weichen Hauchlauten (kh, ph, th und gh, bh, dh) macht, ist wahrscheinlich nur eine Mittelstufe des Ueberganges in die hauchlos harten, so daß z. B. sch (sgh) vor vollendeter Verwandlung in sk, in manchen Wörtern als skh erhalten blieb. Aehnlich lassen sich die Spaltungen gewisser semitischen Consonanten deuten. Ja, da Uebergänge der Laute in einigermaßen verschiedene gewiß nicht plötzlich, sondern stets unmerklich geschehen, und in der Mitte beider, z. B. zwischen p und b, noch manche Laute denkbar sind, so hängt es wohl nur von dem Augenblick der Feststellung eines Wortes ab, wie weit die Umwandlung in ihm schon vorgerückt gefunden wird, und sind Sprachlaute überhaupt nichts anderes als verschiedene Schritte in einem einzigen großen Gange und die einen früher, die andern später gehemmte, in dem Strome ihres Werdens hier oder dort festgehaltene Gestalten.

Doch die Geschichte des Sprachlautes an und für sich

in so weite Fernen zu verfolgen, oder seinen Ursprung aufzusuchen, ist weder der Zweck dieser Untersuchung, noch auch ohne Rücksicht auf die Bedeutung, deren Zusammenhang das Kennzeichen des seinigen unter seinen mannigfaltigen Abweichungen bildet, möglich. In Betreff seines Verhältnisses zu dem Begriffe aber ist es wichtig und genügend, durch einen Blick über hinlänglich umfassende Analogien und bis in das dunkle Alterthum hinab überall gleichmäßig zu dem Ergebnisse geführt zu sein: daß Entstehung des Lautes, soweit sie sich beobachten oder wahrscheinlich machen läßt, niemals wirkliche Neubildung, sondern stets Umbildung vorhandener Laute ist; daß diese stets durch lautliche Nothwendigkeit und gewissermaßen mechanisch, niemals frei und aus Absicht oder Trieb der Bezeichnung erfolgt; daß die letzte Ursache jener Nothwendigkeit, sowie das einzige diesem Triebe, dem Begriffsinhalte der Sprache und überhaupt den Zwecken der Vernunft dienende Mittel, wovon Erfahrung Zeugniß gibt, Zusammensetzung ist, hingegen Schöpfung eines Lautes und unmittelbare Wahl desselben, sei es freie oder naturnothwendige, zum Ausdrucke von Objecten, eine wenigstens auf dem Wege der Erfahrung nirgends zu unserer Kunde gelangende Erscheinung bleibt.

Es scheint nun freilich eine offenbare und beinahe unvermeidliche Folgerung zu sein, daß wo Zusammensetzung stattfindet, Elemente derselben in irgend einer Gestalt und Zahl zuvor geschaffen, daß um Bedeutung durch Verbindung der Laute zu erzeugen, Bedeutungskeime in dieselben durch die ersten schöpferischen Anstöße gelegt worden sein mußten; und gewiß sind wir mit Recht begierig zu erfahren, welcher Inhalt von jenen Urlauten geborgen der Vernunft zum Aufbau

ihrer zahllos die Wirklichkeit der Außenwelt umschließenden Begriffe Stoff geboten habe? — Da die Zahl der unterschiedenen einfachen Sprachlaute in dem Zeitraum vor aller Zusammensetzung ohne Zweifel äußerst beschränkt war, so würden wir zunächst auf einen sehr kleinen Kreis von Urbegriffen schließen müssen, wenn es nicht möglich, ja nothwendig wäre, auch jenen ältesten Wortkeimen große Vieldeutigkeit zuzuschreiben, wodurch es annehmbar und glaublich wird, daß mit den Lauten die Masse der Begriffe sich nicht gleichmäßig vermindere, sondern wie in den wenigen Hunderten chinesischer Wörter alle Bedeutungen unserer weit reicheren Sprachen, so auch in einer noch ungemein viel geringeren Anzahl, wie klein wir dieselbe für den ersten Augenblick der erwachenden Fähigkeit der Sprache immer annehmen mögen, ein großer Theil unseres gegenwärtigen Begriffsreichthums dennoch schon enthalten gewesen sei.

Vieldeutigkeit ist nämlich eine unzweifelhafte Eigenschaft der Wurzeln; wenn sie nun aus Elementen zusammengesetzt sind, so konnten diese vielleicht mehrdeutig, aber nicht minderdeutig als die Zusammensetzung gewesen sein. Denn eine ganz allgemeine Erfahrung zeigt, daß Zusammensetzung den Begriff beschränkt: entgehen ist ein besonderes Gehen, Stoß ist nicht mehr unbestimmt in Holzstoß und Dolchstoß, Reif nicht mehr zweideutig in Herbstreif und Goldreif; und von der chinesischen Sprache ist es insbesondere bekannt, daß ein jedes Wort, für sich allein gehört, wegen seiner Vieldeutigkeit unverständlich bleibt, und daß daher, wo der Zusammenhang (welcher doch auch selbst aus einer Art der Zusammensetzung entsteht), zum Verständnisse nicht hinreicht, der Sinn durch Verbindung von Synonymen absichtlich

bestimmt wird, z. B. fu-thsin, Vater (eigentlich Vater-Verwandter), schu-mu, Baum (gleichsam Baumholz), tao-lu, Weg, was eigentlich jedes einzelne der beiden zusammengesetzten Wörter schon bedeutet, und dagegen tao-li, Vernunft, was ebenfalls tao allein schon heißen kann.

Sollen wir also annehmen, daß eine fortgesetzte Combination weniger Urwurzeln, jede eine bestimmte, wenn auch noch so weite Sphäre von Begriffen umfassend, die Sprache zu ihrer endlichen Vollkommenheit erhoben habe? — Dies ist unmöglich. Zusammensetzung im engeren Sinne, nämlich Combination zweier Begriffe zur Bildung eines dritten, ist eine so junge Erscheinung in der Sprache, daß wir uns gänzlich enthalten müssen, ihr auf die Bildung der Wurzeln einen Einfluß zuzutheilen. Die ältesten indogermanischen Wörter dieser Art reichen kaum über die Zeit der Abtrennung der griechischen Sprache zurück.[17] Die Verbindung der Zeitwörter mit Partikeln zur Worteinheit, ein verhältnißmäßig altes Verfahren, ist sowohl im Rigveda als bei Homer fast nur im Keimen.[48] Sonstige unmittelbare Bildung von Zeitwörtern durch Zusammensetzung ist der griechischen Sprache (nach einem zuerst von Scaliger angedeuteten Gesetz)[49] stets unmöglich und auch in den übrigen verwandten auf einzelne Ausnahmsfälle beschränkt geblieben; namentlich werden Zeitwörter niemals mit Zeitwörtern zusammengesetzt, man müßte sich denn auf fehlerhafte Willkürschöpfungen, wie Schreiblesen und Ziehklimmen berufen wollen: und doch ist es gerade eine vorwiegend dem Zeitwort ähnliche Richtung, in welcher der Begriff der Wurzeln unläugbar zuerst zum Vorschein kommt.

In den semitischen Sprachen ferner ist Wortzusammensetzung vollends unbekannt: Flexion und Ableitung sind

freilich beiden Stämmen gemeinsam, und ihre nahe Verwandtschaft mit eigentlicher Zusammensetzung, von welcher sie nur eine ältere Abart zu sein scheinen, legt die Möglichkeit einer ähnlichen Zusammenfügung im Innern der Wurzeln um so näher, als in der That von manchen wurzelähnlichen Stämmen der indogermanischen Sprachen die Entstehung durch Ableitung aus anderen einfacheren gewiß ist. Allein in den semitischen Sprachen ist wenigstens eine solche Möglichkeit sehr beschränkt; denn nicht nur tritt Wurzelbildung durch Ableitung hier nur in ganz später Zeit und sehr vereinzelt, bloß durch eine Art von Verirrung des Sprachverlaufes, ein, sondern viele Laute sind von der Verwendung zur Flexion überhaupt ganz ausgeschlossen, und das Vorhandensein derselben läßt sich daher nirgends aus ihr erklären. Unmöglich kann z. B. qassada, streben [50], als abgeleitete Wurzel betrachtet werden, da keiner der in ihr enthaltenen Consonanten als Ableitungsmittel verwandt zu werden geeignet ist. [51] Für die chinesische Sprache endlich, welche nie etwas der Ableitung Aehnliches gekannt zu haben scheint, ist die Annahme einer Wurzelbildung auf diesem Wege gewiß am wenigsten gestattet, und wenn daher die gleiche Thatsache, nämlich die Entstehung lautlich zusammengesetzter Wortkerne aus einfachen Lauten, in allen Sprachen die gleiche Erklärung fordert, so müssen wir sagen, daß Zusammensetzung oder Ableitung, wie sie die Erfahrung späterer und nicht allenthalben zur Ausbildung gelangender Zustände zeigt, nämlich als sinnvolle Verbindung dereinst selbstständiger Begriffsbestandtheile, wohl hie und da auf die Bildung von Wurzeln ausnahmsweise eingewirkt, die allgemeine Ursache derselben aber sicherlich nicht abgegeben haben könne.

Verdoppelung ist offenbar älter als jede andere Art der Zusammensetzung oder Ableitung, und ersetzt in einer frühen Sprachperiode die Flexion, deren Vorläuferin sie ist, fast gänzlich. In den indogermanischen Sprachen wird ihr Gebrauch, z. B. zur Bildung der Vergangenheit, sichtbar durch andere Mittel allmählich verdrängt; in dem semitischen Hauptworte läßt sich von der Mehrheitsbildung dasselbe sagen, und der sogenannte causative Begriff der Bewirkung der Thätigkeit, oder des Thunmachens, geht von der verdoppelten Form der Zeitwörter immer mehr auf eine flectirte über. Verdoppelung kann also gewiß mit größerem Rechte auch auf die Wurzelbildung von verhältnißmäßig primitiver Stufe als wirksam angenommen werden. Indessen, so umfang- und bedeutungsreich die Verwendung der Reduplication auch anfangs gewesen ist, da kaum ein grammatisches Biegungsverhältniß durch sie bezeichnet zu werden unfähig war[52], so liegt es doch am Tage, daß in ihr selbst, einer bloßen Wiederholung des ursprünglichen Lautes, nichts ist, was dessen Begriff irgend wie zu bereichern, oder seinem Inhalte nach zu verändern im Stande wäre. Auch geht sie überall davon aus, nur einen wiederholten oder auch mächtigeren Eindruck zu bezeichnen; sie gelangt zur Bedeutung der Vergangenheit im Sinne der Vollendung oder eines bis zu Ende beständig und gleichsam wiederholt fortgesetzten Handelns; zur Bedeutung des Wollens von einer leidenschaftlich erregten, eifrig strebenden Thätigkeit aus; zu der der Causalität wegen des gewaltigen Eindrucks einer fortwirkenden Bewegung, z. B. des Stürzens, wenn es auch Anderes, vorher Ruhendes zum Falle mit sich fortreißt. Daher kann die Verdoppelung auch in den Begriff der Wurzel kaum mehr

als seine **bloße** Verstärkung getragen haben, und wenn derselbe wirklich zuerst von mächtigsten Eindrücken, von Contrasten ausgegangen ist, wenn die Wurzelwörter von Anfang an Intensiva, wie die Reduplication sie ihrer ersten Aufgabe gemäß bildete, nämlich den Begriff des Brechens in dem Sinne des heftigen Zerschmetterns und so fort bezeichnende Laute gewesen sind: so ist selbst Verstärkung nur Auffrischung ihrer ursprünglichen Kraft, und die einfachen Wurzellaute für die Urzeit eben dasselbe, was ihre Verdoppelung und die aus derselben entstandenen Wurzeln in der Folge aufs Neue wurden, sofern nicht etwa der Drang nach Ausdruck, welcher auf keiner Stufe der Sprache ganz durch das Wort befriedigt wird, von Anfang an, mit dem Stoffe innerer Erregung ringend, die Laute verdoppelte, und wie ihre mächtigste Bedeutung, so auch ihre verdoppelte Gestalt sofort und zuerst in die Erscheinung treten ließ.

Zusammensetzung, mit Einschluß der Verdoppelung, ist also, was die Gestalt der Wurzeln betrifft, ohne Einfluß oder Rücksicht auf Begriffsentwicklung und somit nicht, wie das Beispiel späterer Zeiten glauben machen könnte, mit Freiheit zu Vernunftzwecken, sondern auch ihrerseits rein lautlich und und mechanisch erfolgt; wie denn ohne Zweifel die erste Sprachbewegung nicht alsbald sich zu isoliren im Stande war, und vielmehr, wie jede Willkürbewegung aus krampfartiger Unbestimmtheit hervorgeht, sich eher zum Lallen, als zu scharf articulirter Einheit neigte. Eine solche Neigung, nicht einsilbig zu bleiben, liegt so tief in der Natur alles Sprechens, daß sie z. B. in der chinesischen Sprache, welche in die Gefahr der Einsilbigkeit am leichtesten geräth, noch jetzt zu begrifflich zwecklosen und unzweifelhaft nur dem Klange dienenden

Wortgruppen führt; und allgemeiner läßt sie sich andererseits an gewissen malerischen Schallwörtern beobachten, die wir ohne andere Absicht als den Tonfall verdoppeln oder verdreifachen, und deren auch das alte chinesische Liederbuch eine große Anzahl, sämmtlich verdoppelt, aufzuweisen hat. Da nun aber die Verbindung vorhandener Lautelemente die einzige erweisliche Ursache zur Neubildung des Lautes und an die Zurückführung auf dieselbe die Möglichkeit seiner Herleitung aus begrifflichen Anstößen geknüpft ist, so ergibt sich, daß wenn sogar jene Verbindung kein ursprünglich geistiges Sprachmittel, sondern je früher um so sicherer von aller Bestimmung für die Bedeutung frei war, die Lautentwicklung wenigstens in ihrem reinsten Verlaufe vor dem Auftreten der Flexion ganz aus innern Gründen und ganz unabhängig von der Begriffsentwicklung vor sich gehen mußte.

Zugleich aber erhellt, daß die Wurzeln im Anfange nur verschiedene lautlich bereicherte Ausdrücke ebendesselben Begriffsinhaltes wie die Urlaute gewesen sind, aus denen sie gebildet wurden, und daß um so gewisser auch diesen Vieldeutigkeit eigen war, die also nicht in Folge von Entstellung in die Sprache gedrungen, sondern in ihrem Wesen von jeher begründet ist. So sehr sich daher die Lautgestalt der Sprache, wenn es uns vergönnt wäre, sie in ihren Anfängen anzuschauen, gegen die uns gewohnte verändert zeigen würde, und einen wie geringen Wortreichthum wir voraussetzungsweise für ein damaliges Geschlecht erwarten dürfen, so folgt doch hieraus noch nicht, daß auch die Gedankenseite nothwendig eben so sehr verwandelt erscheine; sondern wie wir die Wurzeln einer jeden Sprache ohne wesentliche Einbuße für die auszudrückenden Begriffe auf eine weit kleinere Zahl

vermindern können, so ist es leicht zu denken, daß wenn sich jenseits der Wurzeln das Gleiche wiederholt, auf erstaunlich wenige Sprachlaute immerhin ein großer Reichthum von Begriffen vertheilt sei. Ja es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß selbst Gleichnamigkeit bis in jene geringfügigen Keimbildungen zurückreiche, daß die Sprache selbst mit so kleinen Mitteln nicht sparsam, niemals eine bestimmte Begriffssphäre an einen bestimmten Laut gebunden, sondern, dem Principe nach, Alldeutigkeit zu ihrem Grundgesetze erkoren habe. Es ist bis heute nicht gelungen, und wird nicht gelingen, irgend einem Laute in irgend einer Sprache auch nur annäherungsweise einen Bedeutungskreis, auf welchen er beschränkt sei, anzuweisen. Im Gegentheil zeigt die Wahl der Consonanten bei Zusammensetzung der Wurzeln, welche sich nur nach Lautgesetzen richtet, ihre Gleichgültigkeit für den Begriff, wie sie im Allgemeinen schon aus der Annahme einer bloß lautlichen Wurzelbildung folgt, auch durch Erfahrung. Das Wort thun führt auf eine Wurzel dha zurück, welche in dem Sanskritzeitworte dadhâmi und in dem griechischen τίθημι, dem Begriffe nach zwischen legen oder stellen, machen und geben in der Mitte steht. Die Wurzel da und dadâmi, δίδωμι, dare, geben, ist wahrscheinlich von ihr nicht grundverschieden: denn auch die semitischen Sprachen haben Wörter, in denen die Begriffe hinlegen, geben und machen vereinigt sind; ta, tan, strecken, hat ebenso große Analogien für sich, zu demselben Begriffskreis des Hervorstoßens, Hin- oder Emporstreckens gezogen zu werden. Die Wurzel stha oder sta stellen und stehen schließt sich, da sdha oder sda den Lautgewohnheiten fast aller Indogermanen widersprechen würde, so nah als möglich an jene sämmtlichen

drei Formen an. Vergleichen wir nun mit den letzten Wurzeln die vielen andern, in denen dieselben Anlaute sich neben ferneren Consonanten finden, wie stellen, stemmen, Stange, stecken, Stufe, steigen, stoßen, stürzen und dergleichen, so enthalten diese zwar eine Reihe verschiedener Bedeutungen, die man vielleicht zunächst geneigt sein könnte, neuen Begriffselementen in den antretenden Lauten zuzuschreiben; aber bei genauerer Prüfung findet es sich, daß die Bedeutung mehrerer von diesen neuen Stämmen trotz ihrer Lautverschiedenheit schon in den einfacheren zusammen vorhanden sind, und diejenigen, von denen dies nicht nachgewiesen werden kann, doch durch die ganze Reihe hindurch schwanken, so daß der Glaube an eine bestimmte Aufgabe der Laute z. B. des Zahnlautes in stoßen gegenüber dem Kehllaute in steigen, unmöglich wird. Auf diese Weise bleibt uns in diesen und der großen Zahl von Stämmen, welche zu den eben erwähnten gefügt werden könnten, nur der gemeinschaftliche T-Laut bedeutungsvoll, und es ist kein Zweifel, daß er als im Anlaute stehend, wichtiger als die Auslaute ist. Allein da die Begriffe, die sich in dieser Wurzelgruppe zusammenfinden, jenem Anlaute keineswegs ausschließlich eigen sind, da sich z. B. an sa gleichfalls Mengen von Stämmen mit dem Begriffe hervorstoßen und andern verwandten (wie sal, sav, sar, sarg und ähnliche) anschließen; da dies mit Anlauten wie p, k kaum weniger der Fall ist: so sind wir nicht berechtigt, die Gleichgültigkeit der Sprache gegen den Laut nur auf in- und auslautende Consonanten zu beschränken. Vielmehr drängt uns alles zu der Annahme, daß die früheste Urzeit den gleichen Begriff durch die wenigen Laute, die sie besaß, ohne Unterschied bezeichnen konnte; in welchem Falle ihre in der Sprache

enthaltene Gedankenwelt an Umfang selbst dann nicht nothwendig verliert, wenn die Zahl ihrer Sprachlaute in einer fernen Vergangenheit bis auf einen einzigen verschwindet, oder wie wir vielleicht richtiger sagen werden, dereinst noch keine Unterscheidung verschiedener bestimmter Articulationen zuließ. Es ist in der That dem Grundsatze sowohl als den Folgen nach im Wesentlichen einerlei, ob der gleiche Umfang des Begriffes auf einen einzigen Laut, oder vielleicht auf zwei oder auch zehn verschiedene vereinigt ist, sofern selbst von diesen zehn nicht etwa ein jeder den zehnten Theil des Gedankeninhaltes in sich beschränkt, sondern wenigstens der Möglichkeit nach ein jeder gleichmäßig Träger des ganzen geistigen Gesammtgehaltes ist.

Hier indessen, auf diesem Standpunkte und zu solchen Voraussetzungen angelangt, treten uns die gewichtigen, das größte aller Räthsel des Geistes betreffenden Fragen sämmtlich aufs Neue mit vereinigter Gewalt entgegen. Wie ward der Laut erzeugt? wie wirkte er? wie drang Begriff in etwas an sich dem Geiste nicht Entsprechendes? und vor Allem, welche Auskunft erklärt uns die Möglichkeit des Verständnisses bei so großer Vieldeutigkeit, und seiner Fortdauer mitten unter so mächtigen Wandlungen, welche die Benennungen der Gegenstände ihrem Laute nach erfuhren? In jedem der Erfahrung zugänglichen Sprachzustande findet Wechselbedingung zwischen Lauten und Begriffen statt; die Begriffe sind unstreitig auf die Worte wirklich und eigentlich vertheilt, Mehrfachheit der Bedeutungen aber ist theils ganz ausgeschlossen, theils in beschränktem Maße und mit dem Anscheine der Zufälligkeit vorfindlich. Das Verstehen knüpft sich gegenwärtig an dies Verhältniß so sehr, daß jede Zweideutigkeit als ein

Hemmniß in dem Sprachverkehre der Menschen gelten muß, weßwegen wir denn geneigt sind, eine Wechselbedingung dieser Art als naturnothwendig zu betrachten, sie für alle Zeiten vorauszusetzen, und die Forschung nach dem Problem der Sprache unmittelbar mit Aufsuchung der letzten Gründe für die Sonderverwendung des Lautes anzufangen. Nun aber, nachdem der Gegensatz, in welchem der Urzustand der Menschheit sich in Beziehung auf das Verhältniß zwischen Vernunft und Sprache zu der Gegenwart befindet, uns näher getreten ist, muß das Problem eine andere Gestalt gewinnen. Wir müssen uns fragen, wie und auf welchem Wege es gekommen sei, daß Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Lautes in der Folge in bestimmte, dem Zwecke des Verständnisses entsprechende Bedeutung überging? Diese Frage hat nicht bloß wegen ihres besonderen Inhaltes eine nicht geringe logische, sondern auch ihrem allgemeinen Gegenstande nach eine hohe, selbst metaphysische Tragweite und Wichtigkeit; denn sie sucht den Hervortritt des Zweckmäßigen an organischen Daseinsäußerungen auf, welche in Unabhängigkeit von ihrem augenscheinlichen endlichen Zwecke entstanden waren.

IV.

Kehrseite der obigen Betrachtung: Begriffswandlung unabhängig vom Laute. Haben sich die Begriffe des Menschen vermehrt? Die älteste Form der Begriffe ist die des Zeitwortes. Warum? Gegensatz der entfalteten und unentfalteten Sprache. Entstehung einer chinesischen Genitivpartikel. Gliederausbildung im Satze. Herabsinken des Urtheils zum Begriff. Entwickelung von Ausdrucksmitteln für Verhältnisse. Gefahr des Mißverständnisses vor deren Vorhandensein. Verminderung der Verbalbegriffe gegen die Urzeit hin. Unbrauchbarkeit der Sprache als Verständnißmittel auf sehr frühen Stufen. — Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist für die Möglichkeit der Mittheilung unentbehrlich. Wie sie entstanden sei? Scheidung der Bedeutungen durch den Gebrauch. Wichtigkeit der zufälligen Entwickelung in der Sprache. — Kritik des Zufalls. Alles Vorhandene hat eine empirisch-zufällige Seite. Besondere Bedeutung dieses Satzes für die lebendige Welt. Gattungsgeschichte.

Wenn die Lautentwicklung an Ursachen geknüpft ist, welche zur Entwicklung des Begriffes gänzlich außer Beziehung stehen, und Laute sich uneingeschränkt verwandeln, ohne eine Veränderung der Begriffe nach sich zu ziehen, so wird es schon hieraus wahrscheinlich, daß umgekehrt auch Begriffsumwandlung ohne Rücksicht auf den Laut und ohne Veränderung desselben möglich sei. Denn eine völlige Unwandelbarkeit des Geistigen in der Sprache von ihrem ersten Ursprunge bis auf diesen Tag ist sicherlich undenkbar. Auch kann alltägliche Erfahrung von der Wirklichkeit solcher Vorgänge

einen Jeden überzeugen, da wir schon im Munde älterer Zeitgenossen, und noch mehr in den Schriften einer kurz vergangenen Periode, manche Wörter mit veralteter Bedeutung wiederfinden, an denen dem Laute nach sich nichts verändert hat. So ist schlecht bekanntlich vor einiger Zeit von den lobenden Bedeutungen glatt, einfach, schlicht, in die gegenwärtige tadelnde übergegangen: schlechter Weg ist von Ulfilas bis Luther soviel als ebener Weg, heute das Gegentheil; und bei dem Ueberblick über ganze tausendjährige Literaturen nimmt diese Erfahrung eine ungeheure Ausdehnung an, die jedes Beispiel überflüssig macht. In vielen Fällen, wie in dem angeführten, wechselt das Wort sein Object; in andern verwandelt, entzieht und erweitert sich ihm dasselbe durch eigene äußere Entwicklung. Die wunderbaren Laute, in deren Gebrauch Generationen, von einem schwachen Hauche ihres Mundes unendlich überdauert, wie in dem Schatten eines alten Baumes wechseln, tragen die Bilderspur wandelnd vorüberziehender Weltgestalten mit sich selber in die Ferne und spiegeln den dunkeln, bewußtseinlosen Lebenslauf jenes seltsam groß durch die Zeiten schwankenden Wesens, dessen Einheit wir, von der Bedeutung unserer eigenen Einzelheit befangen, kaum in dem Namen Menschheit ganz begreifen, in geheimnißvollen, halbverblichenen Zügen wieder. Keines der fernverwandten thierischen Geschlechter hatte der Mensch sich gesellt, befreundet oder unterworfen, und schon tönten Namen der Thiere um ihn, die er noch heute spricht und hört; und lange ehe der Hund ihm Gefährte und Wächter seiner Heimath oder Theilnehmer seiner Gefahren war, begleitete ihn sein Name durch die Wildniß.[53] Wie anders war wohl, was er damals sein Haus, sein Kleid, seine

Waffe nannte, ja selbst sein Weib oder seinen Freund! Die innerliche Welt unterliegt einer nicht geringeren Bewegung des Veraltens und Erneuens als ihr Erzeugniß in den Verhältnissen umher, und auch die Objecte der Außenwelt, selbst die dauernden und gegen den Menschen ewigen, wie Sonne und Erde, wechseln in der Vorstellung unaufhaltsam, theils wegen der Allmählichkeit ihres Eintretens in die Erfahrung, theils durch die Verwandlung jenes phantastischen Vermögens der Erkenntniß, welchem als Subject der Begriffe ein eben so großer Antheil zu ihrer Erfassung wie den Gegenständen selber obliegt.

Diese Entwickelung nun, welche mit der gesammten Geschichte des Geistes selbst zusammenfällt, läßt sich freilich mit der zufälligen Gestalt der Sprachlaute in keine unmittelbare Beziehung denken. Jedoch weder eine solche Verwandlung der Begriffe, noch ihr bloßer Wechsel an dem Laute, kann zu einer die Bedeutung nicht berührenden Lautverwandlung von so umfassender schöpferischer und zerstörender Natur das entsprechende Gegenstück bilden. Denn dies alles ist, wenn überhaupt von Einfluß auf den Begriff, höchstens Veränderung oder Wachsthum seines Inhaltes, und gleicht nicht der Gattungsentwicklung, welche in Vermehrung der Individuen besteht.

Haben sich nun aber die Begriffe, unabhängig von der Einheit des Lautes, wirklich vermehrt? Ist Vielheit der Bedeutung im Laufe der Zeit in Zunahme begriffen, und darf auf einen dereinst geringeren Besitz der Vernunft an Denkformen, welcher aus der Lautgeschichte nicht zu folgern war, etwa abgesehen von ihr gleichwohl geschlossen werden?

Wenn wir aus der Untersuchung über diese Frage alles

Zweifelhafte entfernen und nur diejenigen mehrdeutigen Laute der Prüfung unterwerfen, bei denen die Ursprünglichkeit des Gleichklangs nicht geläugnet werden kann, so scheint es unbeweisbar zu sein, daß solche Laute jemals einen geringeren Theil ihres Bedeutungskreises auf sich vereinigt haben sollten. Ueberall wo nicht Verwandtschaft der Bedeutungen einleuchtet, ist bei der Unbeständigkeit des Lautes ein bloß zufälliger Gleichlaut durch Zusammenfallen des ursprünglich Verschiedenen, wie wir es in dem deutschen *reif* sehen[54], wenigstens möglich; was aber die verwandten Bedeutungen betrifft, warum sollten diese nicht zu allen Zeiten neben einander vorhanden gewesen und in demselben Laute zum Ausdrucke gekommen sein? Warum z. B. sollte das chinesische Wort hao nicht wie heute, so von jeher die *Liebe*, den *Liebenden* und den *Geliebten*, *ich liebe*, *ich habe geliebt*, und alles dergleichen, wenn auch vielleicht nicht zugleich *gut* und *Güte* (wie es mit verändertem Tone jetzt gleichfalls heißt) zusammen bezeichnet haben? Ebenso ließe sich von den Wurzeln anderer Sprachen annehmen, daß sie dereinst alle Begriffe ihrer in der Folge entwickelten Ableitungen in sich geschlossen, und eine Form wie *lieb* ganz und gar die Stelle des angeführten chinesischen Wortes für unsere Sprache eingenommen habe. Allein so glaublich eine solche Voraussetzung auf den ersten Blick auch scheint, so wird sie doch durch das wirkliche gegenseitige Verhältniß der Ableitungen zu einander und zu der Wurzel, welches sichtlich das der Abhängigkeit des Spätern von dem Früheren als seiner Ursache ist, zur Genüge widerlegt.

Es ist gewiß, daß die Begriffe *kindlich*, *kindisch* nicht eben darum jünger als der des Kindes sein mußten, weil die *Worte*, als Ableitungen, es offenbar waren; denn

Digitized by Google

durch den Ausdruck: er ist ein Kind, kann außer seinem nächsten Sinne auch schon eben dasselbe wie durch jene: er ist kindisch, er ist kindlich, bezeichnet werden. Wenn es sich nur um diese einfachste Beziehung eines Stammwortes zu einem abgeleiteten handelte, so würde die Frage der Gleichzeitigkeit ihrer Begriffe vielleicht unentschieden bleiben müssen. Aber da hinter dem Stammwort noch ein Drittes, nämlich die Wurzel mit der Bedeutung geboren werden folgt, so sind wir gezwungen anzunehmen, daß das Kind von der Eigenschaft geboren zu sein, also das wirkliche Kind ursprünglicher als der blos Kindähnliche mit diesem Wort benannt worden ist. Wenn nun außer dem Geborenwerden jene Wurzel auch keimen und hervorkommen überhaupt bedeutet, so tritt uns ein allmählich zurückgelegter Weg des Begriffes, der demjenigen des Lautes in der Ableitung entspricht, augenscheinlich entgegen. Wirklich ist es vermittelst der durchgängigen Analogien aller beugbaren Sprachen außer Zweifel gestellt, daß der den Wurzeln zunächst und an sich zukommende Sinn stets und überall der eines Zeitwortes ist, und daß alle Gegenstände nach ihren Eigenschaften, welche selbst als ein Thun oder Erleiden aufgefaßt sind, ihren Namen führen; ein Gesetz, dessen Wirkungen an Tausenden von Worten noch jetzt unmittelbar kenntlich, in weit größerer und wahrhaft schrankenloser Ausdehnung für das Auge der Wissenschaft aus der Verborgenheit an das Licht treten, und für eine wirkliche Entwicklung des Begriffsvermögens, eine Vermehrung der Begriffe innerhalb der Geschichte und eine staunenerregende Armuth vor derselben von unwiderleglicher Beweiseskraft sind. Denn so wenig die formelle Veränderung der Wurzel, wie die Ableitung sie mit sich führt, zum Ausdruck einer ferneren

Bedeutung außer der des Zeitworts nothwendig war, da vielmehr die Wurzel selbst ohne alle Vermehrung, wie die chinesische Sprache deutlich genug zeigt, zur Benennung jedes Gegenstandes ebensowohl hingereicht, und z. B. der Laut renn keineswegs mehr um den Renner, als um die Thätigkeit des Rennens zu bezeichnen, der Nachsilbe bedurft hätte: so läßt sich doch nicht annehmen, daß alle von einer solchen Thätigkeit benannten Dinge zugleich während der Bildung ihres Begriffes auf die Vorstellung gewirkt und alle diese Namen und Bezeichnungen anders als der bloßen Möglichkeit nach in dem Wurzellaute gelegen haben sollten. Die aus einer und derselben oder doch aus einer bedeutungsgleichen Wurzel entwickelten Benennungen umfassen nicht nur an sich ganz Unverwandtes, sondern oft selbst Entgegengesetztes. So gehen alt und jung zuweilen beide von Begriffen des Wachsthums aus, nämlich das eine von dem des vollendeten, das andere von dem des beginnenden. Es muß also eine Zeit gegeben haben, wo der Mensch eine Menge Begriffe von Eigenschaften sowohl als Gegenständen, nicht auszudrücken vermochte, obgleich er Sprache längst besaß; und zwar nicht, weil Wortformen für sie noch nicht entwickelt waren, — denn schon ehe dies geschah, traten jene Begriffe als neu hinzugekommene Bedeutungen an den vorhandenen Worten hervor, — sondern nur darum, weil sie von dem Mittelpunkte der Begriffskreise entfernter lagen, wie derselbe anfänglich mit der Wurzel entstanden war. Warum das Zeitwort dieser Mittelpunkt gewesen ist, warum Dinge lange Zeit hindurch nur mit der bestimmt vorwaltenden Erinnerung irgend einer ihrer Eigenschaften nennbar blieben, und unter welchen entscheidenden Bedingungen überhaupt das eine früher, das

andere später Aufnahme in die Reihe der Begriffe fand: dieses sind augenscheinlich auf die Natur und den Ursprung alles Sprechens selbst gerichtete Fragen, auf welche verschiedene Grundanschauungen verschieden, am wenigsten vielleicht diejenige antworten kann, welche die Sprache von äußeren Bedürfnissen abzuleiten, und also Begriffe von Vater und Mutter, Speise und Trank an ihre Anfänge zu setzen liebt; indeß die Erfahrung anstatt aller Voraussetzung zunächst die vorläufige Aufgabe hat, von dem Bekanntesten ausgehend, die Ursache und Bedingung des jüngsten geschichtlich gegebenen Zuwachses an Begriffen zu untersuchen, und die Veränderungen festzustellen, welche durch diese stufenweise Vermehrung in dem Geiste erweislich vor sich gegangen sind.

Gelangen wir nun auf diesem Wege wirklich zum Anblicke eines wunderbaren Wurzelzustandes der Sprache, ohne Sonne und Himmel, ohne Mann und Weib, Thier und Baum, und nur erfüllt von frei im Raume schwebenden Beurtheilungen der nicht vorhandenen Dinge? — In der ganzen Anlage aller Naturwesen ist kaum etwas wunderbarer, als die Art, wie sich das Wunder, unser Auge vermeidend, unaufhörlich vor der Beobachtung in die Ferne zurückzieht. Manchen konnte wohl, so lange die Erde noch eine flache vierwinklige Tafel zu sein schien, die Sehnsucht nach dem Unerhörten und ein Wunsch nach dem Anblicke des Grenzpunktes ergreifen, wo der steinerne Himmel auf den Boden des Vierecks herabreichte; aber die Einsicht in die Kugelgestalt der Erde und in die bloße Scheinbarkeit des Himmelsgewölbes drängte den Gegenstand eines solchen Wunsches aus der Wirklichkeit in das Gebiet der Einbildung zurück und setzte an die Stelle des Schroffen und Sonderbaren, welches die Phantasie

erzeugt, Gleichmäßigkeit und Uebergang, die Seele der Natur. Mit der Zeit ist es nicht anders, als mit dem Raume; es gibt kein Wunder in dem Weltall als das Kleine, und nirgends werden wir ohne Ende staunen, es sei denn überall. Die Schöpfung setzt die Phantasie in Verwunderung; aber in Wahrheit ist es nur der Augenblick, der den Augenblick erschafft, und dieses allein ist der Verwunderung des Weisen würdig. So findet denn die Beobachtung auch die Sprache niemals wahrhaft abbrechend; ja sie scheint sich sogar auf die erste Betrachtung in ihrem Wesen ganz gleich zu bleiben, und unvollkommen immer doch dasselbe zu erreichen. Aehnlich dem Auge, welches überall im Thierreiche sieht, von der Stufe eines schwarzen Lichtstoffpunktes niedriger Geschöpfe bis zur vollendeten optischen Kunstveranstaltung, und niemals etwa als blinde Linse in einem thierischen Baue zwecklos in seine mechanischen Theile zerfällt gefunden wird: so ist auch ihr eine Energie eigen, die ihr untheilbares Wesen ausmacht und sich in ihrem Fortschritte keineswegs aus selbstständigen Theilen zusammensetzt, sondern nur entfaltet. An dem einfach und roh geformten Körper des Satzes bilden sich allmählich Glieder aus; hinter dem äußeren Zuwachs liegt eine still im Innern vorgegangene Verwandlung, eine Begriffsentwicklung ohne lautliche Unterlage, welche mehr als irgend etwas Körperliches jenen merkwürdigen Mittelzustand zwischen Sein und Nichtsein, ein Dasein in bloßer Möglichkeit vor Augen führt. Den Gegensatz zwischen dem entfalteten und dem unentfalteten Sprachzustande und die Uebergänge von diesem zu jenem zeigen uns einige noch in die Literatur hineinragende jüngere Ausläufer hinlänglich, um uns einen Einblick in diese bedeutsame Erscheinung über die ganze Dauer

der menschlichen Geschichte zu eröffnen. Das doppelte Mittel des vollkommenen und unvollkommenen Ausdrucks führt uns am unmittelbarsten die Vergleichung der ältesten chinesischen Schriften mit den um zwei Jahrtausende jüngeren Umschreibungen ihrer Erklärer, und in geringerem Maße die nach langer Zwischenzeit auftretende Auslegung aller heiligen Bücher bei allen Völkern vor.

Noch die späte Schriftsprache der Chinesen duldet neben der wirklichen Bezeichnung des Genitivverhältnisses, in welchem ein Hauptwort zu dem folgenden sich befindet, durch das Dazwischentreten der Partikel tschi, auch die Andeutung durch bloße Nebeneinanderstellung der Hauptwörter, welche ohne Zweifel lange Zeit hindurch allein herrschend und dem Begriffe völlig genügend war. Der Proceß, durch welchen sich jene Partikel zwischen die beiden verbundenen Glieder allmählich einschob, ist in vieler Hinsicht höchst merkwürdig und lehrreich. Er zeigt, welch einen Weg Bezeichnungsmittel zurücklegen können, bis sie endlich zu einem Zwecke verwendbar werden, der zu ihrer Schöpfung weder Veranlassung, noch auch sie hervorzubringen im Stande gewesen war; er macht die Möglichkeit der Entstehung gesonderter sprachlicher Ausdrucksformen für bloß gedachte Verhältnisse anschaulich, dergleichen in der Außenwelt niemals ungesondert und zu Objecten für die sie abspiegelnde Vernunft geeignet gefunden werden, und führt uns überhaupt in eine Reihe von Erscheinungen zurück, deren Gesammtheit fast alle Möglichkeit der Sprache als Verständnißmittels aufzuheben scheinen.

Tschi bedeutet ursprünglich, und hie und da noch in der gegenwärtigen Sprache: hindurchgehen, einen Zwischenraum oder etwas Hemmendes, einen Weg, einen Fluß

durchschneiden; in diesem Sinne heißt es z. B. in dem Sittenbuche, bei Gelegenheit der Vorschriften über die dem Schüler obliegende Ehrfurcht: er solle den begegnenden Lehrer nicht fragen „so tschi, wo er hingehe."[55] Sodann heißt das Wort, von Pflanzen: die Erde durchbrechen, hervorkeimen, und als Hauptwort: Schößling. Diese Bedeutung ist es, welche das Schriftzeichen im Bilde wiedergiebt. Der Begriff geht einen Schritt weiter und bezieht sich auf das gewachsene Lebendige, in welchem Sinne es dem Laute und der Bedeutungsrichtung nach mit tse verwandt ist, da auch dies die Begriffe Schößling, Sohn und Jüngling vereinigt. Mit eben diesem tse zusammengesetzt zu tschi-tse heißt es insbesondere junges Weib; in dem alten Liederbuche Schiking bildet dieser oft mißdeutete Ausdruck[56] die weibliche Form zu kiun-tse, der Edle, der junge Fürst oder Herr, womit der Held eines Gedichtes oft bezeichnet wird. Schon dieser ohne alle Lautveränderung vorgegangene Begriffsfortschritt von so entfernt liegenden Anfängen bis zu Mann oder Weib ist merkwürdig genug; der bei weitem überwiegende spätere Gebrauch von tschi ist aber der noch abgeleitetere pronominale, nämlich für dieser, der sich aus der Bedeutung Mann eben so leicht erklärt, wie das deutsche man, und den das Wort gleichfalls mit tse gemein hat; nur daß tschi nicht für Subject und Nominativ gebraucht zu werden pflegt, sondern diesen, diesem, dieser, dies, ihm, ihn, ihr, sie, es und so fort im Dativ oder Accusativ heißt, oder sein, ihr im Genitiv. Und hier nun schließt sich die Abblassung bis zu bloßer Bezeichnung eines Genitivverhältnisses an. Während nämlich das wirkliche sein oder ihr meistens durch das sinnverwandte khi ausgedrückt

wird, entwickeln sich, da tschi besonders häufig auf das schon Genannte zurückdeutet, mit diesem Fürwort Redeweisen wie fu tschi kia „der Vater (oder des Vaters) sein Haus", welches in der Folge mit fu kia, Vater Haus, das ist: des Vaters Haus oder das Vaterhaus, ganz gleichbedeutend wird[57]. Man sieht, daß eine Verbindung von tschi in dem Sinne von er, mit einem Hauptwort, um sein auszudrücken, den Genitivbegriff eben so sehr in sich enthält, wie die zweier Hauptwörter in ähnlichem Verhältnisse; und daß dies Verhältniß also auch mit der Partikel keineswegs ausgedrückt, sondern auch hier nur hinzugedacht ist: woraus man schließen könnte, daß die Sprache bei ihrer Verwendung eigentlich nichts gewänne, was sie nicht, um sie zu verwenden, schon besessen haben müßte. Dasselbe läßt sich auch von einigen ferneren Entwicklungsphasen dieser Partikel sagen. Denn der Laut, von welchem wir reden, ist selbst hier noch nicht stehen geblieben, sondern hat sich, wie zu einem das ganze Sprachgebiet bis an seine Grenze erschöpfenden Laufe bestimmt, zuletzt bis zu einem Flexionszeichen von kaum merklicher Bedeutung abgeschwächt. Tschi steht zwischen Adjectiv und Substantiv, um das Adjectivverhältniß zu bezeichnen. In Fällen wie „hoher Berg", wo es der Beugungsendung verglichen werden kann, läßt sich dieser Gebrauch an den vorigen anschließen, so daß das Eigenschaftswort durch den Genitiv der Eigenschaft, wie im Hebräischen (z. B. in „Geist der Heiligkeit" für „heiliger Geist") umschrieben würde; aber aus Sätzen wie schan hao tschi je, der Berg ist hoch, oder eigentlich: der Berg ist ein hoher, wo tschi nur dem lateinischen us in altus entspricht, scheint vielmehr zu folgen, daß es sich nur um Ausdruck der Natur des Adjectivs, um

Verwandlung der Eigenschaft in ein mit ihr behaftetes Wesen, des Abstractums in ein Concretum handelte, wozu die Bedeutung Mann sich sehr wohl eignet, so daß zum Ausdruck des Begriffes hoher Berg die drei Begriffe hoch Mann Berg zusammentraten. Für diese letztere Auffassung spricht besonders der fernere participialische Gebrauch des Wortes tschi, wo dasselbe, wie in hao tschi shin, liebender Mensch, das Zeitwort in ein Eigenschaftswort verwandelt. Wie dem aber sein möge, so setzt doch der Ausdruck auch dieser sprachlichen Verhältnisse schon zu seiner Entstehung die vorläufige Auffassung derselben und ihr Vorhandensein auch in unvollkommeneren Ausdrucksweisen nothwendig voraus; denn das Adjectivische oder Participiale mußte in hao hoch, hao liebend, eben so wohl in Verbindung mit schan Berg, shin Mensch, als in Verbindung mit tschi gefühlt werden, und nur darauf, daß es in Verbindung mit tschi eben so wie mit jenen Wörtern wirkte, beruht die Möglichkeit, diese Partikel in der Folge zum Zwecke gleicher Wirkung zu verwenden.

Flectirende Sprachen lassen die Entwicklung der Flexion zwar im Ganzen nicht so deutlich verfolgen, da es gerade zu ihrer constituirenden Eigenthümlichkeit gehört, ihre Wörter mit den Beugungen, sobald sie vorhanden sind, in untrennbare Einheiten zu verschmelzen; aber es ist kaum zweifelhaft, daß alle Flexion auf diesem zufälligen Wege entstanden und zwischen die Stämme, ohne eigentlichen Gewinn für die Bedeutung, geschweige von ihr als Zweck veranlaßt, eingedrungen ist. Auch finden sich eben so schlagende Beispiele von der Herrschaft desselben Gesetzes in diesen Sprachen, oft den Ausdruck von Verhältnissen betreffend, welche von durch Beugung bezeichneten nur für eine zufällig entwickelte

Auffassung wahrhaft verschieden sind; und überhaupt kann jenes Gesetz für den Ausdruck des Verhältnisses in der Sprache als allgemein gültig betrachtet werden.

Ein Verschwinden der Sprache als Mittel der Mittheilung, durch Zerfallen in für diesen Zweck unbrauchbare Elemente, zeigt sich hierbei nirgends. Es ist vielmehr höchst lehrreich und als ein Beispiel der Verwandtschaft des Erkennenden mit dem Erkannten bemerkenswerth, wie die Sprachforschung, als sie in ihren ersten triebartigen Ahnungen das Zeitwort als das an sich Verständlichste auch für das Selbstständigste und keiner Erklärung aus Anderem Bedürftige gelten ließ, mit der Wahrheit der Sprache selbst, welche, von Anfang an verständlich, gleichfalls von dem Zeitworte als dem Verständlichsten ausgeht, wirklich vollkommen zusammentraf. Das Urtheil ist die Seele der Sprache und von jeher in ihr enthalten; es ist ihre ewige Energie, wie Sehen die des Auges. Weit entfernt daher, daß das Urtheil ursprünglich synthetisch aus Elementen zusammengesetzt wäre, zerlegt es sich vielmehr erst in der Folge; und die Wurzel, so lange sie allein steht, will nicht etwa das Schlagen ohne den Thäter oder den Erleidenden, sondern alles zugleich sagen. Auf diesem Standpunkte erscheint der Satz im Larvenzustande; er bewegt sich fortwährend durch einen langen Proceß dem Ziele gegliederter Gestalt zu: jedoch geschieht dies weder zu äußerlichen Zwecken, wie Erhöhung des Verständnisses, oder Erweiterung der Brauchbarkeit, noch auch durch ein mechanisches Mittel der Zusammensetzung, sondern einzig in Folge des allmählichen Herabsinkens eben solcher Satzkerne, die ursprünglich nicht weniger selbstständig gewesen, zu bloßen Gliedern eines andern, an welchen sie sodann immer stärker zur Einheit

hinzuzuwachsen streben. Im Verlaufe dieses Processes wird den Worten in steigendem Maße ihre Selbstständigkeit geraubt, bis endlich ein jedes nur noch im Verhältniß zum Satze bedeutungsvoll bleibt, und sein Inhalt von einem Gesammtausdrucke des Urtheils zu unbewegten, der Anwendung und Vereinigung harrenden Gedankenelementen herabsinkt, welche wir **Begriffe** nennen. Dieser Verlauf setzt sich die ganze Dauer des Bestehens der Wurzeln bis auf unsere Zeit hindurch fort, und sein Anfang bildet, nach der Innenseite der Sprache betrachtet, eben jene Scheidelinie, die wir von außen her zwischen dem Kerne der Wurzeln und den durch Wortbildungsvorgänge aus ihnen entwickelten Sprachtheilen wahrgenommen haben. Die jüngsten Wandlungen auf bekannten Sprachgebieten zeigen das durchgängig verbreitete Gesetz, alles was gemäß früherer Entwicklung dem Worte eine gewisse Sondereinheit im Satze verleihen konnte, aufzuheben, und zu ihm getretene, ein ihm an sich fremdes Begriffsverhältniß mit ihm zugleich ausdrückende Elemente durch selbstständige Worte zu ersetzen, sobald dieselben zu einer Verwendbarkeit für diesen Zweck gereift, das ist, von ihrer eigenen Begriffshöhe herabgesunken sind. So sehen wir deutlich den Begriff ab im Lateinischen (ab) zur Bezeichnung des Ablativbegriffes, im Englischen (of) zu der des Genitivs, ganz wie de in den romanischen Sprachen und viele andere sogenannte Partikeln, allmählich herabsinken; so daß die Flexion, wie es scheint, auf dem Wege begriffen ist, sich endlich ganz wieder zu verlieren. Einen Schritt weiter rückwärts sehen wir in allen Sprachen durch eine gleiche Herabsetzung des Begriffswerthes gewisse Wörter das vorher auch nicht durch Flexion Ausgedrückte, sondern nur Mitverstandene selbstständig bezeichnen;

wir sehen die sogenannte Copula aus Worten des Daseins, Werdens, Wachsens, Aufstehens hervortreten, indeß die Vorzeit in Sätzen wie: das Kind klein, kein ist und war vermißt hatte. — Es ist eine des Nachdenkens gewiß würdige Frage, auf welchem Wege der Mensch zu dem Begriffe des Und gelangt sei, einer Verbindung zwischen zwei Gegenständen, die nur sein Gedanke erzeugt, und die doch in Wirklichkeit nicht, wie der Sprachlaut sie darstellt, ein Drittes zwischen dem Verbundenen ist. Sollte etwa die Sprache von einer logischen Form in unserem Innern, in welcher auch die Gleichstellung so verbundener Begriffe ihre Stelle findet, abhängig, und demgemäß nicht bloß das von der Außenwelt, sondern eben so sehr das von jenem Schema mit Nothwendigkeit Gebotene wieder zu geben gezwungen sein? Dann aber wäre sie vernunftgemäß, und nach dem Muster der fertigen, ohne sie und vor ihr vorhandenen Vernunft als ihr bloßer Ausdruck, nicht mit und vor ihr entstanden, als ihr Körper und ihre Bedingung. Alle Sprachen zeigen hier mehr oder weniger deutliche Spuren einer älteren Ausdrucksweise, der Aneinanderreihung zusammengefaßter Begriffe ohne verbindendes Mittelglied: bei größeren Reihen ist sie für alle Glieder außer dem letzten noch jetzt gewöhnlich, und auch auf dieses erstreckt sie sich bei stärkerer Erregtheit, z. B. „Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben"; aber Reste des Uralterthums zeigen sie ohne solche Einschränkung. „Sonne, Mond weilet im Zelte — wie Schwalbe, Kranich so klage ich — wie Lamm, Rind zur Schlachtbank geführt", sagten noch die Propheten, zum Theil bis vor einem Jahrtausend mißverstanden, wegen des Gegensatzes zu dem Ausdrucke jüngerer Zeit[38]. In den Vedaliedern aber ist nichts gewöhnlicher als

dieser Gebrauch; desgleichen in der hierin wie sonst alterthümlichen Schriftsprache der Chinesen. Daß er dereinst in allen Sprachen der einzige war, zeigt der allgemeine Ursprung der Verbindungswörter: sie sind nicht von Anfang an geeignet, einfach zu verbinden, sie treten vielmehr zuerst nur zur Vergleichung oder Entgegensetzung im Sinne von sowohl — als auch oder einem ähnlichen, und zwar meist paarweise auf. So ist es mit dem ältesten indogermanischen Worte dieser Art ca, que, τε; so geht das homerische Wort ἠδέ deutlich aus ἠμέν — ἠδέ hervor, welches zwei verschiedene Fälle einander gleichstellt. Das deutsche und bedeutet im Nibelungenlied auch noch wie und welcher. Es wird kaum der Ausführung bedürfen, daß auch oder, in dessen Begriff wir den des und ursprünglich hinüberspielen sehen, von der stärksten Verschiedenheit, nämlich dem eigentlichen Gegensatze, dem entweder — oder ausgeht; daß auch dieses Verhältniß in allen schwächeren Fällen ohne Bezeichnung blieb, und sein Ausdruck sich aus der Doppelgliederung der Gegensätze entwickelt. Das alte vâ, ve ist hiervon ein bekanntes Beispiel. Aber auch in ihrer ältesten und stärksten Bedeutung sind verbindende Partikeln nicht ursprünglich; sie lassen sich entweder, wie die erwähnten, bis zu einer Fürwortfamilie, von welcher sie stammen, oder, und dies trifft wenigere und jüngere, wie z. B. sammt, bis zu Zeitwörtern des Verbindens zurückverfolgen. Hieraus ergibt sich, daß sie nur zufällig im Verlaufe ihrer Entwicklung ihre wortverbindende Fähigkeit erlangt haben, und daß zum Zwecke bloßer Begriffsverbindung niemals ein Wort gebildet worden ist. Wenn wir nun aber genöthigt sind, jedem solchen Entwicklungsverlaufe eine bestimmte Zeit zuzumessen, so führt ein fernerer Schritt uns in den

Zustand zurück, wo zur Verwendung für diesen Zweck noch kein Wort gereift, und also, wovon noch manche alte Liederstelle, vor allem der Chinesen, die Möglichkeit veranschaulichen kann, eine solche Verbindung nur verstanden, niemals bezeichnet war.

Von der Entwicklung der Flexion ist in den indogermanischen Sprachen einer der interessantesten und wohl auch sichersten Fälle die der uralten, durch alle diese Sprachen hindurchlaufenden und in ihnen allen sehr ausgebreiteten, vielfach grammatisch wichtigen Nominativendung s. Diese Endung ist nicht nur in den Wörtern rex, bonus, πολίτης, βασιλεύς vorhanden, sondern in der Länge des letzten Vocals verborgen auch in τέκτων, für τεκτονς; nicht nur im gothischen sunus, Sohn, gasts Gast, sondern auch im deutschen armer, gothisch arms, er, gothisch und lateinisch is. Daß dieses s aus dem hinweisenden Fürwort oder Artikel, im Gothischen und Sanskrit sa, entstanden ist — wie auch Benfey annimmt[59] — scheint aus folgendem Umstand hervorzugehen. Der Artikel sa selbst hat, und zwar in Uebereinstimmung mit dem griechischen ὁ, gegen alle sonstige Analogie das Nominativ-s nicht: wenn nämlich naras, Mann, so viel ist als nara-sa, Mann der, so konnte sa nicht füglich ein neues s zu sich nehmen, solange dessen Bedeutung unvergessen war. Die Absicht der Nominativendung war eigentlich die Hervorhebung des Subjects durch Hindeutung; das dazu verwandte Fürwort ist selbst nur in diesem Sinne, nur im Nominativ gebräuchlich; es gibt neben dem griechischen ὁ kein ὄν, sondern dafür das mit unserem den übereinstimmende τόν, ähnlich wie wir im Chinesischen verschiedene Pronomina für die verschiedenen Casusbezeichnungen gewählt

gefunden haben. Was bedeutete dieses demonstrative sa nun ursprünglich? Vermuthlich nichts anderes, als die gleichlautende Vorsilbe in den Sanskritzusammensetzungen sa-bhârja mit dem Weibe, sodara aus Einem Schoße, Bruder, sa-manas desselben Sinnes, sa-dṛça, ebenso aussehend, ähnlich, sa-kṛit, einmal, oder als das griechische ἁ, ἀ, ὁ in ἁπλόος, einfach, ἅπαξ einmal, ἀδελφός Bruder ὅπατρος, denselben Vater habend; nämlich: zusammen, vereint, das Nämliche oder Gleiches habend, also ganz soviel wie die längeren Formen sam, sama, griechisch ἅμα und ὁμο. — Im Gothischen ist sa sama, im englischen the same der Nämliche; in den slavischen Sprachen hat sam den Begriff selbst entwickelt, von welchem auch unser derselbe ausgeht; und diese Bedeutungen möchten wohl dem Sinne jener subjectbezeichnenden Nominativendung am nächsten kommen, welche dann mit ihrem Hauptwort so viel heißen sollte als derselbe Mann, oder der Mann selbst. Der Begriff des Fürworts sa ist demnach ursprünglich der einer Verbalwurzel, welche ihm ganz gleich lautete, aber den Begriff in sich trug, der noch heute in sammeln, gesammt, zusammen vorhanden ist. — Benfey[60] leitet übrigens von eben der Partikel sa, zusammen, mit, die Mehrheitsendung as (lateinisch es) ab; wenn mit Recht, so muß die Verwendung des gleichen Ausdrucksmittels für zwei so sehr verschiedene grammatische Verhältnisse noch ein besonderes Interesse erregen.

Wenn wir uns alle Flexion etwa auf dem Wege entstanden denken, den solche und ähnliche Beispiele uns vorzeichnen, (wozu wir bei ihrer großen Zahl wohl berechtigt sind), so folgt von selbst, daß alles Grammatische im weitesten und tiefsten Sinne dieses Wortes — Alles was mit den

Wortwurzeln vor sich gegangen, während sie sich aus Urtheilskeimen zu Begriffen umwandelten — Resultat eines vom Laute unabhängigen Bedeutungswechsels gewesen sein muß. Denn ein jeder Laut, der zur Unterstützung einer solchen Bedeutungswandlung verwendet werden sollte, mußte sie selbst erst an sich durchgemacht haben. Es ist undenkbar, daß die Flexion aus Zeitwortbegriffen entspringen und selbst dazu wieder der Flexion bedürfen sollte.

Freilich drängt sich uns hier unausweichlich die Bemerkung auf, daß ein Verständniß ohne Bezeichnung in einer Menge solcher Fälle kaum zu denken ist. Welch eine Gefahr des Mißverständnisses mußte nicht schon eine Art des Ausdrucks mit sich führen, welche Vater und Sohn von Vater oder Sohn zu unterscheiden nicht im Stande war, indem für beides die bloße Nebeneinanderstellung der Hauptwörter genügen sollte! Ist es nicht anzunehmen, daß Irrungen aller Art, welche der Sprechende in Folge zweideutiger Sprachverbindungen von Seiten des Hörers nothwendig erfuhr, ihn alsdann ein Ausdrucksmittel zu ihrer Beseitigung auszudenken reizte? Allerdings mögen die Unterscheidung besonders herausfordernde Gelegenheiten die Anwendung wirklicher Bezeichnung befördert haben, aber da sie dieselben weder geschaffen haben, noch schaffen konnten, so würde die Sprache, so lange sie nicht von anderen Punkten aus ein Mittel für sie entwickelt hatte, ein unvollkommenes Werkzeug der Mittheilung gewesen sein, sofern sie keinen Weg darbot, ein der Vernunft des Sprechenden vorschwebendes Verhältniß in die Seele des Hörenden ebenso begreifbar hinüberzuführen.

Auch lehrt der bloße Augenschein, daß Mißverständniß in der Sprache aller Zeiten wirklich stattfindet und trotz der

höchsten Ausbildung des Ausdrucks mitunter nicht ganz zu vermeiden ist. Umgekehrt kann aber auch der unvollkommenste Ausdruck bisweilen für den Zweck des Verstehens ebenso wie der vollkommenste genügen. Ein Einwohner von Fo-kien, welcher den Arzt, den er zu Rathe ziehen will, mit den Worten bun beng begrüßt [61], denkt, obgleich diese Worte an sich nichts anderes heißen als hören und Namen, dennoch ebendasselbe unter ihnen und wird ebenso verstanden, als ob er den für unsere Auffassung entsprechenden Satz ausspräche: „ich habe von Deinem Namen gehört." Beide entgegengesetzte Fälle haben eine und dieselbe Ursache. Die Sprache bleibt der zufälligen und rein äußerlichen Unterstützung mitten in ihrer Vollendung doch immer noch bedürftig, welche von Voraussetzungen aller Art, von der sämmtlichen Umgebung und den Verhältnissen erwartet wird, und ohne welche sie unverständlich werden würde, wie alte Gesänge ohne geschichtliche Erläuterung. Je weiter wir rückwärts gehen, um so stärker ist das Verständniß an die Wirkung solcher äußeren, im Worte selbst nicht anzutreffenden Hebel geknüpft. Während die Sprache sich zuletzt auf die Stufe erhebt, fast ganz auf sich selber ruhen zu können, und eine allgemeine Wahrheit durch sich allein hinlänglich verständlich ist, unter welchen Umständen und aus wessen Munde sie immer vernommen werde, und wer auch der Hörende und Sprechende sei, ja auch wenn Beide nicht sind, sondern ein Blatt mit Lautschrift den Einen wie den Andern in allgemeine Abstracte unbestimmter Persönlichkeiten auflöst: so fallen dagegen in der Kindheit des Ausdrucks alle Umstände des Mitgetheilten, die den Mittheilenden nicht unmittelbar selbst erregen, jenseits der Sprache, und das Maß der Gleich-

gestimmtheit zwischen ihm und seinem Hörer bestimmt allein das des Verständnisses. Da wir nun rückwärts blickend eine immer größere Menge der Mittheilung als bloßen Nebenumstand von dem Kerne des Mitgetheilten abgelöst sehen, so wird es uns endlich wohl auch begreifbar, wenn nichts als das Geschehen selbst noch von ihm übrig, alles Andere aber, sogar der Thäter, von welchem das Geschehende ausgeht, von Seiten des Redenden, als dem unmittelbaren Anstoße, der den Sprachlaut verursacht, fernliegend, verschwiegen, von Seiten des Hörenden aber höchstens errathen bleibt. Dieser Zustand nun muß in einer Zeit geherrscht haben, wo keine Sprachwurzel über den verbalen Sinn hinausging, welcher das Geschehen ohne alle nähere Bestimmung und sonst nichts enthielt. Er ist geeignet, die Vorstellung eines dem unsern sehr ungleichen Verhaltens der Menschen zu einander zu erwecken, da die Verwendung der Sprache fast nothwendig auf den Fall gemeinsamer Anschauung des Besprochenen beschränkt war, und freie Mittheilung als Ersatz des Erlebens, wie er für uns den eigentlichen und unschätzbaren Werth der Sprache bildet, keine Wirkung hoffen konnte.

Die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, die wir für die Urzeit einräumen müssen, läßt sich übrigens auch noch auf eine andere Weise auffassen, wenn man nämlich annimmt, daß der Gegensatz des Verständnisses zwischen Hörenden und Sprechenden damals nicht so sehr groß gewesen sei, weil diese nichts mehr und nichts Bestimmteres sagen wollten, als wozu der damalige Sprachzustand eben ausreichte. Wir selbst finden zuweilen unsere eigene Sprache bei Vergleichung mit anderen theilweise mangelhaft, ohne daß wir doch jemals vorher diesen Mangel gefühlt hatten: was wir nicht sagen

konnten, war uns zu sagen niemals in den Sinn gekommen. Auf der andern Seite sehen wir uns gegen andere Sprachen, namentlich alte, mit der unsrigen vielfach im Vortheil, insofern sie Mittel der Unterscheidung verwandter Verhältnisse besitzt, wie sie jenen abgehen; aber alsdann zeigt es sich deutlich, daß daselbst kein Kampf der Vernunft mit der Sprache, keine Erhebung der Gedanken des Redenden über das Gesprochene stattfindet, sondern er selbst gibt sich leicht als eben so sehr in dem Glauben an die Einheit des von uns Unterschiednen befangen kund, wie es nur immer irgend ein Hörer war. Wenn wir die Schicksale des griechischen Wortes καλός, welches nach unserer Art zu denken schön und gut zugleich bedeutete, durch die Schriften selbst der Philosophen hindurch verfolgen, so werden wir unwidersprechlich finden, daß sogar die wissenschaftlich geschärfte Vernunft die Sprache hier nicht überbot, und Niemand durch das Hören dieses Wortes den Sinn Dessen, der es sprach, vollkommen zu erfassen verhindert werden konnte, da dieser selbst nicht mehr noch minder unvollkommen jene Begriffe unterschied. Uns liegt es fern, den Unterschied zwischen can und may, savoir und pouvoir festzuhalten, den unsere Nachbarvölker machen; die Sprache der Bibel befindet sich gegen uns in Betreff der Begriffe dürfen und können in derselben Lage.[62] Wenn dieß nun bloße Mangelhaftigkeit des Ausdrucks wäre, so würde die reichere Sprache einen solchen Mangel beseitigen und dem beabsichtigten Gedanken zu Hülfe kommen können; allein dies ist so wenig der Fall, daß größerer Reichthum ein vielleicht stärkeres Hinderniß als größere Armuth für die Wiedergabe des Gedankens in einer andern Sprache bildet. Der unbestimmte Ausdruck nähert

sich hier mehr dem einen, dort mehr dem andern unter den trennbaren Begriffen, die er vereinigt, aber er entspricht niemals einem derselben ausschließlich, sondern bringt stets ein Gemisch ihrer aller vor die Seele, welche von diesem Begriffsaccorde eigenthümlich erklingt und oft dunkler und mächtiger zugleich als von jedem seiner Theile bewegt und ergriffen wird. Darum ist es auch nicht möglich, die vedischen und homerischen Gedichte, oder auch die Bibel, wirklich zu übersetzen: denn indeß wir ihnen nothgedrungen eine Schärfe vereinzelten Gedankens leihen, welche sie nicht wollen konnten, entschwindet uns die gewaltige Gesammtwirkung einer Welt naiv vermischter und in einander fluthender Stimmungseindrücke und der Schwung durch keine Verstandessonderung gebrochener Gefühle. In der Armuth und Einfalt der Sprache liegt ein Reiz für uns, der aus der Sehnsucht nach Erlösung von dem Verstande selbst entspringt; und wenn sie daher in dem Zustande völliger Klarheit noch Reste ihrer alten Unfähigkeit des Unterscheidens erhalten hat, so besitzt sie hierin ein wahres Vermögen, die Gedanken zu verbergen, welches nicht nur für die Zwecke theils zart, theils schlau doppelsinniger Feinheit wirksam und wichtig, sondern auch durch unbestimmte Erregung der Empfindung dichterisch bedeutsam ist: denn hierdurch entsteht eine Dämpfung der allzugrellen Helligkeit der Verstandeserkenntniß, welche den des Halblichtes bedürftigen Zauber der Phantasie zerstören würde. Absichtliche und künstliche Unbestimmtheit dieser Art bewirkt also heute nicht sowohl Mißverständniß, als die sanfte Spannung der Ungewißheit oder ein freieres Schwanken der Seele zwischen Möglichkeiten, welche ungeschieden in dem Ausdrucke enthalten sind. Um so mehr mußte ohne Zweifel vor

aller Entstehung von Unterscheidungsmitteln das Vielfache untrennbar zugleich wirkend in dem ungesonderten Begriffe wie im Keime zusammengeschlossen liegen; und es ist gewiß nichts weniger als unglaublich, daß dereinst kein weil und als entschied, noch auch entscheiden konnte, oder der Forderung der Vernunft nach mußte, wo ein da dieselbe zwischen den Anschauungen des Grundes und der bloßen Zeitfolge im Dunkel schweben ließ; daß kein darum und dadurch den Zweck der Entstehungsursache gegenüberstellte, zu einer Zeit, wo keine andere Ursache als zureichend gedacht werden und keine Frage nach einer andern Ursache jemals auftauchen konnte, als die zugleich Zweck oder Motiv war: denn auch die Stoffe, an denen jedesmal die Vernunft sich übt, bleiben stets im Verhältniß mit ihrer eigenen Ausbildung. In unzähligen Fällen ist der Ausdruck des Begriffes des Nämlichen aus einer alten Zeit, verglichen mit dem unsrigen, doch nicht der Ausdruck des nämlichen Begriffes, und das Mißverständniß nicht auf Seiten des damaligen Hörers, sondern auf der unsern, die wir das Eine dem Vielseitigen unterschieben, dem Seelenzustande des Redenden entgegen, welchen zu fassen doch allein Verstehen heißt.

Wollen wir indessen alle Unvollkommenheit des Ausdrucks aus dieser Quelle leiten, und das Mißverständniß aus der Sprache dadurch entfernen, daß wir jede vieldeutige Ausdrucksweise vielmehr als Ausdruck eines unbestimmten Denkens erklären, so werden wir von der Sprachforschung bald auf Sprachmittel von so großer Dunkelheit geführt, daß ein in diesen Mitteln des Ausdrucks wirklich aufgehendes Denken nicht mehr Denken bliebe.

Sowie nämlich die Wurzel keineswegs als solche schon

die letzte Lauteinheit der Sprache in sich darstellte, ebenso ist auch der Begriff vor seinem Zustande als Urtheilskeim durch eine ältere Stufe der Entwicklung hindurch gegangen. Wir dürfen für das Geschehende, welches wir in der Gesammtsumme der Wortwurzeln ausdrückbar vorfinden, jenseits ihrer Bildungsperiode eine Abnahme vermuthen; nur wird, wie das Wort, in so kleine Theile wir die Wurzel auch zerfällen mögen, niemals etwas einfacheres werden kann, als immer wieder eine Wurzel, ebenso auch das in seiner einfachsten Form auftretende Urtheil, sobald wir aus den Begriffen auf dieses als ihren Kern gelangt sind, immer Urtheil bleiben und in nichts einfacheres Anderes aufzulösen sein. Wenn die Verfolgung der Geschichte des Ausdrucks uns bis jetzt auf einen Punkt geführt hat, wo die Bezeichnung alles Umständlichen aus den Sätzen schwindet und nur die des Urtheils allein zurückbleibt, so muß jede weitere Verminderung dieses selbst betreffen und eine Unmöglichkeit nach sich ziehen, jedes Geschehende in demselben Umfange, wie die Verbalwurzeln es gestatten, mitzutheilen. Eine solche Verminderung möglicher Urtheile, nicht bloßes Verschweigen ihrer Nebenumstände, erscheint in vielen Fällen schon auf dem Wendepunkte nothwendig, bei dessen Betrachtung wir hier angelangt sind, wo nämlich die Wurzeln nur noch zum Ausdrucke des Verbalen geeignet waren; vorausgesetzt selbst, daß alle ihre verbalen Bedeutungen in diesem Augenblicke bereits vollständig entwickelt gewesen wären. Denn alsdann konnte nichts derartiges, wie: das Feuer leuchtet, sondern nur etwa anstatt dessen: es brennt und leuchtet ausgedrückt werden, und selbst eine solche Häufung der Urtheile war zur Vertretung von Begriffsverbindungen, wie: das Kind wächst,

das Kind ist groß unmöglich, sofern die Begriffe Kind und groß selbst gleichfalls aus dem Begriffe wachsen hervorgegangen, und also so lange sie sich nicht von diesem getrennt haben, gar nicht mit ihm zu verbinden sind. Nun aber ist es ferner unzweifelhaft, daß eine Voraussetzung dieser Art, nach welcher die Würzeln ihre verbalen Bedeutungen vorläufig sämmtlich ausgebildet hätten, ehe sie zu Substantivbegriffen übergingen, der Wahrheit nicht entspricht. Außerdem sind auch die verschiedenen Zeitwortbegriffe einer Wurzel nicht alle gleichzeitig entstanden, sondern die einen aus den andern als ihren Ursachen entsprungen, wie denn die erwähnte chinesische Wurzel tschi gewiß nicht zufällig wachsen und hindurchgehen zugleich bedeutet, sondern indem das Wachsen als ein Hindurchbrechen betrachtet und nach diesem benannt ist; und so sinkt denn der Rest dessen, was von einem ganzen Satze wirklich noch im Worte bezeichnet bleibt, augenscheinlich fast auf ein völliges Nichts herab, und die Sprache muß alsbald gänzlich aufhören, überhaupt noch ein Organ der Mittheilung zu sein.

Daß sie hierzu in einer fernen Vergangenheit in der That unbrauchbar gewesen sei, hat sich uns bereits auf anderem Wege aus der Vieldeutigkeit der Wurzeln, welche sich gegen den Anfang der Sprache hin in Alldeutigkeit auflöst, ergeben. Doch nun spricht die Analogie einer hinter der Vieldeutigkeit, welche der Bestimmtheit der Bedeutung vorausgeht, aufs Neue zum Vorschein kommenden früheren Eindeutigkeit, wie wir sie nicht nur an der ältesten grammatischen Begriffsausbildung, sondern soeben auch an der Entwicklung verschiedener Verbalbegriffe aus einander bemerkt haben, sehr bestimmt für die Möglichkeit einer gleichen

Entwicklung aller Vieldeutigkeit überhaupt. Denn da wir gesehen haben, daß Bedeutungszunahme ohne Lautveränderung sehr wohl möglich, ja sogar eben so sehr, wie gleichzeitige Bedeutungsmehrheit bei Lauteinheit, Regel ist, warum sollten die sämmtlichen verschiedenen Begriffe, welche wir in einer einzelnen Wurzel zusammenfinden, nicht auf gleiche Weise allmählich in ihr aus einem einzigen entsprungen sein?

Es ist von Seiten des Begriffes an und für sich ebenso erklärlich, seiner bis hierher überall nachgewiesenen Gleichgültigkeit für den Laut aber nur um soviel angemessener, daß sich die Sprache ihrem geistigen Inhalte nach an einem einzigen Laute vollständig entfaltete, als an mehreren bruchstücksweise. Wenn die wenigen und äußerst einfachen verschiedenen Lautelemente, aus denen die Wurzeln zu einer gewissen Zeit wahrscheinlich bestanden haben, nichts als Variationen eines einzigen sein sollten, so würde eine solche Zurückführung seines Begriffsgehaltes ganz zuletzt an die Stelle der Alldeutigkeit, oder der größten Unfähigkeit der Unterscheidung durch den Ausdruck, die größte denkbare Armuth an Begriffen, nämlich den Besitz eines einzigen setzen: so daß nicht etwa Vieles gleich, sondern überhaupt nur Eines ausgedrückt ward und werden sollte, worauf zunächst Vielheit des Auszudrückenden und erst in der Folge Vielheit des Ausdrucks sich entwickelte. Dies ist aber offenbar, was den geistigen Gehalt der Sprache betrifft, eine Entwicklung fast aus Nichts; und wir werden daher in Wahrheit Einsicht in die Entstehung der Sprache selbst vor uns eröffnet und ihre ersten Ursprünge dem Verständnisse nahegerückt sehen, falls es möglich sein wird, den Vorgang der Entfaltung des Begriffes in den Lauten, und dennoch von den Lauten unabhängig,

aus ihren Gründen zu begreifen, und die unveränderte Geltung des Gesetzes, wonach sie sich vollzieht, auch für jene ferne Urzeit nachzuweisen.

Das eigentliche, in Folge einer solchen Betrachtung hervortretende Grundproblem der Sprache für alle Stufen ihrer Ausbildung und die ganze Dauer ihres Daseins liegt nämlich in dem Gegensatze zweier Thatsachen, welche beide gleich unbestreitbar sind. Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist sowohl für die Möglichkeit der Mittheilung unentbehrlich und durch ihre eigene Höhe Maßstab für deren Umfang, als auch, wie die Erfahrung zeigt, unausbleibliche Folge der Erweiterung des Besitzes an auszudrückenden Objecten; andererseits aber ist nichts in den Lauten aufzufinden oder auch nur vorauszusetzen, wodurch sie vermöge einer besonderen Wahlverwandtschaft des einen für das eine, des andern für das andere Object zu einer solchen erwiesenen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks Veranlassung werden könnten. Daß zum Beispiel das Genitivverhältniß zum Zwecke vollkommener Deutlichkeit einer Bezeichnung bedarf, und daß es zu einer solchen, nachdem der Begriff dieses Verhältnisses sich erst entwickelt hat, auch wirklich kommt, sehen wir; daß aber in einem Worte wie etwa tschi ein Mittel zu derselben entsteht, ist augenscheinlich ganz grundlos. Uebergänge aus andern Bedeutungen, zunächst des besitzanzeigenden Fürwortes, liegen vor; man kann zugeben, daß ein Wort mit dieser Bedeutung sich zur Verwendung als Genitivpartikel vorzüglich eignete. Doch wie war es zu jener älteren Bedeutung gelangt? Offenbar wegen einer anderen noch älteren. Nun gibt es aber Wörter genug, in welchen sich dieselbe ältere Bedeutung ohne die jüngeren, z. B. die Bedeutung dies ohne die damit begründete eines Genitivzeichens, oder

Mann ohne dies, wachsen ohne Mann, hindurchgehen ohne wachsen und so weiter findet. Das Wort Greis eignet sich zu seiner gegenwärtigen Bedeutung ohne Zweifel sehr wohl: es bedeutet grau, und der Greis ist grau. Aber warum hat grau nicht eben dieselbe ehrwürdige Bedeutung entwickelt? Wenn hier Absicht überhaupt obgewaltet haben kann, so konnte es nur in so weit geschehen, als die Auswahl bloß unter dem Geeigneten getroffen wurde; aber für die Auswahl selbst ist kein Grund einzusehen.

Und dennoch ist gerade dieses Grundlose das wahrhaft Zweckmäßige, ja unentbehrlich Nothwendige. Denken wir uns, das Wort grau habe schon um dieser seiner eigenen Bedeutung willen auch die des Wortes Greis entwickeln müssen, und die Sätze: der Greis ist grau, der Greis ist nicht grau, werden unmöglich; denken wir uns, ein jedes Zeitwort von der Bedeutung hindurchgehen habe die ganze Entwicklung bis zum Begriffe des Fürwortes sein durchlaufen müssen, so gäbe es kein solches Fürwort. Gerade von der Verschiedenheit des Verhaltens mehrerer Laute hängt die Möglichkeit des Verständnisses eines jeden einzelnen ab. Selbst ein zweideutiges Wort wird nur unter Voraussetzung andersdeutiger anderer verständlich. Wenn tschi der einzige Laut der chinesischen Sprache wäre, so könnte dies Wort niemals als Bezeichnung eines grammatischen Verhältnisses erkannt werden, weil nur die Stellung zwischen zwei Hauptwörtern, die sich in diesem Verhältnisse befinden, es als solche kenntlich macht, diese Hauptwörter selbst also doch einigermaßen verstanden sein müssen, welches bei einer Reihe von beständigen Wiederholungen des Lautes tschi unmöglich sein würde.[63] Ganz dieselbe Unmöglichkeit erfolgte, wenn

noch so viele Laute, aber sämmtlich mit gleich entwickelten Bedeutungen vorhanden wären. Ueberhaupt suchen und finden wir Aufklärung über das Zweideutige wenigstens in dem Zusammenhang, oft selbst der Worte gegenseitig, überall aber der Silben; und im Chinesischen tritt hier noch der merkwürdige Unterschied ein, daß ein jedes Wort in seiner Einsilbigkeit an sich abgeschlossen und sinnvoll, aber wegen seiner Vieldeutigkeit zugleich für sich allein ebenso unverständlich, wie in andern Sprachen ein bloßer Theil des Wortes ist. Gerade darum bedient sich daher diese Sprache des oben erwähnten Hülfsmittels der Begriffsbeschränkung durch Zusammensetzung nicht nur wie wir in Lerchenbaum, sondern auch, und zwar besonders häufig, als Zusammenstellung des Gleich- oder Aehnlichbedeutenden, so als ob wir etwa Schneereif, Reifring bilden wollten. Im Wesentlichen ist diese wie jene Art der Begriffsbeschränkung Kreuzung, wobei das Mehrdeutige sich in einem gemeinsamen Punkte durchschneidet, und so die bestimmte auf diesem Berührungspunkte liegende Bedeutung gewinnt. Auf dies Princip kommt alle wechselseitige Aufklärung zu einem Satze zusammengestellter Lauttheile in allen Sprachen zuletzt zurück. Falls nun alle Laute eine übereinstimmende Bedeutungsentwicklung erfahren hätten, so würden sie sich nicht in einem oder einigen, sondern in allen Punkten berühren, und also durch Zusammenstellung um nichts verständlicher werden. Hingegen ist es auf der andern Seite keineswegs für das Verständniß erforderlich, daß ein jeder Laut von Anfang an eine besondere, ihm irgendwie homogene und gewissermaßen positiv von den übrigen verschiedene Bedeutung gehabt habe, wenn nur negativ, indem gewisse Bedeutungen hier, andere dort sich

nicht entwickelten, ein Unterschied, auch bei wesentlicher und anfangs völliger Gleichheit, möglich ward.

Diese Vermittlung zwischen der erkannten Selbstständigkeit des Lautes wie des Begriffes, und der erfahrungsmäßigen Bestimmung des einen durch den anderen: daß nämlich Begriffsverschiedenheit an Lautverschiedenheit zwar geknüpft sei, aber nicht wesentlich, sondern durch die nothwendigerweise von einander abweichenden zufälligen Schicksale verschiedener Laute, findet noch unter unseren Augen ihre volle Bestätigung in der täglichen Wirklichkeit. Es läßt sich in lebendigen Vorgängen um uns und nachweisbar in der Vergangenheit überall beobachten, wie Laute, nachdem sie aus einer einzigen ursprünglichen Form durch verschiedenartige Abweichung in mehrere zerfallen sind, alsdann von diesem Augenblicke und weiter, wie dies nicht anders zu erwarten ist, eine mehrfache Entwicklung ihres ursprünglichen Begriffes erfahren, insbesondere aber dessen Inhalt unter sich vertheilen, ohne daß die besondere Form des Lautes mit dem besonderen Inhalte an Begriffen in einem näheren Zusammenhange stünde. Beet zum Beispiel ist nichts als eine abweichende Aussprache des Wortes Bett, von dem es sich bloß im Neuhochdeutschen unterscheidet; Dinte nennen wir nur den Färbestoff zum Schreiben, Tinte hingegen wird von Gemälden gebraucht, obwohl beides Entlehnungen aus dem lateinischen Worte tincta sind, welches jeden aufgestrichenen Färbestoff bezeichnet[64]; die Unterscheidung zwischen daß als Bindewort und das als Fürwort und Artikel stammt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Und wenn es hier etwa scheinen könnte, als handle es sich um absichtliche Unterscheidung durch Veränderung des Lautes, so ist es doch wenigstens in

Beispielen wie Lande gegen Länder unverkennbar, daß kein Gegensatz der Dinge in der Außenwelt eine nothwendige Scheidung der Formen, sondern nur die Verwendung einer doppelten Form eine zufällige Spaltung des Gebrauches in einen edleren und unedleren Theil herbeigeführt hat. Ebenso verhält es sich mit dem Gebrauch von Gesichte für Erscheinungen, welches ehedem ganz eben dasselbe wie Gesichter hieß. Von Ableitungen eines und desselben Stammes, welche in ihrer Bedeutung verschieden bestimmt sind, leuchtet es in unzähligen Fällen schon durch bloße Dialectvergleichung, noch mehr durch Sprachvergleichung ein, daß in der ableitenden Form nichts vorhanden war, was gerade diese Seite des Begriffs nothwendig gemacht haben kann, daß vielmehr der Sprachgebrauch allein dieses Besondere, und zwar in verwandten Sprachen an verschiedenen Wortformen entwickelt hat. Entwicklungsvorgänge dieser Art, weit entfernt sich auf die Gegenwart und jüngste Vergangenheit zu beschränken, erstrecken sich vielmehr in ein entlegenes, kaum zu ermessendes Alterthum. Die Beobachtung der oben dargestellten frühesten Lautumwandlungen zeigt dies hinlänglich. Die blos mechanische Ursache dieser Lautumwandlungen und ihre völlige Unabhängigkeit von allem Geistigen ist festgestellt; es ist gewiß, daß die Wahl organgerechterer Laute zum Zwecke der Vermeidung schwierig gewordener Verbindungen — z. B. des p oder eines andern Consonanten anstatt einer Anlautgruppe wie kv, oder Wandlung des folgenden Vocallautes, oder endlich spurloser Wegfall der Gruppe — ohne alle Rücksicht auf den Begriff der Wörter, an denen diese Erscheinungen vor sich gehen, statt hat. Nun ist es eine höchst merkwürdige und folgenreiche Thatsache, daß, wie bereits angedeutet, zur

Vermeidung eines und desselben Lautes nicht nur an einem Worte in verschiedenen Sprachen, und an verschiedenen in einer und derselben, sondern selbst an einem und demselben Worte einer und derselben Sprache unter mehreren freistehenden Auskunftsmitteln verschiedene gewählt worden, und so aus einem einzigen Worte mehrere entstanden sind, ohne daß diese Vermehrung in der Absicht der Sprache gelegen hätte. Hier sehen wir nun überall Begriffsscheidung an die Wortscheidung, welche offenbar die vorausgehende von beiden Erscheinungen ist, sich anschließen, obgleich in den besonderen Lauten unläugbar nichts ist, was die besonderen Bedeutungen vorzugsweise veranlaßte. So ist ἄνθος, wie wir gesehen haben, lautlich nichts anderes als ὄνθος und μίνθος; dennoch haben diese die häßlichen Sonderbedeutungen des Kothes, jenes die zarte einer glänzenden Farbe entwickelt. Die Wurzel svar, tönen, die wir oben mit surren und schwirren zusammengestellt haben, heißt in den Vedaliedern: loben; in einigen Kunstausdrücken des Sanskrit, wie svara, Ton, Vocal, Accent, anusvâra, Nachklang, dient sie zur Bezeichnung musikalischer und sprachlicher Laute; im Deutschen ist schwören feierliche Betheuerung; im Lateinischen sermo Gespräch; im Griechischen ῥῆμα jeder Ausspruch, und εἴρηκα ich habe gesagt; im Schwedischen steht neben svårja schwören, noch svara (welches sich mit der Vorsilbe and auch im englischen answer findet): es bedeutet antworten, zuerst wie es scheint von gerichtlicher Verantwortung. Im Slavischen endlich ist svara Zank.

Und in Wirklichkeit bedürfte es nur der Betrachtung aller oben auf lautliche Gleichheit zurückgeführten Lautmannigfaltigkeiten von dieser Kehrseite aus, um einzusehen, wie eine

jede Abweichung von der Einheit des Begriffes in ihnen allen auf dasselbe Princip zufällig verschiedener Entwicklung zurückkommt. Daß in ausgebildeten Wortformen oft außer der Lautwandlung des Stammes auch eine verschiedene Flexion den Begriffsunterschied begleitet, eröffnet, weit entfernt für dessen Ursprung eine Ursache zu bieten, nur eine fernere Seite einer und derselben Entwicklungserscheinung. Denn die Flexionen sind theils für den besonderen Sinn des mit ihnen versehenen Wortes augenscheinlich gleichgültig; theils aber sind sie es wenigstens ursprünglich gewesen, und auch wo wir heute gewohnt sind, entgegengesetzte Schattirungen eines Verhältnisses mit ihnen zu bezeichnen, einst ohne diesen Unterschied verwendet worden. Die Ableitungsmittel auch der reichsten Sprachen schmelzen bei genauerer Untersuchung auf eine sehr geringe Anzahl ursprünglich verschiedener zusammen; die Möglichkeit, verschiedene Begriffe durch verschiedene Ableitungen aus Einem Stamme zu gewinnen, ist anfangs außerordentlich schwach, und wird nur insofern die Wörter sich auf diese Weise beträchtlich vermehren, durch die Gelegenheit der selbstständigen Entwicklung eines jeden, mittelbar befördert; wie denn z. B. Gift nur Gabe, und durch die lautliche Umbildung der Wurzel geb außer zu dem participialen Begriffe gegeben in nichts bestimmt ist, und dennoch nur die aus dem Flexionslaute offenbar nicht erklärliche Sonderbedeutung des tödtlichen Stoffes hat. Welcher Grund für die düstere Bedeutung der Worte Grab und Gruft kann in ihrer Ableitungsform gefunden werden, der nicht ebenso auch auf Grube und Graben anzuwenden wäre? Vergleichen wir das Wort erkenntlich mit Erkenntniß, so ist ebensowenig in der Form der mindeste Grund aufzufinden, warum

das Eigenschaftswort eine Beziehung auf empfangene Dienste angenommen hat und die dankbare Einsicht und Anerkennung derselben bedeutet, ganz anders als das im Uebrigen so ähnliche und nur die Geeignetheit gekannt zu werden bezeichnende kenntlich, während sich das Erkenntniß von die Erkenntniß geschieden und die ganz besondere Bahn zur Bezeichnung richterlicher Entscheidung eingeschlagen hat. — Woraus läßt sich der Begriffsunterschied zwischen Bande und Bänder begründen, dem doch kein größerer Formenunterschied zur Seite steht, als der zwischen Lande und Länder? Woraus die feinen, kaum hinlänglich zu umschreibenden Nüancirungen der Begriffe Band, Binde, Bund und daneben der Gegensatz zwischen Stand und Stunde, ein Gegensatz, so groß wie er im Bereiche abstracter Begriffe nur immer möglich ist? Man betrachte Ableitungsreihen, wie wunderlich, wundersam, wunderbar; ehrlich, ehrsam, ehrbar; fürchterlich, furchtsam, furchtbar; sonderlich und sonderbar; und man wird aus den Ableitungsendungen keine genügende und allgemein zutreffende Erklärung für das Besondere der Begriffsschattirung geben können: es ist in allen diesen Fällen nur Ergebniß zufälliger Entwickelung. Wenn alsdann die Analogie zwischen dem gleichmäßig Abgeleiteten eine gewisse Gleichmäßigkeit der besonderen Verwendungen des jedesmaligen Stammbegriffes, eine Kategorie herstellt; wenn von den Endungen lich und isch die letztere z. B. in kindisch und weibisch das Uebermaß oder das tadelnswerthe Vorhandensein der Eigenschaft bezeichnet, die die erste beilegt; wenn Vocalwandlungen wie *λέγω λόγος*, *νέμω νόμος* von der leidenden Participialbedeutung aus zu abstracter Verwendung gelangen, so sind

alle auf solche Weise gewonnenen Hülfsmittel der Nüancirung der Begriffe erst selbst Erzeugnisse des gleichen, auf zufälligen Schicksalen der Lautformen beruhenden Verlaufes, auch abgesehen von der Sonderung, die der Begriff in der Folge außerdem an jedem einzelnen Worte noch erfahren kann. Von der Bildungssilbe isch können z. B. Völkernamen wie griechisch, oder Wörter wo lautliche Gründe die Wahl der Endsilbe lich verhinderten, wie seelisch, himmlisch, die Unwesentlichkeit der tadelnden Beziehung zeigen. — So sehen wir denn die Flexion nicht nur in den allgemeinen Gang der Begriffsentwicklung keine Aenderung bringen, sondern ihn einerseits zu ihrer Entwicklung voraussetzen, andererseits durch ihre eigene Theilnahme nur fördern. Daß es aber irgendwo innerhalb der Geschichte der Sprache einen Punkt gebe, wo dieses Entwicklungsgesetz seinen Anfang nimmt, und aus einem von ihm verschiedenen hervorgeht, daß mit andern Worten irgend einem ältesten Theile der Sprache nicht mehr zufällige, sondern wesentliche Begriffsbestimmtheit eigen sei, sind wir wenigstens durch Nichts berechtigt anzunehmen, und vielleicht nicht einmal von Seiten der Möglichkeit einzusehen im Stande. Die zufällige Entwicklung ist es, von deren Begreifen die Einsicht in das Wesen der ganzen Sprachgeschichte, und von deren empirischer Verfolgung, wenn sie möglich ist, bis zu ihrem Anfange, die endliche Erkenntniß von dem Ursprunge der Sprache abhängt.

Die Sprache ist begreiflichermaßen von Anfang ein gemeinsames Erzeugniß. Was nur von einem Einzigen empfunden oder wahrgenommen werden kann, würde unverstanden verklingen; und wenn auch der erste Keim des Wortes, wie ein Schrei, auf eine bloße Anregung des Organismus von außen erfolgen konnte, so ist doch Nichts, was wirklich

Sprache heißen könnte, ohne alle Wechselwirkung der Menschen auf einander denkbar. Von welchen Eindrücken der Sprachlaut ursprünglich ausgegangen, und ob er nun, wie Schrei und Gesang, von einer unmittelbaren und wesentlichen Naturwirkung auf das Mitgefühl begleitet gewesen sei oder nicht: so ist ihm doch thatsächlich eine zufällige und anentwickelte Wirkung eigen, vermöge deren er nicht sowohl naturgemäß ergreift, als gleichsam durch künstliche Verbindung an seinen Gegenstand erinnert. Erinnerung nämlich (wo sie nicht bloße Mitleidenschaft zwischen Vorstellungen an sich nahestehender Objecte ist) hat ihren Grund in einem vorausgegangenen zufälligen Zusammenauftreten dessen, was erinnert, mit ihrem Gegenstande; Sinneneindrücke, die sich in der Zeit berühren, gesellen sich wie durch Anziehung, so daß einer derselben in der Folge einen Nachklang ihrer aller bewirkt; die Empfindung des Duftes einer bestimmten Blume kann umgebende Gefühle ein für allemal mit sich verschmelzen, und also deren Nachbild fortan immer mit sich führen; Liederklänge, einmal gehört, wecken dann lange oder wohl während der ganzen Dauer des Lebens, so oft sie wiederkommen, eine an sich von ihnen vielleicht unabhängige, zufällig ihr früheres Wirken begleitende Stimmung und Gedankenerregung; und so führt ein gleichmäßig wiederholter Sprachlaut Alles, was je als Gegenstand der Empfindung mit ihm zusammengetroffen, zugleich wieder empor, und entwirft in der Seele, heller und dunkler, als gewaltigen Hintergrund, die ganze Tiefe ihres bisherigen Erleidens. Von dem Augenblick, da der Begriff Baum dem Menschen etwas zu sein beginnt, tritt alles an einem solchen Wesen Wahrgenommene und unter Wahrnehmung desselben

Erlebte, alle unter ihm erfahrene Noth und Freude, zu seinem Bilde hinzu. Das Nichtaufgefrischte kann allmählich wieder erlöschen, oder doch gegen das beständig Erneuerte in Schatten treten. Das Erlebniß des Einzelnen, obwohl mächtig genug um den Begriff dauernd für seine Vernunft mit Wahn oder für sein Gemüth mit leidenschaftlichen Reizen zu mengen (wie denn z. B. das Hören unschuldiger Worte in Folge zufälliger Begebenheiten Einen oder den Andern in Unmuth oder Trauer zu versetzen pflegt), verschwindet doch für die Gesammtheit und auf einander folgende Geschlechter. Aber das bleibende Erlebniß der Völker kann nicht umhin, die Begriffe wahrhaft umzugestalten und nach der Stärke und Zahl des Wiederkehrenden zu bestimmen.

Jedes Begriffsbild hat gleichsam einen dunkelsten Schattenkern, gebildet durch die am mächtigsten wirksam gewordenen Eindrücke, und umgeben von unendlich abgestuften schwächeren Schattirungen, welche bei den fortgesetzten Einwirkungen der Außenwelt in beständigem Schwanken und Wechseln, Verblassen und Erstarken begriffen sind. Es leuchtet ein, daß keines dieser Bilder dem andern, oder sich selbst in zwei Zeiten, vollkommen gleicht, daß das gleiche Wort kaum zweimal den gleichen Begriff in die Erinnerung ruft. Aus diesem Grunde muß es zu allen Zeiten vieldeutig sein und mit jeder Vermehrung seines Daseins in Zeit und Raum immer vieldeutiger werden. Wenn einer der Stämme eines Volkes, welches in Palmenwäldern gewohnt hatte, fortwandert und Eichenwälder kennen lernt, so wird er nun die Eiche Baum nennen, wie seine Brüder und auch er selbst, wenn er sie wieder sieht, die Palme; und je nach der Gewohnheit des Anblicks wird in dem unbewußten Grunde der Phantasie der von dem Worte

entworfene Umriß der Gestalten wechseln. Um so weniger aber werden verschieden lautende Worte jemals in vollkommenerem Sinne gleichbedeutend sein: jedes derselben, auch wenn sie von Gleichheit des Begriffes ausgehen, schaart eine besondere Reihe von Erlebnissen um sich, welche seine Bedeutung immer mehr von der des andern entfremdet. Liegt es nun in der Natur irgend eines Begriffes, nach verschiedenartigen möglichen Anschauungen in Theile zu zerfallen, wie z. B. der des Baumes in den eines lebendigen und eines verarbeiteten, nämlich des Holzes, so wird es nicht fehlen können, daß die Unterbegriffe sich auf jene gleichbedeutenden Worte allmählich vertheilen, weil nothwendig das eine häufiger dem einen derselben dient, und das andere dem andern. Der Sprachgebrauch hat zwischen Roß und Pferd, sowie zwischen diesen beiden und Mähre einen Gegensatz gemacht; von den beiden aus einer Einheit entsprungenen Formen Odem und Athem wird jenes edler und erhabener, dieses sinnlicher gebraucht. Was wir aber hier Sprachgebrauch nennen, ist nichts anderes als die Gewohnheit, ein Wort in einem gewissen Zusammenhange vorzugsweise zu gebrauchen, obgleich dieser Zusammenhang ihm nicht von Anfang an wesentlich eigen war. Eine solche Gewohnheit erzeugt sich aus dem Zahlenverhältniß des Gebrauchs von selbst. Denn unter mehreren gleichbedeutenden Wörtern, welche alle z. B. eine feierliche sowohl als gleichgültige Anwendung zulassen, muß nothwendig eines zu einer Mehrheit feierlichen Gebrauchs und so zu einem Uebergewichte für denselben gelangen; ein Vorgang, welcher in jüngeren Zeiten die Literatur, in früheren den Kreis heiliger Gesänge, und endlich die zum Wortschrei drängenden gemeinsamen Wahrnehmungen selbst zum Schauplatze hat. Daher ist denn,

obgleich im Einzelnen eine besondere Gestalt des Klanges, eine Erinnerung, welche er begünstigt, oder ländliche Unterschiede zu der Richtung der Begriffsentwicklung durch Sprachgebrauch beitragen mögen, doch im Allgemeinen der Mangel aller Ursachen nach der einen und anderen Seite für sich selbst genügend. Und wenn es ebensowohl möglich gewesen wäre, die Begriffe Maid und Magd umzukehren und dieses als das höhere zu gebrauchen, oder unter den Worten Haut, Fell, Balg, das mittlere oder letzte für den menschlichen Leib zu wählen, so ist doch die Nothwendigkeit irgend einer Wahl zugleich mit ihrer Möglichkeit gegeben, und die, wenn sie einmal begonnen, immer steigende Ueberzahl des Gebrauchs für sie hinlänglich bestimmend. Dies aber ist Zufall; denn keine ursachliche Verknüpfung weist alsdann dem Worte unter zwei gleich möglichen sein Object zu, sondern sein häufigeres Zusammentreffen mit demselben. Und da für einen solchen Zufall überall Spielraum entsteht, wo ein Wort aus irgend einem Grunde dem Laute nach in mehrere verschiedene zerfällt, so läßt sich schließen, in welch ungeheurem Umfange die Vertheilung besonderer Bedeutungen auf die gesonderten Laute in der Sprache durch bloßen Zufall möglich ist. Ja dieser ist als das wahre und einzige Princip der Vertheilung der Bedeutungen auf die Sprachlaute zu betrachten.

Wenn ich sage, die Entwicklung, von welcher hier die Rede ist, erfolge zufällig, so glaube ich die Frage nicht umgehen zu dürfen, was der Zufall überhaupt sei? und das um so weniger, als Zufälligkeit nicht blos in diesen besonderen, auch an sich schon großartigen Gegenstand, sondern in Alles was sich entwickelt, und also Alles was wird, und also Alles was ist, auf allen Punkten der Zeit und des

Raumes unauflöslich verflochten, und daher ein immer wiederkehrendes Theilproblem der ewig vor uns entfalteten Aufgabe des Welträthsels ist. Hier aber begegnet uns zunächst als eine vielgehegte Meinung die völlige Läugnung alles Zufalls, oder die Behauptung, daß Nichts zufällig geschehe; eine Meinung welche, wie ich glaube, nicht nur irrig ist, sondern ohne mißbräuchliche Anwendung des zweifelnden Vermögens der Vernunft wohl gar unmöglich wäre. Sie beruht auf einer unrichtigen Schätzung des Gehaltes von Wirklichkeit, welche dem Begriffe im Allgemeinen zugeschrieben werden muß, und geht von der Voraussetzung aus, als sei überhaupt irgend etwas nicht vorhanden, das heißt, als bestände irgend ein Begriff ohne alle Wirklichkeit seines Objectes, welches undenkbar ist. Zwar ist das Denken mit dem Sein keineswegs identisch, noch auch der Begriff das einzige, oder auch nur (wie Plato glaubte) das wahrste Abbild der Wesenheit der Dinge; aber irgend eine Ursache muß hinter jedem Begriffe nothwendig in den Objecten liegen, da das Subject eines, die Begriffe vielfach sind. Wenn auch nicht, wie die Menschen lange, von dem Worte unbedingt beherrscht, zweifellos zu glauben gedrungen waren, der Inhalt eines jeden Begriffes ein Sonderdasein unter den Dingen hat, wenn auch Schönheit an sich nirgends ist, so muß doch Schönes sein und allem andern unterscheidbar gegenüberstehen, damit der Begriff in einem Subjecte aufsteige und an irgend einem Objecte vorzugsweise hafte. Hierbei ist es gleichgültig, ob das Object nur für die Sinne und durch sie sei, und ob es daher, von anderer Seite betrachtet, blos subjectiv durch unseren Bau, so wie es für uns ein für allemal ist, zu Stande komme oder nicht: denn nicht das ist Realität für den Begriff, daß

sein Gegenstand rein, das heißt gelöst von aller Wechselwirkung mit unserer Besonderheit, sondern daß er überhaupt außer dem Begriffe, und sei es nur in der Sinnesempfindung, vorhanden ist. Wir werden daher nicht sagen, daß dem Begriffe grün keine objective Wahrheit unterliege, so lange eine unter bestimmten Bedingungen erscheinende bestimmte Erregung wirklich ist, die diesen Namen führt; darum dürfen wir aber dennoch die Wirklichkeit des Blattes nicht verneinen, von welchem aus jene Erregung veranlaßt wird, wenn das Blatt auch nichts anderes sein sollte, als die Summe aller Eigenschaften des Dinges in der Einheit ihrer Wirkung. Der besondere Begriff muß, als eine Aeußerung der Vernunft auf eine besondere Wirkung von außen her, uns bei der Aufsuchung der Quelle dieser Wirkung Spur und Führer sein. Die Behauptung, daß es kein Grün gebe, wäre unwahr, nicht nur für ein Subject, das vom Grün qualitativ anders als vom Roth erregt wird, sondern auch für die Vernunft, der einzig die quantitativen Unterschiede der Schwingungszeiten gelten. Bei Gegenständen der sinnlichen Anschauung sind wir der Gefahr einer solchen idealistischen Verirrung nicht eben sehr ausgesetzt; die abstracteren, unsinnlicheren Begriffe hingegen, wie z. B. Willensfreiheit, sind wir leichter bereit, kurzweg zu verläugnen, sobald sie um unserer sonstigen Grundansicht willen schwierig werden. Aber die willensfrei genannten Vorgänge müssen sich von den unfreien, die zufälligen von den nicht zufälligen um der Verschiedenheit der Auffassung willen in irgend etwas unterscheiden, welches Etwas aufzusuchen und auf seinen wahren Werth zurückzuführen vielmehr als zu verbergen oder zu bestreiten, die Aufgabe der sich selber und das Weltall prüfenden Erkenntniß ist.

Eine Untersuchung dieser Art, welche aus dem Begriffe selbst sein Object aufzufinden strebt, ist immer empirisch, der Gegenstand sei, welcher er wolle. Wir dürfen nicht glauben, die Kritik der Vernunft oder einzelner ihrer Theile, zum Beispiel ihres Vermögens causaler Anschauung, liege eben darum jenseits der Grenzen der Erfahrung, weil diese Theile selbst, diese Anschauung des Ursachenzusammenhanges nicht durch Erfahrung gewonnen, sondern allerdings vor ihr vorhanden und insofern über sie erhaben sind. Das Bewußtsein, daß die Vernunft ist, daß sie causal anschaut, daß sie überhaupt Bestimmtes auf eine bestimmte uns bekannte Weise thut oder erleidet, ist darum nicht minder aus Erfahrung von ihr entsprungen; die Erkenntniß ihrer Verrichtungen ist von einer empirischen, auf ein bestimmtes, unseren Blicken zugängliches Wesen gewendeten Beobachtung abhängig; die Frage, ob und wann sie erfahrend oder erfahrungsfrei erkenne, ist ihrerseits nur durch Erfahrung zu entscheiden. Der Grundirrthum, als ob es widersinnig wäre, zum Zwecke dieser die Erfahrung prüfenden Zergliederung sie selbst zum Werkzeuge zu nehmen, die Verwechselung des Vernunftobjectes mit dem Vernunftsubjecte, hat die Kritik des Denkens in eine unlösliche Verwirrung geführt, und den Versuch derselben in der Ausführung fast gänzlich scheitern lassen. Denn der speculative Weg auf einem Gebiete, von welchem auch das allgemeinste und unbestimmteste Wissen nur durch Erfahrung vermittelt wird, ist nicht nur falsch, sondern unmöglich, und bloß Selbsttäuschung kann uns vorspiegeln, a priori über Dinge geurtheilt zu haben, welche in den Bereich der Urtheile a priori so wenig, wie Töne in den des Geschmackssinnes fallen. Wie sehr aber die

beständige Behandlung eines Gegenstandes der Erfahrung, als ob er nicht empirisch wäre, und somit die beständige Verschmähung aller Empirie zu seiner Kenntniß, in die Irre führen müsse, ist leicht ersichtlich. Um so gewisser werden wir daher die Frage nach dem Wesen des Zufalls, das ist, nach den Motiven der Unterscheidung zwischen dem Zufälligen und Nichtzufälligen und nach den Objecten beider Begriffe, auf die empirische Selbstprüfung zurückzuführen haben: welche Vorgänge in diesem Worte von uns unterschieden werden oder ursprünglich unterschieden worden sind?

Nun scheint schon dem ersten allgemeinen Eindrucke nach in dem Begriffe des Zufalls eine gewisse Verneinung der Causalität enthalten zu sein; und von dieser Seite aus ist, um der Allgemeinheit des Gesetzes der Ursachen willen, welchem eine solche Verneinung widerspräche, diesem Begriffe die Wahrheit abgesprochen worden, indem nur Unwissenheit über die Ursachen eines Ereignisses die Menschen glauben machen konnte, es sei für dasselbe gar keine Ursache vorhanden. Allein, was diese Unwissenheit betrifft, so sind uns zu allen Zeiten und bis heute die Ursachen unendlich vieler Erscheinungen unbekannt geblieben, ohne daß wir uns des Suchens nach denselben um der Voraussetzung willen, daß sie keine hätten, etwa überheben zu dürfen glaubten: und auf der andern Seite können wir sehr wohl einem Gegenstande, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, jede Ursache absprechen, ohne ihn darum für zufällig zu erklären; wie denn niemand die Gottheit, die er als nicht verursacht denkt, zufällig, sondern gerade darum nothwendig nennen wird, welches den vollen Gegensatz des Zufälligen bezeichnen soll; noch auch jemand die Eigenschaft der Körper, ausgedehnt zu sein, zufällig,

sondern wesentlich, eben weil sie keiner Zurückführung auf Ursachen bedarf und keine zuläßt. Die Anschauung des Zufalls setzt also vielmehr die der Causalität und ihre Gültigkeit für das Zufällige voraus, ja die Ueberzeugung in Betreff der wahren Ursache einer Erscheinung kann erst über ihre wirkliche Zufälligkeit entscheiden. Zufällig kann eine Thatsache nur in Beziehung zu einer andern heißen, von welcher sie verursacht werden könnte. Wenn z. B. Mehrere nach dem Genusse der gleichen Speise sterben, so wird dieses Zusammentreffen zufällig sein, wenn die Speise nicht Todesursache gewesen, eben weil sie es hätte sein können. Zufall ist der Schein causaler Abhängigkeit von etwas Bestimmtem, und zwar in sofern er mit einer gewissen Verwunderung als Schein erkannt wird. Da zeitliche und räumliche Verknüpfung nothwendige Vorbedingungen der causalen sind, so daß sich zwar viele Vorgänge in der Zeit und im Raume folgen mögen, ohne causal verknüpft zu sein, nicht aber umgekehrt; so sind es gerade solche Vorgänge, welche den Schein der Causalität an sich tragen können. Dieser Schein und somit, wenn er falscher Schein ist, der Zufall, wird um so größer, je häufiger das zeitliche und räumliche Zusammentreffen. Hierdurch ist aber immer nur ein unvollkommener Schluß aus der Häufigkeit auf die Beständigkeit möglich, wobei ein einziger Vorgang vernichten kann, was Millionen begründeten, und eine bestimmte Verneinung der Zufälligkeit würde uns daher in keinem einzigen Falle zustehen, wenn es nicht irgendwo eine unmittelbare Gewißheit der Verursachung gäbe, welche nicht erst auf den Ablauf der Ewigkeit warten muß, um vollkommen zu werden, wie alle Empirie, sondern sich selbst genügt, wie erfahrungsfreie Erkenntniß.

Diese Gewißheit findet statt, wo ich selbst Ursache bin. Denn obgleich es immer noch zweifelhaft sein kann, ob denn auch ich gethan, was ich gewollt, und ob nicht etwa der scheinbar erschlagene Feind nur zufällig gleichzeitig gestorben sei, so bin ich mir doch wenigstens dieses Einen unumstößlich bewußt: gewollt zu haben. Die absichtliche Bewegung liegt jenseits aller Empirie. Keine Empirie kann uns darüber belehren, daß wir unsere Glieder in Folge des Willens bewegen; denn der Wille ist der innere Reflex unserer Bewegungen selbst, außerdem aber gar nicht erfahrbar. Wenn also auch der Erfolg der Bewegung, auf welchen sich stets die Absicht richtet, freilich nur empirisch als solcher bekannt ist, so waltet doch über die Verursachung überhaupt kein Zweifel: denn daß die Absicht Ursache sein kann, ist uns über allen Zweifel gewiß. Daher ist Absichtlichkeit die unmittelbar gewisseste Causalität, und zu ihr vor allem Zufälligkeit Gegensatz. So konnte die Entstehung der Welt zufällig genannt werden, das ist: nicht durch Absicht hervorgerufen; eine Ansicht, welche den bloß causalen Ursprung keineswegs ausschließen sollte, übrigens aber weder wahr noch falsch, sondern sinnlos ist, weil die Anschauungen sowohl der Absichtlichkeit, als der Causalität, und folglich auch der Zufälligkeit, auf die Entstehung der Welt selbst gar keine Anwendung erleiden. Es ist nämlich auch hier nicht zu vergessen, daß Zufall nicht das Unabsichtliche überhaupt, sondern der falsche Schein der, jedenfalls also doch denkbaren, Absichtlichkeit heißt.

Diesen Schein, über dessen Wahrheit oder Falschheit in Bezug auf uns selber das eigene Bewußtsein uns belehrt, trägt jede einzelne Handlung an sich, deren Erfolg dem Willen oder Wunsche entspricht; sowie jede Reihe von Handlungen,

die zu einem und demselben Erfolge zusammenstimmen. So scheint das Zusammentreffen mit einem Freunde absichtlich, aber auch das wiederholte mit einem Gleichgültigen: denn eine mehrfache Verknüpfung in Zeit und Raum erweckt den Schein der causalen, welche für willkürlich bewegte Wesen Absicht ist; und die Entstehung eines Kunstwerkes, welche der Erfolg vieler nach einem gemeinsamen Ziele gerichteter Bewegungen zu sein pflegt, ohne Absicht, ist ein fast unendlicher, das heißt, unmöglicher, weil in Nothwendigkeit umschlagender Zufall.

Nach dem Gesagten könnte es nun scheinen, als ob die Vorstellung von der Zufälligkeit eines Ereignisses überall auf ursprünglicher Mißkennung seiner Ursache beruhe, und zugleich mit dieser Mißkennung verschwinden müßte. Es ist aber nicht so, sondern die Verwunderung über den Schein der Causalität wird gerade um so größer, je mehr wir von ihrer bloßen Scheinbarkeit durch Einsicht in das wahre Ursachenverhältniß überzeugt werden. Der Schein der Causalität kann nämlich niemals aufhören; er beruht auf der Nöthigung der Vernunft selbst, Causalität vorauszusetzen, wo sie nicht ist; er führt auch jenen tiefen und ewigen Widerspruch zwischen der Forderung der Vernunft und der Leistung der erfahrbaren Wirklichkeit, von welchen jene will, daß Alles nothwendig und Nichts blos möglich sei: diese aber ganz im Gegentheil nichts Nothwendiges, sondern allein Mögliches gewährt. Wir fragen ewig nach Ursachen und müssen ewig fragen; aber die Natur gibt uns niemals Antwort, sondern nur Stoff zu neuer Frage, und die Welt kann, was wir wollen, uns nicht geben: denn die Vernunft will Einheit, die Welt aber ist mannigfach. Und da alle Mannigfaltigkeit

der Dinge zuletzt nur zeitlich und räumlich ist, so bleibt die Eine ewige Frage, welche immer wiederkehrt, immer an die Welt gerichtet, immer leer und ohne Antwort in unsere Vernunft zurückfällt: warum jetzt hier? So unbegreiflich es uns ist, daß jedes einzelne Geschehen ebensowohl um eine Ewigkeit früher oder später, um eine Unendlichkeit im Raume getrennt hätte erscheinen können, und dennoch ganz grundlos eben hier erscheint, so gewiß entzieht sich gleichwohl das Individuelle in der Bewegung der Nothwendigkeit, und sehen wir die Causalität an der Zeit und an dem Raume scheitern. Nun aber ist das Wann und Wo der Ereignisse für ihr Wie, Was und Ob nicht gleichgültig; denn vieles geschieht nur durch den Ort und Augenblick und würde in einem andern unterbleiben: dies also ist gänzlich ursachlos, es ist wahrer und absoluter Zufall. Je wichtiger, das ist, stärker gewollt oder nicht gewollt, ein solches Ereigniß ist, je mehr wir also sein Nichteintreffen fürchten oder wünschen, um so leichter und lebhafter suchen wir nach der Ursache und wundern wir uns, anstatt ihrer den Mangel aller Ursache zu finden. Denn hätte es nicht anders kommen können, so fragen wir fürchtend oder wünschend, da keine Nothwendigkeit und Ursache vorhanden war, die es gerade so geschehen ließ? Und wahrlich hätte es so kommen können, daß Derjenige, welcher in dem Augenblick über einen Bergpfad gegangen, da eine sich oberhalb desselben lösende Masse herniederstürzte, nicht in diesem Augenblick zu jenem Orte, seinem Verderben entgegen, gewandert wäre; denn obgleich die beiden Wesen bis in alle Ewigkeit rückwärts ihre Gründe hatten, sich so zu bewegen, und das Gestein in einer langsam entwickelten Reihe der Nothwendigkeiten wuchs und alterte und fiel, der Wanderer aber

nach unverbrüchlichen Gesetzen, sowohl im Zusammenhange mit einer unabsehbaren Kette vorgängiger Geschlechter bisher lebte, als auch nun wollte und kam, so liegt doch keine gemeinsame Nothwendigkeit der Vollendung dieser beiden Reihen in einem einzigen Augenblicke vor, und dennoch ist eben dies Zusammentreffen in der Zeit, welches die Vernunft keiner Nothwendigkeit unterordnet, allein die unmittelbare und eigentliche Bedingung jenes Todes. Dieser Erfolg nun, würde er nothwendiger gewesen, oder auch nur um des Mangels der Nothwendigkeit willen etwa mit Recht weniger überraschend zu nennen sein, wenn der Bergsturz nicht einem Menschen, sondern einem Käfer, oder auch selbst leblosen Stoffen zerstörend begegnete? Irgend eine Masse mußte er freilich aus ihrer Lage rücken: dies ist nothwendig. Aber daß er gerade diese traf, daß diese und keine andere Kugel an dem Punkte der Urne liegt, den die Bewegung des Loosenden berührt, welche es auch immer sei, ist jedesmal zufällig, und der Vernunft zufolge hätte es anders kommen können. Denn die Vernunft, von der Natur des einen Wesens ausgehend, vermag nur das Allgemeine seiner Wirkung zu bestimmen, und läßt das Besondere, welches von der Natur der begegnenden Wesen abhängig ist, unbestimmt. Die Erwartung der besonderen Wirkung ist nicht nur aus den Erwartungen der möglichen Wirkung eines jeden der besonderen zusammentreffenden Dinge zusammengesetzt, sondern sie bedarf außerdem auch noch der Erwartung ihres wirklichen Zusammentreffens selbst. Es ist nicht genug, zu wissen, daß der Sauerstoff, dem Stickstoffe begegnend, Luft, dem Wasserstoffe begegnend, Wasser erzeuge, um den Regen vorauszusehen, sondern man muß auch wissen, daß er dem Wasserstoffe wirklich begegnen werde.

Dies könnte nun freilich für gewisse Zeiten und Oerter aus dem bekannten früheren Aufenthalte jener Stoffe geschlossen werden. Ja, da die Begegnungen der Himmelskörper, nachdem ihre Bewegungsgesetze erkannt worden, Berechnung zulassen, so kann die Frage entstehen, ob, nach Anwendung gleicher Erkenntnisse auf das ganze Weltall, die Begegnung der Hand mit der Kugel in der Urne sich nicht eben so bestimmt vorausberechnen lassen, und auf diese Weise aller Zufall ganz und gar in Nothwendigkeit aufgelöst verschwinden würde? — Allein auch alle Kenntniß derjenigen individuellen Eigenschaften zum Beispiel der Planeten, welche zur Bestimmung ihrer Bahnen hinreichen, würde uns nicht in den Stand setzen, etwa den Zeitpunkt einer Conjunction vorauszusagen, falls nicht die wirkliche gegenseitige Stellung der Himmelskörper in irgend einem Augenblicke gleichfalls gegeben ist. Diese Stellung nun ist ihrerseits nicht minder zufällig, als die Conjunction selbst, so daß höchstens nur eine Zufälligkeit auf die andere, eine bekannte auf die unbekannte, den Schluß erlaubt, und der Zufall daher, wie die Ursache, zwar immer höher in die Ferne hinausgerückt, aber niemals beseitigt werden kann. Der augenblickliche Aufenthalt eines im Raume bewegten Wesens wird auch falls alle bewegenden Kräfte hinlänglich bekannt sind, doch hiermit nur auf einen früheren zurückzuführen sein, und dieser wieder auf einen früheren; aber der räumliche Gegensatz verschiedener Wesen, auf welchen wir wie auf eine Voraussetzung uns hier verwiesen sehen, läßt sich, obgleich wir nach der Ursache zu fragen gezwungen sind, nicht ferner in Causalität verwandeln, und keine Nothwendigkeit führt uns dahin, um des Aufenthaltes des einen Gegenstandes an einem

bestimmten Orte willen den eines bestimmten anderen an einem bestimmten anderen Orte zu erwarten.

An einem jeden Ereignisse nimmt also zwar einerseits Nothwendigkeit Theil, insofern nämlich unter den gegebenen, ihm zum Grunde liegenden Bedingungen nur eine bestimmte Wirkung möglich, und von der Kenntniß jener Bedingungen aus eben diese Wirkung mit Sicherheit voraus zu erwarten ist; andererseits aber auch zugleich irgend etwas Zufälliges, enthalten in den bedingenden Ereignissen selbst. Darum ist das, was wir Ursache nennen, von einem höheren Standpunkte aus selber Zufall. Ursprünglich und gemeinhin wird dieser Begriff, wie leicht erklärlich, nur für die höchsten Grade dieses Verhältnisses, in Fällen besonderen Scheines der Causalität, nämlich des Scheines einer besonderen Ursache für das Zusammentreffen, und zur Verneinung einer solchen besondern Ursache, wie etwa einer Anziehung zwischen der Hand und dem Loose, angewandt. Der Versuch der Trennung zwischen dem Wesentlichen und Zufälligen in einer einzigen Wirkung zeigt indessen in immer steigendem Maße die Relativität dieser beiden Begriffe und die Ausdehnung, die der letztere dem ersteren gegenüber immer mehr gewinnen muß. Die Bahn des Planeten, dessen Vorübergang vor der Sonne berechnet wird, ist sicherlich eine wesentliche Eigenthümlichkeit desselben, verglichen mit dem Punkte, auf welchem er sich, wie wir empirisch wissen, im gegenwärtigen Augenblicke innerhalb seiner Bahn befindet; aber fragen wir, warum er sich überhaupt gerade in dieser Bahn bewege, so wird dies aus den im Planetensystem vorhandenen Kräften vollkommen erklärlich werden können, vorausgesetzt, daß er, mit einer bestimmten eigenen Kraft begabt, an einem bestimmten

Punkte des Systems einmal vorhanden war: dies selbst aber hat seinen Grund nicht wieder im Planetensystem, und Alle sind gescheitert und werden scheitern, welche die bestimmende Ursache der Planetenbahnen allein in diesem Systeme selber suchen wollten. Vielmehr, welches diese Ursache auch gewesen sein mag, die zugleich die der ganzen individuellen Gestalt des Planeten war, so muß sie sich zur Sonne, dem Mittelpunkte des Systems, zufällig verhalten haben; und eben dasselbe muß auch von der Sonne, einem höheren Ganzen gegenüber, gelten. Ja, wenn wir, die äußere Beschränkung unserer Natur hinwegdenkend, die Möglichkeit voraussetzen, das große Weltganze als ein einziges System zu überschauen; wenn wir das Schicksal der Vernunft vergessen, und für sie, uns wie in süßen Träumen wiegend, die Macht und Fähigkeit erdenken wollen, die letzten Ursachen des Wellenspieles der Ereignisse, welche wir aus nächster Nähe unverwandt betrachtend vor uns sich durchschlingen sehen, in entlegenen oder längst verwehten und in das Nichts versunkenen Weltsystemen aufzusuchen, und die ungeheure Kette des Daseins ganz zu gewahren, von welchen wenige Ringe ein Lichtstrahl mitten in der tiefen Nacht für uns erhellt: so würde in diesem bis an seine Ufer durchmessenen Meere des Weltalls jeder emportauchende Augenblick das ursachlose Geheimniß des Besonderen in sich bergen, und als ein letztes, ewiges alles Geschehen bedingendes und in sich enthaltendes Phänomen allerwenigstens dieses Eine, *der Vorzug eines Raumtheiles vor einem anderen in der Zeit*, für sie übrig bleiben, wie er sich im Herzen der Natur, verhüllt unter bunten Umkleidungen der Sinnenwelt, und vertausendfacht im Spiegel ihrer Täuschungen, doch einfach

an sich selber wiederholt. Eine Welt freilich, aus welcher Veränderung und Verschiedenheit hinweg genommen würde, eine Welt ohne Werden und Anderssein, das Reich des reinen Seins oder zugleich des Nichtseins würde den Zufall so wenig als die Ursache vor uns entfalten; und würde es der Philosophie gestattet sein, den Wunsch der Vernunft zur alleinigen Herrschaft zu erheben, und zu Gunsten der ewigen Wahrheit, welche sie begehrt, und des eigenschaftslosen, wandellosen Wesens der Dinge, welches sie befriedigt, die Wirklichkeit und Mannigfaltigkeit zu tilgen: dann allerdings würde das Räthsel der Entwickelung entschwunden, und mit dem Wechsel der Erscheinung, mit dem Kreislauf des Entstehens und Vergehens, die Zufälligkeit erloschen sein. Aber was vermögen wir durch Denken und Wollen gegen die unvertilgbare Gewißheit, mit der das außer uns Befindliche seine Gegenwart uns stürmisch verkündet, und was soll es uns, die Befriedigung der Wünsche zu erträumen und den Schmerz, den die erfahrbare Außenwelt dem inneren Bau des Denkens kämpfend bereitet, vor uns selber zu verbergen, so lange kein menschlicher Tiefsinn das ewig Erstaunenswerthe sich verläugnen kann, daß Etwas ist? Wir sehen Individuen vor uns entstehen, Völkergestaltungen einen empirischen Raum in der Vergangenheit erfüllen; nebelhaft steigt aus der Dunkelheit eine Zeit für uns empor, wo auch das Menschengeschlecht zu sein begann; Thiergattungen treten, eine nach der anderen, in den Sehraum sterblichen Daseins, und ziehen vorüber; die Erde erscheint, dereinst unsere Mutter, eine Dunstkugel im Aether; die Sonne, und die Sonne unserer Sonne, und was wir in Entfernungen, mit denen kaum die Phantasie noch spielt, sehen und nicht sehen, ist geworden. Es ist vergeblich für die Vernunft, zu läugnen;

vergeblich vor dem Kampfe, den die Wirklichkeit ihr bietet, sich zu flüchten: möge sie ihn immerhin, so wie sie muß, beginnen.

Die Natur muß sich, dies ist nicht zu verwundern, in undurchdringliche Finsterniß für uns hüllen, so lange wir von ihr verlangen, daß sie sei und beharre, indeß sie wird und wächst, und nicht bloß fließt und sich verändert, sondern sich entwickelt und ewig erschafft. Umsonst ergründet die Physiologie die mechanischen, physischen und chemischen Gesetze des thierischen Organismus; auch wenn sie sein innerstes Triebwerk erkennt, wird sie ihn nicht begreifen, und hinter den zu einem Gesammtbau erstaunlich zusammenwirkenden Bedingungen wird sie verwundert nach einem Grunde, der ihr Zusammenwirken selbst veranlaßt, außerhalb suchen, oder machtlos nach einem übernatürlichen Bereiche zweckmäßig schaffender Gewalten um Hülfe schauen. Ob es Wille, Geist oder Instinct sei, oder Electricität, oder das Räderwerk eines Automaten, wodurch ein Thier, um den in den Functionen des Lebens sich verzehrenden Stoff seines Leibes zu ersetzen, eine Beute erspäht, erjagt und erfaßt, dann sie schlingt und verdaut und in Blut für sich verwandelt, und ob wir die unübertrefflichen Kunstwerke, in denen alles dieses vor sich geht, auch ebenso vollkommen, als die von uns selbst gebauten, in ihrem Ineinandergreifen kennen lernen: der Mechanismus ist nicht, weil eingesehen, auch erklärt. Das Thier sieht seinen Raub, weil das Auge zur Auffassung der Gestalten optisch vorbereitet ist; es hascht ihn, weil das Bild, einmal entworfen, oder ein gewisser Geruch, einmal empfunden, Lust und Bewegung unfehlbar durch mechanische Verknüpfung rege macht; es assimilirt sich seine Speise, weil seine

körperliche Gestalt, nachdem sie mit ihr in Berührung getreten, sich gar nicht anders gegen sie verhalten kann. Aber warum ein Auge vorhanden, und zwar ein solches, welches Bilder der Gestalten entwirft, warum der Sinn mit der Bewegung so verknüpft und der Bau zu dieser umgestaltenden Wirkung auf äußere Stoffe organisirt sei, — diese Fragen sind aus der Betrachtung der Körper und aus der vollkommensten Erforschung ihrer Gesetze nicht lösbar, sogar unter Voraussetzung der Kenntniß, wie das Auge sich aus Blut beständig neu entwickelt, ja der Einsicht in das Wachsthum und die Bildung des ganzen Baues von dem ersten Augenblick seines Entstehens an. Denn Stoffwechsel und selbst Keimentwicklung sind von der vorhandenen Organisation bedingt, und erklären ihre Wiederkehr nur durch sie selber. Der Stoff organischer Körper erklärt für sich allein nicht ihre Form; die Anzahl der Atome belehrt uns hier nicht, wie an Krystallen, über ihre relative Ordnung im Raume: die Zeit ist es, welche diese Ordnung schuf, indem in ihrem Verlauf an das bereits Verbundene das eine früher, das andere später zutrat. Sowie alles Organische ein Alter hat, und eben darum nicht gemacht werden kann, weil nichts anderes die Abstufung verschiedener Dauer der Wechselwirkung unzähliger Elemente zu ersetzen vermag, wogegen ein einfacher Vorgang, wie die Wasserbildung, sich leicht in jedem Augenblicke vor uns wiederholt, so macht auch keine Wissenschaft unveränderlicher Naturbedingungen, unter welchen sich die Erscheinungen fortwährend verschwistern, das Lebendige begreiflich, ohne Beobachtung jenes zeitlichen Verlaufes, welche ebenso streng empirisch jeden Augenblick verfolgt, als die Natur in einem jeden bloß zufällig das nicht Erforderte zur Wirkung und Umgestaltung zuläßt.

Und zwar ist es keineswegs bloß die Gestalt des Organischen, zu deren Begreifen eine solche Wissenschaft der Geschichte erfordert wird, sondern eine jede, die aus vielfachen, nicht selbst wieder von einander abhängigen Wirkungen gebildet ist. Darum sind wir über die Gestalt des Erdballs nur durch eine Kunde von seiner Vergangenheit, wie die Geologie, die einzige bis jetzt versuchte geschichtliche Naturwissenschaft, zu belehren, welche freilich, wie der bei weitem umfangreichste Theil aller Geschichte, nicht unmittelbar beobachtet, sondern nur nach der Analogie des Beobachteten aus den vorhandenen Erfolgen rückwärts erschlossen werden kann. Selbst der allgemeine Umriß der Erde als Himmelskörper, ihre Abplattung und bloße Kugelartigkeit, wird erst durch die geschichtliche Voraussetzung ihres dereinst flüssigen Zustandes erklärlich. Was aber von einem einzigen Gliede des Planetensystems gilt, muß ohne Zweifel auch von der Gestalt des ganzen Systems gelten, welche ihrerseits alle in ihm herrschenden Bewegungsgesetze bestimmt. Aus diesem Grunde ist es nicht zu verwundern, wenn die Astronomie die Bewegung der Planeten, wie die Physiologie die der Organe nicht wahrhaft zu begründen vermag, so lange sie nur Mechanik des Himmels sein will, und nicht Geschichte. Aber eben weil der Mechanismus es ist, welcher selbst nicht wieder durch seine eigenen Gesetze zu begreifen ist, sondern durch die Gestalt; die Gestalt aber, je zusammengesetzter, das ist, je unregelmäßiger, um so mehr nur durch Geschichte: so ist eben darum diese Art der Forschung für diejenigen Gestalten und Mechanismen, welche unstreitig die zusammengesetztesten und künstlichsten sind, nämlich die Organismen, mehr als für alles andere unentbehrlich. Auch der verwitterte Fels und

das bespülte Meeresufer tragen auf unzähligen Punkten ihrer äußeren Gestalten die Spur des Zufalls an sich; auch der Halm, den der Vogel in sein Nest verflicht, und der Baum, welchen der Mensch zu seinem Gebrauche in widernatürliche Formen schnitzt, verfallen einem Schicksal. Was auch immer durch ein wollendes Wesen seine Gestalt empfängt, erleidet etwas Zufälliges, so sehr auch die gewollte Thätigkeit, an dem wollenden Gegenstande selbst betrachtet, und die Gestalt als Plan, ohne Rücksicht auf den bestimmten Stoff ihrer Verwirklichung, das Gegentheil des Zufalls ist: denn warum mußte eben dieses sich diesem Willen darbieten, und innerhalb der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit in den kleinen Bereich des eben Wollenden gelangen? Aber nichts gleicht an Umfang, Dauer und tiefer Wirksamkeit den Umgestaltungen, welche lebendige Mechanismen durch Zusammentreffen mit unzähligen und verschiedenen Wesen von oft unglaublich schwacher eigener Wirkungskraft auf der niedrigsten wie höchsten Stufe ihrer Entwicklung erleiden. Licht, Luft und Nahrung bestimmen die Daseinsformen von Pflanzen oder Thieren so oder anders. Wo dann das Thier zu einer gewissen Höhe emporgestiegen ist, entspringt in der Wahrnehmung und ihren Folgen ein neues Reich des Erleidens von der Außenwelt, je nachdem sie zufällig mit dem zur Wahrnehmung Geeigneten zusammentrifft. Und während Assimilation und Sinnenwahrnehmung die Theilnahme lebendiger Wesen an dem unzählig Verschiedenen vermitteln und sie aus der Einförmigkeit des Elementarischen zu unendlichfacher Bestimmbarkeit hinüberführen, so kommt durch Fortpflanzung für diese Bestimmbarkeit ewige Dauer und zugleich die mächtigste Wechselwirkung der gleichartigen Individuen hinzu, deren

die Gestalt aller Folgegeschlechter bestimmendes Begegniß bis zu einem gewissen Grade ein sich immerfort vervielfältigender Zufall ist. Ein menschliches Wesen trägt daher die Spuren der Schicksale aller seiner Ahnen, die Begegnisse eingeschlossen, welche eben diese ihm zufällig zu Ahnen machten, vereinigt an sich. Welch eine ungeheure Reihe von innerlich unverbundenen Ereignissen häuft sich also auf ein einziges Haupt, und wie unberechenbar an Macht muß ihre durch alle Geschlechter fortgesetzte Wirkung sein, wenn wir bedenken, welch eine geringe Zufälligkeit eigenthümliche Besonderheiten an einem Einzelwesen ausbilden und auf ganze Familien vererben kann! Da nun auf solche Weise einleuchtet, daß die Gestalt des Organischen bei lange andauernden gemeinsamen Schicksalen einer ganzen Gattung in der Zeit einem unermeßlichen Einflusse des Zufalls unterliegen muß, andererseits aber der Organismus keine genügende Erklärung aus der bloßen Gegenwart findet und zuläßt, warum sollten wir es unterlassen, den Spuren dieser geschichtlichen Einflüsse nachzugehen und eine Erforschung der Geschichte der Organismen, eine Entwicklungsgeschichte der Gattungen zu unternehmen? Eine Entwicklung des Organismus aber war es ohne Zweifel, wodurch Vernunft und Sprache aus Unvernünftigem und Sprachlosem hervorging; und mit der Beobachtung dieses Vorganges wird in der That die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gattung, wenn auch vielleicht nur bis zu ihrer jüngsten Epoche rückwärts, selbst verfolgt.

V.

Bedenken gegen die Etymologie wegen der Zufälligkeit in der Sprachbildung. Gegensatz zu dieser. Die Entwickelung der Bedeutung folgt Gesetzen. Bedeutungsforschung. — Meinungen der Griechen über Zufall und Nothwendigkeit; Physis und Thesis. Das Natürliche mit dem Vernünftigen identificirt. Vermeintlicher Gegensatz zwischen organischen und anorganischen Sprachgebilden. Staatliche und religiöse Theorien. Die französische Revolution, ein Kampf der Physis. Veränderte Anschauung unserer Zeit. Verhältniß des Angeborenen und Anentwickelten. Angeborene Ideen. Die Allgemeinheit gewisser Ueberzeugungen ist nur aus übereinstimmender Entwickelung zu erklären. Nothwendigkeit derselben Erklärung für die Begriffsbildung. — Grenze zwischen dem Zufälligen und Gesetzlichen in der Sprache. Erweiterter Begriff der Sprachvergleichung.

Wir haben die Etymologie von ihrer Entstehung bis zu ihrem Endziele zu überblicken gesucht, und anstatt dessen einen Punkt gefunden, wo ihr Verfahren in Stillstand geräth, ohne eigentlich an sein erstrebtes Ziel gekommen zu sein. Sie war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, die sie bis zu Ende als unumstößlich, als unentbehrlich festhielt: daß Laut und Begriff von Anfang an in einem Verhältnisse nothwendiger Bedingung zu einander stünden, so daß gewisse Laute gewissen Begriffen niemals entsprechen könnten. Diese Voraussetzung hat sich als ein Vorurtheil erwiesen: die vermeintliche Nothwendigkeit löst sich, wo es sich um wesentliche Grundbestandtheile der Sprache handelt, in Zufall auf; und hiermit scheint die Möglichkeit einer auf

Beobachtung von Gesetzen zu gründenden Aufklärung über die uralte Thatsache der Sprachentstehung und den Urzustand des Begriffes, wovon historische Kenntniß der Natur der Sache nach versagt ist, zu verschwinden. Aber wir müssen noch von einer anderen Voraussetzung sprechen, welche nicht minder allgemein stillschweigend angenommen, und, wie ich glaube, nicht minder irrig als die erste, deren Beseitigung jedoch von ganz entgegengesetzten Folgen für die Hoffnung auf deutlichere Einsicht in die Anfänge der menschlichen Vernunft begleitet ist.

So fest nämlich schon mit den ersten etymologischen Bestrebungen der Irrthum verwebt ist, als läge in dem Zusammenhang zwischen bestimmten Lauten und Begriffen etwas Nothwendiges, so zweifellos sehen wir die Sprachforschung auf der anderen Seite überall voraussetzen, daß zwischen Begriffen und Begriffen ein nothwendiger Zusammenhang nicht stattfinde. Aber gerade die Begriffe bedingen sich in ihrer Entstehung gegenseitig, so daß nicht jeder aus jedem anderen zufällig entstehen kann, sondern nur gewisse aus gewissen gesetzlich: und während es daher keine Wissenschaft geben kann, welche den Zusammenhang zwischen Laut und Begriff gesetzlich feststellt, so muß auf der anderen Seite eine wissenschaftliche Methode gefunden werden, welche die Entwicklung der Begriffe aus einander ohne Rücksicht auf die Laute, in welchen sie erscheinen, ebenso wie die der Laute unabhängig von ihren Bedeutungen bis zu ihrem Anfange verfolgt. Auch würde vielleicht die Wortforschung, trotz aller Sicherheit in der Beurtheilung der Form, bei so großer Vieldeutigkeit selbst des unzweifelhaft Identischen, ein wenn auch in noch so enge Grenzen eingeschränktes Rathen bleiben,

wenn es wirklich gestattet wäre, aus einem jeden Begriff jeden andern als entsprungen anzunehmen, und nicht vielmehr ein anderer Weg uns offen stände, die Entwicklung der Bedeutung abgesehen von der Form, unter der sie in einem bestimmten Falle auftritt, von innen zu verfolgen, und die Erfahrungsgesetze aufzusuchen, nach denen sich Begriffe überhaupt aneinanderzureihen fähig sind, und welche ebenso wie die Lautgesetze über wahre und wesentliche Lautgleichheit, so über wirkliche Begriffsverwandtschaft allein eine vollkommene Entscheidung möglich machen. So lange dieses nicht geschieht und es dem subjectiven und wechselnden Ermessen der Wahrscheinlichkeiten anheimgegeben bleibt, die Bedeutungen beliebig zu verknüpfen, so ist es leicht abzusehen, zu welchen Irrthümern hierin die Phantasie verleiten muß, da nichts verschiedenartiger mit einander verknüpft zu denken ist, als die Gedanken. Man mag oft genug in Folge eines glücklichen Tactes, von einer dunkel vorschwebenden Analogie, in vielen Fällen auch von einem augenscheinlichen und unverkennbaren Zusammenhange geleitet, das richtige Verhältniß finden können; wie denn bekanntlich die Wissenschaft einem solchen Verfahren einen Theil ihrer glänzendsten Errungenschaften verdankt. Allein es scheint mir nicht gerathen, in Betreff der Klarheit über die Einzelheiten des geistigen Inhaltes der Sprache, von deren Beurtheilung ein Gegenstand, wie die Einsicht in das Wesen der Vernunft, bedingt ist, auf der Stufe stehen zu bleiben, auf welcher sie in Betreff der Formenverwandtschaft vor der Kenntniß der Lautgesetze stand, sondern wir bedürfen der Gewißheit, welche in der Kenntniß der gesetzlichen Nothwendigkeit besteht.

Nachdem die Griechen den übernatürlichen Standpunkt,

von welchem ihre (wie jede) Speculation ausgegangen war, in Betreff des Ursprungs der Sprache verlassen und aufgehört hatten, sich bei dem Glauben an ihre göttliche Abkunft zu beruhigen, welcher den Trieb nach Erklärung des Einzelnen, nämlich der Verknüpfung bestimmter Laute mit bestimmten Begriffen, nicht zu befriedigen vermochte: so war es nichts anderes als der Gegensatz des Zufalls und der Nothwendigkeit, welcher ihr Nachdenken bereits zur Zeit des ersten großen Erwachens ihrer selbstständigen Welterkenntniß auf sich zog, und bis zum Uebergang derselben an die Völker der Gegenwart ihre Anschauungen über das Wesen der Sprache stets auf einander entgegenstehende Schulen der Philosophie vertheilte. Zu diesem Gegensatze waren sie jedoch nicht durch sprachliche Untersuchungen zuerst gelangt, sondern sie hatten denselben von sittlichen Fragen auf das Sprachliche bloß übertragen, und schon auf seinem ursprünglichen Gebiete hatte derselbe eine Entwickelung durchlaufen, welche auch auf seine spätere Bedeutung von bleibendem und bestimmendem Einflusse war, und ihn von Demjenigen, was uns heute an ihm wahr erscheinen muß, zu allen Zeiten vielfach schied. Natur oder Kunst, dies zuerst war die Frage, welche die Griechen an alles erscheinende Menschliche richteten, an Staat und Gesetz, Sitte und Religion vor Allem, und bald auch an deren Elemente in der Vernunft, Worte und Begriffe. Denn da Geschaffensein keine Auskunft mehr für das damalige Denken war, so blieb in Betreff der Dinge, sofern sie nicht ewig waren, nur die Möglichkeit, entweder geworden oder gemacht, das ist, entstanden nicht durch den Willen der Götter, sondern entweder durch das willenlose Wirken der Natur, oder durch den Willen der Menschen selbst zu sein.

Wie dem väterlichen Verhältnisse durch Natur ein künstliches zu dem untergeschobenen oder angenommenen Sohne (υἱὸς θετός) gegenübersteht, so warfen die Urheber der griechischen Speculation in der frühesten uns zugänglichen Zeit die Frage auf, ob gewisse geistige Gestaltungen gleichsam als natürliche Erzeugnisse der Vernunft, oder ob sie als willkürliche Festsetzung Einzelner aus der Vorzeit überkommen seien[65]. Zu beiden Gegensätzen bedienten sie sich vor Allem zweier Wörter von uralter Geschichte: das eine, Physis, das Werden oder die Natur, ist auch in dem Deutschen bin kenntlich, enthält aber in den verwandten Sprachen, dem Stamme bhû des Sanskrit, dem lateinischen fio, sowie namentlich in dem griechischen φύω selbst, sichtbar die Bedeutung des Wachsens und Werdens; der Stamm des andern, Thesis lebt noch unter uns in dem Worte thun, und hat zwar seine ursprüngliche Bedeutung legen oder stellen in den östlichen Sprachen, einschließlich des Griechischen, in der Folge vorwiegend erhalten, aber schon in den ältesten Dichtungen, den homerischen wie in denen des Veda und Zendavesta, den Begriff des Herstellens und künstlichen Machens, des Schaffens durch Willkür zugleich mit sich verbunden, und zwar ebensosehr, wenn Götter, als wenn Menschen die willkürlich durch Kunstthätigkeit bereitenden Wesen sind. So bildet z. B. dâtare, Schöpfer, eine häufige Anrufung Zarathustra's an Auramazda, und Darius in seinen Inschriften sagt: „Ein großer Gott ist Auramazda, der diese Erde geschaffen (adâ), der jenen Himmel geschaffen, der den Sterblichen geschaffen ....“ „.. Er hat den Darajawusch zum König gemacht (adadâ).“ In der Ilias wechselt z. B. bei Gelegenheit der Verfertigung des Achillesschildes durch

Hephaistos ἐτίϑει als vollkommen sinnverwandt mit anderen Wörtern des Bereitens, Machens ohne Unterschied ab[66]; und gewöhnlicher noch ist bei Homer ein Gebrauch wie: „ein Gott kann jung oder alt machen" (Od. 16, 198), also soviel als reddere, zu etwas machen, in einen andern Zustand versetzen; sowie denn auch dies lateinische Wort eben dieselbe zu da gewordene Wurzel dhâ enthält.

Es ist ersichtlich, daß der so entstandene Gegensatz der Begriffe kein anderer als der des Natürlichen und Positiven ist; denn mit diesem ihrem Worte des Setzens übertrugen die Römer jenes zugleich die absichtlich wirksame Thätigkeit bezeichnende griechische. Doch während gegenwärtig unter uns natürliche und positive, das heißt unmittelbar durch die Willensthätigkeit Gottes gegebene, Religion geschieden werden, so wollten die Griechen, als sie sich fragten, ob Sittengesetz und Recht positiv oder natürlich seien, vielmehr nur, wie die Rechtswissenschaft noch heute, ihren Grund in Uebereinkunft und Menschenwillkür, oder in angeborener Natur erkennen. Das Willkürliche aber war es, was sie zufällig nannten, weil es wechselnd, regellos und nicht durch Gesetze erkennbar schien, und ebenso war ihnen das Natürliche nothwendig, gleichbleibend, gesetzmäßig und der Vernunft gemäß. Diese Frage traf für jene Zeit nicht bloß das kalte, dem Leben fernstehende Gebiet gleichgültiger Beobachtung, sondern das Handeln schwankte je nach ihrer Entscheidung und der Staat wartete ihrer Lösung, um sein Gesetz mit Freiheit und Richtigkeit zu bilden. So erhob sich denn, indeß das Herkommen unter solchen Zweifeln mächtig erschüttert ward, die Frage nach dem Ursprunge der Begriffe des Guten und Wahren selber, deren Inhalt den Einen als

angeboren und objectiv bindend, den Andern aber als durch Willkür festgestellt und nach subjectiver Willkür jederzeit der Veränderung fähig galt; so daß von dieser Seite das anfänglich sich nicht mißtrauende Denken über Natur und Weltall gleichfalls auf Kampf und Ungewißheit stieß, und, auf sich selbst zurückkehrend, seine Unterlagen untersuchte. Nun betraf zwar diese Untersuchung unmittelbar nicht das Verhältniß der Laute zu den Begriffen, aber ein hiermit verflochtenes, nämlich das der Begriffe zu den Dingen und der Wirklichkeit; und da die erste Sprachbetrachtung den nur im Worte wahrgenommenen Begriff nicht von dem Worte schied, sondern ihn, wie dieses, als den Namen des Dinges bezeichnete, so war die den Ursprung des Begriffes betreffende Frage keine andere, als: ob die Dinge ihre Namen der Naturnothwendigkeit oder der Willkür verdanken? in welchem letzteren Falle es keine richtige oder unrichtige Bezeichnung und keine wahren oder falschen Begriffe gab, während im andern Falle nur ein einziger Gebrauch des Wortes, nämlich der ursprüngliche und naturgemäße, auch der richtige, und dann allein auch eine Etymologie, eine Wissenschaft oder Kunst in Betreff der Wahrheit der Worte, der ursprünglichen Richtigkeit ihres Gebrauches, und in Betreff ihres naturgemäßen, unverfälschten Begriffsinhaltes möglich war.

Der Zweck dieser Kunst war zuerst logisch, nämlich Richtigkeit des Denkens, und nach dessen Anwendung mittelbar verschieden; als er aber bald auch, und nach eingetretener Unterscheidung zwischen Worten und Begriffen fast allein, rhetorisch ward, und auf Richtigkeit des Ausdrucks überging; so knüpfte sich an diese Anschauung die Untersuchung der Formgesetze oder der regelmäßigen Anwendung gewisser

Lautveränderungen für Modificationen des Begriffes, deren Gesetzmäßigkeit, nebst der ganzen Kunst der etymologischen Grammatik, die Bekenner der Zufälligkeit und Willkürlichkeit der Sprache läugneten, da als zufällig die Sprache weder Kunst noch Wissenschaft in dem griechischen Sinn dieser Worte zuließ, sondern nur eine blinde Uebung und sogenannte Empirie. Die Erfahrung entschied gegen die Läugner der grammatischen Sprachgesetzlichkeit, indem sie ihnen nur einzelne Beweismittel für die Abwesenheit einer Alles umfassenden Regel an die Hand gab, aber eine völlige Regellosigkeit der Sprache widerlegte; und der hierauf gegründete Anspruch der Grammatik, der Sprache Gesetze vorzuschreiben, siegte, wenn auch mit einer gewissen widerwilligen Anerkennung der Gewaltherrschaft des Gebrauches, besonders unter den Römern, sowie den ihnen nachfolgenden romanischen Völkern, welche ihre Neigung, gesetzgeberisch zu organisiren und die Ordnung des Verstandes zur Meisterin über die Natur zu setzen, überkamen.

Ja bis auf die jüngste Zeit hat dieser Principienstreit im Kleinen wie im Großen unter uns fortgewirkt. Die neuesten Versuche der etymologischen Grammatik, z. B. in der Orthographie dem Gebrauch entgegenzutreten und auf frühere Zustände zurückzugreifen, entspringen aus der Neigung, das nicht Ursprüngliche darum auch für unrichtig zu halten, und in diesem Sinn einen Gegensatz von Organischem und Nichtorganischem in der Sprache aufzustellen. Wenn die Unterscheidung von wider und wieder, malen und mahlen als willkürlich bekämpft, und in Hülfe das ü, in Löwe, schwören, löschen, zwölf u. a. das ö als unorganisch angegriffen wird[67], so ist dies in neuer Form

derselbe sprachliche Rationalismus, um dessentwillen römische Schriftsteller z. B. lac Milch, in lact verbessern wollten[68], und über welche bekanntlich schon Aristophanes in den Wolken mit so vielem Witze spottet, wo er den Sokrates unter Anderem behaupten läßt, man müsse das Weibchen des Hahnes die Hähnin nennen[69]. Von einem solchen Standpunkte aus gäbe es nichts Unorganischeres, als die deutsche Lautverschiebung; die ganze individuelle Entstehung der germanischen Sprachen müßte rückgängig, ja wohl alle Entstehung in der Sprache überhaupt ungeschehen gemacht, und vielleicht alles Individuelle in der Natur vernichtet werden.

Eine weit großartigere Wirkung, als auf sprachlichem, hat dieselbe Verwechselung von Unrichtigkeit und Unursprünglichkeit auf staatlichem und religiösem Gebiete in der europäischen Geschichte fast noch der Gegenwart ausgeübt. Diese Verwechselung, welche aus der Auffassung der Natur als der vernunftgemäßesten Gestalt der Dinge, die zugleich ihre anfängliche gewesen wäre, und der Willkür als einer diese Gestalt verderbenden Macht entspringt, hat gewaltig in die großen Bewegungen der Völker eingegriffen, und sie zu Versuchen getrieben, den alten und ungetrübten Urzustand in Staat und Gesellschaft wiederherzustellen. Es ist derselbe Gedanke, welchem Rousseau einen so entschiedenen Ausdruck in den Worten gegeben: „Alles geht vollkommen aus der Hand der Natur hervor, Alles entartet unter den Händen der Menschen." Dieser glänzende, zu höchstem Einflusse auf die Schicksale von Europa bestimmte ideale Irrthum möchte, neben den gleichzeitigen Bemühungen um die natürliche Religion, wohl das letzte Aufflammen einer auf practische Verwirklichung der Theorie der Physis gerichteten Begeisterung,

das letzte mächtige Auftreten dieses Principienkampfes gewesen sein. Eine fortgeschrittene Erkenntniß der Natur beginnt endlich unsere Ansicht von ihr zu verändern, und zeigt uns ihr Verhältniß zu Zufall und Nothwendigkeit, Vernunft und Willkür gänzlich verwandelt.

Daß die Sprache ein Werk der Natur und nicht des Menschen, daß sie gewachsen sei und nicht gemacht, vermögen wir nicht ferner zu bezweifeln; aber wir verstehen unter diesen, einer Seite der griechischen Ansicht so völlig entsprechenden Worten ganz das Gegentheil. Denn nicht in einem, oder vielmehr in jedem einzelnen Individuum schafft die Natur die Sprache, sondern nur einmal in der ganzen Gattung; und Begriffe, welche der Natur entspringen, oder Laute, welche auf natürlichem Wege ihr Ausdruck geworden sind, sind nicht dem Individuum angeboren, sondern der Gattung anentwickelt. Daher können uns denn auch Gebrauch und Natur nicht Gegensätze sein, was sie allerdings so lange sind, als diese die angeborene Nothwendigkeit, jener aber die zufällig gemeinsame Gestaltung des unter eine solche Nothwendigkeit nicht fallenden Handelns mehrerer Einzelnen bedeutet. Im Gegentheile bildet vielmehr der Gebrauch selber das Naturproduct der Sprache, ebenso wie das des Staates, der Sitte und des Rechtes, weil er ihre Gestalt zusammensetzt, ohne sie zu machen, nämlich ohne Absicht des bewirkten Ganzen. Denn obgleich Gebrauch und Willkür gleichmäßig dem angeborenen Handeln entgegenstehen, und beiden nur in dem nicht Angeborenen Raum gestattet ist, so sind sie doch einander auf das Schärfste entgegengesetzt, da nur die Willkür macht, der Gebrauch aber, als eine unbewußte Gewohnheit, gleichsam eine neue Natur während des Lebens

absichtslos entwickelt. Was Gewohnheit dem Einzelwesen, das ist der Gebrauch für die Gesammtheit, und so wenig Grundsatz Gewohnheit, so wenig ist das Gesetz Gebrauch. Aus vielen bewußten Handlungen wird gleichsam eine einzige unbewußte; der willkürlich wirkende Mensch nimmt an dem Wachsthum der Menschheit nicht minder willenlos Theil, als das Blatt an dem Wachsthum der Pflanze. Während also die Gestalt der Sprache, als ein Gesammterzeugniß der Völker, unwillkürlich, und eben darum Naturerzeugniß ist, so ist sie dennoch, und sogar gerade deßhalb, zufällig.

Wenn der Zufall nicht Gegensatz der Natur, nicht nur außer derselben, etwa in der Willkür, zu suchen, wenn vielmehr Willkür selbst ein Theil der Natur, ob zwar nicht derjenigen des Individuums ist, Zufall aber die Natur, als Entwicklung betrachtet, selber: so ist auch weder die Natur an sich das rein Vernünftige, noch auch die Willkür ganz und gar empirisch, sondern empirisch ist an beiden die Seite der Entwicklung. Das Angeborene ist nicht ewig gleichbleibend und gemeinsam; die Gestalten des Körpers und des Geistes sind nicht ewig und allenthalben unveränderliche Typen, wie Diejenigen glauben, welche auch wohl läugnen würden, daß aus dem Keime der Baum, und der Greis aus dem Kinde wird, wenn das allerwunderbarste und unbegreiflichste aller Phänomene, der Inbegriff des Unbegreiflichen selber, das Phänomen an sich, nämlich die Verwandlung, das Werden oder die Bewegung nicht in diesem Umfange während ihres Lebens mit schlagender Gewalt erschiene: und darum ist Freiheit und Verschiedenheit, zum Beispiel der Begriffe oder Worte, gegen ihren Ursprung aus angeborener Natur kein wahrer Einwurf.

Unzerstörbare und ewige Typen könnte nur das vollkommen Einfache an sich tragen; nun ist aber weder die körperliche noch die geistige Gestalt der Organismen einfach. Selbst die Typen einfachster ewiger Urwesen würden nur empirisch sein; denn sie wären verschieden, oder was dasselbe ist, sie wären wirklich: sie wären letzte, nothwendige Principien empirischer Erkenntniß, aber niemals der Vernunft gemäß, das ist apriorisch. Die Griechen unterschieden freilich das apriorische Wissen nicht von dem angeborenen. Plato suchte das, was wir als a priori bekannt bezeichnen würden, auf Erfahrung während eines Vordaseins zurückzuführen, deren wir uns in diesem gegenwärtigen Leben nur erinnerten; während es doch das Wesen des apriorischen Erkennens ist, nicht bloß nicht erfahren, sondern an sich nicht erfahrbar zu sein. So konnte denn den Griechen das Angeborene, Naturgesetzliche, aus der unveränderlichen Form der Dinge Entsprungene als Object eines angeborenen Erkenntnißvermögens erscheinen, welches nichts anderes als die Vernunft selber war. Die Vernunft, als angeboren, galt auch für objectiv und absolut, allen Menschen gemeinsam, und alle beherrschend. Jedoch in Wirklichkeit ist die Vernunft als Ganzes weder zwingend noch allgemein; ja falls sie angeboren wäre, so würde sie dennoch nicht das letztere, sondern nur das erstere sein müssen, was auch ein angeborener Wahn für das durch Geburt und unheilbar mit ihm behaftete Einzelwesen ist.

Weil ein Theil unserer Ueberzeugungen allgemein beweisbar ist, so sind wir geneigt, zu glauben, das Beweisbare sei an sich auch objectiv gewiß. Allein wenn es eine Wahrheit gibt, in welcher alle denkenden Wesen nothgedrungen

übereinstimmen, so thun sie es doch nur in unbewußter Voraussetzung, welche sie mit allen, auch den leblosen Dingen theilen, und nicht durch wirklichen Vollzug des Urtheils. Unbewußt und der bloßen Möglichkeit nach sind gewisse Ueberzeugungen freilich von jeher in der Menschheit vorhanden, und sind es gewesen noch ehe die Menschheit war; unbewußt kennt die Thierwelt die Lehre von den Dreiecken, kennen die Gestirne die Gesetze von den Kegelschnitten als untrügliche Meister; aber denkend irrt der Mensch über alles dies und ist in Betreff der Axiome und der Anschauungen des Raumes der Unwahrheit sich als Wahrheit bewußt, bis sich das wahre Bewußtsein aus dem unvollkommenen, wie dieses aus dem Unbewußtsein, allmählich entwickelt. Darum ist der Wahrheit und Vernunft gemäß zu sein, kein Grund der Gemeinsamkeit einer Vorstellung für Alle; ja eher vielleicht das Gegentheil.

Es war dereinst auf der Erde eine Zeit, wo ein Beobachter, der sie von dem einen Ende zu dem anderen durchwandert hätte, die ganze Menschheit in der Uebung eines Gebrauches vielleicht einiger gesehen haben würde, als sie es gegenwärtig über irgend eine der höchsten sittlichen Forderungen ist. Das Menschenopfer, ein Gebrauch, den wir in einem Zwange unserer Natur, einem allgemeinen Machtgebote der Vernunft oder unwiderstehlichen Zuge eines menschlichen Gefühles gewiß nicht begründet glauben werden, ist für die Urzeit fast aller Völker durch die Geschichte beglaubigt, und in einer Ausdehnung, die jede auf diesen Umstand zu bauende Erwartung weit hinter sich zurückläßt, in sämmtlichen neuerdings bekannter gewordenen Erdstrichen wiedergefunden worden. Andere Gebräuche, welche noch heute ebenso sehr über die

ganze Erde verbreitet sind, widerstreben weniger der Richtung unserer Anschauung, und erscheinen uns darum nicht in gleichem Grade unvernünftig; aber die Gründe, aus denen wir sie uns begreiflich machen, sind darum nicht, wie man bei einem Gegenstande so großen allgemein menschlichen Einverständnisses erwarten sollte, über allen Zweifel einleuchtend, oder gar genügend, uns auch selbst auf Dasjenige verfallen zu lassen, was wir hinterher vielleicht zu unserer Befriedigung durch sie erklären. Von dieser Art ist das Opfer überhaupt, über dessen Entstehungsgründe mancherlei Vermuthungen bestehen, aber eben darum keine, aus welcher die unbestrittene Naturnothwendigkeit einer Sitte hervorginge, welche sogar noch jetzt, nur hie und da in gemilderter und zu Symbolen oder zu bloßer Erinnerung geschwächter Gestalt, bei allen Völkern der Welt zu finden ist. Vieles dagegen, was uns so vernünftig, so nothwendig und menschlich, so natürlich und unentbehrlich scheint, daß den Weisen unsers Geschlechtes von jeher Gründe zu Gebote standen, zu beweisen, daß es so geschehen müsse, ist in der That nicht überall und immer so geschehen oder für so nothwendig gehalten worden; und gerade Dasjenige, was wir am wenigsten anzweifeln, und wohl auch für objectives Vernunft- oder Sittengesetz betrachten, weil es uns selbst und unsere Anschauung am mächtigsten beherrscht und befängt, ist selten zugleich das vorwiegend Allgemeine in der Menschheit, sondern weit allgemeiner ist, was uns oft seltsam scheint und wundert, und worüber wir lachen oder auch schaudern. Wie für die einzelnen Thiergattungen gewisse Bewegungen, eigenthümliche Weisen des Sprunges auf die Beute, oder, in ihrem unfreien Zustande, des Verhaltens gegen den Menschen

stehend und characteristisch sind, so unterliegt die menschliche Gattung in Meinungen und Gedanken einem inneren Naturzwange, der eine von der Wahrheit gänzlich unabhängige Uebereinstimmung erzeugt, und so weit entfernt ist, ein subjectives Maß der Dinge und ein Instinct der wahren Erkenntniß zu sein, daß vielmehr die Täuschung in derjenigen Periode, welche durch den Verlauf der Entwicklung ihr angewiesen ist, weit unbedingter und allgemeiner, als die Wahrheit in der ihrigen herrscht, und daß, falls das Allgemeingültige eben darum schon für das Objectivwirkliche zu halten wäre, der Schein mehr als die Wirklichkeit Anspruch auf Wirklichkeit erheben müßte. Wahnglaube und Weisheit, Wahrheit und Irrthum, Rechte und Symbole oft tiefsinniger, oft wunderlicher Art, phantastische Gestaltungen der Religion, Speculation und Mythologie wiederholen sich bei den verschiedensten Völkern, auf den verschiedensten Punkten der Erde; doch wer darum die Gattung unbedingt wie von einem absoluten subjectiven Zwange eines solchen Glaubens beherrscht betrachten wollte, den belehrt der ewige Umschwung der Anschauungen, der rastlose Wechsel in allem, was heute als heilige Wahrheit gilt, morgen als ein vorübergezogener Krankheitswahn mit Lächeln, mit Schrecken, mit froher Erinnerung an das gleichsam Ueberstandene, und endlich mit mühsamer Besinnung, wie solche Zustände möglich und wirklich geworden, betrachtet wird. Der Beständigkeit, mit welcher gewisse Gedanken in verschiedenen Völkerindividuen wiederkehren, stellt sich ihre ebenso allgemeine Wandelbarkeit und zeitliche Unbeständigkeit allenthalben an die Seite. Wie die Natur in den Altersstufen eines wachsenden Einzelwesens dieselben Körpergestalten immer ähnlich wiederbringt, wie

Fähigkeiten, Neigungen, Anschauungen, an die Jahre gebunden, unsere Kindheit, Jugend und Männlichkeit wechselnd beherrschen und sodann vorüberziehen, ewig und unverbrüchlich; so ist in der Menschheit Richtungen und Vorstellungen ihre durch die Zeit bedingte Herrschaft festgesetzt, und eine subjective Nöthigung, nicht durch die ewige Form der Vernunft, aber durch ihre im Laufe der von Ewigkeit her vorgeschriebenen Folge von Entwickelungen jeweilen erwachsene organische Gestalt läßt überall, wo immer die gleiche Höhe des Wachsthums der Gattung erreicht ist, dieselbe Gedankenthätigkeit rege, den Glauben an dieselbe Wahrheit gültig werden.

Daß die Täuschung über einen wirklichen Auf- und Untergang der Sonne dereinst allgemein verbreitet gewesen, dünkt uns leicht begreiflich, weil ein dieser Vorstellung gemäßer Schein noch auf uns selber wirkt; aber kaum sind Jahrhunderte verflossen, seit der uns weit ferner liegende Glaube die Herrschaft über alle Gemüther verloren hat, daß Sonne, Mond und Sterne lebendige Wesen seien, ein Glaube, den alle Völker des gesammten Alterthums seit Menschengedenken theilten, dem bis in das fünfzehnte Jahrhundert nur selten ein vereinzelter Denker widersprach, und dessen Kepler selbst sich nicht entschlug. Wir erinnern uns der Wandlung der Anschauungen, durch welche der Himmel aufhörte als ein festes Gewölbe zu erscheinen; hingegen fast vergessen ist der im Hintergrunde liegende, uns befremdende, aber auf einer gewissen Stufe alle Menschen beherrschende Gedanke seines Lebens. Und wie kommt es, um von diesen Gebieten, in welchen gemeinsam fortschreitende Erfahrung als Ursache einer gemeinsam veränderten Weltanschauung vorgeschoben werden könnte, zu Bereichen überzugehen, woselbst

ganz gewiß keine äußerliche empirische Beihülfe dieser Art die Vernunft irreleitete oder förderte — wie kommt es, daß der Glaube des Dualismus in der Gottheit bei so vielen Völkern ganz verschiedenen Stammes angetroffen wird? Warum finden sich Sagen und phantastische Vorstellungen, wie die, welche den Sonnengott mit einem Drachen kämpfen läßt, in der mannigfaltigsten Gestalt bei den Indogermanen wie bei den Chinesen, in Afrika wie in Amerika? Man hat die unzähligen Uebereinstimmungen, welche vielmehr eine allgemeine Gesammtübereinstimmung zu nennen sind, in Vorstellungen, die keine Voraussetzung objectiver oder auch subjectiver Nothwendigkeit zulassen, auf Entlehnung zurückzuführen gesucht; wie etwa der gegenwärtige Glaube einer leblosen Himmelswelt, welche fast ebenso allgemein als der dereinstige einer lebendigen, und vielleicht nicht wahrer ist, als von Newton aus auf seine Zeitgenossen übergegangen gelten kann. Aber wenn schon in diesem uns so nahe liegenden Falle kaum bezweifelt werden darf, daß der einzelne Entdecker nicht freier Schöpfer einer neuen, der vorhandenen feindseligen Geisteswelt im Widerspruche gegen alles Bisherige, sondern nur Vorläufer und Führer der vorschreitenden allgemeinen Ueberzeugung, und gleichsam der zuerst reifgewordene Punkt geistiger Saaten, der zuerst erglühende Gipfel bald im Tageslichte erhellter Fluren ist: um wie viel weniger können wir eine der Entwicklung entgegengesetzte, bloß individuelle Entdeckung und Belehrung Zeiten zuschreiben, in denen zu Beidem weder äußere noch innere Bedingungen vorhanden waren, da einerseits die Völker in höherem Grade abgeschlossen und unzugänglich, andererseits die geistige Thätigkeit, sowohl was das Bewußtsein, als was die Selbstständigkeit der Individuen betrifft, vollkommen unentfaltet war?

Sollten wir gleichwohl hier noch schwanken, und es für möglich halten können, daß die ältesten Gebräuche der Völker, daß die frühesten Vorstellungen der Menschen über Götter und Welt an einem Punkte erfunden und dann nur aller Orten erlernt und angenommen seien, so gibt es doch ein gewaltiges Reich innerhalb des Gebietes der Vernunftentfaltung, gewaltiger selbst als Sittlichkeit und gewaltiger als Religion, welchem gegenüber jeder Versuch äußerlicher Begründung der auf einem Naturgrunde ruhenden Gleichförmigkeit der Entwicklung unterbleiben muß: das der Begriffe.

Bei der Erklärung der Allgemeinheit von Urtheilen theoretischer und praktischer Natur aus Mittheilung wird Gleichzeitigkeit vorausgesetzt, wo nur Gleichheit der Entwicklungsstufe stattfindet. In Beziehung auf die Begriffe kann nicht der leiseste Zweifel obwalten, daß sie als Form des Denkens wirklich entwickelt, und nicht, wie sein bloßer Stoff, das Urtheil, möglicherweise werden kann, mitgetheilt sind. Begriffe sind Möglichkeiten des Urtheils: der Besitz des Begriffes süß, gibt die Fähigkeit zu urtheilen, daß ein gewisses Ding süß sei; das Urtheil aber ist die Wirklichkeit des Begriffes oder die Anwendung der Fähigkeit zu demselben. Nun kann zwar die Anwendung einer Fähigkeit willkürlich hervorgebracht und äußerlich gelehrt werden, die Fähigkeit aber nur entwickelt; und also können wir zwar Denjenigen zu dem Urtheil bewegen, daß etwas Gewisses schön oder gut sei, welcher die Fähigkeit dieses Urtheils besitzt, d. h. diese Begriffe vermöge seiner Entwickelung kennt, sie selbst aber vermögen wir so wenig zu erzeugen, wo sie nicht verstanden werden, wie die Fähigkeit der Gehör- oder Farbenempfindung, wo sie nicht vorhanden ist. Da nun dennoch ein ganz

bestimmter Kreis von Begriffen bei allen Völkern vorgefunden wird, so werden wir vielleicht zunächst geneigt sein anzunehmen, daß die Vernunft auf die Außenwelt allenthalben nothwendig so reagire. Allein diese Begriffe, so allgemein sie für gewisse Zustände sind, treten doch in andern verwandelt auf, nichts destoweniger — und dies läßt sich nur aus einer gesetzmäßigen Entwicklung des Vernunftorgans erklären — auch in ihren Verwandlungen einander überall gleichend. In allen noch so entlegenen und im Uebrigen noch so sehr verschiedenen Sprachen entwickeln sich nicht allein im Wesentlichen die sämmtlichen gleichen Begriffe, sondern gleiche Begriffe gehen immer aus gleichen hervor. Die Sprachen treffen in vier Punkten alle nahezu überein, und verdanken ihre Abweichung von einander nur einem einzigen fünften. Sie gleichen sich mit geringen Schwankungen: im Umfange der Lautmittel; in den Begriffen; in den Gesetzen der Lautentwicklung; und endlich in der Verwandtschaft der Begriffe, welche einem jeden derselben einen bestimmten anderen zum Ursprunge anweist: und sie weichen bedeutend nur in dem Punkte von einander ab, in welchem dem Zufall Spielraum verstattet ist, in dem Zusammentreffen des Lautes mit dem Begriffe.

Noch einleuchtender, als durch die Uebereinstimmung der Sprachen, wird die innere gleichsam pflanzenartige Gesetzmäßigkeit der Begriffsentwicklung durch ihre Erscheinung an einem innerhalb derselben Sprache mehrfach in verschiedenen Formen entwickelten Begriffe. Denn auch innerhalb ihrer selbst verfolgt eine jede Sprache dies Gesetz; wenn auch der Begriff mehreremale und in ganz verschiedenen Jahrhunderten in ihr zum Vorschein kommt, so legt er in diesen seinen

Erscheinungen gleichfalls eine feste Bahn zurück. Obgleich diese Allgemeinheit der Bildungsgesetze nicht so verstanden werden darf, als ob ein bestimmter Begriff sich immer nur auf eine einzige Weise entwickeln müßte, da es vielmehr Begriffe gibt, welche ihrer Natur nach der Wahrnehmung mehrfache Zugänge verstatten, so sind diese doch niemals an Zahl im Mindesten beträchtlich, noch weniger beliebig, sondern in geringer Abwechselung des gesetzlich Möglichen immer wiederholt gewählt. Und so stellt eine Sprache jederzeit in sich selbst den Gegensatz, welchen sie gegen andere bildet, vollständig in kleinerem Maße dar: die in Folge der mehrfachen Entstehung eines und desselben Begriffes in ihr vorhandene Viellautigkeit der Begriffe würde sie bei etwas größerer Ausdehnung geeignet machen, in mehrere Sprachen auseinanderzufallen, auf welche die verschiedenen Benennungen eines Begriffes sich vertheilten. Blicken, sehen, schauen sind in Einer Mundart verbliebene Worte für den fast gleichen Begriff; nur der Zufall hat lugen in das Reich eines anderen Dialectes, und die Stämme von look, video, ὁράω in das der Sprachverschiedenheit verwiesen: und zugleich ist, was in der lateinischen Sprache mit schauen unter der Form scio, ganz ebenso im Deutschen, Griechischen und Sanskrit mit video vorgegangen, daß nämlich der Begriff des Sehens zu dem des Wissens fortschritt. Auf diese Weise finden wir häufig die Ausdrücke verwandter Sprachen für dieselbe Sache einander paar- oder gruppenweise entsprechend, wo sie einzeln verglichen keinen Zusammenhang verrathen. Im Hebräischen heißt jaschen schlafen, nûm schlummern, im Arabischen umgekehrt; in jener Sprache ist Brod lechem, Fleisch basar, in der letzteren hat laḥmun die Bedeutung Fleisch, und für

Brod ist ein drittes Wort im Gebrauch[70]. Verwandte Sprachen ergänzen sich also in einem großen Theile ihres Bestandes gewissermaßen zu einer einzigen, mit gesteigerter Vieldeutigkeit sowohl als Viellautigkeit; schauen und wissen zum Beispiel enthalten, die deutsche und lateinische Sprache vereinigt gedacht, beide je zwei Begriffe, die nun auf je eines der Worte vertheilt erscheinen. Grundverschiedene Sprachen aber, obwohl sie eine solche empirische Vereinigung, welche auf eine wirkliche, historische Spracheinheit zurückführt, nicht zulassen, laufen dennoch in eine Gleichheit des Wesens aus, indem Laute, und noch mehr Begriffe, überall fast die nämlichen, die Entwicklung beider überall nahezu übereinstimmend, die Verbindung endlich, welche beide miteinander eingegangen, zwar abweichend ist, aber auch dieses nicht im absoluten Gegensatze zu dem, was im Schoße der einzelnen Sprache zum Vorschein kommt, da auch hier ein und derselbe Begriff in mehrfachem Laute zum Ausdrucke gelangt, und z. B. ein chinesisches kian der Wurzel von sehen nicht ferner steht, als diese der von blicken.

Wir sind nun hinlänglich in den Stand gesetzt, zu entscheiden, welch eine Seite der Sprache, als Erzeugniß des Zufalls, für keine Forschung außer durch unmittelbares Erfahren dieses Zufalls selber geeignet ist, und welche dagegen, als gesetzmäßig, eine solche erfordert. Aus dem Vorhergesagten kann leicht geschlossen werden, wie ganz unmöglich es ist, anders als unmittelbar zu erfahren, welchem Laute sich ein vereinzelter Begriff in irgend einer Sprache angeschlossen habe. Keine noch so umfassende Kenntniß und Vergleichung der verwandten Sprachen ist genügend, uns errathen zu lassen, daß die griechische Sprache für den Begriff

jung das Wort νέος gewählt hat, aus einem Stamme, den wir nur zu dem Begriffe neu verwenden. Umgekehrt läßt sich eine Sprache daher auch nicht durch bloßes Errathen verstehen; daß dies einem Kenner der verwandten hie und da gelingt, geschieht nur, insofern er die Bedeutung des Lautes beim Lernen jener andern wirklich erfahren hat. Wohl aber ist es möglich, von einem Laute mit gegebener Bedeutung, besonders wenn ein Theil ihrer Entwicklungsgeschichte bekannt ist, sowohl in die Vergangenheit, als in die Zukunft, auf deren Fortsetzung zu schließen: denn die Art, wie sie sich fortsetzt, ist keine vereinzelte, sondern eine vielfach wiederholte, und daher von beobachteten Fällen auf andere schlußweise zu übertragen.

Die Allgemeinheit dieses Gesetzes macht eine Art der Sprachvergleichung möglich, welche in ihrem Umfange weit weniger, als die auf Lautvergleichung der verwandten Sprachen gerichtete, beschränkt ist, da ihr schon in einer einzigen an dem Aehnlichdeutigen ein üppig reicher Stoff, in allen Sprachen des Erdballs aber ein wahrhaft unendlicher zu Gebote steht. Ein seinem Ursprunge nach an sich vielleicht nicht klares oder sicheres Wort kann auf diesem Wege durch ein völlig lautverschiedenes, ja ein deutsches, lateinisches oder griechisches durch ein dem tatarischen oder chinesischen Stamme angehöriges seine entscheidende Erklärung finden. Das Hinausgehen über eine einzige Sprachfamilie ist für die in dem gewöhnlichen Sinne etymologische, das ist ungefähre, Bestimmung der Herkunft der Begriffe zwar selten wirklich erforderlich, für die höchste sinnliche Klarheit über die wahre Gestalt der hinter den Worten liegenden mannigfachen Weltbilder hingegen von der größten Wichtigkeit,

da zuweilen Alles, was innerhalb eines Stammes noch erhalten ist, einen Uebergang vermissen läßt, der, auf einem weit entfernten Gebiete aufgefunden, sofort die ganze Gruppe mit einem Schlage erhellt, oder doch das vorher nur Vermuthete zu hoher Evidenz erheben kann. Zugleich aber wird, was außerdem als Eigenthümlichkeit von Völkerstämmen gelten konnte, und wenn es sich bei unverwandten wiederfand, als ein sonderbares Zusammentreffen ungerechtfertigte Verwunderung erregte, zum Entwickelungsgesetz der Menschheit, zur Naturform der Vernunft.

VI.

Mitwirkung des Zufalls bei der Begriffsbildung. Wunderliche Entwickelungsgeschichte mancher Worte. Begriffswörter aus Eigennamen gebildet. Entlehnung und Entstellung. Umdeutung von Fremdwörtern; deßgleichen von einheimischen. Uebersetzung. Irrthum und Mißverständniß als Quelle der Wortbildung. Großer Umfang der Sprachmischung. Seltsame Wanderungen der Wörter. Völkerberührungen: Mexiko mit Ostasien; Chaldäa mit China und Indien; Indien mit den Arabern und Europa. Persien und Indien; die indischen Casten persischen Ursprungs. Einfluß Babyloniens und Aegyptens auf die Bildung der alten Welt. Sprachliche Spuren in den alten Sprachen. — Kriterium der einheimischen Entstehung eines Wortes. Abweichung von der Gesetzlichkeit der Begriffsentwickelung gehört nur jüngeren Sprachschichten an.

Von dem gleichförmigen, gesetzmäßigen Bau der Sprache in Hinsicht auf Begriffsbildung verräth freilich ein großer Theil ihrer gegenwärtigen Oberfläche, eine beträchtliche Menge ihrer heute in unserem Gebrauche befindlichen Bestandtheile wenig; und nach der gerade hierüber um ihrer Neuheit willen uns um so zugänglicheren geschichtlichen Erfahrung könnten wir weit eher die Vorstellung gewinnen, als beruhe die ganze Entstehung eines Wortes, nicht bloß in dem Verhältniß seines Lautes zu seinem Begriffe, sondern auch in der Gestaltung des Begriffes selbst, lediglich auf einer Kette gesetzloser Zufälligkeiten. Wie die Erdrinde in gewaltigen Strecken aus verstümmelten Resten untergegangener Organismen zusammengesetzt ist, die eine einförmig erscheinende

Außenfläche nur bewaffneten Augen offenbart, so sind auch die obersten Bildungsniederschläge der Sprache, die Worte moderner Schriftsteller und Dichter, so leicht und gefällig in Brauchbarkeit und Wirkung, oft nichts als künstlich zusammengehaltene organische Trümmer. Welch eine seltsame Geschichte hat nicht das Wort Azur! Zu seinem gegenwärtigen dichterischen Gehalt, zur Anwendbarkeit für die Schilderung der Himmelsfarbe ist es zunächst aus der mittelalterlich chemischen oder alchymistischen Wissenschaft gelangt; denn es bedeutet eigentlich den Lasurstein, lapis lazuli, welchen auch persische Dichter, wie Firdosi, ganz eigentlich und wirklich als den Stoff des Himmels betrachteten [71], und aus dessen Namen es durch Weglassung des als Artikel mißverstandenen l gebildet ist. Dieser lateinische Name des Steines aber ist das arabische lâzuvardun, und dieses selbst ein Fremdwort aus dem persischen lâǵvard. Hier bricht die sichere Erklärung des Wortes ab; doch läßt es sich vielleicht mit dem indischen râǵâvarta, dem Namen eines aus Virata stammenden Edelsteines zusammenstellen, welcher auch âvarta, âvartanamaṇi, nripâvarta heißt. Âvarta, âvartana enthalten die Bedeutungen: umkehren, umwenden, auch umrühren, quirlen; es könnte daher bei den Benennungen des Steines eine Vergleichung mit dem mythischen Edelsteine Kaustubha beabsichtigt worden sein, welcher bei der zweiten Verkörperung Vischnu's, nach der Erzählung der Epen und Purana's, da Götter und Dämonen das Milchmeer quirlten, zum Vorschein kam. Âvartanamaṇi würde alsdann gleichsam Quirledelstein heißen; Zusätze wie râǵa-, König, *nripa*, Fürst, aber kommen bei Edelsteinen auch sonst vor. Doch kann an eine Anspielung auf ebendenselben Mythus

auch von einer andern Bedeutung des Wortes âvarta aus gedacht werden. Es heißt nämlich auch: gekräuseltes Haar, Locke, und auf der heiligen Haarlocke[72] trägt Vischnu eben jenen wunderbaren Stein. Nach dieser Erklärung würde also râgâvarta Königslocke, d. h. nach unserer Ausdrucksweise (die jedoch den indischen Sinn nicht völlig trifft[73]) etwa Haarschmuck des Königs heißen. — Es bleibt freilich ebenso möglich, daß irgend eine andere unbekannte Beziehung, etwa zu der besonderen Gestalt oder Eigenschaft des Steines, der ursprünglich den in Rede stehenden Namen trug, die Benennung veranlaßt hat; da wir denn die Quelle des Wortes Azur nicht in den Tiefen des Brahmanismus und seiner fremdartigen Mythenwelt aufzusuchen hätten: aber gewiß ist, daß mythische und religions- und culturgeschichtliche Momente aller Art in der That in die Geschichte der Wörter und ihrer Wanderungen allenthalben verwebt sind, welche sicherlich nur errathen oder erfahren, nicht aus einem allgemeinen Gesetze erschlossen werden können.[74]

Manche unserer aus den Sprachen des Alterthums entlehnten Wörter tragen eine ganze Volks- und Wissenschaftsgeschichte an und mit sich. Wir nennen etwas Verständiges logisch, unkluge Handlungen unpolitisch, verfänglich trügerische Reden sophistisch, eine gedankenlose Bewegung mechanisch; diese Worte, für die die Griechen selbst, denen sie entstammen, in dem alltäglichen Sinne ganz andere, schlichte Ausdrücke gebrauchten, sind für uns Producte mittelalterlicher und moderner Studien. Welch eine Masse von wissenschaftlichen Thatsachen ist nicht erforderlich, um ein Wort wie Ideal nach seinem geschichtlichen Inhalte, und bis auf seinen Ursprung aus Plato's Lehre, zu erklären! Das Wort

Almosen würde nicht entstanden sein, wenn nicht politische und religiöse Verhältnisse eine griechische Bibelübersetzung, beruhend auf einer ebenfalls erst unter mancherlei Anregungen und Einflüssen entwickelten Interpretation, veranlaßt hätten; und es würde nicht zu den Europäern gedrungen, auch nicht zu seiner germanisirten Form gekommen sein, ohne die Verbreitung biblischer Worte und Begriffe durch das Christenthum. Und doch sind solche Begriffe von culturgeschichtlicher oder religiöser Bedeutung nicht eben die, in welchen der Zufall seine größte Macht entfaltet; es gibt andere, in denen er mit wahrer Launenhaftigkeit spielt. Was kann im Verhältniß zur Begriffsentwickelung zufälliger sein, als der Name eines menschlichen Einzelwesens? Dennoch kommt es nicht selten vor, daß begriffsbezeichnende Worte aus einem solchen Eigennamen gebildet sind. Die Mansarde ist bekanntlich nach dem Namen des im 17. Jahrhundert gestorbenen Baumeisters Mansart genannt; wenn dieser Umstand nicht als einer so nahestehenden Zeit angehörig offen vor uns läge, wir wären wohl versucht gewesen, das Wort einem lateinischen Stamme einzuordnen. In Cicerone, das die Italiener an die Stelle eines Begriffswortes für Fremdenführer gesetzt haben, ist ein noch seltsameres und willkürlicheres Spiel mit dem Individuellen vorgegangen. „Wenn man," bemerkt Mabillon in der lateinischen Beschreibung seiner Reise durch Italien im Jahre 1685, „nach Puteoli kommt, so stoßen zu den Reisenden Cicerones, id est locorum monstratores et interpretes."[75] Die Bezeichnung ist offenbar aus dem Namen des Marcus Tullius Cicero gebildet worden; aber warum? Nicht wegen seiner Beredsamkeit oder einer sonstigen zunächst bei Cicero's Namen uns

in den Sinn kommenden Eigenschaft. Wenn man sich erinnert, daß bei den romanischen Völkern Plutarch's Lebensbeschreibungen sich früh einer überwiegenden Gunst erfreuten; daß unter den Italienern insbesondere das Interesse für Rom gerade die römischen Lebensbeschreibungen, und unter diesen wieder die Verehrung Cicero's die seinige zu dem Gelesensten machen mußte; so wird die folgende Stelle aus diesem Leben (Cic. VII.) es erklärlich finden lassen, wie man darauf verfallen mochte, einen gewandten Fremdenführer einen Cicero zu nennen. „Eifriger dem Staatsleben zugewandt," sagt Plutarch, „hielt er es für unschicklich, daß, während die Handwerker, die sich lebloser Werkzeuge und Geräthe bedienten, deren Namen sowie ihren Platz und ihre Anwendung sehr wohl kennten, der Staatsmann, der die öffentlichen Angelegenheiten durch Menschen zu erledigen habe, sich leichtsinnig über die Kenntniß der Bürger hinwegsetzen sollte. Daher gewöhnte er sich nicht nur die Namen zu behalten, sondern er kannte auch den Ort, wo jeder einzelne Angesehene wohnte, das Gut, das er besaß, die Freunde, mit denen er umging, und seine Nachbarn; und ganz Italien durchgehend, konnte Cicero mit Leichtigkeit die Aecker seiner Freunde und die Landgüter angeben und aufzeigen." — So hat es denn der Zufall gewollt, daß die Anspielung auf eine vielgelesene, ein höchst nebensächliches Talent erwähnende Stelle dem Namen des berühmten römischen Staatsmannes, Redners und Schriftstellers eine Bedeutung von sehr untergeordneter Rangstufe verschaffte, während der Name seines glücklicheren Zeitgenossen in dem Worte Kaiser Jahrtausende lang mit dem Glanze der höchsten irdischen Würde umkleidet blieb.

Beispiele wie die bisherigen sind allerdings in Sprachen zweiter Bildung, wie den romanischen, gewöhnlicher; aber dennoch gibt es auch in der deutschen Sprache zahlreiche Wörter, sogar von scheinbar ganz einheimischem Gepräge, welche ihre Entstehung dem Verkehre mit zum Theil sehr entlegenen Völkern, oder der Unterlage einer verschwundenen Bildung der Vorzeit, oder einem Mißverständniß, einer Laune, einer Zufälligkeit verdanken. So ist namentlich im Deutschen eine, mehr oder weniger freilich in allen Sprachen vorkommende, Art der Entstellung von Fremdwörtern sehr gewöhnlich, welche dieselben anderen, heimischen ähnlich macht, und ihnen damit den Schein eines ganz anderen Ursprungs gibt, als ihnen wirklich zukommt. Falter oder Zwiefalter z. B. ist aus dem lateinischen papilio, Schmetterling, entstellt, wie noch die Dialectformen Pfeifalter, Pfeifholter und das holländische vijf-wouter, welche wieder anders verunstaltet sind, bezeugen; Mehlthau (wie Benfey bemerkt) aus dem griechischen μίλτος, rothe Farbe, Rothbrand. Platz, Tisch, Kiste und Börse sind ebenfalls griechisch, Pfeil und Banner[16], Kopf und Brief, Speicher, Keller, Schüssel, Schemel und viele andere sind lateinisch; so auch kurz, falsch, zart: letzteres ist aus caritas oder charitas, liebevolle Gesinnung, entstanden. Petschaft ist böhmisch, Liste russisch, eigentlich Blatt (sowohl des Baumes als des Buches) bedeutend; Felleisen und Abenteuer sind bekanntlich französisch, deßgleichen rund und fein. Spenden ist das italienische spendere, ausgeben, oder sein gleichlautender mittellateinischer Vertreter; auch Speise ist ursprünglich die Ausgabe, spesa, also dasselbe italienische Wort, das zum zweitenmale

in der Form Spese zu uns gekommen ist. Sack ist hebräisch, Laute arabisch. Laune ist aus dem Finnischen, Zinn aus dem Malaischen erklärt worden[77]. Meerkatze ist Sanskrit, nämlich markata, Affe. Hängematte (holländisch hangmat und hangmak, spanisch hamaca, französisch hamac) ist einer Sprache der Urbewohner Südamerika's entlehnt. Man denke unsre Wissenschaft in die Nothwendigkeit versetzt, diese Wörter ohne Kenntniß ihrer Geschichte bloß analysirend aus ihrer gegenwärtigen Gestalt zu beurtheilen: würden wir Bedenken tragen, Hängematte als eine Zusammensetzung von hängen und Matte zu erklären? Würden wir auf den Gedanken gerathen, in lärmen ein Conglomerat aus all'arme, zu den Waffen! — also aus Präposition, Artikel und Substantiv einer fremden Sprache — zu vermuthen? Münze könnte seiner Form nach sehr wohl ein Wort deutschen Ursprungs sein: es ist das lateinische moneta, von derselben mit mahnen und meinen verwandten Wurzel, woher auch Monument kommt. Man kann leicht vermuthen, daß wie dieses Wort, so auch Münze ein Denkmal, ein Erinnerungszeichen bedeute: keineswegs, es ist ein Beiname der Juno, in deren Tempel auf dem Capitol die Münzstätte sich befand[78]. — Wer vermöchte in schreiben und dichten mit deren Ableitungen Schrift und Dichtung, die äußerlich ganz wie Trift und Richtung gebildet sind, lateinische Wörter zu erkennen? Kosten, versuchen (gustare, γεύομαι), ist wie kiesen oder küren Weiterbildung von kauen. Das gleichlautende kosten, werth sein, ist das italienische costare oder das lateinische constare, also in Zusammenhang mit stehen. In Kost sind sogar beide Wörter, das einheimische und das fremde, in ihren Begriffen in einander übergeflossen.

Pferd, bei seinem deutschen Klange zugleich ein Wort von so anschaulichem Begriff, daß man es gewiß für einheimisch halten sollte, besonders da die deutschen Sprachen an eigenthümlichen Namen für das Thier keineswegs arm sind, ist bekanntlich ein höchst seltsames sprachliches Gemenge, gebildet aus dem griechischen παρά, bei, und dem lateinischen veredus, welches von den Alten als Zusammensetzung von veho, ziehen, und rheda, Kutsche, erklärt wird, jenes mit unserem Wagen, dieses mit unserem Rad verwandt und wahrscheinlich schon im Lateinischen ein Fremdwort. „Die Sprache des römischen Kaiserrechtes," sagt Wackernagel [79], „hatte neben dem schon älteren Worte Veredus noch die halbgriechische Zusammensetzung paraveredus aufgebracht, um, wie es scheint, ein solches Postpferd zu bezeichnen, das nur auf den Nebenstraßen diente. Mit dem Beginne des Mittelalters ließ man, wie überhaupt die umständlicheren Ausdrücke da die beliebteren waren, das einfache veredus fallen, und von Cassiodorus an bis in die Karolinger Zeit hieß jedes Pferd, das dem Landesherrn für Reisedienste zu liefern war, paraveredus oder, nun bereits entstellt, paravredus, parafredus. Aus den Capitularien aber und den Gesetzbüchern trat das Wort in den allgemeineren Gebrauch und zugleich in die Sprache des Volkes ein, das jedoch nur, indem es zugleich noch mehr entstellt und sein Begriff noch um vieles erweitert ward: ohne Rücksicht auf öffentlichen Dienst und nur im Gegensatze zum Streitroß nannte man jetzt so alle Pferde, die man auf Reisen, beim Spazieren, bei feierlichen Anlässen, kurz außerhalb des Kampfes ritt; in diesem Sinne sagte die fernere Latinität paredrus, paledrus, parefridus, palefridus, palafrenus u. dergl., das Italienische palafreno,

das Französische palefroi, das Deutsche aber anfangs parafrid oder parfrit oder farefrit, und noch im dreizehnten Jahrhundert phärfrit, noch im vierzehnten pferit, während übrigens die noch verschliffeneren Formen pherit oder pfert bereits im zwölften aufgekommen waren; endlich unser neuhochdeutsches Pferd hat auch jede Eingrenzung des Sinnes abgeworfen." — Ich füge zu den hier aufgeführten Formen des in reichlich wuchernden Lautgestalten vorhandenen Wortes nur noch aus der alten Wörtersammlung selbst, von deren Einleitung die ebenangeführte Stelle einen Theil bildet, das mit vol (Fohlen) übersetzte poledrus[80], und ferner aus Diefenbach's Sammlungen sparvrit[81] hinzu: beide gehören zu denjenigen, bei welchen wir die Sprache auf dem Wege finden, auch mit diesem Worte einen ihrer abenteuerlichen Umdeutungsprocesse vorzunehmen, der es einem verständlicheren griechischen wie πάρεδρος, Beisitzer, oder πῶλος Fohlen, oder lateinischen, wie frenum, Zügel, oder auch deutschen annäherte; so daß, wenn etwa der Zufall den Ausschlag gegeben hätte, einen dieser Versuche größeren Anklang finden zu lassen, wir das Thier vielleicht jetzt, anstatt Pferd, Sparfried oder Fahrfried nennen würden.

Eine seltsame Entstellung ist auch das gerade im Volksmunde noch an manchen Orten lebendige Beinhase oder Bönhase, ein Pfuscher oder unbefugter Arbeiter, vermuthlich das griechische βάναυσος, gemeiner Handwerker. Unschlitt ist ein italienisches ungento für unguento. Trüffel und Kartoffel gehen (nach Pott) beide aus dem lateinischen terrae tuber, Erdknollen, Erdtrüffel hervor; eine Mittelform bildet das italienische tartufo, tartufola[82]. Erdapfel, woraus Adelung Kartoffel verdorben glaubt, scheint

also, wenn wir die Dialectformen Ertuffel und Herdapfel vergleichen, selbst eine, freilich sehr alte, Verderbung desselben romanischen Wortes zu sein.

Daß es übrigens nicht nur Fremdwörter sind, bei denen eine solche auf Mißverständniß, oder richtiger auf Trieb nach Verständniß beruhende Verderbung eingetreten ist, bezeugt z. B. Sündfluth, das nach eben diesem Gesetz aus Einfluth (große Fluth, Ueberschwemmung) entstellt, aber eben um dieses Gesetzes willen heute sehr wohl berechtigt ist; deßgleichen Wachholder, Leumund, Feldstuhl, blutjung, Hagestolz, die nichts mit hold, Leu, Mund, Feld, Blut und Stolz zu thun haben; und selbst an Eigennamen (wie Wohlfart aus Wolfhart) läßt sich Dasselbe bemerken.[63]

Eine Menge deutscher Wörter aus höheren abstracten Begriffssphären sind ferner zwar reindeutsch in ihren Bestandtheilen, aber nur durch Uebersetzung künstlich gebildet; so Umstand aus circumstantia, welches selbst ebenso aus περίστασις übersetzt ist[64]; wiederholen aus repetere, beschuldigen und entschuldigen aus accusare und excusare, Gewissen aus conscientia, barmherzig aus misericors. Dabei haben sogar zuweilen seltsame Irrthümer über die Bedeutung des zu übersetzenden Wortes eine demselben, besonders wenn die Uebertragung durch mehrere Canäle ging, zuletzt gar nicht mehr entsprechende Neubildung zu Stande gebracht. Ein sonderbares Beispiel dieser Art ist der Pflanzenname Keuschlamm. Als Uebersetzung von agnus castus scheint dieser deutsche Name zutreffend genug; aber in dem lateinischen Worte steckt selbst wieder eine Uebersetzung, indem die griechische Benennung agnos durch das hinzugefügte castus erklärt werden soll. Was also bei der

Uebertragung ins Deutsche für das lateinische Lamm gehalten worden ist, hatte bei der Bildung des lateinischen Namens für das griechische ἁγνός, keusch, gelten sollen; und obwohl nun schon die alten Griechen dieses letztere Wort zur etymologischen Erklärung des Pflanzennamens benutzten, mit Beziehung theils auf die Anwendung seiner Zweige beim Thesmophorienfest, theils auf einen Aberglauben in Betreff seiner Wirkung, der vielleicht selbst erst aus einer solchen Etymologie entstanden ist, so ist doch kein Zweifel, daß ἄγνος, Weide, und ἁγνός, keusch, zwei ganz verschiedene Wörter sind, und somit das deutsche Keuschlamm zwei Mißverständnisse der griechischen Benennung in sich zu einer wunderlichen Mischbildung vereinigt, deren Sinn und vernünftigen Zusammenhang mit dem zu bezeichnenden Gegenstande Niemand errathen könnte, wenn die Kenntniß der Mittelglieder dieser rein zufälligen Entwickelung nicht, und zwar ebenso zufällig (z. B. durch die Ableitungsversuche der griechischen Grammatiker), heute noch möglich wäre. Auch möchte ich glauben, daß eine so sonderbare Benennung trotz alledem kaum hätte entstehen können, ohne die mystische Bedeutung des Lammes in der christlichen Religion, welche wenigstens eine solche Begriffszusammensetzung dem Ideenkreise des Mittelalters einigermaßen erträglich machen mochte.

Das Wort Honigthau beruht vielleicht ebenfalls auf einem weiteren Mißverständnisse gewisser alter Formen des schon erwähnten Mehlthau, die mit μελιτ- oder dem gothischen milith, Honig, zusammenzuhängen scheinen. Aehnlich würden, wenn die oben gegebene Ableitung von Erdapfel die richtige ist, verwandte Bezeichnungen wie Erdnuß, Grundbirne aufzufassen sein. — Ein bekanntes und

sicheres Beispiel des gleichen Vorgangs ist auch die Umdeutung der Königin im Schach, welche von den Franzosen mit einem Worte persischen Ursprungs fierge, dann aus Missverstand vierge, endlich in fortschreitender Verfeinerung und um eine vermeintlich richtigere Beziehung zum König herzustellen, dame und reine genannt wurde.[85]

Entlehnung, Uebersetzung, Sprachmischung finden wir, soweit wir beobachten, allenthalben zur Neuschaffung von Sprachtheilen wirksam. Seit Alexander gingen in das Syrische und Chaldäische griechische Wörter mit der steigenden Verbreitung der griechischen Sprache durch Vorderasien in immer größerer Menge über; lateinische, trotz der römischen Weltherrschaft, nur soweit sie vorher ins Griechische gedrungen waren. Mit syrischen Fremdwörtern gelangten einige von diesen sodann zu den Arabern; und wenn Muhammed betet: „führe uns die rechte Straße, die Straße Derer, denen du gnädig bist“[86] — so bedient er sich in ṣirâṭa desselben aus dem lateinischen strata stammenden Wortes, wie wir, das eigentlich den mit Steinen belegten und gebahnten Weg bezeichnet, und den Arabern in der aramäischen Form isṭerâṭ, isrâṭ zugekommen war[87]. Durch die Erfolge des Islam wurden Sprachen verschiedensten Ursprungs in Asien und Afrika mit arabischen Wörtern überfluthet. Nachdem das Persische dieselben massenhaft in sich aufgenommen, drang es selber mit ebenso großer Gewalt in das Türkische, dessen Wortschatz nun förmlich aus drei verschiedenen sprachlichen Classen besteht. Das Malaische hat sich außer jenen zwiefachen Elementen indogermanischen und semitischen Ursprungs noch dem Sanskrit unmittelbar und mittelbar entstammende angeeignet, von geringeren Beisätzen aus den Sprachen

China's, Japan's und den polynesischen abgesehen. Griechische Wörter und arabische Kunstausdrücke sind im Sanskrit in beträchtlicher Anzahl nachgewiesen worden[88]; Sanskrit-, Prakrit- oder Pali-Wörter im Tibetanischen, Chinesischen, Barmanischen, Mongolischen, ja in den Sprachen der Südseeinsulaner[89]. Das Sanskrit mit seinen eben genannten dialectischen Abzweigungen Prakrit und Pali hat ferner den Boden von Indien, auch den der sogenannten dravidischen Sprachen der Ureinwohner, gänzlich überwuchert und dagegen seinerseits Einzelnes aus ihnen in seinen von Alters her geheiligten Bau zugelassen. Das Chinesische sehen wir vor allem in Japan eine ähnliche Wirkung üben, in Tibet in geringerem Maße. Für die Mandschusprache bedurfte es, um den chinesischen Einfluß in Schranken zu halten, der Verbote von Seiten der dem Mandschustamme angehörigen Herrscher, für Gegenstände des täglichen Lebens gewisse bereits eingedrungene Fremdwörter ferner zu gebrauchen, worauf sogar Körperstrafe gesetzt ward[90]. Der Völkerverkehr der neuen Zeit hat zu solchen Anschwemmungen noch Beisätze aus fast allen modernen Sprachen Europa's gefügt, so daß wir z. B. auf den Sandwichsinseln das Wort kula Gold, auf den Marquesas haneri hundert, das eine wie das andere dem Englischen entnommen; auf beiden genannten Inselgruppen mila, tausend, auf Tahiti und Hawaii haneri für hundert, und tausani, tausend, antreffen. Die Neuseeländer gebrauchen gegenwärtig Wörter wie pukapuka, Buch, Brief, kingi, König[91]. Die Abenaki haben französische und englische Wörter aufgenommen, wie potanie (bouteille), Flasche, manni, Geld, kaus, Kuh; bei den Micmac findet sich dshackit, Jacke, monschapug, mein Hut, ja sogar der Gruß bushorti, guten Tag![92]

Die mehr geistigen Wirkungen, die Umbildungen in dem begrifflichen Inhalt bereits vorhandener Wörter, Herübernahme fremder Anschauungen und Ausdruck derselben durch eine Art von Uebersetzung, welche selbst eine Umbildung der Sprache mit sich führt: alles dies ist, besonders wo neue Literaturen auf Grund von verpflanzten fremden emporgewachsen sind, seinem Umfange nach kaum zu ermessen. Dieser Fall aber ist, auch außer Europa, fast bei allen Völkern der Erde eingetreten, die überhaupt eine Literatur haben; denn von allen noch wahrhaft lebenden hat sich nur etwa die chinesische aus sich selbst und im Wesentlichen von außen ungestört entwickelt.

Es gibt Fälle, in denen Wörter und Begriffe, deren Wiege von uns nicht ferne stand, durch solche Schicksale, aus denen eine ganze Menschengeschichte zu uns spricht, von Volk zu Volk verschlagen, nach langer Irrfahrt endlich wieder zu uns zurückgelangen, und nun theils in dem Gewande auftreten, das sie auf ihrer Wanderung angenommen, ohne von ihrem eigentlichen Ursprung eine deutliche Spur zu verrathen, theils auch unseren eigenen Formen sich so gänzlich anschmiegen, als ob sie ihre gegenwärtige Heimath von Anfang an besessen und nie verlassen hätten. Alchymie ein griechisches Wort, trägt den arabischen Artikel; Elixir hat das Ansehen von dem lateinischen elixare, sieden, herzukommen: aber im Arabischen heißt el-ixîr ebensowohl wie wie auch al-kîmija das sogenannte Pulver der Weisen, pulvis philosophicus, welches zum Goldmachen dienen sollte, und ist also das griechische *ξήριον*, trockenes Arzneimittel, Pulver; vielleicht ursprünglich gerade im Gegensatz zur Alchymie, *χυμεία*, als der Lehre von den Säften[93].

Tambour und Tamburin kommen ebenfalls aus dem Arabischen; aber auch diese Wörter sind ursprünglich griechisch, nämlich aus **τύμπανον**, Pauke, entstellt. Der kriegerische Gebrauch der Trommel ist im Oriente uralt. Bei den Indern wird die Anwendung der Tympana zu Signalen für das Heer von Strabo geschildert[94]; wie sich denn auch die Kriegstrommel nicht nur in den indischen Epen, sondern sogar an einigen (wenn auch verhältnißmäßig wohl nicht eben alten) Stellen der Rigvedasanhita findet[95]. Ebenso wird sie in China in Schriften aller Literaturepochen erwähnt. Im Tscheu = li, dem Ritualbuche der Dynastie Tscheu, welches von den alterthümlichen Hof- und Staatsformen jenes fremdartigen Reiches ein erstaunlich detaillirtes Bild entwirft, ist unter anderen Arten von einer großen Trommel (fen-ku, nach den Commentatoren von 8 Fuß) die Rede, welche ebenfalls zu kriegerischen Signalen verwendet wird.[96] Bei den Parthern lernten die Römer auf dem unglücklichen Zuge des Crassus die Trommel mit einer Empfindung kennen, die die Schilderung Plutarch's lebhaft ausspricht. „Als sie nahegekommen waren," sagt er, „und der Feldherr das Zeichen zum Treffen gegeben hatte, wurde zuerst die Ebene von einem tiefen Schalle und fürchterlichen Getöse erfüllt. Die Parther ermuthigen sich nämlich nicht durch Hörner oder Trompeten zur Schlacht, sondern sie schlagen von vielen Seiten zu gleicher Zeit auf eherne, mit Leder überspannte Pauken, welche einen dumpfen und schrecklichen Ton von sich geben, ähnlich zugleich dem Gebrüll eines wilden Thieres und dem Schalle des Donners; indem sie richtig eingesehen, daß kein Sinn so sehr als das Gehör geeignet ist, die Seele zu erschüttern, und daß die Wirkungen auf diesen

Sinn am schnellsten aufregen und am stärksten die Besonnenheit rauben." [97]

In späterer Zeit bedienten sich die Araber dieses Instrumentes auf ihren Eroberungszügen. Bei Gelegenheit der Eroberung von Thessalonich im Jahre 904 schildert uns der Mönch und Einwohner dieser Stadt Joannes Cameniata ihre „aus Fellen bereiteten Trommeln (*τύμπανα*)". [98] Im zwölften Jahrhundert treffen wir in Europa, bei den Böhmen den Gebrauch der Kriegstrommel (tympanum, böhmisch buben, aus dem lateinischen bombus) [99].

Was die Form betrifft, so ist das arabische tanbûr nicht viel weiter von tympanum entfernt, als das spätlateinische tymbris, das altfranzösische tymbre Pauke, das gegenwärtige französische timbre, eine von außen angeschlagene Glocke, auch Stempel, ferner timbale Pauke, und das englische timbrel, welche alle aus demselben griechischen Worte, und zwar auf eine der arabischen Umformung ziemlich ähnliche Weise entstanden sind. Vielleicht läßt sich auch tromba oder trompa, das romanische Stammwort von Trommel und Trompete, aus einer Form tymbra oder tympra erklären und also gleichfalls als Entstellung von tympanum betrachten.

Wie wenig wir im Stande sind, den Umfang der Bezüge zwischen oft weit entlegenen Völkern von vorn herein abzugrenzen, zeigt sich in solchen Fällen, wo nur die Resultate das Vorhandensein von Verbindungen erweisen, die ohne dieselben vielleicht nie vermuthet worden wären. Dahin gehört vor Allem der auffallende, immer noch nicht aufgeklärte Zusammenhang, welchen Alexander von Humboldt, unter andern Spuren eines von Asien nach Amerika sich hinziehenden

Culturbandes, zwischen den Namen einiger mexikanischen Monatstage und den chinesischen, oder überhaupt ostasiatischen, Thierkreisbezeichnungen entdeckt hat[100]. Für China hat M. Stern, für Indien Albrecht Weber eine uralte Verbindung mit der astronomischen Wissenschaft Chaldäa's wahrscheinlich gemacht[101]. Unserer Anschauung näher liegend und erklärlicher, wenn auch im Einzelnen noch vielfach dunkel, ist die mächtige Wirkung Indiens auf unsere neuere Cultur. Unsere Ziffern allein und das unschätzbare decadische Stellenwerthsystem sind genügend, uns ihre Bedeutung zu vergegenwärtigen. Die Wechselwirkung zwischen Indien und Arabien, welches für einen Theil von Europa das vermittelnde Glied gebildet hat, ist namentlich in Hinsicht auf mathematische und astronomische Gegenstände festgestellt[102], und für die Musik deuten merkwürdige Spuren einen Einfluß indischer Wissenschaft nach Westen an[103]; der gewaltigen Fülle von Fabeln und Märchen nicht zu gedenken, womit brahmanische und buddhistische Erfindungsgabe eine ganze Welt getränkt hat[104]. In Beziehung auf Grammatik, worin die Inder von Alters her so Ausgezeichnetes, ja Geniales geleistet haben, möchte ein Abhängigkeitsverhältniß der Araber ziemlich wahrscheinlich sein. Ewald spricht von einer wunderbaren Uebereinstimmung der arabischen und Sanskritgrammatiker in Anordnung der Organe, wo die Sprachlaute sich bilden[105]; die Eigenthümlichkeit der arabischen Lexikographen, die Wörter nach den Endconsonanten aneinanderzureihen, trifft noch auffälliger mit der Reihenfolge indischer Wurzelsammlungen zusammen, und erklärt sich vollkommen aus der Natur der Sanskritwurzeln, deren verschiedentliche Umwandlungen überwiegend von dem Auslaute und nicht von dem

Anlaute bestimmt werden. Der Einfluß der syrischen Grammatiker, welche selbst sich nach den Griechen bildeten, auf die Araber steht historisch fest und reicht bis zur Entstehung der arabischen Schrift zurück, die aus der syrischen entwickelt ist.

Die Wirkung, welche Iran zu den verschiedensten Zeiten, besonders in religiöser Hinsicht, auf den Westen geübt hat, ist unermeßlich; eine Rückwirkung hat begreiflicherweise ebenfalls Statt gefunden. Um eine sprachliche Spur dieses Austausches zu erwähnen, so findet sich in gewissen biblischen Büchern die Formel dât va-dîn, Gesetz und Recht; das eine der beiden Wörter ist persisch, das andere semitisch: auf der anderen Seite begegnen wir im Zendavesta dem letzteren Wort unter der Form daena[106]. — Weniger Aufmerksamkeit hat man bis jetzt der Einwirkung der Perser nach Osten geschenkt. Die Wiege des indischen Castenwesens muß, wie ich glaube, hier gesucht werden. Die Aehnlichkeiten, die in dieser Hinsicht zwischen dem Zendvolke und den Indern obwalten, sind eben so groß, als bekannt. Aber diese Aehnlichkeiten lassen sich nicht zwischen dem Zendavesta und den Rigvedaliedern, sondern nur zwischen jenem und dem ausgebildeteren Brahmanismus nachweisen: sie können sich folglich nicht aus einer beiden Völkern gemeinsamen Urzeit, sondern nur aus Uebertragung herschreiben, und es fragt sich bloß, welchem von beiden hier die Ursprünglichkeit zukomme. Nun tritt in Persien das Castenwesen schon in frühester Zeit und mit dem persischen Volke zugleich auf; es ist mit seiner Religion innig verwebt, zudem auch weit weniger unnatürlich gestaltet, und nur eine alterthümlichere Urform der Standesgegensätze: die Stände der Priester,

Krieger und Ackerbauer, zu denen, wie Spiegel bemerkt[107], die der Gewerbtreibenden erst nach der Abfassungszeit der Zendschriften hinzugekommen ist, sind analog der mittelalterlichen Eintheilung in Geistlichkeit, Adel und Volk, oder den sogenannten Lehr-, Wehr- und Nährstand. In Indien dagegen erscheinen die Casten erst nach Ablauf der Literaturperiode, die die Urreligion des Volkes umschließt, und gehören dieser also gar nicht an; denn die einzige Stelle, wo ihrer in den Rigvedahymnen Erwähnung geschieht, befindet sich nicht nur in dem späteren zehnten Buche (90, 12), sondern ist vermuthlich selbst dort bloß eingeschoben[108]. Sie bilden sich erst in der Folge zu einer immer schrofferen und unnatürlicheren Gestaltung, und finden endlich auf indischem Boden selbst im Buddhismus ihre entschiedene Bekämpfung und Verläugnung: Alles Anzeichen, daß ihr Ursprung eher dort als hier zu suchen ist. Um so weniger wird man die Form der Aufnahme in den Verband der Caste durch Anlegung der heiligen Schnur, welche dem Gesetze Manu's mit den Parsen gemein ist und bis auf Kleinigkeiten in beiden übereinstimmt, (wie Spiegel thut[109]) für eine uralte Spur gemeinschaftlicher Entwickelung halten dürfen; und der Charakter der Ceremonie und ihres Verhältnisses zu beiden Religionen spricht gewiß auch hier eher für einen Uebergang von den Parsen zu den Indern, als umgekehrt. — Uebrigens sind die Casten nicht das einzige Element des Brahmanismus, welches auf diese Schlußfolgerung führt. Die übermäßige, abenteuerliche, und man darf wohl sagen die Grenze alles Menschenverstandes überschreitende Verehrung des Rindes ist ebenfalls nicht der arischen Urzeit, nicht den Veden mit dem Zendavesta gemein, wohl aber dem

Gesetze Manu's; und ganz wie in dem obigen Falle, gehen die Brahmanen in demjenigen, worin der Parsismus noch einige Natürlichkeit bewahrt, zur vollen Unnatur vorwärts[110].

Die Vorstellung von dem Einflusse Babyloniens und Aegyptens auf die Nationen, deren Gesittung uns bis an die Schwelle dieses Jahrhunderts noch für das fernste Ziel der Alterthumsforschung galt und beinahe mit der Entstehung des Menschen selbst zusammenfiel, ist durch neuere Entdeckungen bedeutend gestiegen. Aber schon das Alterthum mußte eine Einwirkung Asiens auf die griechische Bildung anerkennen, so alt und tiefgehend, wie sie nicht leicht vorauszusetzen gewesen wäre, ohne den Umstand, daß das griechische Alphabet mit dem semitischen identisch und besonders die Namen der Buchstaben so vollkommen gleich sind, daß es, außer der Kenntniß beider, weiter keiner Entdeckung bedurfte, um die Entlehnung wahrzunehmen.

Wie viele, wie alte und unkenntliche Fremdwörter wird man nun nicht auch in den sogenannten alten Sprachen mit Recht erwarten dürfen! Wirklich gibt es deren von ganz so zufälligem und theilweise auch dunkelm Ursprunge wie in den neuesten Formationen. Den Griechen waren z. B. die asiatischen Namen von Edelsteinen wie Opal, das das indische upala, Stein, oder Onyx, das vielleicht das semitische anak ist[111], gänzlich unklar, und der letztere Name erinnerte sie nothwendig an ihr eigenes gleichlautendes Wort für Kralle, Fingernagel. *Σάκχαρον* war begreiflicherweise seiner Abkunft nach nicht deutlicher als unser Zucker. Für uns ist Kiefer ein der Form nach unkenntlich gewordenes Fremdwort aus cupressus, *κυπάρισσος*; für die Griechen

verhielt sich dieses Wort ebenso zum hebräischen gofer, Cypresse. — Wenn uns das Wort Gaul auf caballus, καβάλλης verweist, so geht dieses selbst vielleicht wieder, wie camelus, auf das semitische gamal, Kameel zurück. Der hebräische Name des Pferdes, sus, ist seinerseits, wie die Sache, ägyptisch. — Noch wissen wir nicht, ob Löwe, (λέων, slavisch lew, althochdeutsch lewo) zu dem semitischen labî und altägyptischen labu (koptisch laboi) in einem Entlehnungsverhältniß steht, und in welchem? — Ob Affe aus dem Sanskritnamen kapi in früher Zeit entlehnt ist, kann ebenfalls bezweifelt werden; aber kein solcher Zweifel herrscht über das griechische κῆπος, das hebräische qof, das ägyptische kaf.[112] Das schon erwähnte aus dem Hebräischen ins Griechische, Lateinische und so viele neuere europäische Sprachen übergegangene Sack findet sich auch im Koptischen; ebenso ein dem griechischen χιτών und hebräischen ketonet, Unterkleid, entsprechendes. — Das obenbehandelte griechische Wort τύμπανον, Pauke, scheint sehr analog aus einer Wurzel des Schlagens gebildet zu sein: aber das Zusammentreffen mit dem hebräischen tof (für tupp) und dem indischen dundubhi läßt auch wenigstens die Möglichkeit einer Entlehnung offen; umsomehr als diese gerade bei Namen musikalischer Instrumente sehr gewöhnlich ist. So ist σεῖστρον, Sistrum, trotz des griechischen Anscheines, ägyptischer Abkunft; νάβλας, ein Saiteninstrument, ist das chaldäische nabla, hebräisch nebel, welches mit Wahrscheinlichkeit auch bei den Aegyptern (mit den Consonanten nfr) vorausgesetzt werden darf. Σαμβύκη findet sich im Sanskrit (çambûka) und außerdem neben der Cither, κίθαρος, dem Psalter (psanterin) und der Symphonia im Buche Daniel[113]; im Koptischen

trifft man ein dem Sanskritwort vînâ, Laute, gleichbedeutendes voine.

Die Unregelmäßigkeit und Seltsamkeit in den Begriffsübergängen, die bei Fremdwörtern im Allgemeinen so gewöhnlich ist, zeigt sich in denen der alten Sprachen ganz wie in denen der neuen. So kommt abacus, ἄβαξ, Tafel, Brett, Rechen- und Spielbrett, Prunktisch, Teller, aller Wahrscheinlichkeit nach vom hebräischen abaq, Staub. Wir wissen aus Jamblichus und Martianus Capella, daß die alten Mathematiker bei der Aufstellung von Rechnungen und geometrischen Figuren sich, anstatt wie wir der Kreide, eines feinen Staubes (κόνις, pulvis), einer Art bläulichen Streusandes bedienten, der auf die Rechentafel, abacus, aufgetragen wurde, und in welchen man mit einem Stabe (radius) die auf solche Weise leicht wieder auszulöschenden Zahlzeichen und Linien zog [114]. Daher gelten Stab und Staub, oder Staub und Tafel, pulvis et abacus, sprichwörtlich als Abzeichen des Mathematikers. So läßt bei Martianus (am Anfang des siebenten Buches der „Ehe Mercur's und der Wissenschaft") Minerva für die personificirte Arithmetik „den Abacus stehen und mit bläulicher Decke die Staubfläche für die Züge der Figuren breiten." Ebenso verbindet auch Persius in der ersten Satire (131) „die Zahlen auf der Tafel und die Grenzen in dem durchschnittenen Staub, abaco numeros et secto in pulvere metas." In den Staub eines solchen abacus haben wir jene für die Rettung seiner Vaterstadt entworfenen Figuren des Archimedes gezeichnet zu denken, welche nicht zu verwischen seine ängstliche Bitte an die einstürmenden römischen Soldaten gewesen sein soll, die den Tod des in seine Wissenschaft vertieften Meisters zur Folge gehabt

habe. Wenigstens wird von ihm auch außerdem berichtet, daß ihn seine Sclaven, um ihn zu salben, mit Gewalt von der geometrischen Tafel wegzogen, und er dann auf den gesalbten Leib noch immer weiter Figuren zeichnete [115]. Bei den Hebräern nun findet sich das Wort abaq, Staub, an einer spätestens dem Anfang des dritten Jahrhunderts angehörigen Stelle, offenbar in Beziehung auf den gleichen Gebrauch verwendet. Es heißt nämlich dort (Mischnah, Sabbat XII. 15): „Wer in trinkbare Flüssigkeit, in Fruchtsaft, in Staub auf den Wegen, oder in Staub der Schreiber (abaq soferim), oder in irgend etwas, das nicht Bestand hat, schreibt, ist frei.“ Das hier für Schreiber angewandte Wort heißt überdieß auch: zählend, und ist für Zahlenschrift doppelt geeignet. Auch die Araber haben ein Zahlenschriftsystem gehabt, das nach de Sacy's Entdeckung von A. v. Humboldt geschildert wird und welches gobar, Staubschrift, hieß [116]. Und so mag denn wohl der Abacus, als von Semiten eingeführt, seinen griechischen und römischen Namen, unter Verwechselung der Tafel mit dem darauf gestreuten Staube, aus einem semitischen Worte dieser Bedeutung entnommen haben, wornach dann der Begriff auf den der Tafel oder eines kleinen Tisches auch in allgemeinerem Sinne überging. — Als Prunktisch ist übrigens der Abacus, wie wir aus Livius ersehen [117], ebenfalls von Kleinasien aus zu den Römern gelangt. In späterer Zeit wurde das Wort auch für Bank gebraucht, besonders, wie es scheint, für solche, die, wie noch jetzt z. B. in Hörsälen, mit Schreibtischen verbunden sind. Daher scheint die Meinung viel für sich zu haben, die Ferrari von Hermolaus Barbarus und J. G. Vossius anführt und billigt, daß das

Wort **Bank** selbst aus abacus entstanden sei; es würde sich daraus die doppelte Bedeutung dieses deutschen und zugleich romanischen Wortes, nämlich einerseits für das Geräthe zu reihenweisem Sitzen, andererseits für gewisse Arbeitstische der Handwerker, wie Drehbank, und besonders (mit der Mehrheit Banken) den Tisch des Wechslers, woher Banquier, sowie auch in Bankett für die Tafel des Mahles, und endlich die übertragene Verwendung für Fläche, z. B. in Sandbank, dem Gebrauche des lateinischen Wortes höchst entsprechend erklären.

Die eben erwähnten Beispiele betreffen Gegenstände, die mit ihren Benennungen auch zugleich selbst aus der Fremde eingeführt waren. Dagegen Wörter für Begriffe wie **sechs**, **sieben**, **acht** für entlehnt zu halten, werden wir uns nicht so leicht verstehen wollen. Aber wenn wir bedenken, daß wir alle einfachen Zahlenbegriffe von tausend auswärts nur durch Fremdwörter, wie **Myriade**, **Million** auszudrücken wissen, außerdem aber selbst **Dutzend** entlehnt haben; daß auf den Inseln der Südsee dasselbe mit hundert und tausend geschehen ist; ja daß aus der Tupisprache in Brasilien nach dem sechzehnten Jahrhundert alle einheimischen Zahlen über drei verschwunden und die portugiesischen an deren Stelle getreten sind: [118] so werden wir die Möglichkeit eher zugestehen, daß die Semiten ihre Zahlwörter schesch sechs, scheba sieben von den Indogermanen, und schemoneh acht aus dem ägyptischen schmun entnommen haben. In einem ähnlichen Verhältniß scheinen die Zahlwörter der Berbersprachen Nordafrika's fast durchaus gegen die semitischen zu stehn; und selbst in der dem südlichsten Sprachstamme Afrika's, dem Kaffernstamme, angehörigen Sprache

der Suaheli auf der Küste von Zanguebar begegnet man den Zahlwörtern setta und sabaa für sechs und sieben [119].

Was sich aus allen diesen Beispielen ergibt, ist also Folgendes. Eine Menge von Wörtern sind nachweisbar durch ganz zufällige Umstände entstanden oder zu ihren Bedeutungen gelangt. Manche beruhen auf wissenschaftlichen oder religiösen Anschauungen, die zur Zeit ihrer Entstehung geherrscht haben; einige sind aus Eigennamen von Personen gebildet, deren Eigenschaften oder Thaten irgendwie mit ihrem Begriff in Verbindung gebracht wurden. Entlehnungen haben in ungeheurem Maße stattgefunden; und zwar sind die Wörter theils ganz, mit ihrem Laute, theils bloß mit ihrem Begriffe, in übersetzter Form, aus einer Sprache in die andere übergegangen. Neben der Entlehnung läuft Entstellung, Mißverständniß und Irrthum aller Art her; welches alles auf einen Theil der Sprache entscheidend und bestimmend wirkt, und zugleich dessen Ursprung für uns verdunkelt. Solche Vorgänge sind nicht auf die neuen Sprachen beschränkt und betreffen nicht bloß vereinzelte materielle Gegenstände: sie erscheinen schon in der Urzeit und an Begriffen, die wir für integrirende Theile der Vernunft halten müssen. — Bleibt nun, so könnte man fragen, nach alledem in der Sprache noch etwas zurück, was mit Sicherheit für ursprünglich zu erklären, in seiner Entstehung auf Gesetze zurückzuführen ist? Wenn wir von der lateinischen Sprache nichts wüßten, in welche Irrthümer, in welche Unmöglichkeiten würden wir nicht bei jedem Versuch der Erklärung französischer Wörter gerathen? und ist es nicht vielleicht mit allen noch so alten Sprachformen ebenso? — Ich kann es unterlassen, die Beweise für den glücklichen

Umstand anzuführen, daß diese Befürchtung im Großen und Ganzen unbegründet ist. Der Kern der Stammsprachen liegt durch die Sprachvergleichung zu wohl gesichert; der Nachweis von Wurzeln hat ein bestimmtes Kennzeichen der Ursprünglichkeit an die Hand gegeben. Selbstbewußtsein und Wissenschaft scheinen nicht allzuweit hinter der anfänglichen Sprachentwicklung herzugehen, um nicht eine erfolgreiche Wortforschung zu ermöglichen, ehe die alte Sprachform der Erinnerung und Beobachtung ganz entzogen ist. Hinter der Sanskritsprache liegt keine zertrümmerte alte. Es scheint, daß nur Sprachen von einer gewissen Vollkommenheit secundäre Sprachen aus sich erzeugen, einer Vollkommenheit, welche genügt, um in Folge des erweckten Bewußtseins auch die Ursprache vor Vergessenheit zu bewahren; oder mit anderen Worten, die Entstehung secundärer Sprachen gehört einem Zeitraum der Reife des menschlichen Geschlechtes an, in welchem die Art ihrer Entstehung und der Stoff, woraus sie sich bilden, nicht leicht mehr für die Beobachtung verloren gehen.

Ein Wort, das sich innerhalb einer Sprache auf seine Wurzel zurückführen läßt, kann nicht entlehnt sein; aber abgesehen davon wäre es immer möglich, daß es in seiner Ableitung und seiner ganzen Begriffsgeschichte denselben Zufälligkeiten und selbst Willkürlichkeiten folgte, wie wir sie in den neuesten Sprachformationen angetroffen haben. Es handelt sich also noch darum, zu zeigen, daß auch dies nicht der Fall ist, daß diese Zufälligkeiten wirklich nur der Rinde der Sprache angehören, der Kern derselben aber ganz bestimmten Naturgesetzen unterliegt.

VII.

Beispiele analogischer Begriffsentwickelung. Der Begriff Barbar bei den Herero, Griechen, Indern, Germanen und Semiten. Unzulänglichkeit der bloßen Lautforschung für die begriffliche Erklärung vieler Wörter. Donner, Ton, dünn und dehnen; ob wurzelverwandt? — Unvollkommenheit apriorischer Schlüsse über Begriffsursprünge. Das Zahlwort acht. Freiheit innerhalb der Begriffsentwickelungsgesetze.

Das Wort takuma wird in Hahn's Wörterbuch des Herero (einer Sprache kafrischen Stammes in Südafrika) folgendermaßen erklärt: „stottern, undeutlich reden, eine fremde Sprache reden, weil nach der Ansicht der Herero nur ihre Sprache fließend ist, dagegen alle anderen gestottert werden.“ Vergleichen wir damit, was Albrecht Weber in seinen „indischen Skizzen“ von dem indogermanischen Urvolke bemerkt. „Das Stammesbewußtsein,“ sagt er, „war ein so mächtiges, daß sogar das Wort Barbar, stammelnd, zur Bezeichnung fremder, anders redender Völker jener Vorzeit schon angehört.“[120]

Man sieht, daß was hier von zwei Seiten bei so gänzlich verschiedenen Völkern als besondere Stammeseigenthümlichkeit aufgefaßt wird, in Wirklichkeit auf einem allgemeinen Gesetze beruht. Dabei ist die Frage ganz gleichgültig, ob das Wort, welches Weber im Auge hat, wirklich gemeinindogermanisch, das heißt, ob *βάρβαρος* das sanskritische varvara sei, — was freilich zweifelhaft bleibt, da das

Sanskritwort eigentlich nur Eigenname eines bestimmten nicht indischen Landes und Volkes zu sein scheint[121]. Das griechische Wort hat darum immer den angegebenen Ursprung; es ist Verdoppelungsform einer Wurzel bar, von welcher vermuthlich auch Bär abzuleiten ist, mit der Bedeutung brummen, welches Wort selbst nebst anderen bei einer früheren Gelegenheit erwähnten verwandten und zum Theil unter mancherlei Verstümmelungen verdoppelten Stämmen auf diese einfache Gestalt zurückgeführt werden kann. Wir finden bei griechischen Grammatikern[122] noch *βορβορύζω*, gleichbedeutend mit *βομβυλιάζω*, also einer Ableitung der ebenfalls schon besprochenen verdoppelten Wurzel *βρεμ*. Auch murmurare, murmeln, nebst murren stehen nicht allzufern. Kuhn[123] hat auf das Vorkommen des sanskritischen barbaratâ in dem Pratiçakhja aufmerksam gemacht, jener merkwürdigen, in so mancher Hinsicht der Massora der Hebräer vergleichbaren, grammatischen Bearbeitung des Vedentextes, welche, wie Rudolph Roth in einer seiner berühmten Abhandlungen über die Literatur und Geschichte des Veda zeigt, nicht jünger als der Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts sein kann[124]. Es bezeichnet dort einen Fehler in der Aussprache des r, und wird von Böthlingk und Roth mit Murmeln übersetzt[125]. Eine eigentliche Urgemeinschaft mit dem griechischen Worte in dessen engerer Bedeutung (Fremder oder Barbar) folgt hieraus keineswegs[126]; wohl aber gelangen wir damit auf einen gemeinsamen älteren Begriff. In Beziehung auf Bedeutungsanalogie führt eine fernere Vergleichung Kuhn's noch weiter, nämlich mit dem lateinischen balbus, stammelnd. Dies ist ohne Zweifel ebenfalls eine (aus balbal) verkürzte Reduplication, und mit bâlare,

blöcken, blatire und blaterare, schwatzen, letzteres auch Ton des Kameeles, zusammenzustellen. Es ist nicht ohne Wichtigkeit, daß balbus ebenfalls von einem Fehler der Aussprache gerade des r gebraucht wird, nämlich dessen Vertauschung mit l, denselben Fehler, welchen die Griechen *τραυλός* nannten, und der an Alcibiades so liebenswürdig gefunden ward. Demosthenes, sagt Cicero, sei von Natur der Art balbus gewesen, daß er den ersten Buchstaben seiner eigenen Kunst nicht habe sprechen können[127]. Ueberhaupt bezeichnet das Wort in der Regel die unvollkommene Articulation einzelner Consonanten, wie sie auch dem Kindes- und Greisenalter eigen ist. *Βάρβαρος* hat übrigens die Begriffsbeziehung zur Sprache, von der es unbestrittenermaßen ausgeht, und die es in den ältesten Stellen sehr deutlich zeigt, niemals verloren; es hat stets mehr dem Barbarismus als der Barbarei gegolten. „Hier bin ich ein Barbar," klagt Ovid aus seiner Verbannung, „weil ich von Niemanden verstanden werde; und die rohen Geten lachen über die lateinischen Worte."[128] Lehrreich ist für den Begriff des Wortes besonders auch Strabo's Erklärung. „Ich glaube," sagt er, „daß *βάρβαρος* ursprünglich als Schallnachahmung für eine schwere, harte und rauhe Aussprache gebildet worden ist, wie *βατταρίζειν*, *τραυλίζειν* und *ψελλίζειν*. Während man also *βάρβαρος* von Allen sagte, die schwerfälliger Zunge waren, so schienen die Zungen der Ausländer, der Nichthellenen, diese Eigenschaft zu haben, und man nannte nun diese besonders Barbaren, anfangs zum Schimpfe, als seien sie von schwerfälliger und harter Sprache, dann mißbräuchlicherweise als allgemeine Völkerbezeichnung im Gegensatze zu den Hellenen. Denn bei erweitertem Umgang und Verkehr mit den

Barbaren sah man ein, daß es sich hier nicht um Schwerfälligkeit und eine Art von Fehler der Sprachorgane handelte, sondern um Eigenthümlichkeiten der Sprachen. Aber nun ergab sich in unserer eigenen Sprache eine andere schlechte und gleichsam barbarische Aussprache, wenn jemand die Worte nicht richtig hellenisch, sondern wie die Barbaren sprach, die griechisch lernen, da diese den richtigen Accent nicht haben, so wenig wie wir in ihren Sprachen.“ [129]

Für das Sanskrit kommt außerdem ein anderes Wort für Ausländer, mit ebenso sehr tadelnder und verachtender Nebenbeziehung, nämlich mleććha hinzu, welches von undeutlicher, unverständlicher, unrichtiger Sprache ausgeht. „Der Fremde,“ sagt Lassen von den Indern der älteren Zeit, „galt ihnen und den übrigen Arja zugleich als ein Barbare; dieser Gegensatz ist von dem Unterschiede der Sprachen ausgegangen, da jeder, welcher die Sprache der Arja nicht spricht, ein Mlecha ist.“ [130]

Unser welsch, von dem althochdeutschen walah, (woher das polnische włoch, Italiener, entlehnt, und, wohl zunächst bei slavischen Völkern, ebenfalls durch Entlehnung auch der Name der Wallachen gebildet wurde, welcher sie also, wie das Volk sich selbst, als Romanen bezeichnet) hat Leo [131] unmittelbar eben diesem mleććha gleichzusetzen versucht: insofern, daß die Germanen den Begriff des Paria, der in dem Sanskritworte liegt, aus Indien mitgebracht und auf ihre celtische und in der Folge romanische Umgebung angewandt hätten [132], gewiß mit Unrecht. Aber sehr wahrscheinlich geht auch das deutsche Wort von der unverständlichen und, nach der allgemeinen Anschauungsanalogie, als gemein, unvollkommen und gestammelt betrachteten Sprache

aus, wie schon die Zusammensetzungen Rothwelsch und Kauderwelsch (jenes wahrscheinlich so viel als Vagabunden-Welsch[133], dieses von kaudern, d. i. lallen) zeigen; und wenn Leo die slavischen Zeitwörter blekotati stammeln, bleknuti meckern, blejati blöcken, das litthauische bluwanti brüllen, und selbst das lateinische balbus vergleicht, so bieten diese Parallelen der Bedeutung nach keinerlei Bedenken, und würden, wenn man ihren lautlichen Zusammenhang mit welsch und mlećcha, sowie den dieser beiden untereinander gelten ließe, sogar wieder zu βάρβαρος zurückführen. Die große Ausdehnung des Begriffes thierischer Laute in den Sprachwurzeln und die zwischen Aehnlichkeit und Verschiedenheit fließende Gestalt derselben läßt die Frage nach einer solchen lautlichen Verwandtschaft mehr oder weniger gleichgültig erscheinen.

Der semitische Sprachstamm hat ebenfalls mehrere Wörter von der Bedeutung welsch, ausländisch, die vom Stammeln kommen; auch hier scheint jene Bedeutung noch nicht der gemeinsamen Ursprache angehört zu haben, sondern erst in der Zeit nach der Sprachtrennung entwickelt zu sein. Im Hebräischen ist das entsprechende Wort loëz, im Arabischen ágam, jenes besonders von den Aegyptern, dieses besonders von den Persern geltend, also, wie man sieht, von gänzlich unverwandten Völkern, deren Sprache durchaus unverstanden bleibt[134].

Ich unterlasse es, weitere Analogien dieses überall leicht kenntlichen Begriffsüberganges zu häufen, um zu andern, in mancher Beziehung entgegengesetzten Fällen überzugehen, wo ein an sich weniger deutliches Verhältniß solcher Analogien zu seiner sicheren Erklärung bedarf.

In Betreff der indogermanischen Benennung des Donners lesen wir in Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache: „Wer bildet sich nicht ein, im Worte Donner oder im englischen thunder eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gott Thor zuschrieben, wenn er Kegel schob? Dennoch ist Donner offenbar von dem lateinischen tonitru nicht verschieden. Die Wurzel ist tan strecken, spannen. Von dieser Wurzel haben wir im Griechischen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten hervorgebracht wird. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieselbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tanyu, tanyatu und tanayitnu bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateinischen tonitru und dem englischen thunder herauszuhören glaubten. Dieselbe Wurzel tan, strecken, bietet einige Ableitungen dar, die von jeder Rauheit und jedem Lärm weit abliegen. Das lateinische tener, französisch tendre, englisch tender ist von ihr abzuleiten. So wie tenuis, im Sanskrit tanu, deutsch dünn, englisch thin, bezeichnete tener ursprünglich das über eine große Fläche Ausgestreckte, Ausgespannte, danach erst dünn und zart. Die Verwandtschaft zwischen tendre, dünn, und Donner würde schwer festzustellen sein, wenn die dem Donner zu Grunde liegende Auffassung in seinem Rollen und Dröhnen zu suchen wäre.“ [135]

Wenn ich über die hier angeführten Wörter eine in allen Punkten abweichende Meinung äußern muß, so wird ein solcher Widerspruch den Standpunkt, welcher auf Berücksichtigung von Begriffsentwicklungsgesetzen dringt, einer

Autorität gegenüber um so deutlicher vertreten, welcher Sicherheit über etymologische Formgesetze und die umfassendste Kenntniß der indogermanischen Sprachwelt wohl Niemand bestreiten wird. Es wäre gewiß erstaunlich, wenn die Urzeit in einem den Schall bezeichnenden Worte etwas von Spannung oder Vibration angedeutet haben sollte. „Daß der musikalische Klang oder Ton," sagt derselbe Schriftsteller an einer andern Stelle[136], „in seiner einfachsten Form durch Spannung hervorgebracht wird und aufhört, nachdem der klingende Körper jene Spannung überwunden hat, scheinen die alten Bildner der Sprache schon dunkel geahnt zu haben." Allein, wie sollen wir uns eine solche Ahnung denken? — Das Wort Ton *τόνος* ist freilich aus der Wurzel *τείνω*, spannen, gebildet worden; aber wann und wie? Es ist soweit entfernt, der indogermanischen Vorzeit anzugehören, daß es noch nicht einmal homerisch, ja in seiner uns geläufigen Bedeutung kaum überhaupt antik ist. Spannung und Vibration von Saiten ist selbst in diesem so recht eigentlich für das Musikalische gebräuchlich gewordenen Worte nicht enthalten. Es bedeutet die Anspannung, Anstrengung, und wird zunächst mit dem ausdrücklichen Zusatze: der Stimme (*τόνος τῆς φωνῆς*), von dem Anhalten des Lautes in der Aussprache, sowie von der Erhebung der Stimme, dem Nachdruck und Ausdrucke derselben gebraucht. „Was soll das klägliche Geschrei," ruft einmal Aeschines seinem Gegner Demosthenes zu, „was die gewaltig erhobene Stimme — *τίς ὁ τόνος τῆς φωνῆς?*"[137] Xenophon in seiner Schrift über die Jagd, vom Antreiben der Hunde sprechend, erwähnt die verschiedenen Erhebungen der Stimme: hoch, tief, leise, laut (*ὀξύ, βαρύ, μικρόν, μέγα*).[138] Bei den Grammatikern

heißt daher der Accent so, weil er den Gegensatz der gehobenen und der gesenkten Stimme (ὀξύ, βαρύ) darstellt; ἄτονος, schlaff, nicht gespannt, ist zugleich im grammatischen Sinne tonlos, accentlos, ohne Nachdruck gesprochen. In der Musik heißt τόνος eigentlich Intervall des großen ganzen Tones, benannt von der Erhebung der Stimme um diese natürliche Größe. Wie sehr diese Bedeutung die des Klanges überwiegt, sieht man daraus, daß die Entfernung des Mondes von der Erde, als die erste Stufe himmlischer Zwischenräume, von den Pythagoräern übertragenerweise Tonos genannt wurde[139]. Sodann bedeutet das Wort auch den Grad der Erhebung der Stimme überhaupt, die Höhe. Herodot sagt an mehreren Stellen für „in Hexametern, in Trimetern" ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ, ἐν τριμέτρῳ τόνῳ, also im Sechsmaß-, Dreimaßtacte, welche Begriffsrichtung sich an die des Accentes anschließt. Das Bewußtsein des Zusammenhangs mit der Wurzel τείνω war in dem griechischen Worte so lebendig, daß es in allen Bedeutungen mit τάσις Dehnung, Spannung wechselt. Wir finden für Nachdruck oder Höhe der Stimme ebenso gewöhnlich τάσις τῆς φωνῆς, und der Accent heißt z. B. ὀξεῖα τάσις oder, wie Galen[140] sich ausdrückt, ἡ κατ' ὀξύτητα τάσις τῆς φωνῆς, ebensowohl als τόνος. Vergebens wird man hingegen in irgend einem Schriftsteller des Alterthums das Wort Ton im modernen Sinne für Laut und Klang im Allgemeinen, also gleichbedeutend mit φθόγγος, sonus, suchen.[141] Es kann nicht etwa von dem Tone des Donners, ja nicht einmal von den Tönen der Leier, anders als in streng technischen Beziehungen gebraucht werden; bei Dichtern findet es sich überhaupt nicht, zu deutlichem Beweise, daß es ein bloßer Kunst-

ausdruck gewesen und als solcher über die gelehrte Sprache und die wissenschaftliche Bedeutung nicht hinausgegangen ist. — Die Römer übersetzten das griechische Wort, soweit es grammatischen Accent bezeichnet, mit tenor, worin sich ebenfalls ein richtiges Gefühl von der Grundbedeutung ausspricht. Tenor bezeichnet nämlich, wie τόνος, die Spannkraft, Festigkeit, anhaltende Kraft und Dauer, Fortsetzung ohne Abnahme und Erschlaffung, auch die sich gleichbleibende Haltung, den Grundcharakter eines Gegenstandes; uno tenore heißt in einem ununterbrochenen Zusammenhange fort, in einem Zuge. Der gegenwärtig gebräuchliche musikalische Ausdruck Tenor, aus dem italienischen tenore, bedeutet ursprünglich den in festem Gange fortschreitenden Gesang, der dem mehrstimmigen Discantus untergelegt wurde; dann erst die ihn führende Stimme.

Aus dem Gesagten ergibt es sich schon einigermaßen, daß Ton und Donner, die anscheinend sehr wohl zu einander passen, nicht die geringste Wurzelverwandtschaft haben. So naheliegend und auf den ersten Blick verführerisch eine solche Zusammenstellung sein mag, die Wörter tonus Ton, und tonare donnern, haben nicht das Mindeste mit einander gemein; trotzdem daß uns sogar ein alterthümliches tonus (oder tonum), Donner, bezeugt wird, welches nach Seneca der Redner Cäcinna gebraucht haben soll[142]. Jenes neuere tonus ist im Lateinischen ebenso, wie bei uns Ton und tönen, ein Fremdwort aus dem Griechischen; tonare dagegen (nebst dem entsprechenden veralteten tonus) ist ein gerade im Griechischen nicht vorfindliches indogermanisches Urwort. Für das letztere ist als vollständige Wurzelform stan nachzuweisen, die unserem dehnen entsprechende Wurzel

von Ton zeigt nirgends ein anlautendes s. Daß stan wirklich die ursprüngliche Form ist, geht aus den beiden gleichbedeutenden Sanskritwörtern tanajitnu und stanajitnu, Donner, hervor, da hier nur der Abfall des s in dem ersteren angenommen werden kann, nicht umgekehrt Antreten desselben in dem zweiten, welches bei vollkommen ausgebildeten Wörtern ohne Beispiel ist. Wie sich aber dieses stan dem Begriffe nach zu στένω, stöhnen verhalte, ersehen wir wieder nur aus Analogien. Niemals kann sich ein Wort wie stöhnen aus donnern, niemals ein den Schall bezeichnendes aus dem Begriff der Spannung elastischer tönender Körper, und insbesondere donnern auch nicht, wie Grimm annimmt, aus dem der Spannung der Luft entwickeln. Eine kaum größere innere Wahrscheinlichkeit wird Kuhn's Ableitung zugeschrieben werden dürfen, der das jonische στείνω, eng machen, voll pressen, zu Grunde legt, und hinzufügt: „Wie aber in στενός der Begriff des nur auf zwei gegenüberstehenden Seiten Eingeengten und Gepreßten, daher des Dünnen, Schmalen liegt, so scheint auch dieser Begriff in stanâmi, στένω der vorwiegende gewesen zu sein, und sich daraus der Begriff von stanayâmi, ich mache lang hin tönen, ich donnere, entwickelt zu haben."[113]

Die Wurzel der Schallbegriffe ist durchgängig das thierische Brüllen, und das Summen und Tosen eines lärmenden Schwarmes. Beide Richtungen zeigen sich in dem Stamme von βροντή, Donner. Das Zeitwort bhram hat im Sanskrit vorwiegend die Bedeutung des Schwärmens[114], geht aber von da in leicht zu verfolgenden Ableitungen auf den Lärm z. B. der Bremse und anderer schwärmenden und summenden Insecten über, was sich dann an die bereits früher erwähnten

mit Bombe zusammenhängenden Wörter dumpfer Geräusche anschließt; während das im Griechischen selbst zunächststehende βρέμω und βρόμος das Rauschen der Fluthen, des Sturmes, das Prasseln der Flamme, Tosen des Donners und Erdbebens, βρομέω auch das Summen des Mückenschwarmes, und daneben andere verwandte Stämme (wie βριμάω, βρωμάομαι, βρυχάομαι, φριμάσσομαι) mancherlei brüllende Thierlaute, sowie auch zorniges Murren und Zürnen überhaupt bezeichnen. Ebenso das entsprechende lateinische fremo: es wird vom Meer und Sturm, von Löwe und Roß, vom Geräusch des Kriegs und der Waffen, vom Murren, besonders dem zürnenden, einer Volksmasse gebraucht.

Wie dieser im Griechischen zu der Bedeutung des Donners entwickelte Stamm mit brummen, und mittelbar auch mit brüllen und brausen, so hängt die slavische Benennung mit dem deutschen Grimm und in zweiter Linie mit grollen zusammen. Es ist dies gremjetj donnern, grom Donner; welche Wörter aber auch allgemeiner jedes Getöse, den lauten Schall, bezeichnen und Ableitungen wie gremutschij tönend, schallend, gromkij laut, im Polnischen gromić, lärmen, schelten, neben sich haben. Diesem slavischen Stamme entspricht im Griechischen χρεμετίζω wiehern, χρόμαδος das Knarren, Knirschen. Dem letzteren Worte ist ὅμαδος so analog gebildet, daß man vermuthen kann, es sei durch Verlust der Anlautgruppe aus ihm entstanden. Die gewöhnliche Ableitung von ὁμός, gemeinsam oder zusammen, paßt zu der Bedeutung durchaus nicht, welche keineswegs abgeleitet, sondern eine jener ursprünglichen ist, die sich in den Sprachen, wie primitive Ansätze, überall mit ganz

ähnlichen Schattirungen wiederholen, und auf die wir als auf feste Anhaltspunkte daher immer wieder zurückkommen können. Das Wort bedeutet den Lärm der bewegten Menschenmasse; dann auch beides, Lärm und Menge, gesondert. „Sie gingen zum Kampfe," sagt Homer, „gleich dem Wirbel gefährlicher Winde, welcher vor dem Donner des Vaters Zeus zur Erde herabgeht und sich in gewaltigem Tosen (Schwarm, ὁμάδῳ) unter das Meer mischt." (Il. 13, 795.) Dagegen spricht Plato unter Anwendung desselben Wortes, doch mit etwas ironischer Färbung, von einem Schwarm Bücher[145]. Demnach dürfen wir wohl (wie schon Grimm thut[146]) zu den slavischen Wörtern des Schalles auch gromada Haufen, Menge, ungeheure Masse, stellen. Den Umfang dieser Begriffsgruppe vervollständigt noch die grammatisch überlieferte Bedeutung des Zeitwortes ὁμάζω, brüllen, von Bären und Panthern.[147] Eben wegen der Verbreitung der hier vereinigt gefundenen Bedeutungen, sowie der Flüssigkeit des Begriffes der Wurzelverwandtschaft im Allgemeinen, ist es übrigens schwer zu entscheiden, ob die Wurzel ὁμ wirklich mit χρεμ identisch oder nur sinnverwandt sei; dagegen scheinen aber βρέμω, fremo und χρέμω, die mit br- und die mit gr- anlautenden Wörter des Getöses, unbedingt als einer Einheit angehörig gelten zu dürfen.

Ohne schon hier der sprachlichen Anschauung von dem Laute in ihre gewaltigen Verzweigungen nachzugehen, oder sie gar bis zu ihrer Wurzel durch die Sprachwelt wirklich zu verfolgen, muß ich mich auf die Hervorhebung der Analogie beschränken, die in begrifflicher Hinsicht auch die Wurzel στεν mit den besprochenen verbindet. Στένω und στόνος bedeuten zwar meistentheils: wehklagen, kommen, aber auch

von dem Geräusche des Meeres vor; στενάχω findet sich bei Homer (Il. 16, 391. 393) auch vom Rauschen der Waldbäche und dem Getöse oder dem Schnauben laufender Rosse, und bei Aristophanes[148] von einer menschengefüllten Halle. Genau entsprechend ist im Sanskrit die Wurzel stan. Sie enthält mit ihren Ableitungen den allgemeinen Begriff des Getöses, nebst den beiden vereinzelten des Stöhnens und Donnerns. Stu, loben, ist eine verwandte Wurzel. Es liegt nahe, (wie Kuhn[149]) einen Zusammenhang auch mit dhvan anzunehmen; wenn wir uns zu einer Vergleichung mit svan, der Wurzel des lateinischen sonus, verstehen wollten, so würden wir uns auch der weiteren mit svar nicht entziehen können, wo dann freilich die der Etymologie auf jedem Schritt begegnende Gefahr, in das Unbestimmte fortgedrängt zu werden, uns aufs Neue nahetreten würde. Es ist daher besser, solche Stämme, welche mit leichter Mühe in fast allen Lautformen der Sprache gefunden werden können, so vereinzelt als immer möglich zu betrachten, bis das specielle gegenseitige Verhältniß der Bedeutungen mit Sicherheit festgesetzt ist.

Was die Vergleichung mit tenuis dünn, tener zart, betrifft, so hängen diese — abgesehen davon, daß von einer Verbindung zwischen dünn und Donner auch selbst dann nicht die Rede sein könnte — mit τείνω und dem Begriff „dehnen" schwerlich zusammen. In dem Gebrauch dieser Wörter und der sprachverwandten liegt nichts, was auf den Grundbegriff „durch Ausdehnung dünn geworden" führte; und die wirklich von der Wurzel dehnen ausgehenden Eigenschaftswörter haben keineswegs eine derartige Bedeutung: τανύφυλλος z. B., mit ausgedehntem Laube, heißt nicht dünn,

sondern im Gegentheil dicht oder weithin belaubt. Wörter von der Bedeutung dünn gehören zu der sehr zahlreichen, classenbildenden Gruppe, die sich um den Begriff weich schließt und überall von zerreiben ausgeht. Im lateinischen tenuis sprechen die Bedeutungen geringfügig, dürftig, im Deutschen unter Anderem das mit „die Weichen" gleichbedeutende Wort die Dünnen für einen dieser allgemeinen Analogie entsprechenden Ursprung, für welchen sich außerdem eine später zu erklärende Spur in dem Sanskritworte tanu, Haut, Leib, darbietet. Wahrscheinlich ist die hierfür vorauszusetzende Wurzel tan wesentlich gleich mit tam, woher τέμνω, schneiden; und wir haben demnach in Dunst, in tenebrae Finsterniß, welche ebenfalls ein aus m entstandenes n zeigen, vielleicht Verwandtschaft mit dünn und tenuis zu suchen, nicht aber in Donner.

Beispiele, wie die eben behandelten, zeigen außer der Möglichkeit einer von den Lauten unabhängigen Bedeutungsforschung auch zugleich deren Nothwendigkeit. Der Laut tan kann spannen, reiben, donnern, der Laut stan drängen, donnern und stöhnen bedeuten: daß donnern nicht mit reiben, spannen oder drängen, dieses nicht mit stöhnen zusammenhängt, dagegen donnern mit stöhnen aus einer gemeinsamen Urbedeutung hervorgeht, kann aus dem Laute allein nie geschlossen werden.

In anderen Fällen widerspricht die Analogie einer mit den Lautgesetzen ganz wohl verträglichen, übrigens jedoch ohne weitere Vergleichung angenommenen Vermuthung über das Verhältniß zweier Begriffe zwar nicht geradezu, aber bringt doch noch andere, außer Acht gelassene und vielleicht gerade sehr in Anschlag kommende Möglichkeiten zur Erwägung.

Das Zahlwort acht hat, wie fast mit Sicherheit anzunehmen ist, (z. B. in ὀκτώ, Sanskrit asch au) eine ursprüngliche Dualendung. „Ist diese Erscheinung einmal außer Zweifel gesetzt," sagt Lepsius (in einer im Jahre 1836 gedruckten Abhandlung[150]), „daß wir in 8 eine Dualendung finden, so ist der nothwendige Schluß der, daß sich in dem Hauptttheile des Wortes 4 wiederfinden müsse, denn nur 4 im Dual gibt 8. Dieser, wie mir scheint, unabweisbare Schluß gibt uns das Recht, in den verstümmelten und ohne diesen bestimmten Hinweis schwer kenntlichen Formen die ursprüngliche Gestalt noch aufzusuchen." Daß dieser hier für nothwendig und unabweisbar erklärte Schluß dennoch unvollkommen ist, sehen wir z. B. aus den Sprachen gewisser samojedischer und ostjakischer Stämme. Bei diesen wird acht wörtlich durch „zwei weniger als zehen," ebenso wie neun durch „eins weniger als zehen" ausgedrückt (z. B. in Narym: schittetschan gut köt, okurtschan gut köt[151], im Symischen am Jenisei: ynä bese chuos, chusä bese chuos, wo bese heißt: es fehlt, es ist nicht da[152]) — eine Bezeichnungsweise, die wir, nur meistens nicht mehr ganz so kenntlich, in einer großen Zahl von Sprachen wiederfinden. Wo sich neben dem Zusammenhang von acht mit zwei auch der von neun und eins zeigt, werden wir über die Erklärung nicht zweifelhaft sein können. So ist bei den Esthen: eins üts, zwei kats, acht kattesa, neun üttesa; bei den Aino auf Kamtschatka: eins sinep, zwei tuup, acht tubis, neun sinepis, zehn upis[153]. Das malaiische dulapan, acht, erklärt W. v. Humboldt als: zwei genommen, in Analogie von sambilan, neun, welches nach Crawfurd „eins weggenommen" bedeutet[154]; und Bopp

erinnert in Beziehung darauf an das römische Zahlzeichen IX, bei dessen Bildung ebenfalls die subtrahirende Methode angewendet ist; sowie auch an die lateinischen Zahlwörter undeviginti neunzehn, duodeviginti achtzehn, wo die Subtraction, gerade wie bei den erwähnten Benennungen der Zahl acht, noch einen Schritt weiter geht.[155] — Auch die Tungusen und Mandschu haben für zwei und acht verwandte Wörter; außerdem sehen wir in diesen Sprachen ein Beispiel von dem Zusammenhang auch zwischen zwei (dschuwe) und zehn (dschuwan), indem nämlich dieses sich aus dem Begriff zwei Hände entwickelt. In Amerika ist die subtrahirende Methode z. B. bei den Nutka und Krähenindianern zu finden. Die Tschipwei gehen mit der Subtraction bis auf sieben; ja die Willamet scheinen dieselbe sogar auf sechs zu erstrecken, denn ihre Zahlenreihe von eins bis zehn lautet: waan, keen, upschin, taope, huwan, taf, pschinimua, keemua, wanwaha, tinifia; wo die Verwandtschaft zwischen eins und neun, zwei und acht, drei und sieben, vier und sechs nicht zu verkennen ist[156]. Auch in dem Kreise der oceanischen Sprachen findet sich ein deutlicher Fall der gleichen Entstehung für die Zahlen sieben, acht und neun[157].

Für eine andere, an sich leicht denkbare Bildung des Zahlbegriffs acht aus zwei, nämlich durch Addition zu sechs, möchte man der Sprache keine Veranlassung zuzuschreiben geneigt sein; dennoch kommt sie in vereinzelten Fällen vor, wie in dem Adangme in Mittelafrika, wo ko eins, enjo zwei, ekpa sechs, und kpago, kpanjo sieben, acht heißen[158]. Wollte man das indogermanische acht dieser Analogie gemäß erklären, so würde (um auch diese, etwas

entfernte Möglichkeit nicht unerwähnt zu lassen) das sanskritische aschṭau als Verstümmelung von schasch dvau, sechs zwei, gelten müssen, wofür sich etwa die griechische Form ὄγδοος der achte, mit d, anführen ließe.

Unvergleichlich häufiger ist die bei Erklärung des deutschen Zahlworts acht nicht in Anschlag kommende natürlichere Art zu addiren, wonach sechs, sieben, acht, und oft auch neun durch „fünf und eins" u. s. w. dargestellt werden. So verfahren die meisten amerikanischen und afrikanischen Sprachen. Bei den Eslen in Neu-Californien z. B. ist 1 pek, 2 ulhai, 3 julep, 4 jamajus, 5 pamajala, 6 pegualanai, 7 julajualanai, 8 julepjualanai, 9 jamajusjualanai [159]. Bei den Pani (am Platte und Kansas) sind sechs, sieben, acht deutlich addirend, dagegen neun subtrahirend gebildet; ebenso bei den Lutuami im Oregongebiete, sowie in der algonkinischen Sprachfamilie [160]. Von afrikanischen Beispielen vergleiche man die Zahlenreihe von Mampa: bul, tring, ra, hiol, men, menbul, men tring, men ra, men hiol, wang — oder die von Eregba: unje, ifa, ita, ini, itke, itinje, itafa, itita, itini, ubo [161]. Da in Dahome uwo zehn, uwe aber zwei heißt, so ist wohl auch das Eregbawort für zehn auf zwei zurückzuführen. Bei den Woratta ist 2, 3, 4: laha, hezza, hoida, und 7, 8, 9: lapona, hospona, hodupona; bei den Falascha 2, 3: linga, sigha, 7, 8: langatta, saghotta; bei den Galla: 3 sadi und 8 sadeti. [162] Im Koptischen kann ebenso schmen oder schmun, acht, aus schoment, drei, erklärt werden. — Auch in Asien ist die addirende Methode durchaus nicht ungewöhnlich. Wir finden z. B. auf Engano bei Sumatra alimei-adoea, alimei-agoloe, alimei-aopa, sieben, acht,

neun, aus den unveränderten Zahlwörtern für eins, zwei, drei mit alima fünf zusammengesetzt. Die Korjäken und Kamtschadalen zählen eins fünf, zwei fünf, drei fünf, vier fünf. Die Abaschen und Kotten am Jenisei bedienen sich für 6, 7, 8 der addirenden, für neun der subtrahirenden Methode; die Ostjaken haben für acht und neun doppelte Ausdrücke, den addirenden und subtrahirenden[163]. — Bei Papuavölkern in Neucaledonien und Neuguinea ist die Addition ebenfalls anzutreffen. Eigenthümlich verhalten sich gewisse australische Stämme, die in ihrer Zählung noch nicht einmal bis fünf gelangt sind. Die Kamilaroisprache zählt bis drei: mal, bularr, guliba; und addirt schon von vier an: bularrbularr, bulaguliba, gulibaguliba; Grey führt in seiner Wörtersammlung der Dialecte Südwestaustraliens die drei Zahlwörter gain, gudschal und ngarril an, mit der Bemerkung, daß jede andere Zahl durch ngarril, drei oder einige, oder durch bula, viele, ausgedrückt werde. Ja in andern Dialecten wird nur bis zwei gezählt, z. B. in Wellington: ngungbai, bula; drei heißt bula-ngungbai[164]. Man sieht überdies, daß sogar das Zahlwort für zwei noch im Uebergang aus der allgemeinen Bedeutung mehrere begriffen ist. Hiermit ist die letzte Grenze erreicht, über die hinaus von einer Fähigkeit zu zählen begreiflicherweise nicht mehr die Rede sein kann; und selbst die denkbar niedrigste Stufe dieser Fähigkeit ist also noch heute nicht ganz von der Erde verschwunden.

Die multiplicative Entstehung von acht aus zweimal vier ist übrigens, obwohl selten, doch auch durchaus nicht ohne Analogien, und die unbedingte Abweisung einer ähnlichen Erklärung für das deutsche Wort würde daher

ebenso voreilig sein, als ihre unbedingte Voraussetzung. Der samojedisch-ostjakische Sprachzweig, der uns schon von den beiden anderen Methoden Beispiele geliefert hat, kann deren auch von dieser dritten aufweisen: die Koibalen und Matoren, die Stämme von Obdorsk, Pustosersk u. a. setzen acht aus zwei und vier zusammen. Bei den Wogulen ist nila vier, nilonu acht; neun ontolu, von lu zehn. Die Battasprache in Centralafrika zeigt für acht farfat (vier vier) von fat vier, während neun aus zehn und eins, also subtrahirend, und sechs, sieben addirend gebildet scheinen. Im Tarahumara, einer der sonorischen Sprachen Mexico's, ist guossanaguoca, acht, deutlich aus guossa, zweimal, und naguoca, vier, zusammengesetzt, während das letztere Zahlwort selbst wieder an guoco, zwei, erinnert; neun heißt kimacoek von macoek zehn, welches ebenfalls auf zwei zurückgeht [165]. — In einigen Sprachen wird außer acht auch sechs durch Multiplication mit zwei gebildet. So in Amerika bei den Tahkali: 3 taki, 4 tingi, 6 ölkitake, 8 ölkitingi, 9 lanizi etchlahula d. i. (nach Buschmann) „10 einlos." Bei den Netela: 2 wehe, 3 pahe, 4 watsa, 6 paoahe (dreimal zwei), 8 weheswatsa (zweimal vier), 10 wekkunmahar (zweimal fünf, von mahar fünf). [166] Bei den Jukagiren in Nordostasien 3 jälon, 4 jelahlon, 6 malhijalon, 8 malhielechlon [167]. Auch im Japanesischen weist die Verwandtschaft von mits drei, und muts sechs, sowie von jots vier, und jats acht, deutlich auf die gleiche Entstehung. — In Afrika findet sich Aehnliches zu Logon [168].

Trotz dieser Analogien halte ich die allgemeine, auch von Grimm und Pott [169] getheilte Annahme, daß das deutsche Wort acht aus einer mit vier gleichbedeutenden Wurzel

stamme, für die unwahrscheinlichere, besonders da die Voraussetzung einer solchen Grundbedeutung durch keinerlei Thatsache zu unterstützen ist. Allem Anscheine nach ist acht eine Participialform; als eine solche leitet es Benfey von der Sanskritwurzel aç mit der vermutheten Bedeutung: theilen. Er sagt: „aschtau, die beiden getheilten, wäre: die beiden Theile. Diese Etymologie fände ihre Erklärung darin, daß man, wie schon von Anderen bemerkt, ursprünglich an vier Fingern der Hand mit Hülfe des Daumens zählte, wodurch die Zahl acht in zwei Ganze von je 4 zerfällt.“ [170] Wohl ebenso gerechtfertigt ist die Annahme von abbrechen, abreiben, als Grundbedeutung der Wurzel aç, so daß acht, den zahlreicheren Analogien entsprechend, zwei abgebrochene, d. h. zwei weniger bedeutete. In manchen Fällen mag es gestattet sein, zwei jedesmal um eins verminderte Theile von je fünf, vielleicht die beiden um einen Finger verminderten Hände, unter der Zahlbenennung vorzustellen; aber wir haben auch hinlängliche Beispiele ganz deutlicher Anlehnung an den fertigen Begriff zehn.

Die Gewohnheit der subtrahirenden Methode für acht und neun hat besonders darum Interesse, weil sie für die Begriffe dieser Zahlen eine spätere Entstehung nicht nur als fünf, sondern auch als zehn voraussetzt. Ebenso ist zwanzig ohne Zweifel früher entwickelt, als die dazwischen liegende Reihe von zehn aufwärts; höchstens elf und zwölf mögen sich an dieses unmittelbar und ohne Rücksicht auf eine höhere Zahl angeschlossen haben. Ueberhaupt verdienen die Ruhepunkte in dem Fortschritte des Zählens Beachtung, wie sie in verschiedenen Sprachen an einer schichtenartigen Bildung der Zahlenreihe noch zu erkennen sind. Bei zwölf ergibt sich

mehrfach eine solche Ablagerungsgrenze aus der Verschiedenheit der Formation, in welcher Lepsius scharfsinnig die Spur eines Duodecimalsystems gefunden hat. Vergleicht man den durch mehrere verwandte Sprachen hindurchziehenden Gegensatz zwischen viginti und trigiuta, quadraginta u. s. w., so läßt sich schließen, daß auch bei zwanzig ein längerer Stillstand eingetreten, und die Zehner von dreißig bis neunzig erst später nach Einer Norm geschaffen worden sind. Noch stärker tritt dies in den semitischen Sprachen hervor, wo zwanzig aus zehn, die übrigen Zehner aber wie bei uns aus der Einerreihe, also dreißig aus drei u. s. w. gebildet werden. Hier sehen wir also auch Anfänge des Vigesimalsystems, das namentlich in Amerika bei den Trägern der einheimischen urweltlichen Cultur jenes Erdtheils einst lebendig war, und dessen gewaltige Verbreitung uns Pott mit dem ihm eigenen Reichthum an einer Fülle von Thatsachen vor Augen führt [171].

Im Ganzen stellen die Zahlen ein auffallendes Beispiel einer zwar mehrfachen, aber dennoch nicht regellosen und unbeschränkten Möglichkeit der Begriffsentwicklung in sich dar. Schon die erstaunliche Uebereinstimmung, die überall eintritt, sobald Völker sich über das erste Element des Zählens zu erheben anfangen, nämlich die Rücksicht auf die Zahl der Finger, beweist ein Gesetz. Sollte die Erklärung aus dem technischen Kunstgriffe so vieler Naturvölker beim Zählen, wo die Hand die Stelle einer primitiven Rechenmaschine versah, bis auf die Entstehung einfacher Zahlwörter selbst ausgedehnt werden dürfen? Zu der ungemeinen, für uns beinahe unbegreiflichen Wichtigkeit, welche der menschliche Körper für die Anschauung der Urwelt und die Schöpfung der Sprache gehabt hat, stimmt es ebensowohl, anzunehmen,

daß die Zahlwörter ursprünglich überhaupt nicht die Aufgabe hatten, zu einer anderen Zählung verwandt zu werden, als eben nur zu der der Finger. Es war dem Menschen ohne Zweifel ein eben so interessantes Bewußtsein, fünf Finger, als zwei Hände oder zwei Augen zu haben; und das Interesse an dieser Kenntniß, welche einmal einer Entdeckung bedurfte, war ihm der Schöpfung eines zu deren Zählung eigens verwendbaren Ausdruckes wohl werth; von hier aus mag der Gebrauch auf andere zu zählende Dinge übertragen worden sein, zunächst solche, bei denen es auffallen mochte, daß sie in eben so großer Zahl vorhanden waren, als die Hand Finger hat. Doch wie dem sei, unter allen Umständen ist das in der Zahlenbenennung so stark sich ankündigende Gesetz schon durch sein Vorhandensein lehrreich, — um so lehrreicher, je weniger es selbstverständlich ist; und es kann uns namentlich von der innerhalb der Gesetzmäßigkeit immer doch vorhandenen Freiheit und Vielfältigkeit der Begriffsentwicklung eine deutliche und umfassende Anschauung gewähren.

VIII.

Die übereinstimmende Begriffsentwickelung und ihre Bedeutung für das Verständniß der Vorwelt. Der Begriff Meister. Semitische und romanische Analogien. Gesetz der Titelbildung. Chinesische Bezeichnung des Lehrers. Begriffszusammenhang zwischen Dienstbarkeit und Jugend. Das Bruderverhältniß der Urzeit und seine sprachlichen Reflexe. Pflichten des jüngeren Bruders nach der chinesischen Sittenlehre. Reste der gleichen Auffassung bei Homer. Desgleichen bei Hebräern und Indern. — Jünger und Herr. Die Brüderschaften und das Vasallenverhältniß. Caedmon. Der Satan ein Jünger Gottes. — Fernere asiatische und afrikanische Analogien. Eine mythologische Gestalt der Kaffern. — Licht, das aus der Etymologie auf Anschauungen heutiger Naturvölker fällt. Verwandtschaftstitel der Indianerstämme. Rede des Häuptlings Canassatigo. Parabel der Tschiroki über die Schöpfung der rothen und weißen Menschen. — Ein finnischer Göttername, nach Castren. Wichtigkeit des Bruderpaares in der Sagenbildung. Kain und Abel bei den Tonga-Insulanern. Ursprüngliche geistige Einheit des Menschengeschlechts.

Das Wort Meister, welches die Begriffe des Herrn oder Vorgesetzten sowohl, als auch des Lehrers und vollendeten Künstlers oder Kenners in sich vereinigt, kann ein Beispiel von einem nach gewöhnlichen Forderungen nicht dunkeln Bedeutungsübergange geben, welcher sein wahres Licht erst aus einer Sprachvergleichung in dem angedeuteten erweiterten Sinn, nämlich der Begriffsvergleichung empfängt, und selbst für unsern eigenen, uns so vertrauten und zugleich so reichen Sprachstamm zur vollkommenen und unzweifelhaften

Aufklärung seines Ursprunges sogar in so hohem Grade uns fern liegender und armer Sprachen wie der chinesischen bedarf.

Daß Meister aus dem lateinischen magister entlehnt ist, daß dieses den Befehlshaber oder Vorgesetzten, z. B. der Reiterei, eines Schiffes, den Lehrer der Schule, den Kenner z. B. der Gesetze, und in der Ableitung magistratus die bürgerliche Obrigkeit bedeutet, daß dasselbe mit magnus, groß, etymologisch zusammenhängt, ist bekannt; allein wird der Lehrer als Vorgesetzter der Schule, der Kenner aber etwa als Lehrer, oder vielleicht der Kenner als der in einem Fache Große, und unter ähnlichen Anschauungen der Vorgesetzte mit diesem Worte bezeichnet? Und sollte man nicht glauben, daß es zur Bezeichnung des Lehrers passendere Begriffe, als den des Vorgesetzten, der ihn nur als Aufseher oder Beherrscher seiner Schüler auffaßt, sowie auch wohl für den Vorgesetzten passendere, als den des Großen geben müsse? Um so auffallender muß es nun gerade in Hinsicht dieser letzteren Erwägung sein, wenn wir eine scheinbar so willkürliche Bezeichnung nicht hier vereinzelt auftreten sehen, sondern auf einem ganz entfernten Sprachgebiete wiederfinden. Das semitische, und zwar uralte, allen Semiten gemeinsame Wort rab entspricht der Bedeutung nach dem so eben hier behandelten. Das Verhältniß des Herrn zum Knechte wird im Arabischen und Aramäischen durch dies Wort, wie in den Töchtersprachen des Lateinischen durch maestro, maître, master bezeichnet. Die Gottheit nennt der Koran als den Herrn der Welt rabbu 'l âlamina, und läßt Gläubige sie häufig rabbi, mein Herr oder Meister, anrufen; daher denn bei den Kabylen rabbi gradezu Gott heißt. Vorgesetzte, z. B. der Leibwache, der Mundschenken, der Verschnittenen führen

bei den Chaldäern und Assyrern den Titel rab in Verbindung mit dem betreffenden, die Untergebenen bestimmenden Worte; hebräisch findet sich der Schiffsoberste, magister navis, rab chobel genannt. Auch dies semitische, und zwar namentlich aramäische Wort entspringt aus dem Eigenschaftswort rab, welches gerade in der aramäischen Sprache als das eigentliche, im Hebräischen durch gadol vertretene Wort für groß erscheint, während es seinerseits im Hebräischen nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend den Begriff viel bezeichnet. Nun hat das in seiner sonstigen Begriffsentwicklung dem lateinischen magister so ähnliche aramäische rab auch die Bedeutung Lehrer ebenso wie dieses entwickelt, und von hier aus denn auch zu jenem durch die Juden so bekannt gewordenen „Rabbi“, d. i. mein Lehrer oder Meister, Veranlassung gegeben. Es wird gewiß zugegeben werden, daß die gleichen Erscheinungen in beiden Sprachstämmen einer gemeinsamen Erklärung bedürfen, und wie sie nur eine auf die beiden anwendbare zulassen, so auch nur eine einzige, vielleicht zunächst aus einem beschränkten Kreise aufzusuchende, erfordern.

Die nächstliegende Frage, nämlich nach dem Mittelgliede, das aus der Bedeutung des Eigenschaftswortes in einen der erwähnten Hauptwortbegriffe mit einer gewissen Nothwendigkeit überführte, löst am deutlichsten eine lehrreiche hebräische Stelle des frühesten Alterthums. „Der Große wird dem Kleinen dienen,“ heißt es in dem Liederspruch, in welchem die Geburt des Brüderpaars Jakob und Esau verkündet wird (1. M. 25, 23); und während, wie bereits erwähnt, der Begriff groß überall sonst durch gadol ausgedrückt ist, lesen wir hier ve-rab, und als Gegensatz ṣaïr, beide ganz

aramäisch. Bei den Aramäern sind die beiden Ausdrücke stehend für den Gegensatz älter und jünger, so daß bei Eigennamen rabba den Aelteren, zeira den Jüngeren des Namens bedeutet; ṣaïr heißt auch im Hebräischen vorzugsweise so viel als jung. Daß nun hier die beiden Brüder durch die Beiwörter als älter und jünger bezeichnet werden sollen, ist einleuchtend; aber das in dieser Bedeutung so seltene Beiwort rab ist mit Berechnung gewählt worden, um die seltsame und wunderbare Umkehr der Verhältnisse, durch welche der Aeltere dem Jüngeren dient, anstatt ihn zu beherrschen, durch den Widerspruch der Worte selbst auszudrücken: denn die Worte rab jaàbod führen dem Hörer augenblicklich den Gedanken vor die Seele, daß der Herr Knecht sei, mit jenem angeführten Gegensatze der Worte rab und èbed, Herr und Knecht. Und dies ist kein bloßes Spiel mit Worten, sondern in den Wörtern rab und ṣaïr sind die Begriffe der Herrschaft und des höheren Alters, der Unterwürfigkeit und zarteren Jugend wahrhaft und von Natur verschmolzen, keineswegs aber zufällig zusammengetroffen; sowie denn rab, außer „viel“, im Hebräischen nur noch „mächtig“, ṣaïr aber in fast allen Stellen „gering geachtet, untergeordnet“ heißt. Nun hat die hebräische Sprache zwar, wie die aramäische und wie unzweifelhaft die ursprüngliche gemeinsemitische, keine Comparativform, aber sie drückt den Comparativ syntactisch, z. B. eben durch den correlativen Gebrauch zweier Eigenschaftswörter aus, so daß also die beiden hier vor uns liegenden genau den Begriffen des Aelteren und Jüngeren entsprechen, was denn in der That die europäischen Uebersetzungen auch wiedergeben: die Siebenzig, durch *ὁ μείζων δουλεύσει τῷ ἐλάττονι*; die Vulgata: major serviet minori; Ulphilas:

sa maiza skalkinoth thamma minnizin; Luther: der Größere wird dem Kleineren dienen, und Notker: der altero dienot demo jungerin[172].

Da nun die lateinische Sprache für diese Begriffe gleichfalls die Correlativen major und minor hat, welche sie selbst zuweilen durch den Beisatz natu erklärt, so können wir nicht zweifeln, daß magister und minister ursprünglich Correlative derselben Bedeutung gewesen sind, mit einer Comparativendung, welche sich in sinister, und zur Hälfte auch in dexter, für die Paare der Glieder erhalten hat, und welche aus den zwei gleichbedeutenden Endungen ius und ter zusammengesetzt ist, von denen die erstere sich zu is verkürzt z. B. auch in magis, die letztere in dem griechischen τερος findet; sowie sich in umgekehrter Folge interius und ähnliche zusammensetzen.[173] Minister aber zeigt in seinen Ableitungen mit magister die größte mögliche Analogie, und ist in seiner Bedeutungsentwicklung sein sichtliches Gegenstück: es bezeichnet den Untergeordneten, Nebendienste Verrichtenden, wie jenes den Uebergeordneten und Lenkenden. Diese Begriffsübergänge wiederholen sich, um uns jedes Bedenken über ihre Erklärung und ihr Zeitverhältniß zu benehmen, in einer späteren streng geschichtlichen Periode nicht allein an dem zu Tage liegenden Comparativ der ausgebildeten lateinischen Sprache, nämlich major selbst, so daß dieser zur Zeit ihres Verfalles und der daraus entspringenden Neubildungen z. B. in major domus, maire, Meier, Major, ganz an die Stelle des alterthümlichen magister tritt: sondern während hier die Beziehung auf das höhere Alter zweifelhaft bleiben könnte, noch allgemeiner und deutlicher an einem fernern, selbst erst in später Zeit an die Stelle von major in dem Sinne von „älter"

getretenen Comparativ senior, welcher zuletzt nicht nur den Vorsteher gewisser Gemeinschaften, sondern geradezu, namentlich in mehreren romanischen Töchtersprachen, wie in signore und seigneur, sieur und monsieur, sire und sir, „Herr" zu bedeuten und, wie z. B. don und madame neben solchen Formen zeigen, ein Wechselbegriff für dominus zu werden anfing.

Auch das Herabsinken des Wortes zu einem immer geringfügiger und allgemeiner werdenden Titel, der endlich als bloße Form jedem Eigennamen vorausgeht, findet bei Herr und magister wie bei senior statt. Es ist überhaupt Gesetz für alle Titelbildung, von oben nach unten vorzudringen, da ein Beiname zunächst, und das nach dem allgemeinen Gesetze des Ursprungs der Begriffe in Contrasten und höchsten Graden, nur Wenigen als Auszeichnung beigelegt wird, und mit dem Verschwinden der Contraste in der Gesellschaft, welches nur eine thätliche Folge ihres Verschwindens in der anfangs phantastischen Anschauung von ihr ist, sich immer weiter verbreitet; ein Vorgang, von dem das Wort sire neben dem doppelten Gebrauche von sir deutliche Spuren an sich trägt. Wie also diese und ähnliche aus senior, so ist aus magister das englische M^r^ u. s. w. geworden; doch scheinen die Höhepunkte, von denen diese Titel auf alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft herabflossen, nicht wie bei jenen weltlicher, sondern geistlicher Art gewesen zu sein. Begabung in den gerade geltenden Wissenschaften oder auch Künsten war nachweislich hier der Gegenstand der Auszeichnung, wovon noch manche Reste sich erhalten haben, auch das italienische maestro; und dieser Verlauf findet wieder in dem schon erwähnten rabbi seines Gleichen, welches andererseits durch

das Fürwort einer Form wie das französische monsieur näher tritt.

Dies führt uns auf die zweite Seite der Begriffsgruppe zurück. Ein chinesischer Sprachgebrauch, welcher auf den ersten Blick und ohne Vergleichung der uns bekannteren Sprachen befremdlich für uns ist, zeigt, daß dieselbe ebenso unmittelbar aus der Grundbedeutung selbst entspringt, wie die besprochene. Sian-seng, Zuvorgeborener, ist noch in der heutigen Umgangssprache der Chinesen sowohl eine eben solche allgemeine Anrede wie monsieur u. dgl., als auch die gewöhnliche Bezeichnung des Lehrers. Die Form der Umschreibung des Begriffes älter, welcher also hier unmittelbar dem des Lehrers zum Grunde liegt, durch „zuvorgeboren", findet sich in einer der neuesten Sprachbildungen Europas, in dem französischen aîné, d. i. antenatus, wieder, und hat hier noch einen entsprechenden Gegensatz puîné, postnatus, gleichbedeutend dem chinesischen heu-seng, darnach geboren. Der chinesische Ausdruck hat also mit dem indogermanischen und semitischen dieselbe Wechselbeziehung zwischen Zweien gemein, und ist gleichfalls comparativisch aufzufassen. Die Verbindung zwischen Alter und Würde ist zwar auch sonst vielfältig in der Sprache wahrzunehmen; aber hier handelt es sich nicht von einem Ehrfurcht einflößenden Greisenalter, sondern nur von dem Uebergewichte eines in noch gebietender Kraft der Reife stehenden Erwachsenen um eines bloß verhältnißmäßig höheren Alters willen. In der That knüpft sich an dies Wechselverhältniß der Altersstufen eine gegenseitige Empfindungsweise, die zu den tiefsten und unauslöschlichsten Zügen der menschlichen Seele gehört, und mit dem Geheimnisse auch des sinnlichen Zusammenhangs der Generationen

verwoben ist. Eine ehrerbietige Scheu gegen das ältere Geschlecht, welcher von dessen Seite eine Art hülfreichen Wohlwollens entspricht, scheint so unwiderruflich an die jugendliche Natur des Menschen gebunden, daß selbst künstliche Umgestaltungen der Geistes- und Gemüthszustände kaum eine Umkehr hervorzubringen und ein ähnliches Gefühl der Ehrerbietung für Jüngere in Erwachsenen aufkommen zu lassen im Stande sind. Denn es ist nicht der sittliche oder geistige, etwa einer Altersstufe vorzüglich anhaftende Werth, der dies Gefühl erweckt, und daher auch trotz der Altersstufe erwecken müßte: es ist das Sinnenleben der Jugend und des Alters selbst, es ist der Zug des Vaters gegen den Sohn, des Sohnes gegen den Vater; es ist ein überaus mächtiges, uraltes, unerschütterliches, aller Widersprüche der Menschensatzung und der Verhältnisse spottendes Naturgebot. In Spracherscheinungen, wie die so eben behandelte, kommt diese Gefühlsrichtung noch ohne jeden solchen Gegensatz gegen die Verhältnisse zum Vorschein: der Unterwürfigkeit des Jüngern, welche unbefangen gläubig als selbstverständliche Naturnothwendigkeit vorausgesetzt wird, steht von der Seite des Aelteren Führung und Belehrung gegenüber, eine Belehrung, welche in uralter Zeit freilich nicht Kenntniß und Wissen, sondern Fertigkeit und Handlungsweise betraf, und daher auch nicht in etwas vom Handeln Gesonderten, Beabsichtigten bestand, sondern durch das absichtslose Beispiel der Ausübung, sei es der Kunst oder der Tugend, von selbst erfolgte, und nur der Umgang zwischen dem Meister und dem zugleich lernenden und dienenden Lehrling war. Es ist merkwürdig, mit welcher Bestimmtheit die Sprache das Verhältniß der Knechtschaft aus Unterschieden des Alters entspringen läßt: die

Worte Knecht, Magd, puer, ancilla, παῖς sind Beispiele dafür. Das zärtere Doppelverhältniß indessen, welches in jenen comparativischen Ausdrücken enthalten liegt, birgt noch eine tiefere Seite: es scheint in der That ursprünglich das Verhältniß des älteren und jüngeren Bruders, nicht des älteren und jüngeren Menschen überhaupt zu sein. Da die Urzustände der Menschheit keine künstlichen Verbindungen kennen, da es innerhalb derselben keine Staaten außer dem Stamme, keine Stände abgesehen von Geschlechtern, keine staatlichen oder kirchlichen Gliederungen als durch die Familie gibt, und alle Genossenschaften dereinst wirkliche Brüderschaften waren; da also das menschliche Geschlecht in seiner Kindheit, wenn ich so sagen darf, Nichts durch Satzung, sondern Alles durch Natur in sich erschuf; wird es uns Wunder nehmen, wenn auch die sittliche Gestaltung des Gegensatzes der Reife und Jugendlichkeit, wenn Vorrang und Untergebenheit, Meisterschaft und Nacheiferung in dem Naturverhältnisse der Brüder ihre erste Verwirklichung gefunden haben sollte? Wer für die menschliche Gattung von Anfang an ein brüderliches Band zärtlicher Art, eine Bruderliebe, ja auch selbst eine vorwiegend zarte Beziehung zwischen Vater und Sohn voraussetzen wollte, würde ihre Entwickelung und die rohe Energie, von welcher sie ausgeht, mißkennen; diese nicht im eigentlichen Sinne natürlichen, im Thierreiche unbegründeten und unbekannten Verbindungen bedurften des Ueberganges aus einer weit strengeren und zum Theil gewaltsamen Stellung. Ein helleres Licht auf Zustände aus so dunkler Ferne scheint eine höchst bedeutsame Sonderbarkeit zu werfen, welche uns, sobald wir die uns zunächstliegenden Sprachgebiete verlassen, auf den verschiedensten Punkten

unabhängig von einander begegnet. Die chinesische Sprache z. B. hat für den Begriff Bruder gar kein Wort, und dagegen zwei einfache Wörter, hiung und ti, für die beiden zusammengesetzten Begriffe: älterer Bruder, jüngerer Bruder. Der gleiche Umstand wiederholt sich, wenn auch nicht überall mit derselben Strenge, in so vielen verschiedenen Sprachen, daß man es, bloß nach dem Zahlenverhältniß zu urtheilen, vielleicht mit mehr Recht eine Sonderbarkeit nennen kann, wenn ein Sprachstamm den Gegensatz des Alters vernachlässigt und sich an der Bezeichnung des gegenseitigen Verwandtschaftsbandes der Brüder allein genügen läßt. So unterscheiden die Ungarn den älteren und jüngeren Bruder durch die Wörter batya und ötse; dieselbe Begriffstrennung findet sich bei vielen andern finnischen Völkern, zum Theil neben zusammenfassenden Ausdrücken für Bruder überhaupt. Auch die samojedischen Stämme haben meist grundverschiedene Bezeichnungen. Die türkischen Dialecte haben theils Sonderbezeichnungen, theils Gesammtausdrücke; ebenso die gewaltig ausgedehnten Bevölkerungen mongolischen und tungusischen Stammes, sowie die der äußersten Nordostgrenze Asiens. In dem großen malaiischen Sprachzweige zeigt sich die Sonderbenennung mit größerer Entschiedenheit durchgeführt; und da es sich mit dem Tibetanischen und den andern einsilbigen, dem Chinesischen verwandten Sprachen, sowie mit den dravidischen der muthmaßlichen Urbevölkerung Indiens nicht anders verhält, so kann dieser Sprachgebrauch im Allgemeinen für die asiatischen, mit Ausschluß der semitischen und indogermanischen, als bewiesen gelten. Aber auch innerhalb der letzteren finden sich Spuren desselben: so (vom Sanskrit abgesehen) in dem hindostanischen dâdâ und dem persischen Dialectwort

dâdar, welches für den älteren Bruder z. B. in Buchara gebräuchlich ist, wo das allgemein indogermanische birâdar auf die Bedeutung jüngerer Bruder herabgesunken erscheint [174].

Für Afrika erinnere ich unter vielen anderen an die Sprachen der Akugruppe, sowie an die von Bornu und Wolof; desgleichen an den weitverzweigten Kongo- und Kaffernstamm. Für die Indianer Nordamerikas mögen uns die Sioux oder Dakota zum Beispiel dienen. Sie nennen den älteren Bruder eines Mannes tschingje, den eines Weibes timdo, den jüngeren sungka; Bruder wird umschrieben durch: von Einem Ahnen, hungkawangshi; die Mehrheit Brüder durch: hungkawangshinkitschijapi, gemeinsame Ahnen Habende, oder sungkakitschijapi, gemeinsam einen jüngeren Bruder Habende [175]. Viele Sprachen, z. B. das Mongolische, schlagen, um den Begriff Bruder zu umschreiben, denselben Weg wie die chinesische Sprache ein, indem sie ihn durch „älterer und jüngerer Bruder" zusammensetzen, und verhalten sich daher zu dem uns geläufigen Gesammtausdrucke, wie z. B. das französische frère et soeur zu Geschwister; das Malaiische hat für Bruder sowohl als Schwester bloß das Fremdwort sudâra aus dem sanskritischen sôdara, eigentlich aus Einem Schoße. Auch sehen wir den Gesammtbegriff sich zuweilen auf Wörter festsetzen, die ursprünglich nicht die zusammenfassende, sondern bloß die gesonderte Bedeutung, sei es des älteren, sei es des jüngeren gehabt zu haben scheinen. Oft findet sich die ältere Schwester mit gleichem oder nahe verwandtem Worte, wie der ältere Bruder bezeichnet, und ebenso die jüngeren Geschwister beiderlei Geschlechts, während der Altersunterschied durch grundverschiedene Benennungen aus einander gehalten erscheint; bei den Ungarn nennt sogar die ältere Schwester

die jüngere ötse, welches auch jüngerer Bruder heißt, während der Bruder die jüngere Schwester hug nennt. Nach alledem scheint die Zerlegung des Begriffs Bruder das Ursprünglichere und Allgemeinere, und erst bei fortgeschrittener Cultur von dem Gesammtbegriff völlig verdrängt worden zu sein.

Warum sollte nun so vielen Sprachen der Begriff „älterer Bruder" für den einfacheren gelten, wenn nicht die Auffassung des Verhältnisses selbst durch die des Altersunterschiedes vermittelt wäre? Wirklich zählen die Chinesen unter den fünf stehenden Pflichtverhältnissen ihrer Sittenlehre das brüderliche, ganz wie das des Vaters und Sohnes, als ein wechselseitiges des hiung und des ti auf, und erklären für die Pflicht dieses, des jüngeren Bruders, die ehrfurchtähnliche Achtung, wie sie von hier als einem Ausgangspunkte aus der Jugend überhaupt gegen Aeltere unaufhörlich zur Pflicht gemacht wird. Ti selbst bedeutet diese Unterwürfigkeit des Bruders, die brüderliche Liebe mit dieser besonderen chinesischen Färbung; so daß sich sogar ti ti neben einander findet, um eine solche brüderliche Gesinnung des jüngeren Bruders auszudrücken. So im Li-ki (Abschnitt Li-jün): „des Vaters Milde, des Sohnes kindliche Liebe, des älteren Bruders Güte, des jüngeren Bruders Unterwürfigkeit (ti ti), des Gatten billiger Sinn, der Gattin Folgsamkeit, des Aelteren Wohlwollen, des Jüngeren Gehorsam, des Fürsten Menschlichkeit, des Dieners Treue: diese zehn heißen der Menschen Pflichten." Das erste Lesebuch der chinesischen Jugend, das „Dreiwortbuch", indem es diese zehn Pflichten erwähnt, fordert: „zwischen Vater und Sohn Wohlwollen, zwischen Gatte und Gattin Verträglichkeit, vom älteren Bruder Liebe, vom jüngeren Bruder Ehre, von Aelteren Güte, von

Jüngeren Folgsamkeit." Dasselbe Buch sagt: „zuerst Elternliebe und Bruderverehrung (ti), dann erst viel sehen und hören." Der Li lehrt ferner (im Abschnitte Kio-li), einen um zwanzig Jahre Aelteren wie einen Vater, einen um zehn Jahre Aelteren wie einen älteren Bruder zu ehren. Unter den zahlreichen Tugendermahnungen chinesischer Weisen findet man kaum eine, wo nicht die Verehrung der Eltern und die des Bruders oder Aelteren überhaupt als Erstes an die Spitze gestellt wäre. Auch wird die Pflicht, die dem Jüngern obliegt, das Betragen und der Anstand, den er dem Aelteren gegenüber beim Gehen, Sprechen, Essen u. s. w. zu beobachten hat, genau vorgeschrieben. So sagt z. B. Meng-tse: „Wer langsam hinter dem Aelteren hergeht, der heißt ti; wer schnell dem Aelteren zuvoreilt, der heißt Nicht-ti."[176]

Daß es sich aber hier durchaus nicht um etwas Specifisches handelt, daß vielmehr die Chinesen in dieser Auffassung nur eine ältere Stufe darstellen, auf welcher sie zurückgeblieben sind, geht anschaulich genug aus der Abentwicklung hervor, in welcher wir eben diese Auffassung sogar im Griechischen bei Beginn der Literatur noch begriffen sehen. Das alte Wort ἠθεῖος ist nach der ausdrücklichen Erklärung der Griechen Anrede des jüngeren Bruders an den älteren; es findet sich als solche noch viermal in der Ilias[177], einmal (23, 94) ἠθείη κεφαλή, brüderliches Haupt, als Anrede des Achilleus an den Schatten des Patroklos, seines älteren Pflegebruders; in der Odyssee (14, 147) sagt Eumaios von Odysseus, er scheue sich auch in seiner Abwesenheit ihn mit Namen zu nennen, ἀλλά μιν ἠθεῖον καλέω, sondern ich nenne ihn — wir können hier den Sinn des Wortes nicht wiedergeben: die Stelle zeigt, welch ein Ausdruck von Verehrung mit

demselben verbunden, und welches die Stellung des älteren Bruders auch bei den Griechen der Urzeit gewesen sein muß. Auch bei Pindar (Isthm. 2, 69) kommt das Wort für „ehrwürdig" vor.

Bei den Hebräern wird die Verehrung des älteren Bruders in das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, als unmittelbar mit eingeschlossen betrachtet, in Folge eines in der nachbiblischen hebräischen Literatur besonders ausgebildeten Verfahrens der Ausdeutung, welches aber die ganz allgemeine alterthümliche Behandlungsweise aller heiligen Bücher auf Erden und die Urform der Interpretation und Exegese ist, der ebenso Homer, wie die Veden und Kings unterworfen wurden, und welche die Hauptquelle der Ueberzeugungen, die wesentlichste Grundlage der Institutionen für einen großen Theil der Welt, und überhaupt das eigentliche Element einer Anschauungsstufe in Religion und Staat bildet, die man, im Verhältniß zu der selbst schon secundären Periode der Entstehung heiliger Schriften, die tertiäre nennen könnte[178].

In dem Gesetze Manu's wird das Verhältniß des ältesten Bruders zu den jüngeren ausdrücklich dem elterlichen an die Seite gestellt. „Wie ein Vater seine Söhne," heißt es daselbst, „so schütze der Aelteste seine jüngeren Brüder, und wie Söhne auch sollen sie sich, dem Gesetze gemäß, gegen den ältesten Bruder betragen. Ein Aeltester, der sich, wie ein Aeltester soll, beträgt, der ist der Mutter, der ist dem Vater gleich; und auch derjenige, der sich nicht so beträgt, ist doch verwandtschaftlich zu ehren[179]."

Ti-tse, eine Ableitung von ti, der erwähnten chinesischen Benennung des jüngeren Bruders, bedeutet Schüler. Daß, wie hier, der Gegenbegriff zu Meister sich auf das

Schülerverhältniß bezieht, findet sich nicht allgemein: heu-seng, der Danachgeborene, gegen sian-seng, welches den Lehrer als Zuvorgeborenen bezeichnet, heißt seinerseits nicht Schüler, sondern Sohn und Jüngling. Jedermann muß hier auf die Analogie des erwähnten Wortes mit dem deutschen Jünger verfallen, welches nachweislich ein reiner Comparativ ist, von „der Jüngere" auch der Form nach ursprünglich nicht geschieden; und es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß wir den wahren Sinn der Wahlverwandtschaft, welche zwischen den Wörtern Meister und Jünger stattfindet, und den Grund der Vorliebe, mit welcher unsere eigene Sprache eben diese beiden als Gegensätze für ein solches Verhältniß einander entsprechen läßt, erst nach der Betrachtung der mannigfachen verwandten Spracherscheinungen auf so entfernten Sprachgebieten mit einigem Bewußtsein seiner tieferen Voraussetzungen begreifen.

Aber noch überraschender erscheint diese Analogie, wenn wir gleichzeitig sowohl die ältere Gebrauchsweise von Jünger, als auch den Ursprung des Wortes Herr ins Auge fassen. Herr fällt bekanntlich im Beginne der althochdeutschen Literatur mit dem Comparativ hehrer, das ist höher, in den Formen heriro, heroro zusammen, woneben sich für das Substantiv die ihm späterhin ausschließlich zukommende verkürzte Form herro entwickelt. Der Begriff Herr geht aus dem des Vorgesetzten, Höherstehenden, Oberen hervor, und dem Comparativ steht daher auch ein Superlativ herosto zur Seite, wohl zunächst mit dem Begriffe des Höchsten oder Obersten unter Mehreren, im Sprachgebrauche jedoch kaum merklich von jenem unterschieden. Nun bezieht sich aber gerade in einigen der frühesten Stellen die Ueberlegenheit, die die beiden

Steigerungsformen andeuten sollen, offenbar auf das Alter, so daß sie geradezu, und, wie es scheint, ihrer ursprünglichen Bedeutung gemäß, mit älter und ältest wiederzugeben sind. So heißt es in dem Hildebrandsliede von Hildebrand, der seinem Sohne im Kampfe gegenüber steht ohne ihn zu kennen: er war hêrôro man ferahes frôtôro, der ältere Mann, der an Lebensalter vorgerücktere. In der althochdeutschen, dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehörigen Uebersetzung des Martianus Capella entsprechen den lateinischen Worten: Jovis maximus filiorum, die deutschen: ter hêrôsto iouis sunô[180]. In dem fast ältesten Denkmale der hochdeutschen Literatur, der dem 8. Jahrhundert zugetheilten Uebersetzung der Benedictusregel von Kero (22) steht dem Texte: adolescentuli fratres juxta se non habeant lectos, sed permixti cum senioribus, gegenüber: duruhmiste mit herirom. — Eine andere Stelle (63) eben dieser Ordensregel ist sowohl dem Texte, als der Uebersetzung nach für die hier behandelte Frage in mehrfacher Hinsicht so bedeutend, daß ich mich nicht enthalten kann, sie auszuziehen. Die Stelle erklärt sich nämlich über den in dieser Schrift beständig gebrauchten Gegenbegriff von älter und jünger, indem sie ausführt, daß derselbe nur übertragenerweise, nämlich als bloße Anciennetät des Eintritts in den Orden zu fassen sei: „et in omnibus omnino locis aetas non discernit ordines, nec praejudicet; quia Samuel et Daniel pueri Presbyteros judicaverunt. Ergo exceptis his quos, ut diximus, altiori (demu herorin) consilio abbas praetulerit vel degradaverit certis ex causis, reliqui omnes, ut convertuntur, ita sint; ut verbi gratia qui secunda hora diei venerit in monasterio, juniorem (iungirun) se noverit illius esse qui

prima hora venit diei: cujuslibet aetatis vel dignitatis sit. Pueris per omnia ab omnibus disciplina conservata. Juniores igitur priores suos (iungirun inunu heriron iro) honorent. Priores juniores suos diligant. In ipsa autem appellatione nominum nulli liceat alium puro nomine appellare; sed priores juniores suos fratrum nomine, juniores autem priores suos nonnos vocent; quod intelligitur paterna reverentia . . . Ubicunque autem sibi obviant fratres, junior a priore benedictionem petat (iungiro fona herorin uuihi dicke). Transeunte majore minor (merorin minniro) surgat: et det ei locum sedendi. Nec praesumat junior consedere nisi praecipiat senior suus (heriro siner)."
„Und überhaupt unterscheidet das Alter den Rang nicht, und soll ihn nicht beeinträchtigen; da Samuel und Daniel als Knaben Aelteste gerichtet haben. Daher sollen, mit Ausnahme Derjenigen, welche, wie wir gesagt, der Abt durch höheren Rathschluß aus bestimmten Gründen vorzieht oder heruntersetzt, alle Uebrigen in dem Verhältnisse stehen, wie sie sich bekehrt haben; z. B. wer zur zweiten Stunde des Tages in das Kloster gekommen ist, soll sich als den Jüngeren dessen betrachten, der zur ersten Stunde des Tages gekommen, welchen Alters oder Standes er sei. Doch bleibt den Knaben in jeder Hinsicht von Allen die Zucht gewahrt. Die Jüngeren sollen also ihre Aelteren ehren; die Aelteren sollen ihre Jüngeren lieben. Bei der Anrede darf Keiner den Anderen mit dem bloßen Namen nennen, sondern die Aelteren sollen ihre Jüngeren Brüder, die Jüngeren aber ihre Aelteren nonni anreden, was väterliche Verehrung bedeutet."
(Also das Masculinum von Nonne: nonno und nonna

heißen im Italienischen Großvater und Großmutter; νέννος oder νάννας und νέννα, νάννη sind Oheim und Tante, besonders mütterlicherseits; das bengalische nânî und hindostanische nânâ bedeutet: mütterlicher Großvater.) „Wo sich die Brüder begegnen, da soll der Jüngere den Aelteren um seinen Segen bitten. Geht der Größere vorbei, so soll der Kleinere aufstehen; er soll ihm Platz zum Sitzen machen; und der Jüngere soll sich nicht eher niedersetzen, als bis sein Aelterer es ihm gebietet."

Diese Stelle ist für unseren Zweck erstens darum merkwürdig, weil hier mehrmals die Gegensätze älter und jünger (priores — juniores, junior — senior) durch heriro — iungiro wiedergegeben sind. Sie ist es aber in noch höherem Grade, weil das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, welches in diesem Falle sehr wohl auch als ein solches zwischen Meister und Jünger gefaßt werden kann, hier ganz deutlich aus dem des Alters entwickelt, und durch das Vorbild desselben gleichsam begründet wird. Durch die Worte: „die Jüngeren sollen ihre Aelteren ehren, die Aelteren sollen ihre Jüngeren lieben" werden wir an die oft wiederholten Maximen chinesischer Schriften erinnert, denen sie an Form und Inhalt so auffällig begegnen, daß man sie für eine Uebersetzung derselben halten könnte. Ja es ist unverkennbar, daß das brüderliche Verhältniß selbst dem Verfasser bei diesem Gegensatze vorschwebt, — man vergleiche z. B. den Ausdruck quemquam fratrum suorum, einen s e i n e r Brüder (70) — indem in der That die fratres anfangs eine Schaar wirklicher Brüder und in ihrem Prior oder Senior das verehrte und liebevoll lehrende sowohl als herrschende Haupt des älteren Bruders, oder des Aeltesten, des herostin, wie der Prior

auch (40) heißt, darzustellen beabsichtigten, welches nur eine andere Form der, wie das Wort abbas wahrscheinlich macht, bei den orientalischen Brüderschaften geltenden Auffassung des Abtes als eines Vaters ist.

Das Wort presbyter, welches in unserer Stelle vom Alter verstanden wird, steht an Ursprung und Schicksalen dem Kreis von Worten, von dem wir hier sprechen, und insbesondere dem Worte Herr, sehr nahe. Der Comparativ πρεσβύτερος heißt nämlich zunächst nur älter, der Superlativ ältest, wenn auch mit dem Nebenbegriff der dem Alter zukommenden größeren Würde. Ganz dasselbe aber bedeutet bei Homer auch das ungesteigerte Wort πρέσβυς, indem wahrscheinlich der Begriff des Voraussseins, nämlich an Alter und somit an Rang, schon in dem Stamme enthalten ist. Daher z. B. πρεσβυγενής, erstgeboren, πρεσβεία, Recht der Erstgeburt oder des Alters, und mit Aufgabe der ursprünglichen Beziehung auf das Alter, πρεσβήϊον, als Auszeichnung gespendete Gabe, πρέσβος, Gegenstand der Ehrfurcht. Dasselbe Verhältniß findet zwischen hehr und seinem Comparativ hehrer statt; der comparativische Sinn tritt schon im Positiv hehr deutlicher oder minder deutlich hervor. Auch wird πρέσβα, πρέσβειρα (von Göttinnen) am füglichsten durch hehr übersetzt; und wenn in dem homerischen Hymnus Hermes die Götter besingt, τοὺς δὲ κατὰ πρέσβιν τε καὶ ὡς γεγάασιν ἕκαστος, nach ihrer Altersfolge und wie ein Jeder geboren war, oder wenn bei Plato nach dem Alter sitzen κατὰ πρέσβιν heißt, so entspricht dies so genau als möglich dem althochdeutschen Ausdruck bi hêri, z. B. sizzen, in der oben angeführten Uebersetzung des Martianus.[181] In dem griechischen Worte scheint der steigernde Begriff durch den ersten

Theil des Wortes adverbial ausgedrückt zu sein, wie in dem oben erwähnten ante-natus und siau-seng, wenn es auch vielleicht nicht angenommen werden darf, daß das indische prabhu, voraussieiend, überlegen, Herr, wirklich verwandt sei. Das deutsche Wort hehr muß ich, troß allem was Entgegengesetztes über seine Ableitung gesagt worden ist, für eine wirkliche Comparativform von einer sehr alten Verderbung des Stammes hoch halten [182]. Es würde demnach einen Vorzug überhaupt, ein Höherstehen, aber nach den gesellschaftlichen Verhältnissen der Urzeit von selbst mit dem Alter verknüpft, bedeuten, während πρέσβυς, schon in seinem Ursprung zweideutig, sowohl vorausgeboren, als voraussieiend geheißen haben könnte. Nachdem in der Folge die Comparativform in hehr eben um der Verderbung willen verkannt war, wurde eine neue Steigerung gebildet, wie von mehr meriro und mehrere, und wie aus dem angelsächsischen Comparativ near, näher, von neah, nah, das englische nearer und nearest. Wenn wir nun den Comparativ πρεσβύτερος mit dem substantivischen Doppelcomparativ Herr vergleichen, so finden wir beide schon im frühen Mittelalter mit senior zusammengestellt, mit dessen romanischen Umgestaltungen das deutsche Wort die Anwendung als Titel gemein hat. So schreibt einerseits im 7. Jahrhundert Isidorus [183]: presbyter graece latine senior interpretatur, non pro aetate vel decrepita senectute, sed propter honorem et dignitatem; — und andererseits entspricht dem senior z. B. in den von W. Grimm herausgegebenen deutsch-lateinischen Gesprächen überall herro. Nach allem Diesem, und wenn wir ferner erwägen, daß senior, wie Diez bemerkt, schon in dem ältesten Mittelalter für dominus auch im Gegensatz zu

vasallus gebraucht wird, wenn wir insbesondere auf die Verbindung senior suus achten, die in der Benedictusregel, wie oben angeführt, im Sinne von „sein älterer Bruder“ mit heriro siner übersetzt ist, und in anderen, demselben 6. Jahrhundert angehörigen Schriften geradezu „sein Herr“ bedeutet: so wird uns in dem Worte Herr das rein germanische Gegenstück zu jenen romanischen Bezeichnungen einleuchten, welche mit ihm auf einen auch den deutschen Stämmen dereinst fühlbaren Zusammenhang von Herrschaft und Bruderverhältniß hinweisen.

Zur Vervollständigung dieser Einsicht, soweit sie die germanische Färbung dieser Anschauungsweise betrifft, und namentlich zur Aufklärung über das Wort Jünger, sind einige höchst bemerkenswerthe Verse aus einem der ältesten angelsächsischen Denkmäler, dem unter dem Namen Paraphrase des Caedmon bekannten biblischen Gedichte, vorzüglich geeignet. Die Empörung Satans gegen Gott wird geschildert: Gott hatte vertraut, heißt es, daß die zehn Engelchöre „seiner Jüngerschaft (his giongerscipe) folgen, seinen Willen thun würden,“ aber Satan „erhob sich wider seinen Herrn (his hearran), konnte in seinem Sinne nicht finden, daß er Gott sollte in Unterwürfigkeit (geongerdome) als Herrn dienen (theodne theovian). Er sagte, ihm dünke zweifelhaft, daß er Gott sollte Unterthan sein (geongra veordhan); warum soll ich arbeiten, sprach er, mir ist es nicht nöthig einen Oberen (hearran) zu haben, ich kann mit Händen ebenso viele Wunder wirken. Ich habe Gewalt genug, einen besseren Stuhl zu bereiten, einen höheren (hearran) im Himmel, warum soll ich um seine Gunst dienen (theovian), mich ihm beugen in solcher Unterthänigkeit (geongerdomes)? ich kann Gott

sein, wie er; es stehen mir tapfere Genossen bei, die in diesem Kampfe nicht von mir lassen werden, kriegerische Helden, die mich zum Herren (hearran) erkoren haben, berühmte Recken; mit solchen kann man Rath pflegen, Rath fassen mit solchen Heeresgenossen. Sie sind mir eifrig freund, günstig in ihren Gesinnungen: ich kann ihr Herr (hearra) sein, walten in diesem Reiche. So dünkt es mich denn nicht recht, Gott um irgend eines Gutes willen zu schmeicheln: ich will nicht länger sein Unterthan (his geongra) sein [184]."

Hier, wo also Satan ein Jünger Gottes genannt ist, sehen wir vollkommen unzweideutige Gegensätze zwischen hearra und geongra, dem Höheren und Jüngeren, im Sinne des Herrschers und Unterthanen, Oberen und Vasallen, Herren und Knechtes; denselben Gegensatz, den wir in der althochdeutschen Uebersetzung auf die älteren und jüngeren Ordensbrüder bezogen fanden. Es ist ferner geongerdom und geongerscip ein ebenso deutlicher Gegensatz gegen die hochdeutschen hertuom, herscaft; jene bezeichnen den unterwürfigen Zustand des Jüngeren, diese die Würde und Herrschaft des Aelteren: genau wie majestas, welches, wie schon Pott bemerkt [185], gleichfalls unmittelbar von dem Comparativ major, majus stammt. Es ist demnach unzweifelhaft, daß Jünger ursprünglich nicht bloß den Schüler, sondern auch den Untergebenen bezeichnet, ganz wie Meister zugleich den Lehrer und den Herrn.

Verfolgen wir nun noch die Begriffsreihen, welche sich in einigen anderen Sprachstämmen an die entsprechenden Wörter knüpfen, so werden dieselben schon darum in ihrem Gedankenzusammenhange auf den ersten Blick verständlich sein, weil, woher wir sie auch nehmen mögen, sie den der bisher

betrachteten Beispiele fast gleichförmig immer aufs Neue wiederholen. So begegnet uns zunächst in dem türkischen aga, Meister, Herr ein von den Grenzen Europa's bis an das äußerste Ostende des asiatischen Festlandes mit geringen Lautschwankungen gebräuchliches Wort, welches in den finnischen, türkischen, mongolischen und tungusischen Sprachen und Dialekten die geschilderte Begriffsreihe mit großer Vollständigkeit entwickelt. Bei den Mandschu lautet dasselbe age und ahôn. In der zuletzt erwähnten Sprache ist age außerdem Sohn des Kaisers, Herr als Anrede, wofür auch agu gebraucht wird; ahôn heißt auch bloß älter, ahôngga jui der ältere Sohn, ahotschilambi älter sein, sich als älterer Bruder benehmen, wie einen älteren Bruder ehren. Mit diesen Wörtern lassen sich noch als verwandt vergleichen: aji der Erstgeborene, der ältere Sohn, ejen Herr, Fürst, Meister, ejelembi herrschen, usurpiren. Im Malaiischen ist das gewöhnliche Wort für älterer Bruder und ältere Schwester: kâkâ und kâkaq, welches auch Freund, Freundin heißt; kakanda älterer Bruder, ältere Schwester, Geliebter, Herr als Anrede. Das Javanische zeigt eine Reihe verwandter Wörter mit den Bedeutungen: älterer Bruder, Freund, Großvater und Urgroßvater, Herr, Meister (als Titel für Bejahrte), Mann, Liebhaber, Gemahl. Auch roko heißt in derselben Sprache älterer Bruder und Gemahl, und dagegen raji, jüngerer Bruder, jüngere Schwester, Hausfrau.

Die Zulukaffern nennen den älteren Bruder umkuluwe, im Gegensatz zu umnawe, jüngerer Bruder; um ist in diesen Wörtern hauptwortbildende Vorsilbe. Die Wurzel ist kula, wachsen; davon unter anderen: kulu groß, ein Großer, Vornehmer; kulisa wachsen machen, aufziehen, erheben,

verherrlichen; kuleka wachsen machen, verehren, grüßen, huldigen; groß und mächtig sein; ikulu hundert (eigentlich: viel). Eine reduplicirte Form ist unkulunkulu, der Urahne oder erste Mann. Es ist dies eine mythologische Gestalt und Gegenstand einer gewissen Verehrung. Als ein Beispiel derselben führt Döhne (in dem Wörterbuch der Zulusprache) den Streich an, „den gierige Mütter ihren Kindern spielen, wenn sie ein leckeres Mahl bereitet haben und es allein zu essen wünschen, zu welchem Zwecke sie die Kinder wegschicken, indem sie sagen: geht und ruft Unkulunkulu, daß er euch gute Sachen gebe; die hungrigen Kinder thun, was ihre Mütter sagen, und werden für ihren Gehorsam ausgelacht.“ Daneben stehen die Wörter umkulunkulu, inkulunkulu, mit dem Begriffe geistiger Größe und Fähigkeit, also ganz entsprechend unseren Wörtern Meisterschaft und Meister. In dem naheverwandten Dialekte der Betschuana heißt das geschilderte mythologische Wesen mogolugolu von golu, mogolu groß. Im Herero ist die entsprechende Wurzel und Wortreihe: kura, wachsen, altern, groß werden; kuru alt; ongura Wachsthum; ekura Altersgenosse; omukuru der Alte, Ahne. „Jeder Stamm,“ sagt Hahn, „hat seinen omukuru, Stammvater, dem sie alle ihre Ceremonien und abergläubischen Gebräuche zuschreiben und dem sie Opfer bringen.“ Wir begegnen also hier derselben mythologischen Anschauung wie bei dem Zuluvolke, unter verwandtem Worte. Ferner ist im Herero omukurume Greis, omukurukaze alte Frau. Noch ein anderes Wort dient in demselben südafrikanischen Sprachstamme für den Begriff älterer Bruder. Es ist umune im Zulu, omunene im Herero; das letztere heißt auch überhaupt der Große, von dem Eigenschaftswort nene, groß:

im Zulu bedeuten inene und umnene: Herr, Großer, besonders sofern er gastlich oder wohlthätig ist.

In der Akra- oder Gangsprache, welche von einem Volke der Goldküste von Westafrika zwischen dem Voltaflusse und dem Akwapimgebirge gesprochen wird, heißt onukpa als Adjectiv alt, älter, ältest; der ältere, z. B. Bruder — in verwandten Sprachen ist das Wort für älterer Bruder egba[186] —; als Hauptwort wird onukpa (von Zimmermann) erklärt: old man, elder; alderman; grandee of a town, land or nation; principal; ruler; magistrate; first of a company etc. Auch sagt man Nyongmo dschi onukpa, Gott (oder der Himmel) ist der Alte, Aeltere, d. h. Ueberlegene — ein merkwürdiges heidnisches Allah akbar! das mit dem muhamedanischen auch im Gebrauche zusammenstimmt. „Wird Gott kommen? fragt man sich (d. h. wird es regnen?) „Ich weiß es nicht, er ist onukpa, er thut was er will.“[187]

Wenden wir unsere Blicke über den Ocean zu den Indianerstämmen der neuen Welt, so wiederholen sich die gleichen Entwicklungen. In der Dakotasprache wird tschingje, älterer Bruder, auch gebraucht für ältere Vettern von Vaters Seite; es scheint mit tschingtscha Kind, Junges, tschingkschi Sohn, Kind, tschingsch mein Sohn! zusammenzuhängen: denn ebenso steht tschung (nur mit Fürwörtern gebräuchlich), ältere Schwester eines Weibes, neben tschungkschi Tochter, tschungsch meine Tochter! — welche also gewissermaßen Feminina jener Wörter mit i sind. Neben diesen Bezeichnungen findet sich aber noch hungka, Ahne, älterer Bruder und (nach Riggs) „wer, gleichviel ob Mann oder Weib in der Volksmeinung so hoch gestiegen ist, daß er als eine Art Wohlthäter oder Vater Aller angesehen wird.“ Hungkake

heißt Ahne; hungkaja einen als hungka betrachten und ehren; im Gegensatz dazu: sungkaja zum jüngeren Bruder haben, von sungka jüngerer Bruder und Vetter; hungkajapi einer der hungka genannt wird; „auch gebraucht für deacon, elder," sagt Riggs, aus dem wir auch ersehen, daß beide Wörter, hungka und hungkajapi, zu Beinamen der Sonne verwendet werden.

Während die bisher aus unentwickelten Zuständen entnommenen Beispiele zur Aufklärung von Spracherscheinungen unserer ausgebildeten, aber eben darum ihrer Ursprünge nicht immer bewußten Stufe dienen konnten, so gibt es dagegen auch ebenso wichtige umgekehrte Fälle, wo die etymologische Begriffsvergleichung, rückwärts gewandt, uns über die Anschauungen der auf alterthümlicherem Standpunkt zurückgebliebenen Völker erst belehren muß, weil dieselben uns auf den ersten Blick ebenso fern zu liegen scheinen, als sie, durch Vergleichung auf das allgemeine Gesetz zurückgeführt, mit unserer eigenen Gedankenwelt, besonders in ihrer ursprünglicheren Form, oft überraschend zusammentreffen. Ein solcher nicht uninteressanter Fall, wo die Vorstellungsweise der Naturvölker theils verkannt, theils zum Mindesten fremdartig gefunden werden konnte, und doch im Grunde nur unsere weniger verdunkelte eigene ist, bietet sich eben in dem Gebrauche des Ausdrucks älterer Bruder bei vielen Indianerstämmen Nordamerika's dar. „Eine wesentliche Veränderung der Verhältnisse," erzählt z. B. Waitz in der Anthropologie der Naturvölker, „trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein durch die Kriege, welche den Irokesenbund zum Gipfel seiner Macht führten. Die Algonkins unterlagen, und mit ihnen die Völker der Irokesenfamilie, die sich ihnen verbündet hatten, vor

Allem die Huronen. Diese wurden theils zerstreut, theils zurückgedrängt über den Nipissingsee bis gegen den Oberen See hin, und obgleich sie sich als den ursprünglichen Stamm der gesammten Irokesen betrachteten, wie ihre Sprache bestätigen soll, und von den anderen Irokesenvölkern „die Väter" genannt wurden, mußten sie es sich gefallen lassen, nun die Völker des Bundes ihre „älteren Brüder" zu nennen." „Aus einem Dokumente vom Jahr 1791 geht hervor, daß fast 200 Jahre früher von allen Völkern, die mit den Delawares in Beziehung standen, ihnen der Titel „Großväter" durch einen feierlichen Vertrag (wie dies mit solchen Titeln geschieht) verliehen wurde. Nur die Irokesen waren hiervon ausgenommen; diese wurden von den Delawares „Oenkel" genannt, und zugleich erhielten die letzteren den Auftrag, ihren mächtigen Einfluß zur Vermittlung eines allgemeinen Friedens unter den Indianervölkern aufzubieten, einen Auftrag, den sie jedoch nicht auszuführen vermochten. Als „Großväter" wurden die Delawares angeredet von Mohikans, Schawanoes, Cherokees, Kikapus, Chikasaws, Chippeways, Ottawas, Potowatomies u. s. f., und dieser Titel bezeichnet nur eine durch glückliche Kriege erlangte Würde, wogegen die Anrede als „Vetter" eine gewisse Unterthänigkeit bedeutet; Verhältnisse der Abstammung oder des höheren und geringeren Alters der Völker werden dadurch nicht ausgedrückt, daher alle ethnographischen Folgerungen aus solchen Titeln unzulässig sind, zu denen Prichard geneigt war, da er zu bemerken glaubte, daß von stammverwandten Völkern immer die westlicher lebenden von den östlicheren als „ältere Brüder" angeredet würden. Die richtige Auffassung jenes Titels geht vor Allem daraus hervor, daß selbst die weißen

Ansiedler von den Eingeborenen als die Stärkeren nicht selten die älteren Brüder genannt wurden; ebenso daraus, daß die besiegten Huronen, wie oben bemerkt, obgleich bisher „Väter", nun „jüngere Brüder" der Irokesen wurden." Die Winebagoes gelten den Stämmen Missouri, Jowa, Otoe und Omaha als „ältere Brüder." Derselbe Schriftsteller führt in Betreff der Schawanoes an, „daß die von den Irokesen geschlagenen bei den Mohikans Schutz und Hülfe fanden, als deren „jüngere Brüder" sie sich bezeichnen ließen, weil sie durch diese, wie es heißt, einst vom Untergange gerettet wurden." [188]

Eine etwas andere, aber immerhin verwandte Gebrauchsweise findet sich in der Rede Canassatigo's an den Gouverneur von Maryland, die dieser Häuptling im Jahre 1744 in der Stadt Lancaster in Pennsylvanien gehalten hat, und wo es heißt: „Ihr seid aus der Erde gekommen in einem Lande jenseits des Meeres: dort möget ihr einen gerechten Anspruch haben; aber hier müßt ihr anerkennen, daß wir eure älteren Brüder sind, und daß das Land uns lange gehörte, ehe ihr etwas davon wußtet." [189] Hier scheint von einer Bezeichnung, die an sich nichts anderes als Herr und Meister heißen soll, ein rhetorischer Gebrauch gemacht zu sein, um die Berechtigung der Herrschaft aus dem älteren Anspruch abzuleiten; wiewohl auch dies vielleicht nicht einmal in der Absicht des Redners liegt.

Eine derartige Gegenüberstellung der rothen und weißen Menschen beruht übrigens auf einer auch sonst vorkommenden wirklichen Ueberzeugung der Indianer. Sie findet sich z. B. auch in der Tschiroki-Sage ausgesprochen, die ein Schreiben Bondinots, eines Tschiroki von Vatersseite [190], erwähnt,

und in dem die Ueberlegenheit der Bildung und der den Europäern aus der Schrift erwachsende Vorzug in Form einer Parabel auf eine Weise dargestellt wird, welche in dem Munde eines Stammes, der sich bekanntlich in diesem Jahrhundert selbst eine eigne Schrift zu schaffen wußte, doppelt interessiren muß. „Zu Anfang,“ sagten sie, „schuf Gott den Juwejahe (ein Name, den sie den Indianern geben, einen wirklichen, echten Menschen bedeutend), und den Juwenagu, oder weißen Menschen. In die Hände des Aelteren, des Indianers, legte der Schöpfer ein Buch; dem jüngeren Bruder gab er Pfeil und Bogen, mit dem Befehl, daß sie beide guten Gebrauch davon machen sollten. Der Indianer war saumselig, das Buch zu nehmen, und zeigte sich so gleichgültig dagegen, daß der Weiße kam, und es ihm wegnahm, während gerade seine Aufmerksamkeit wo anders hin gerichtet war. Er mußte nun nach Pfeil und Bogen greifen und seinen Unterhalt durch die Jagd gewinnen. So hatte er sich selbst um das von dem Schöpfer ihm geschenkte Buch gebracht, das nun mit Recht seinem weißen Bruder gehört.“

Im Allgemeinen aber wollen jene Stämme mit solchen Titeln, wie älterer Bruder und dergleichen, dasselbe Verhältniß der Oberherrlichkeit gegen unterthänige sowohl als schutzbedürftige Vasallen bezeichnen, welches wir bei den Germanen vorgefunden, und zwar in ursprünglich gleichbedeutenden, nur in ihrem Zusammenhange mit der Grundvorstellung verdunkelten Ausdrücken vorgefunden haben. Wenn dabei neben dem brüderlichen auch andere Verwandtschaftsgrade, wie Vater, Großvater, Oheim, Vetter, zur Anwendung kommen, so erinnert auch dies wieder an den etymologischen Zusammenhang, der zwischen allen diesen Begriffen stattfindet und

uns schon mehrfach z. B. in malaiischen und Dakotabeispielen entgegengetreten, aber ebenso auch in näherliegenden Fällen gewöhnlich ist.

Vetter geht auf Oheim zurück, da dies bis zu einer gewissen Zeit die äußerste noch von der Sprache bezeichnete Verwandtschaftsstufe zu sein scheint; es bedeutet dies noch bei Luther, während wir Vetter nennen, was Luther Vetterssohn. Ebenso ist Base ursprünglich so viel als Muhme, nämlich Vaters- oder Mutterschwester. Schwenk sagt über dieses Wort: „Da niederdeutsch Baas Herr heißt, holländisch baas Meister, und sich in Deutschland noch unter dem Volke an einigen Orten der Brauch findet, den Großvater Herrchen zu nennen, so läßt sich vermuthen, daß Base eigentlich die Herrin bedeute, und der Muhme, ebenso wie Herr dem Großvater, als ehrende Benennungen im Munde des Jüngeren gegeben worden sei; wenigstens hieß bas Herr, Hausvater, und baesine Herrin, Hausmutter.“ Was den hier angeführten Gebrauch von Herrchen (Herrle, Heirli) betrifft, so ist, wenn wir den ähnlichen für Vorsteher, Geistlicher vergleichen, wahrscheinlich ein Rest der ursprünglichen Bedeutung älter darin zu finden. Muhme steht zu Mutter wie Vetter (πάτρως, patruus) zu Vater in unverkennbarer Beziehung. Es bedarf übrigens kaum der Bemerkung, daß der Unterthänigkeitstitel Vetter, den wir bei Indianerstämmen erwähnt finden, nur von dem jüngeren Vetter, dessen Namen bei den Dakota mit dem des jüngeren Bruders zusammenfällt, zu verstehen sei. Dagegen sind älterer Bruder, älterer (oder väterlich verwandter) Vetter, Oheim, ebenso nahe stehende Begriffe: das ungarische batya umfaßt sie sämmtlich, wie nena die ältere Schwester, Muhme und Base.

Die griechischen θεῖος (gewöhnlich Mutterbruder), θεία Tante — Wörter, welche nicht nur bei den Griechen, sondern auch im spanischen tio und italienischen zio, zia noch jetzt lebendig sind — könnten sehr wohl mit ἠθεῖος, dem obenerwähnten homerischen Reste indogermanischer Benennung des älteren Bruders, zusammenhängen.[101] Dieser Zusammenhang findet seine vollständige Aufklärung, wenn wir annehmen dürfen, daß beides Abkürzungen einer reduplicierten Form τηθειος (für θηθειος) seien. Denn τήθη heißt Großmutter, τηθίς Tante, nach Suidas so viel als θεία; dasselbe heißt τηθία, welches auch ehrende Anrede an alte Frauen überhaupt ist. Nun bedeutet in modernen Sprachen Indiens, dem Hindustani und Bengali, dâdî väterliche Großmutter, dâdâ (das Gegenstück zu dem obenangeführten, den mütterlichen Großvater bezeichnenden nânâ) sowohl väterlicher Großvater als älterer Bruder, und in der letzteren Bedeutung haben wir auch bereits das bis auf die Endung gleiche ostpersische dâdar kennen gelernt. Im Russischen ist djadja Oheim, djädj Großvater, djädy Voraltern; polnisch dziad Greis und Großvater. In avunculus, woraus bekanntlich Onkel stammt, haben wir eine Verkleinerungsform von avus, Großvater, sowie ja auch Neffe aus nepos hervorgegangen ist. Vorfahren im Allgemeinen heißen lateinisch majores die Aelteren, italienisch antenati, die Zuvorgeborenen, und wir selbst gebrauchen Aeltervater für Großvater, Aeltern für Vater und Mutter. Die Verbindung der erwähnten indogermanischen alten Verwandtschaftsnamen sogar mit dem gothischen atta, Vater, dem sanskritischen tata Vater (neben nanâ Mutter) und den fast zahllosen damit zusammenhängenden Formen wird darum ebenfalls nicht wohl bezweifelt werden können.

Ich kann es mir nicht versagen, als einen weiteren Beleg, wie genau die Völker in der Entwicklung solcher Vorstellungen übereintreffen, noch eine Stelle aus Castrén's Vorlesungen über finnische Mythologie anzuführen, wo derselbe die Bedeutung des Götternamens Ukko untersucht, und dabei in Bezug auf den bestimmten, von ihm geschilderten Kreis Vielerlei berührt, was wir schon bei verschiedenen Völkern ebenso vorgefunden haben, und was zum Theil erst aus seiner Allgemeinheit seine volle Verständlichkeit gewinnt.

„In andern Bedeutungen," sagt Castrén, „ist dasselbe Wort sehr weit unter den verwandten Völkern verbreitet. Es wird in der Sprache der Magyaren in der Form agg, die „Greis, alt" bedeutet, angetroffen. Bei den ugrischen Ostjaken lautet dasselbe Wort jig und hat in ihrer Sprache die Bedeutung „Vater", wird jedoch auch als Epithet für den mit göttlicher Würde verehrten Bären gebraucht. Im Jakutischen gibt es ein verwandtes Wort aga, welches auch einen Vater bezeichnet. In anderen osttürkischen Sprachen drückt aga oder aka die verschiedenen Begriffe eines älteren Bruders, Vater- oder Mutterbruders, Großvaters von väterlicher oder mütterlicher Seite und eine ältere Person überhaupt aus. Die Osmanen kennen diese Bedeutung des Wortes aga oder aka nicht, sondern brauchen es als einen Ehrentitel für höhergestellte Personen, besonders für solche, welche dem Kriegerstande angehören. Bei den Osttürken und Mandschu's sollen agu, age die Bedeutung „Herr" haben. Im Mongolischen gibt es auch ein verwandtes Wort aka, acha, welches nach Kowalewski eigentlich einen älteren Bruder bezeichnet, aber auch von einer älteren

Mannsperson überhaupt gebraucht wird und überdies zur Bezeichnung eines höhergestellten Individuums dient. „C'est une expression respectueuse, comme en français Monsieur.“ Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bedeutungen in den genannten Sprachen ist leicht einzusehen. In seiner Grundbedeutung drückt das Wort einen für älter geachteten Anverwandten männlichen Geschlechts aus, einen Großvater, Vater, Vater- oder Mutterbruder, einen älteren Bruder. Hieraus hat sich später die Bedeutung einer entweder durch ihr Alter oder durch ihr Amt geachteten Mannsperson entwickelt. Beide Bedeutungen hat auch im Finnischen das Wort ukko; denn es bezeichnet einen Großvater von väterlicher oder mütterlicher Seite, auch einen verheiratheten Mann; einen alten Mann, einen Greis, einen Altvater.“

„Durch die über die wirkliche Bedeutung des Wortes angestellten Betrachtungen wird man unwillkürlich auf den Gedanken gebracht, daß Ukko ursprünglich nicht ein persönlicher Göttername, sondern nur ein ehrfurchtsvolles Epithet (une expression respectueuse) für eine oder mehrere Gottheiten gewesen sei, gerade ebenso wie die verwandten Wörter im Türkischen, Mongolischen und im Mandschu Ehrentitel angesehener Männer ausmachen, oder wie das Wort jig von den Ostjaken und äsü (Großvater) von den Jakuten dem Bären als ein ehrendes Epithet beigelegt wird. . .“

„Ganz deutlich geht aus unseren alten Liedern in Betreff der mächtigen Götter die Vorstellung hervor, daß sie nicht nur, wie bereits oben bemerkt worden ist, entweder Höfe oder Schlösser besaßen, sondern auch eine mehr oder minder zahlreiche Familie um sich hatten. Unter den Gliedern einer solchen Familie wird fast immer ein Ukko oder Hausvater

und eine Akka oder eine Hausmutter genannt. Ukko wird auch isäntä, Hauswirth, vanhin, der Aelteste, taatto oder isä, Vater, bisweilen auch kuningas, König, valtiainen oder hallitsia, Herrscher u. s. w. benannt. Die Benennung akka wechselt ihrerseits ab mit eukko, eine ehrwürdige Alte, emäntä, Wirthin, emo, emonen, Mutter u. s. w." [192]

Wir finden also auch hier alles wieder, was wir über die Entwicklung der Verwandtschaftsworte anderweitig beobachtet haben, von der Ausdehnung eines und desselben Verwandtschaftsbegriffes über Bruder und Großvater — aus dem Ungarischen ist auch ük, Urgroßvater, hierherzuziehen — bis zur Verwendung als Titulatur und zum Uebergang in mythologische Eigenbenennung. Ich muß der Versuchung widerstehen, in das wunderbare und grenzenlose Gebiet der Mythologie hier tiefer einzugehen, und zu zeigen, wie die Bezeichnungen eines göttlichen Wesens als älterer Bruder nicht bloß aus den späteren Entwicklungsphasen dieses Begriffes geflossen sind, um dasselbe nach unserer Anschauung als Herr anzuerkennen, sondern daß sie einer viel bestimmteren und getreueren Auffassung des Verhältnisses angehören. Es ist überhaupt ein Beweis von der Wichtigkeit des brüderlichen Bandes der Ueber- und Unterordnung für die Vorzeit, von dem Ernste, mit der es aufgefaßt worden sein, und von der Bedeutung, die es im Leben gehabt haben muß, daß wir ein Brüderpaar, einen älteren und jüngeren Bruder in der Sagenbildung eine so große Rolle spielen, der Phantasie der Naturvölker so beständig vorschweben sehen. Als Beispiel einer solchen Sage diene die oceanische von den Söhnen des Gottes Tangaloa, wie sie Wilhelm von Humboldt als tongische Sprachprobe (nach Mariner) mittheilt.

„Als noch überall nichts vorhanden war,“ erzählt Humboldt,[193] „als Himmel und Wasser und der Sitz der Götter, die Insel Bolotu, wollte der Gott Tangaloa, dem alle Erfindungen angehören, und dessen Priester auf Tonga immer Zimmerleute sind, eines Tages im großen Ocean fischen, und ließ seine Schnur und seinen Angelhaken vom Himmel in das Wasser hinab.“ Er erzählt dann, wie Tonga von dem Gotte aus dem Meere geangelt worden sei, und fährt fort: „Das felsichte Eiland war bald durch die Gunst der Götter mit Kräutern und Gräsern bedeckt, und mit allen Arten von Bäumen und Thieren ausgestattet, alle, wie sie im Göttersitz Bolotu waren, nur von geringerer Trefflichkeit, und der Vergänglichkeit und dem Tode hingegeben. Allein es fehlten noch Menschen. Wie der Gott diese nach Tonga versetzte, beschreibt die nachfolgende Erzählung.

Erste Bevölkerung des Landes. Der Gott Tangaloa mit seinen beiden Söhnen, sie wohnten in Bolotu. Sie wohnen und wohnen (d. h. sie wohnen lange), und Tangaloa spricht zu seinen beiden Söhnen: Gehet hin mit euren Weibern, und wohnet beisammen im Irdischen, in Tonga. Theilet das Land in zwei Hälften, und bewohnet es geschieden. So gingen sie hin. Des Aelteren Name war Tubo, des Jüngeren Waka-Akau-uli. Der (jüngere) Knabe war sehr klug, er verfertigte zuerst Beile und Schmuckkügelchen und Papalangi-Zeug und Spiegel. Der (ältere) Knabe, Tubo, handelte ganz anders, er war träge. Er ging immer spazieren und schlief, und beneidete sehr die Werke seines Bruders. Müde, seine Sachen zu erbetteln, beschloß er ihn zu tödten, und versteckte sich, daß er vollbrächte sein Bubenstück. Seinem Bruder also begegnend, schlug er ihn todt.

Zu dieser Zeit kam ihr Vater von Bolotu und zürnete sehr, fragte demnach: warum hast du deinen Bruder getödtet? konntest du nicht arbeiten, gleich ihm? Pfui des Bubenstücks! Gehe von hinnen! Sage den Angehörigen Waka-Akau-uli's, sage ihnen hierher zu kommen. Sie kamen also; da befahl ihnen Tangaloa: Gehet, stoßet ein Schiff ins Meer, und segelt gen Morgen, zu dem großen Lande dort, und wohnet daselbst bei einander. Und eure Haut sei weiß, wie euer Gemüth; euer Gemüth ist gut. Ihr werdet klug sein, Beile verfertigen und allerlei Geräth und große Schiffe. Indeß geh' ich, zu sagen dem Winde, daß er komme von eurem Lande gen Tonga. Durchaus nicht sollen sie segeln zu euch mit ihren schlechten Schiffen. Zum Erstgeborenen darauf sprach Tangaloa: Du sollst schwarz sein, dein Gemüth ist schlecht; und du sollst freudlos sein. Du sollst nicht viel Gutes haben, du sollst nicht gehen zum Land deines Bruders. Wie könntest du dahin gehen mit euren schlechten Schiffen? Dein Bruder allein soll nach Tonga kommen, mit euch Handel zu treiben."

Der Begriff „älterer Bruder" wird in dieser Erzählung theils durch „der Große", theils durch „zuerst geboren" gegeben. Ueber den Inhalt der Erzählung fügt Humboldt hinzu: „Die ältesten Leute versicherten, sie sei eine uralte, einheimische Sage; und erst als Mariner ihnen die Geschichte Kain's und Abel's erzählte, stimmten ihm einige bei, daß die Sage von den Söhnen Tangaloa's wohl nichts, als eine Umbildung der, vielleicht erst vor wenig Menschenaltern von Europäern dorthin gebrachten, Mosaischen Erzählung sei. Andere aber blieben bei der Behauptung des einheimischen Ursprungs."

Es würde nicht schwer fallen, durch Vergleichung zahlreicher Sagen verwandten Inhaltes aus allen Erdtheilen, diesen Zweifel gänzlich zu zerstreuen und als einen uralten Kern der tongischen Erzählung, über welche im Uebrigen manche neuere Einflüsse umgestaltend hingegangen sein mögen, jedenfalls die Brüdersage nachzuweisen. Ich reiße mich mit Widerstreben von der überaus wundervollen Region urweltlichen Menschenglaubens los, dessen Gründe einfach, aber, wie sich uns in der Folge ergeben wird, nur aus einem von dem gegenwärtigen physiologisch verschiedenen Zustande unseres Organismus begreiflich sind; und begnüge mich damit, an diesem von selbst sich darbietenden Beispiele aufs Neue eine Erinnerung an die Gemeinsamkeit der menschlichen Begriffs- und Anschauungsentwickelung, an die ursprüngliche geistige Einheit des Menschengeschlechtes gefunden zu haben.

IX.

Absterben der Begriffe. Umwandlung der Functionen. Sprachliche Unterscheidung zwischen Belebtem und Leblosem. Geschlechter im Telinga, bei Semiten, Aegyptern und Hottentotten. Die 18 Genera der Kaffernsprachen. Das Weib als Sache. Kampf der Sprache gegen die Widersprüche des Genusprincips. — Der Dual, seine Verbreitung und sein Schwinden. — Der Comparativ. — Urweltlicher Ueberfluß; er geht bei glücklicher Entwickelung in mäßigen Reichthum über. Pronomina der Australneger. Zweifaches Wir in verschiedenen Sprachkreisen. Trial und Vierzahl in den melanesischen Sprachen, neben mangelhafter Entwickelung der Zahlbegriffe. Vater-, Bruder-, Schwager- und Gatten-Dual der Australier. Hottentottische Pronomina. Formenreichthum der amerikanischen Sprachen. — Imperativ und Vocativ. Mangelhafte Zeitanschauung der Sprache. — Reste urzeitlichen Denkens in heutigen Sprachformen. Allgemeines Interesse der Begriffsgeschichte. In wiefern das Verständniß durch sie erhöht werde? Idealistischer Gehalt der Worte. Analytischer Weg zur Aufstellung eines Kanons der Begriffsentwickelung.

Blicken wir auf die Thatsachen zurück, welche die überall ähnlich verlaufende Geschichte des zuletzt behandelten Begriffs vor uns vorübergeführt hat, so wird es uns anschaulich, wie beim Vordringen in die Vergangenheit hinter der gegenwärtig lebendigen Generation von Begriffen eine andere ausgestorbene zu Tage tritt, und wie auch dieser geistige Theil der Sprache einem Verschwinden und Absterben unterworfen ist. Mit der veränderten Wirkung des Bruderverhältnisses auf das Gemüth der Völker gehen der Sprache die Begriffe verloren, die aus dessen alterthümlicher Auffassung entsprungen waren. In einzelnen Fällen lassen sich

die speciellen Umgestaltungen der menschlichen Familie noch nachweisen, die im Zusammenhange mit dem Vor- oder Zurücktreten und einer gleichsam durch Wachsthum herbeigeführten Metamorphose der Wortbedeutungen stehen. Das Verhältniß des Schwagers ist nur in wenigen Sprachen auf ein einfaches allgemeines Wort reducirt; nicht nur wird, was natürlich und berechtigt ist, der Bruder des Gatten von dem Gatten der Schwester häufig unterschieden, sondern auch für den Schwager eines Mannes und den eines Weibes, und ferner für den Altersunterschied finden sich verschiedene Benennungen. Die deutsche Sprache selbst hat noch in der Form zeichor das Wort besessen, welches in δαήρ und levir dem Begriff „Bruder des Gatten" vorbehalten bleibt. Diesen Wörtern entspricht im Sanskrit devṛi mit dem noch specielleren Begriff: jüngerer Bruder des Gatten. Der Grund dieser auch in den modernen Sprachen Indiens geltenden Vereinzelung liegt in einer längst erloschenen Sitte der indischen Urzeit erweislich vor, welche nämlich dem jüngeren Bruder die Pflicht auferlegte, die bräutliche Wittwe des älteren zu heirathen, und ehedem sich auch auf dessen kinderlos hinterlassene Gattin bezog. Diese Sitte, welche mit einer bekannten biblischen auffallend übereinstimmt, und in ihrer späteren Gestalt sich darum auf den jüngeren Bruder beschränkt, weil das Gesetz die Ehe der Brüder nach der Reihenfolge des Alters fordert, wird von den Brahmanen schon seit vielen Jahrhunderten als abgeschafft, ja als lediglich für eine vorgeschichtliche Urzeit bestimmt angesehen; längst gilt die zweite Ehe der Wittwe ihnen als ein Gräuel, und in den meisten Fällen selbst ihr Ueberleben für verdammlich[194].

Es ist überhaupt etwas in der Geschichte des Denkens Gewöhnliches und Allgemeines, daß in Folge einer veränderten Welt- und Naturanschauung die Sprachen mit ihren alten Begriffen nichts mehr anzufangen wissen. Oft bleibt ein solches in die neue Ideenwelt nicht mehr passendes geistiges Erbe der Vergangenheit, ein Wort, dem keine berechtigte Bedeutung mehr zur Seite stehen kann, eine grammatische Form, die ihren Sinn und ihre naturgemäße Anwendbarkeit verloren hat, als ein unnützer oder wohl gar lästiger Reichthum zurück, wie Gebräuche aus einem untergegangenen Glauben; aber noch weit häufiger tritt, wie uns wieder der Begriff Meister lehrt, Verwandlung der Function ein, indem die alte Form einer neuen Idee dient, das alte Organ sich einer neuen, ihm ursprünglich fremden Lebensverrichtung anpaßt. Daher kommt es, daß den Sprachformen ihre Functionen niemals logisch vorzuzeichnen sind, so wenig wie den thierischen Organen. Sie sind nicht so, wie sie sind, weil sie zu ihren bestimmten Verrichtungen gebraucht werden sollen; zu diesem Zwecke mögen sie sich wohl auch anders, vielleicht sogar geeigneter oder sparsamer construirt denken lassen; ein Theil von ihnen ist bloßer Niederschlag der Geschichte, von dem Triebe des Wachsthums noch nicht verdrängt und abgestoßen, mitunter, bei der innigen Verbindung, zu welcher er mit dem ganzen lebendigen Bau nun einmal verwachsen, einer Beseitigung solcher Art gar nicht fähig, aber für die Gegenwart und ihre Zwecke gleichgültig.

Die neuen sprachlichen Wunder, die sich den Blicken aufthun, sobald wir von den gewohnten Formen hinweg zu dem Begriffsbau der Naturvölker übergehen, bezeugen uns diese Wahrheit aufs Eindringlichste. Man hat bis in dies

Jahrhundert herab für die Sprachen der Wilden Armuth und Rohheit als Regel vorausgesetzt; man war höchlich erstaunt, ganz das Gegentheil zu finden. Du Ponceau in seiner geistreichen Denkschrift über das grammatische System der Sprachen einiger Indianervölker Nordamerika's (Paris 1838) entwarf zuerst ein allgemeines und richtiges Bild von der interessanten Eigenthümlichkeit, welche den Sprachen jenes Erdtheils im Wesentlichen von Grönland bis zum Cap Horn gemeinsam ist, und nur im Baskischen noch ihres Gleichen findet. Der in ein einziges Wort gedrängte Ausdruck vielseitiger Begriffsmodificationen, welcher es z. B. erlaubt, in der Conjugation des Zeitwortes außer der Person und Zahl des Handelnden auch die des Objectes, außer Modus und Zeit noch die Negation, sowie die Abwesenheit oder Anwesenheit des Sprechenden bei der erzählten Handlung und eine Menge von Unterschieden in der Art und Beziehung des Handelns zu bezeichnen, verräth eine zusammenfassende Kraft des Geistes, die den cultivirteren Völkern abhanden gekommen zu sein scheint, und um derentwillen der Charakter jener Sprachen als polysynthetisch bezeichnet worden ist.

Eine andere Eigenheit, die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem ist wichtig wegen der Analogien, die bei genauerer Betrachtung anderwärts für sie zum Vorschein kommen, und der Beziehungen zu unserer eigenen Sprachform, die in ihr verborgen sind. „In den algonkinischen Sprachen," sagt Du Ponceau, „wird die grammatische Genusform nicht durch das Geschlecht bestimmt; geschlechtliche Formen und Endungen werden nicht auf Gegenstände angewendet, die für dieselben nicht geeignet sind.

Man sagt nicht: ein Tisch, eine Bank, ein Spiegel, eine Scheibe; man benennt nicht Weib und Mädchen sächlich, macht nicht aus dem Monde ein männliches, aus der Sonne ein weibliches Wesen: alle diese Schwierigkeiten, die aus der Annahme eines falschen Princips der Eintheilung der Dinge bei der Entstehung der Sprache entspringen, sind in denen unserer Wilden nicht vorhanden. Da Alles in der Natur entweder belebt oder unbelebt ist, so haben sie diese beiden Hauptclassen angenommen, und die Grammatik hat sie alsdann durch eigene Formen unterschieden und sogenannte Genera daraus gebildet[195].

„Den Ursprung des Princips," ist das Urtheil Schoolcraft's über diese sprachliche Eigenthümlichkeit, „finden wir in der Natur selbst, welche lebendige Körper mit lebendigen, und leblose mit anderen Eigenschaften begabt. Aber die Stämme, die diese Sprache reden, haben eine Reihe von Attributen erfunden, welche den ersten vorbehalten, und eine andere Reihe, welche ausschließlich auf die letzten anwendbar sind; sie haben die Wörter: gut und bös, schwarz und weiß, groß und klein, schön und häßlich mit Formen versehen, die die allgemeine Natur der Gegenstände, auf die sie sich beziehen, als beseelt oder unbeseelt unterscheiden, und sogar in Folge eines bildlichen Gebrauchs unbelebte Massen in die Kategorie der lebenden Wesen erheben können, ein Mittel, welches für ihre öffentlichen Redner von hoher Wichtigkeit ist[196]. Steinthal schildert die Natur der in Rede stehenden Unterscheidung treffend mit folgenden Worten: „Dieser Unterschied" (nämlich der Namen lebendiger Dinge von denen der leblosen) „zeigt sich in der Bildung des Plurals und in dem Gebrauche, gewisse Verba und Adjectiva

nur mit belebten, andere nur mit unbelebten zu verbinden. Das Wort für „essen“ in Bezug auf Fleisch ist im Odschibbwe verschieden von dem in Verbindung mit Obst; auf ein Thier schießen ist etwas Anderes als nach einer Zielscheibe schießen. In dem, was für lebend und was für todt gilt, stimmen aber die Sprachen nicht überein. Für lebend gelten bei manchen Indianern auch Bäume, die Gestirne, Gold und Silber, Getreide und Brod und viele der von den Europäern eingeführten Mechanismen, wie die Uhren, die Wagen, Flinten; daher wird das Schießen, wenn es mit der Flinte geschieht, anders bezeichnet, als wenn es mit dem todten Pfeil geschieht. Andererseits gelten auch bei einigen Stämmen nicht alle Thiere für lebend, z. B. nicht die kleineren Fische. Die Glieder des thierischen Körpers gelten bei einigen für todt, bei anderen für lebend, wenn der Körper lebt. Ueberhaupt herrscht über Leben und Tod der Wesen mannigfach eine ebenso individuelle Ansicht, wie bei uns über ihr Geschlecht: die Erdbeere lebt, die Himbeere ist todt, die Bohne lebt, die Erbse ist todt [197].“

Während also die Indianersprachen den Vorzug naturgetreuer Consequenz keineswegs wirklich so sehr in Anspruch nehmen können, stehen sie auf der anderen Seite ebensowenig mit dem auf das Leben und seinen Mangel begründeten Gegensatze allein. Nicht nur finden sich selbst in modernen Sprachen indogermanischen Ursprungs (wie dem Neupersischen und den slavischen) grammatische Unterschiede in der Behandlung des Lebendigen und Leblosen, die im Persischen sogar ebenfalls die Pluralbildung betreffen; sondern das Neutrum unseres ganzen Sprachstammes hat (nach Bopp und Ewald [198]) seiner Urbestimmung gemäß

die leblose Natur zu vertreten, und wird also mit Recht durch seinen deutschen Namen als sächlich bezeichnet. Zu dieser Bestimmung sind z. B. im Englischen auf der modernsten Entwicklungsstufe die schwachen Reste desselben wieder zurückgekehrt, wo it mit wenigen Ausnahmen für alles Leblose und nur für dieses gilt. Im Lateinischen wird, ohne daß ein ausdrückliches Gesetz dieser Art bekannt wäre, doch kein lebendiges Wesen mit sächlichem Geschlechte aufzufinden sein; und was, wie ich glaube, gegen eine Zufälligkeit dieser Erscheinung entscheidet, Thiernamen, welche nach sonstigen Regeln Neutra sein würden, bilden überall Ausnahmen. So glis Ratze, lepus Hase, mus Maus, vultur Geier, welche den Endungen des Stammes nach zu einer sächlichen Kategorie gehören [199]; pecus, welches in der Bedeutung Vieh, d. i. Eigenthum, Heerdenbesitz, (ebenso wie armentum und jumentum) sächlich ist, bekommt eine dem weiblichen Geschlechte zugewiesene Endung, wenn der Begriff des Thieres an sich gegen sein Verhältniß als bloße Sache stärker hervortreten soll. Auch das ächt lateinische allgemeine Wort für Thier, bestia, ist weiblich; animal ist nur philosophische Uebersetzung aus dem Griechischen. Wenn daneben die Bäume weiblich und deren Früchte Neutra sind, wie malus Apfelbaum, malum Apfel: kann es etwas der indianischen Anschauung Entsprechenderes geben? — Eine bedeutsame Spur davon, daß das indogermanische Neutrum ursprünglich nicht für lebendige Wesen bestimmt war, liegt auch darin, daß die Nominativendung s auf die beiden anderen Geschlechter beschränkt ist, und ebenso der Artikel sa, ὁ sein Neutrum von demjenigen Stamme entnimmt, der bei uns auch in der, die den älteren verdrängt hat. Wenn

nämlich dies s und su, wie früher erwähnt, ungefähr so viel als selbst bedeutete, so war es nur für das Selbstthätige geeignet, und vielleicht gerade zur Auszeichnung des lebendigen Subjectes entstanden.

Schleicher, indem er die Arten der Genusbezeichnung im Indogermanischen prüfte, gelangte zu dem Resultate, daß diese in den vorliegenden Sprachen nur durch Mittel geschieht, welche nicht ursprünglich diesem Zwecke dienen. Er schließt, „daß in einer älteren Lebensperiode der indogermanischen Ursprache das Genus noch gar nicht zum lautlichen Ausdrucke kam. Die gesammten Genusbezeichnungen sind secundär im Indogermanischen. Bis zu einer durchgreifenden Genusbezeichnung hat es trotz Anwendung mehrfacher Mittel keine indogermanische Sprache gebracht[200]." Das dem Neutrum vorenthaltene s des Nominativs allein macht hiervon eine Ausnahme; denn wenn Schleicher auch einige lateinische Fälle von sächlichen Nominativen wie felix, ferens, virus, vulgus anführt, so hält er doch selbst solche (übrigens erklärliche) Fälle nicht für ursprünglich. Sollte aber jene Nominativendung gar nicht Genusbezeichnung in demselben Sinne wie die übrigen, sollte sie nur Bezeichnung des Lebens sein, so ist ihre Ausnahmsstellung völlig begreiflich, und für eine einstige Scheidung zwischen Lebendigem und Leblosem mit Vernachlässigung derjenigen des Geschlechtes, auch in dem indogermanischen Stamme, nahezu beweisend.

Die Telingasprache, welche, mit den indogermanischen nicht verwandt, sich über große Strecken Ostindiens ausdehnt, kennt drei Geschlechter; das Neutrum umfaßt hier außer den leblosen Gegenständen auch die Thiere. Aber auch in dieser Sprache finden Unterschiede statt, die sich auf die Theilung

in die belebte und unbelebte Natur beziehen. Die semitischen Sprachen und das Aegyptische unterscheiden nur zwei Genera, das männliche und weibliche; sie haben dieses Princip nicht nur bei den Haupt- und Eigenschaftswörtern durchgeführt, sondern es außer der dritten auch auf die zweite Person des Für- und Zeitwortes ausgedehnt. Die Sprache der Hottentotten übertrifft (wie Pott in seiner trefflichen Abhandlung über das grammatische Geschlecht[201] nicht ohne Verwunderung erwähnt) in mancher Hinsicht alle genannten: sie hat ein dreifaches Genus, ein männliches, weibliches und gemeinsames — nicht sächliches; z. B. choip, Mann, chois, Frau, choii, Mensch; xkûp (der erste Consonant ist Schnalzlaut), Vater, xkûs, Mutter, xkûi, einer der beiden Eltern, parens. Diese Unterscheidung geht durch Haupt-, Für- und Zeitwörter, — die Adjectiva sind keiner Abänderung unterworfen — und erstreckt sich selbst auf die erste Person, deren Einheit ausgenommen. Dagegen findet sich in den Kaffersprachen etwas formell dem Genusunterschied durchaus Aehnliches, wobei die Substantiva sogar, anstatt in zwei bis drei, in bis zu achtzehn Classen zerfallen, mit denen Adjectiva und dritte Personen der Pronomina und Zeitwörter in Uebereinstimmung gesetzt werden; und bei alledem keine Spur der Unterscheidung nach dem natürlichen Geschlecht. Es hat diesen Völkern wichtig genug geschienen, z. B. das Adjectiv g r o ß, je nachdem es auf eine Kette oder auf einen Spaten geht, mit verschiedenen Präfixen zu versehen, so daß es im Herero in jenem Falle orunene, in diesem Falle otjinene heißt[202]; aber zwischen Bruder und Schwester wird kein Unterschied gemacht, und Begriffe, wie Mann und Frau, werden durch grundverschiedene Wörter

ausgedrückt. Eine Auszeichnung menschlicher Wesen ist als Function einer der Substantivclassen noch kenntlich; im Ganzen aber vertheilen sich die Wörter auf dieselben nach einem nicht definirbaren Princip und in vielen Einzelfällen ohne Zweifel von Haus aus ebenso durch bloßen Zufall, wie bei uns auf die Geschlechter.

Man sieht aus diesen Beispielen, mit wie geringem Rechte das Motiv des natürlichen Geschlechts als ein vernunftgemäßer Eintheilungsgrund der Dinge betrachtet werden würde. Das des Lebens ist weit allgemeiner und allem Anscheine nach ursprünglicher; es ist die Urform, aus der sich jener für uns geläufige Gegensatz hervorgebildet hat. Ein solcher Gegensatz kann an sich nur entweder von dem Lebendigen allein ausgehen, oder er setzt die Annahme voraus, daß Alles lebendig sei. Wenn einige Völker die Grenzscheide unmittelbar hinter dem Menschen machen, warum sollte bei dem gewaltigen Abstand, der in der Urzeit die Stellung und Geisteshöhe des Weibes von der des Mannes getrennt haben muß, die erste Classe der Geschöpfe nicht auch einmal auf diesen allein eingeschränkt, das Weib gleichsam als Sache betrachtet worden sein? Die semitischen Sprachen mit ihrer Hinneigung des Femininums zum neutralen Begriffe lassen etwas Derartiges vermuthen. Uebrigens bringt das eine wie das andere Princip die Sprache zuletzt in die gleiche Lage: sie haben keine wesentliche Bedeutung mehr für sie, sie fangen an ihr lästig zu werden, und die neuesten, auf das Zweckmäßige und Bequeme am meisten gerichteten Formationen, suchen sich ihrer daher gänzlich zu entledigen. Der Nutzen, den sie noch stiften, ist zufällig; er würde ebenso erreicht werden, wenn wir die Dinge etwa nach der

Farbe grammatisch eintheilen wollten. Ja man könnte, wie das Verhältniß in manchen Sprachen heutzutage steht, die Substantive fast mit demselben Vortheil willkürlich nach zufälligen Lauteigenthümlichkeiten, z. B. nach ihren Anfangsbuchstaben, in Genera eintheilen. Beim Beginne des ganzen Systems war die Sache freilich eine andere. Der Mensch fühlt sich und seines Gleichen als lebendig, und unterscheidet sich leicht von seiner Hütte, von seinem Steinmesser. Aber bald beginnt die Schwierigkeit. Denn, wie gesagt, die Sprache ist von den Extremen aus geschaffen, und wird sogleich unrichtig, sobald sie sich über dieses ihr Element hinaus wagt. Sind die Glieder des lebendigen Menschen ebenfalls lebendig? Ist mit dem Eintritt des Todes der bisher lebendige Fuß nun auch sprachlich als todt zu behandeln? Ist der Baum lebendig, weil er wächst, oder todt, weil er stille steht? Wenn die Sterne lebendig sind, warum dann nicht auch der Himmel? und wenn dieser, wie ist es dann mit der Erde zu halten? In solche Philosopheme sieht sich der noch in der tiefsten Kindheit des Denkens befindliche Mensch unbewußt bei jedem Schritte verwickelt, nachdem er einmal den ersten in das gefährliche Gebiet gethan. Mit dem Geschlecht geht es begreiflicherweise ebenso; und die Spur einer ganzen langen Reihe von instinctiven Versuchen, solche Schwierigkeiten zu lösen oder ihnen aus dem Wege zu gehen, sind es eigentlich, die wir in dem grammatischen Geschlecht vieler Sprachen heute vor uns haben.

Ein noch interessanteres Denkmal aus einer grammatischen Urperiode ist der Dual. Er ist in vielen Sprachen verschiedenen Stammes nachzuweisen, aber auch fast überall schon verloren oder im Begriff sich zu verlieren. „Das

Sanskrit," lesen wir hierüber bei Bopp[203], „besitzt ihn sowohl beim Nomen, wie beim Verbum am vollständigsten, und setzt ihn überall, wo er zu erwarten ist. In dem ihm sonst so nahe stehenden Zend findet man ihn selten beim Verbum, viel häufiger beim Nomen; das Pali hat davon nur noch so viel als das Lateinische, nämlich einen Ueberrest von zwei Wörtern, welche zwei und beide bedeuten; dem Prakrit fehlt er ganz. Von den germanischen Sprachen hat ihn nur der älteste, gothische Dialect, aber eigentlich bloß am Verbum, während er umgekehrt, um auch der semitischen Sprachen zu gedenken, im Hebräischen nur am Nomen festhielt, im Nachtheil gegen das auch in vielen anderen Beziehungen vollständigere Arabische, das ihn beim Verbum gleich vollständig zeigt, während er im Syrischen auch beim Nomen bis auf wenige Spuren ausgestorben ist." Noch weiter als die hier zuletzt genannte semitische Sprache geht die äthiopische; sie hat, so wenig man dies gerade von der am engsten aus dem ganzen Stamme mit dem Arabischen verwandten Sprache erwarten sollte, wo der Dual in seinem größten möglichen Umfange fast heute noch fortlebt, denselben im Gegentheil bis auf eine einzige Spur am Zahlworte zwei völlig verdrängt. Dieser durch mehrere Sprachen gehende Zug, den Dual zurückzudrängen, so daß er auf natürliche Paare beschränkt wird und zuletzt nur bei den Zahlwörtern zweihundert, zweitausend, oder gar bloß zwei, als unverstandene Endung übrig bleibt, ist sehr wohl begreiflich. Wozu soll es auch, zwei Männer durch die Declinationsform *ἄνδρε* auszudrücken, wenn man sich doch für drei, vier, fünf Männer der Zahlwörter bedienen muß, und überdies noch dem Zeitwort eine andere Form zu geben,

weil die Handlung von zweien und nicht von dreien verrichtet wird? Alle Schönheiten, die man für diese Ausdrucksweise aufzufinden gewußt hat, liegen der Absicht der Sprache fern. Die Zweizahl ist eine Vorstufe der Mehrzahl, sie ist ein Versuch des Geistes, sich des Begriffes der Mehrheit zu bemächtigen, keineswegs eine der Natur abgelauschte Feinheit weiterer Unterscheidung. Nachdem die Mehrheit, nachdem vollends das Zahlwort geschaffen ist, hat sie ihren Dienst gethan; sie stirbt ab, und bleibt nur hie und da noch als ein verkümmertes Organ zurück.

Als Beweis dieses Hergangs glaube ich die semitischen Sprachen anführen zu können. Die hebräische Endung des Duals ist ájim, die des Plurals îm. Unabhängig von einander können die beiden Endungen nicht sein; und zwar kann nur die letztere aus der ersteren entstanden sein: denn ajim steht für ajm, und aus aj wird ê und î, nicht umgekehrt. Daß die Mehrheitsendung einst aj gelautet haben muß, geht aus ihrer Verbindungsform (status constructus) ê und der ganzen sonstigen Flexion, und ferner aus den chaldäischen und syrischen Endungen ajjâ, ê hervor. Nun sind aber nicht nur die übrigen Flexionsendungen des Duals denen des Plurals ganz gleichlautend, so daß z. B. die Verbindungsform desselben ebenfalls ê ist, sondern schnajim, zwei, lautet in der Verbindung mit zehn (zum Ausdruck von zwölf) sogar noch schnêm. Endlich gibt es einen sehr merkwürdigen Fall, wo der Dual durch die sonstige Mehrheitsendung îm bezeichnet wird. Es ist das Zahlwort ésrîm zwanzig, aus éser zehn, während zweihundert matajim, zweitausend alpajim heißt. Umgekehrt ist kein Grund zu finden, weßwegen wir die Wörter majim, Wasser, schamajim,

Himmel, die in den verwandten Sprachen Pluralia sind (chaldäisch majjâ schemajjâ) für Duale, und nicht vielmehr (mit Ewald) für Plurale halten sollten; die alte Endung ist hier nur in Folge des schwachen Auslautes der Wurzel erhalten worden. Im Arabischen lautet die Endung des Plurals ûna, Genitiv îna, die des Duals âni, Genitiv aini; zwanzig heißt ischrûna, ebenfalls mit der Mehrheitsendung, zum Beweise, daß es sich hier nicht um zufällige Lautentartung handelt. Da arabisches â aus au (hebr. ô) entstanden ist, so verhalten sich im Arabischen Dual- und Pluralendung ganz wie im Hebräischen. Als die Grundform, woraus sich die sämmtlichen semitischen Zwei- und Mehrzahlendungen, und zwar auch die des Für- und Zeitwortes, leicht erklären, dürfen wir, wie ich glaube, au-ma voraussetzen[204]. In der Regel entspricht nun die ältere Form auch dem ursprünglicheren Begriffe, und auch von anderer Seite läßt es sich, sobald einmal die Identität beider Zahlformen feststeht, gewiß eher annehmen, daß der zu steigender Ausbreitung und dauernder Geltung bestimmte Begriff sich aus einem solchen entwickelt habe, den er überflügelte und verdrängte, als daß umgekehrt dieser aus jenem hervorgetreten sei, um alsbald wieder zu verkümmern und zu verschwinden. Es kommt dabei wohl auch noch ferner in Betracht, daß wir in den Zahlwörtern für zwei und für zwanzig den Dualbegriff durch beide Endungen ausgedrückt, den Pluralbegriff aber erst in den Zahlen von dreißig bis neunzig finden.

Die Vielheit hat also aller Wahrscheinlichkeit nach erst von der Zweiheit aus einen grammatischen Ausdruck gefunden, wie denn die Zahl zwei erfahrungsmäßig der Anschauung noch nicht zählender Völker zunächst sich aufdrängt.

Hieraus würde sich auch der häufige Ausdruck der Mehrheit durch Verdoppelung (z. B. im Malaiischen: orang orang, Menschen) vielleicht am einfachsten erklären, welcher (wie F. Müller bemerkt [205]) streng genommen doch nur ein Dual-Ausdruck ist. Aber wir dürfen darum an den Anfang dieses Processes kein bestimmtes Zahlenbewußtsein, auch selbst von dem Begriffe zwei, setzen. Das Gefühl des Unterschieds zwischen zwei und drei gelangte erst zum Bewußtsein, als sich die Formen schieden. Die Sprache lenkte damit in eine Bahn ein, welche, weiter verfolgt, dahin geführt haben würde, die Zahlenreihe durch verschiedene Flexionen am Hauptworte auszudrücken. Allein das Zahlwort entstand. Das Zahlwort zwei wurde für den Dual tödtlich, ebenso wie die Präposition es für die Casusflexion, das Hülfszeitwort es theilweise für Zeit und Modus geworden sind. Analoge Entwicklungen wurden im Keim erstickt; die Dualform selbst ergriff, um sich zu retten, hie und da eine besondere Function, die ihr auch den neuen Sprachmitteln gegenüber noch einen Werth belassen konnte: sie drückte das von Natur Zweifache, das paarweise Zusammengehörige aus. Daß dieses aber seine Urbedeutung gewesen, ist nur aus dem Hebräischen abstrahirt. Schon das Arabische kennt diese Beschränkung nicht, und im Hebräischen selbst zeigen noch Duale, wie zwei Tage, zwei Jahre, zwei Ströme, zwei Lager und andere vereinzelte Reste ein gleiches Verhältniß an. Zähne — auch die drei der Gabel — heißt schinnajim mit der Dualendung, vermuthlich, weil die Sprache den Dual hier mit den beiden Zahnreihen rechtfertigte und darum festhielt. Bei Füße ist der Begriff zwar unmittelbar von dem Paare des Menschen ausgegangen; aber die

Bezeichnung thierischer Füße ist eine zu alte Nothwendigkeit, als daß nicht eine Pluralform ausgebildet worden wäre, hätte überhaupt der Gedanke an die Zweizahl damals schon in der Form gelegen. Die Grönländer gebrauchen sogar gerade für die paarweise vorhandenen Glieder den Dual nicht, sondern den Plural, denn, wie Steinthal erklärt, „in diesen Fällen, denkt der Grönländer, versteht sich ja die Zweizahl von selbst, und darum gebraucht er den Plural; wo aber zwei Dinge sind, die in größerer Anzahl sein können, da setzt er den Dual." Hier ist also die Zweizahl noch eigentliche Bezeichnung der Zahl zwei; und dies war ohne Zweifel ihre ursprüngliche Function, indem sie, so lange es nicht gelungen war, die Zahlbegriffe durch das Zahlwort gesondert darzustellen, ein vorläufiges unvollkommenes Surrogat eines derselben bildete.

Es gibt noch eine andere, uns sehr natürlich scheinende grammatische Form, die sich aber, genauer betrachtet, ebenfalls nur vom Standpunkte einer Zeit rechtfertigen läßt, wo der Gegensatz zwischen zwei und mehr als zwei eine in der Natur nicht begründete Wichtigkeit für das Begriffsvermögen hatte. Was kann, wenn ich in einer Eigenschaft der Ausgezeichnetste von denen bin, die diese Eigenschaft überhaupt besitzen, Wesentliches daran liegen, ob es deren mit mir nur zwei, oder etwa drei gibt? Und doch gründet sich auf nichts anderes als dies der Gegensatz zwischen Comparativ und Superlativ. Mit noch größerer Strenge als bei uns gilt bekanntlich im Lateinischen die Regel, daß z. B. der Erste nur unter Dreien oder Mehreren primus, unter Zweien nur prior heißen kann. In der That will der Comparativ nichts anders sagen, als: der von den Zweien, der die

Eigenschaft hat. Daher werden solche Begriffe, wie rechts und links, und besonders räumliche und zeitliche, wie außerhalb und innerhalb, vorher und nachher u. dgl. bekanntlich oft comparativisch ausgedrückt, z. B. in über, unter, inter, super, inferi, posteri, ultra, citra u. s. w., und heißen die comparativisch gebildeten Fürwörter πότερος, uter, ἕτερος, ἑκάτερος bloß: welcher, einer, jeder von beiden. Die Ordnungszahlen haben sämmtlich Superlativendungen, und nur der zweite heißt z. B. im Griechischen δεύτερος mit Comparativendung, lateinisch secundus, der folgende, also ohne Beziehung auf einen etwa folgenden dritten, oder alter, der andere, ebenfalls ein Comparativ und eigentlich so viel als: der eine von beiden.

Das Hebräische entbehrt zwar eigentlich der Steigerung, aber von diesem alterthümlichen Comparativ des Raumes, der Zeit und der Zahl hat es doch auch noch unverkennbare Ueberbleibsel in Wörtern wie éljon der obere, tachton der untere. Eljon, von Gott gesagt, heißt nicht eigentlich der Höchste, sondern der, welcher oben, im Himmel ist. So bedeutet auch rischon, acharon nicht sowohl der erste, der letzte, sondern der frühere, der spätere. Beide sind zunächst vom Raume ausgegangen und rischon, welches gleichen Stammes mit rosch, Kopf, ist, bildet zugleich die erste Ordnungszahl. Wenn man das der Form nach genau entsprechende chaldäische tinjân, der zweite, in Vergleichung zieht, so kann man nicht wohl umhin, auch hier den Comparativbegriff vorauszusetzen, wo denn die beiden Ordnungszahlen neben einander gebildet erscheinen, als der erste und andere von zweien, πρότερος und δεύτερος[206]. Es gehören ferner hierher qadmoni der vordere, frühere, tikoni, der innere,

chisoni, der äußere. Endlich ist noch ribbon, Herr, der Form und, wie wir wissen, auch der Bedeutung nach geeignet, als eine Art Comparativ von rab hierher gezogen zu werden. Es ist ein Wort, das sich in den biblischen Schriften nicht findet, und vielleicht der Volkssprache angehörte; es wird häufig von Gott gebraucht, besonders in den Formeln ribbono schel ôlam und ribbon haôlamim Herr der Welten, welches vermuthlich das Original zu dem obenerwähnten arabischen rabbu 'lâlamina ist. Im Chaldäischen entspricht das als Titulatur gebräuchliche, sonst gleichbedeutende rabbân. Das bekannte rabbuni, mein Meister, scheint dialectische Aussprache von ribboni zu sein. Auch einige andere Formen mancher der erwähnten Wortstämme, wie tachtit, das Unterste, reschit und acharit, Anfang und Ende, zeigen eine Mittelstellung zwischen comparativem und superlativischem Begriff. „Das Ende der Tage" ist nicht sowohl der jüngste Tag, als die Zukunft; und es ist sehr zweifelhaft, ob wir mit Recht übersetzen: „im Anfang schuf Gott," und nicht vielmehr: in früherer Zeit, vor Alters.

Die auf zwei Vergleichungsgegenstände bezügliche, logisch so wenig begründete Stufe des Comparativs ist überall, wo sich die Steigerung ausbildet, wiederum die ältere; die romanischen Sprachen wiederholen in Neubildungen wie plus sage und le plus sage, was die älteste Zeit in derselben Ordnung gethan hat: unser eigener Superlativ auf st ist, wie schon Grimm annimmt[207], aus dem ursprünglichen s der Comparativendung weiter gebildet.

Je tiefer eine Sprache steht, um so mehr enthüllt sie uns von einem urweltlichen Reichthum, den man aufs höchste bewundern muß, und welcher ungeahnte, bei unentwickelten

Völkern wahrhaft staunenerregende Feinheiten des Ausdrucks gestattet; man sollte glauben, die Sprache entwickele sich nicht nur unabhängig von der Vernunft, sondern sie stehe sogar zu ihrer Ausbildung in umgekehrtem Verhältniß. Aber bei schärferer Untersuchung werden wir überall finden, daß solche bevorzugte Triebe in dem Wachsthum der Sprache gerade diejenigen nicht sind, welche in der zu endgültigem Siege bestimmten Form der Vernunft ihre Stelle finden. Sie sind Seitenbahnen, die die Entwicklung eingeschlagen hat, die dieselbe aber von ihrem wahren Ziele ablenken, und verlassen werden müssen, wenn das höchste Menschliche erreicht und geleistet werden soll. Solche Fehlgriffe der Natur (wenn es gewagt werden darf, dies von dem zweckbewußten Handeln hergenommene Bild vom Standpunkte eines den Erfolg als Ziel anschauenden Denkens anzuwenden) treten in jeder Entwicklungsgeschichte auf; insbesondere sind sicherlich alle Sprachen durch dergleichen einmal hindurch gegangen. Die kräftigsten, gesundesten und edelsten geistigen Organismen sind der überwuchernden Fülle in dem für ihre Zukunft entscheidenden Augenblicke Herr geworden und haben sie in lebensfähige Fruchtbarkeit, in werthvollen und dauernden Reichthum verwandelt; andere scheinen eben darüber verarmt und verödet zu sein. Daher sind die eigentlich glücklichen Sprachen, solche in deren Klängen ewige Lieder und unvergängliche siegreiche Wahrheit durch die Menschheit ertönen, sowenig die reichsten als die ärmsten, und mehr harmonisch als zu einseitigem Ueberflusse ausgebildet.

Betrachten wir in Hinsicht eines Punktes, der mit den hier besprochenen sich in einem nahen und wichtigen Zusammenhang befindet, ein Sprachgebiet, das einer der niedrigst

organisirten und culturfeindlichsten Menschenracen angehört: das melanesische der Australneger, welche, tief unter den weiter östlich, auf und um Neuseeland wohnenden Polynesiern stehend, dem Kannibalismus ergeben und zum Theil statt aller Kleidung nur bunt bemalt, zahlreiche Inseln Neuhollands und, in etwas weiter abstehender Verwandtschaft, auch dieses Festland selbst bevölkern. Die continentalen Sprachen sind weniger erforscht, während die der Inseln durch H. von der Gabelentz eine meisterhafte Darstellung gefunden haben. Beiden Sprachgruppen gemeinsam ist die übermäßig reiche Entwickelung des Pronomens, die um so auffallender hervortritt, je weniger die übrigen Redetheile von einem ähnlichen Reichthum aufzuweisen haben. Wir müssen hier zuerst einer Modification der einfachen Dreipersönlichkeit gedenken, welche auch sonst, im Gegensatze zu dem uns bekannteren, in sehr ausgedehnten Sprachkreisen angetroffen wird. Es ist die doppelte Auffassung des wir, je nachdem der Angeredete ein- oder ausgeschlossen werden soll. Wenn, um mich eines Beispiels zu bedienen, welches Campbell in der Grammatik der Telingasprache gibt, zwei Leute mehreren Brahmanen begegnen und sie fragen, wer sie seien, so werden dieselben mit dem ausschließenden Pronomen antworten: manamu brâhmanulamu, wir sind Brahmanen: mit dem Fürworte memu würden sie ausdrücken, daß auch die Fragenden Brahmanen seien [208]. Ein gleicher Unterschied wird in dem Mandschu gemacht. Die polynesischen Sprachen gehen noch einen Schritt weiter: sie haben die doppelte Form für die erste Person nicht nur des Plurals, sondern auch des Duals. Die melanesischen Sprachen bleiben aber auch hierbei noch nicht stehen: hier hat sich außer Dual und

Plural die auf der ganzen Erde sonst unerhörte Form einer Dreizahl (wir drei, ihr drei, sie drei) entwickelt, und auch bei dieser wird wieder derselbe Unterschied gemacht, zwischen einem wir im Sinne von ich und ihr beide und einem andern für ich und sie beide. „Die persönlichen Pronomina", sagt Gabelentz, von der Insel Annatom, der südlichsten unter den Neu-Hebriden, redend, „sind bei weitem der ausgebildetste Redetheil in der ganzen Sprache. Sie haben besondere Formen für den Subjects-, Objects- und Possessivcasus (Nominativ, Accusativ und Genitiv) neben Possessivsuffixen, einen vierfachen Numerus (Singularis, Dualis, Trialis und Pluralis), und an ihnen allein kommen die Tempora und Modi des Verbum zum Ausdruck. Außerdem unterscheidet noch das Pronomen der ersten Person im Dualis, Trialis und Pluralis, ob der Angeredete mit gemeint ist, oder nicht, und hat also für diese drei Numeri doppelte Formen, einen Inclusivus und einen Exclusivus. Wir haben daher sieben Pronomina der ersten, vier der zweiten und vier der dritten Person, zusammen fünfzehn Pronomina, deren jedes wieder folgende Formen hat: Nominativ, Accusativ, Possessiv, Possessivsuffix, Präsens, Präteritum, Futurum, Optativ, Conjunctiv, Hypotheticus und Concessiv [209]." Die Völker, welche in der Ausbildung des Numerus bis zu diesem Maße vorgegangen, sind dieselben, von denen wir zum Theil schon oben erwähnt haben, daß sie eigentlich noch gar keine Zahlwörter besitzen. Beide Erscheinungen sind offenbar in Wechselbeziehung: wir sehen hier deutlich, daß sich die Zahlflexion mit Recht als eine Vorstufe des Zahlwortes betrachten läßt; daß jene verschwindet, sobald dieses seinen Rang in der Sprache

einzunehmen beginnt. Gerade im Annatom steht das Zahlwort auf sehr niedriger Stufe. Bei der Uebersetzung der Bibel war man genöthigt, die englischen Zahlen for, faiv, siks, seven, eet, nain, ten einzuführen, da sich einheimische über fünf gar nicht, vier und fünf nur in sehr vereinzeltem Gebrauche fanden. Den Umfang der melanesischen Zahlbegriffe im Allgemeinen schildert Gabelentz mit folgenden Worten: „Das Zahlsystem geht augenscheinlich Hand in Hand mit den Formen des Numerus, wie sie beim Pronomen personale sich finden und die merkwürdigste Eigenthümlichkeit dieser Sprachen bilden. So wie sie aber beim Pronomen: eins, zwei, drei, viel — zählen, so scheint es auch, daß ihre Zahlenreihe sich ursprünglich auf die Dreizahl beschränkt hat. Daher gehen schon bei der Drei, als der höchsten eigentlichen Zahl, die sie zu unterscheiden wußten, die Benennungen so auseinander, wie wir eben gesehen haben. Erst später mag das Bedürfniß oder der Verkehr mit Polynesiern auf die Ausdehnung des Zahlensystems bis zu fünf hingeführt haben; daher finden wir für vier fast allgemein das polynesische Wort angenommen, während bei fünf, als der nunmehr höchsten Zahl, die Benennungen wieder auseinander gehen, die Einen auch hier das polynesische Wort beibehalten, die Anderen ein eigenthümliches, vielleicht ein Ganzes, eine Allheit oder dergl. ausdrückendes Wort dafür angenommen haben. So bedeutet doch lima selbst im Malaiisch-Polynesischen eigentlich die Hand, so sagt man doch im Maré für 20: ein Mensch, d. h. die Finger und Zehen eines Menschen zusammengerechnet, und auch im Mallikolo fanden wir, daß das Zahlwort 10 als eine Einheit bezeichnet wird, wogegen das Erromango dafür zweimal fünf sagt. Etwas Analoges

scheint bei den Ausdrücken für drei und fünf in den melanesischen Sprachen stattgefunden zu haben[210]." Die Zahlwörter für eins, zwei und drei in ihrer malaiisch-polynesischen Form (sa, dua, toru) haben übrigens eine so auffallende Uebereinstimmung mit den indogermanischen, daß, wenn man nicht mit Bopp zu der Annahme einer Urverwandtschaft greifen will, man sich der Vermuthung einer Entlehnung nicht wohl erwehren kann. Was Bopp, bei der Abwesenheit eines bestimmten lautgesetzlichen Verhältnisses oder eines gemeinsamen Sprachbaues, dennoch zur Annahme einer Abstammung der Sprachen der Südseeinsulaner vom Sanskrit, ähnlich der des Französischen vom Lateinischen, bewegen konnte, scheint besonders die Abneigung gewesen zu sein, Sprachtheile von so elementarer Natur, wie die Zahlen von eins bis drei, für entlehnt gelten zu lassen. Aber wie weit die Möglichkeit der Entlehnung gehen könne, läßt sich schwerlich von vornherein entscheiden. Ein neues oder vollkommeneres Denkelement, an einem bevorzugten Punkte der Erde entstanden, hat eine ebenso unwiderstehliche, ansteckende Gewalt, wie eine große technische Erfindung, und ist zur Uebertragung und Verbreitung nicht weniger geeignet, als die Feuerwaffe oder die Buchstabenschrift. Das unscheinbare semitische Wörtchen va, und, ist weit über seine Heimath hinaus z. B. ins Persische, Afghanische, Türkische gedrungen; bei den Persern verdrängte es früh das in den Zendschriften gebräuchliche postpositive ca, welches (im Gegensatz zu und et, *καί*, uta[211] u. s. w.) der indogermanischen Ursprache angehörte, aber ein weniger vollkommenes Mittel der Verbindung zweier Begriffe war, als die, wie unser und, einfach zwischen dieselben zu setzende semitische Partikel. Das

Umgekehrte ist im Syrischen geschehen. Krummacher hat in einem fragmentarischen Gespräche auf geistreiche Weise das hebräische Und und das griechische Aber, die zum Erhabenen geeignete beständige Aneinanderreihung einfacher Sätze gegenüber dem künstlerisch ein großes Ganzes zusammenschließenden Periodenbau, als Typen der Geistesrichtung beider Völker darzustellen versucht. Die Syrer fingen unter griechischem Einflusse an, über diese symmetrische Einfachheit des semitischen Styles hinauszustreben: sie nahmen das ihrem Sprachstamme fehlende postpositive Aber, und sogar die so charakteristisch griechische Doppelpartikel μὲν — δὲ, in der Form man — den, mitten in ihre ganz semitischen Sätze auf. So gewiß ist es, daß die Völker sich gegenseitig ihre sprachlichen Vorzüge und Errungenschaften zu Nutze machen, auch wenn dieselben ganz innerlicher, logischer Natur sind. Und um auf die Zahlwörter selbst zurückzukommen, so verdrängt das dekadische System, ohne Zweifel in Folge einer größeren Angemessenheit für den natürlichen Umfang unserer Anschauung, die anderen, besonders das Vigesimalsystem, fast überall, wo sie sich berühren. Wenn Bopp die Frage aufwirft, ob es denn möglich sei, daß ein Volk eine Classe von Wörtern, die es täglich im Munde führt, jemals vergesse? oder ob man jemals Völker in einem so uncivilisirten Zustande getroffen habe, wo sie gar nicht, oder etwa nur bis drei zählen konnten[212]? so möchten diese Fragen heute gewiß nicht mehr in demselben Sinne zu stellen sein, und für die letztere sind gerade die den Polynesiern nahe verwandten melanesischen Völker die entscheidendste Bejahung.

Auf der Insel Mallikolo stehen neben der Dreizahl die

Plurale tra-tovatz wir, na-tovatz ihr, wörtlich: wir vier, ihr vier (von vatz, vier). Hier fallen also die Begriffe vier und viel oder mehrere zusammen. Chamisso berichtet aus Neuholland ausdrücklich: „Sir Robert Brown versicherte uns, daß die Völkerschaften, mit denen er verkehrt, nicht über vier zu zählen vermögen, und daß fünf und vier für sie zusammenfließen[213]." Wie die Vierzahl, so ist in na-taroi, ihr drei, auch die Dreizahl des Pronomens deutlich aus dem Zahlwort drei gebildet. Aehnliches findet sich auf demselben Sprachgebiete häufig, und zwar auch in Beziehung auf den Dual und das Zahlwort zwei: dies vielleicht sogar im Indogermanischen. Nun hat von der polynesischen Pluralendung schon Buschmann bemerkt, daß sie aus dem Zahlwort drei entstanden sei, wie die Dualendung aus dem für zwei, obwohl doch in diesem Sprachstamme von einem Trial keine Spur zu finden ist[214]. Die Erklärung kann keine andere sein, als daß auch hier zur Zeit der Entstehung der Mehrheitsform drei mit viel für gleichbedeutend galt.

In der Fidschisprache ist wirklich der Trialis noch nicht auf die Bedeutung einer Anzahl von Dreien eingeschränkt, sondern auf eine geringe Mehrheit ausgedehnt, und gleicht also gewissen arabischen Pluralformen, welche, wenn andere zur Auswahl daneben bestehen, für eine Anzahl von drei bis neun gebraucht werden[215]. Hiermit sind wir also wieder auf dem Standpunkte des oben erwähnten australischen Zahlwortes angelangt, das zugleich drei und einige bedeutet; ja das unbestimmte, in manchen australischen Dialekten für das Zahlwort zwei verwendete bula, viel, ist gleichzeitig Dual des Pronomens: sie beide. Was von

unseren hochentwickelten Sprachen nur aus grammatischen Formen dunkel vermuthet werden kann, ist bei den Völkern der Südsee lebendige Gewißheit.

Aber wenn der Dual, Trial, Plural aus den Zahlwörtern zwei, drei, vier seinen Ursprung nimmt, können wir dann solche Formen noch als Vorstufen des Zahlwortes betrachten? Gewiß nicht, falls diese Zahlwörter vor der Bildung jener Numeralform eine selbstständige Existenz gehabt haben. Aber dieses eben ist nicht wahrscheinlich. Wenn die zwei oder drei ersten Zahlwörter damals schon überall anwendbar gewesen wären, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch an dem Hauptwort ein Dual und Trial ausgebildet worden wäre. Es muß kein so leichter Schritt gewesen sein, als es uns heute erscheint, das Zahlwort mit jedem beliebigen Hauptworte zu verbinden. Vermuthlich aus diesem Grunde bedienen sich mehrere Sprachen, wie das Chinesische, die hinterindischen, das Mexicanische, der seit W. v. Humboldt häufig besprochenen [216] Classenwörter beim Zählen. Wenn man z. B. im Malaiischen anstatt „fünf Knaben, ein Haus" sagt: „Knabe fünf Mann, Haus eine Frucht," so kann dies nur an der Abneigung liegen, die Zahlwörter auf andere als einige besonders gebräuchliche Gegenstände zu beziehen. Die Fidschi-Insulaner bilden sogar für gewisse Gegenstände in verschiedenen Anzahlen lieber ganz neue Wörter, wie a buku niu zwei Cocosnüsse, a buru 10 Cocosnüsse, a koro 100 Cocosnüsse, a selavo 1000 Cocosnüsse, a uduudu 10 Canoes, a bola 10 Fische; wo a der Artikel ist [217]. Es scheint also eines Läuterungsprocesses bedurft zu haben, bis die zur Zählung der Finger entstandenen Zahlwörter auf alle Gegenstände gleich anwendbar gefunden

wurden. Und ebenso verbanden sich bei den Südseeinsulanern die Zahlwörter zwei und drei wohl zuerst ausschließlich mit den Fürwörtern: das Bewußtsein der Zahl ist zuerst persönlich, der Unterschied zwischen eins und zwei wird als ich und wir beide gefaßt.

Auf dem Continente von Australien finden wir, außer der schon geschilderten übermäßigen Entwickelung der Pronomina, den Dual noch mit einem wahrhaft absonderlichen Luxus ausgestattet: es gibt nämlich (wie man diese wunderlichen Formen nennen könnte) einen Vater=, einen Bruder=, einen Gatten= und einen Schwager=Dual. Ich heißt (nach Grey) nganja, wir und uns ngannil, mein ngannalak; du nginni, ihr narang; die dritte Person, ohne Unterschied des Geschlechtes, bal, Mehrheit: balgun. Wir drei heißt ngalata. Aber wir beide heißt zwischen Geschwistern und Freunden ngali, zwischen Eltern und Kindern, Neffe und Onkel u. s. w. ngala, zwischen Gatten und Liebenden ngannitsch, zwischen Schwägern ngannama. Ebenso heißt ihr beide niubal, aber im Liebesdual niubin; sie beide bula, aber von Vater und Sohn bulala, von zwei Gatten bulani [218]. Diese Sprache hat also den Scherz Du Ponceau's, den er gegen den griechischen Dual vorgebracht hat, „man könnte glauben, daß derselbe nur für Liebende und Eheleute erfunden worden sei [219]," zur Wirklichkeit gemacht und noch überboten.

Bei den Hottentotten haben sich die Pronomina aus einem anderen Grunde ebenfalls sehr reich, wenn auch weniger wunderlich entwickelt. Hier kommt nämlich zu dem Unterschied von Singular, Dual und Plural, sowie des Aus= und Einschlusses für wir und wir beide, auch noch

das dreifache Geschlecht für eine jede Form hinzu, und dieser Formenreichthum dringt außerdem über das selbstständige Fürwort hinaus in die Conjugation des Zeitwortes ein. — In noch verwickelterer Ausbildung wuchert derselbe auf amerikanischem Boden, wo der Gegensatz des Exclusivus und Inclusivus ganz besonders zu Hause ist. Im Tschiroki z. B. gibt es (nach Pickering[220]) besondere Formen des Zeitwortes für die Personen ich und du, ich und er, ich und ihr, ich und sie, und ebenso unterscheidet sich mein und dein Vater durch die Hauptwortflexion von mein und sein Vater. Da in dieser ganzen Sprachenclasse auch die Objecte durch Personenflexion am Verbum mitbezeichnet werden, so kann man sich denken, welch eine Complication, welch eine Masse von Formen entstehen muß, um die verschiedenen möglichen Variationen auszudrücken. „Sie binden uns," muß z. B. auf verschiedene Weise ausgedrückt werden, je nachdem uns bedeuten soll: dich und mich, euch und mich, mich und ihn, mich und sie; wobei überdies wieder ein Unterschied obwaltet, ob und soviel heißen soll, als beide oder alle zusammen, oder als jeden einzeln; und endlich scheidet sich eine jede der so entstandenen Formen wieder, je nachdem sie heißt: diese oder jene, die eben Anwesenden oder Abwesenden. Alle diese Unterscheidungen werden an einem einzigen Worte gemacht, ohne Mitwirkung abgesonderter Fürwörter, z. B. „sie, die Gegenwärtigen, binden dich und mich zusammen," heißt im Tschiroki: kekinalöngiha; „die Abwesenden binden jeden von uns beiden einzeln": tegeginalöngiha. Dazu kommt am Verbum noch die Andeutung der Beseelung, die Unterscheidung der Zeit und namentlich die reich ausgebildeten Modusbeziehungen, wie z. B.

des Könnens und Pflegens. Welch eine verschwenderische Anhäufung von Begriffsmodificationen, gegenüber dem schlichten Schema unserer Conjugation! Und dennoch muß selbst diese einem Chinesen in einem ähnlichen Lichte nutzlosen Ueberflusses erscheinen. Logisch betrachtet, mag auch die Dreipersönlichkeit des Zeitwortes nicht zu begründen sein; denn warum die Handlung durch eine andere Form bezeichnen, wenn eine zufällig eben angeredete, als wenn irgend eine andere Person sie ausgeführt hat?

Wenn wir den Werth, den die Sprachen nicht nur auf das Ich, sondern auch auf das Du legen, mit dem Umstande zusammenhalten, daß der Imperativ fast überall den Anschein einer sehr primitiven Bildung hat, und wenn wir uns daneben noch des Vocativs erinnern, der ebenfalls oft eine sehr kurze, vielleicht verkürzte, vielleicht aber auch in einem älteren Zustande verbliebene Form des Nomens ist, eine Form, die, als wirklich leicht entbehrlich, zu den früh absterbenden gehört: so können wir darin vielleicht eine Andeutung finden, wie sehr der Sprache die räumliche Gegenwart vor Alters als eine wichtige Kategorie galt, und daß es ihr ebenso unmittelbares Wesen ist, zu den Personen, als von ihnen zu reden, und Handlungen zu fordern, als sie zu schildern.

So mancher Ueberfülle gegenüber scheint auf der anderen Seite nichts angemessener sein zu können, als die Dreitheilung der Zeiten des Zeitwortes nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: und gerade diese entwickelt sich an den Sprachformen erst äußerst spät, und kaum irgendwo völlig rein. Der Unterschied des lateinischen faciebat und fecit, des französischen faisait, fit, a fait scheint der Sprach-

anschauung weit näher zu liegen. Man wird nicht im Stande sein, für jedes der drei Zeitverhältnisse in den indogermanischen Sprachen ein bestimmtes Kennzeichen anzugeben, das allen dazu gehörigen Tempusformen gemeinsam wäre [221]. Vom Hebräischen muß es Jedem, der einige Sätze einer biblischen Stelle liest, auffallen, wie ganz vermischt hier die entsprechenden Formen gebraucht werden, wie bald eine von der Grammatik als Futurum bezeichnete Zeit für das gebraucht ist, was wir als Vergangenheit anzusehen gewohnt sind, bald umgekehrt; wobei es nur eines vorgesetzten und bedarf, um, wie sich die alten Grammatiker, zwar ohne etwas an der Sache zu erklären, aber doch in Beziehung auf das Resultat ganz richtig, ausdrückten, Vergangenheit in Zukunft und Zukunft in Vergangenheit umzuwandeln. In der späteren Sprache ist dies freilich anders, und auch die übrigen semitischen, die uns erst auf vorgerückter Stufe in Literaturen vorliegen, gebrauchen, bis auf Ausnahmen, ihre Tempora wie wahre Zeitformen. Es ist dies wieder ein sehr klares Beispiel von der Umwandlung der Functionen, und der Ausdruck der Zeit scheint überall erst auf diesem Wege in die Sprache gedrungen zu sein. Die Zeit ist keine Anschauung, die auf den Urzustand des Geistes eine kräftige Wirkung übte. Der Mensch lebt unabsehbare Zeiträume hindurch nur der Stunde; das Aufgehen des Zeitbewußtseins und sein Erstarken, die Fähigkeit, mit der Phantasie vor- und rückwärts in das Weite zu schauen und größere Perioden zu umfassen, das zeitliche Augenmaß und die Perspective für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten ist an eine Menge von langsam reifenden Vorbedingungen geknüpft.

Wie man in den Verhältnissen und Formen mancher

Thiere eine Abweichung von der allgemeinen, in den lebenden Gattungen sonst bemerklichen Tendenz, und eine gewisse Hinneigung zu dem Charakter einer ausgestorbenen Welt gefunden hat, so gibt es auch im Geiste antediluvianische Formen, urzeitliche Reste, die wie verloren in eine fremde Mitwelt herüberragen, und uns auf ehemalige Zustände des Denkens schließen lassen, welche unmittelbar gegen das jetzt Vorhandene gehalten, nicht anders als räthselhaft und wunderbar erscheinen können. Die Gegenwart ist gewohnt, in sich selbst die eigentliche Menschheit und in dem Vergangenen nur theils ihres Gleichen, theils ein wenig bedeutendes Vorspiel zu sich, als deren Endziele, zu sehen. Allein, wenn wir uns von den Anschauungen der gegenwärtigen oder um einige Jahrhunderte vergangenen Zeit zu befreien und durch das Mitgefühl für eine aus anderen Mittelpunkten ausstrahlende Natur von der Bezauberung der uns befangenden Geisteswelt zu lösen suchen, so eröffnet sich uns, wie hinter der flachen Sphäre des Fixsternhimmels, der Blick in unendliche Weltenreihen, unzählige verschiedene Menschheiten folgen sich, so daß wir selbst mit unserer ganzen Daseinsform neben einer solchen Schöpfungsfülle geringfügig erscheinen.

Die Kenntniß dieser Vorwelt des Geistes hat ein Interesse, welches sich nicht nur auf ihr letztes Ziel, den Anfangspunkt aller Vernunftthätigkeit, sondern ebensowohl auch auf die kleinsten, den Verlauf der Vernunftentwicklung bildenden Erscheinungen bezieht; und zwar ein nicht bloß gelehrtes, wissenschaftliches, philosophisches, sondern ein allgemein angeborenes, triebartiges, ein Interesse, wie es die Raupe an ihrer Verpuppung nimmt, nämlich das unmittelbarste der Gattungsentwicklung selber. Was der Mensch auf diesem

Wege suchen und finden kann, ist ein Mittel zur wirklichen Weiterentwicklung seiner Gattung. Das Denken und Handeln des Menschen ist bis jetzt nur zu einem, und zwar dem bei weitem kleinsten Theile, selbstbewußt. Wie unendlich Vieles an unseren eigenen Handlungen, von der Neigung unseres Hauptes zum Gruß bis zu den gewaltigsten sittlichen und rechtlichen Veranstaltungen, bleibt uns seinen Gründen nach (welche selten in den vielleicht zu unserem Heile ausschlagenden Folgen liegen) unbegriffen, bis wir die Motive in der unbewußten Entwicklung der Vorzeit aufgefunden haben! Mit dem Denken und Sprechen ist es nicht anders. Es ist nicht zuviel gesagt, daß wir sprechend einander, denkend uns selbst noch nicht verstehen. Wir lernen die Sprache, insbesondere unsere Muttersprache in der Kindheit, auf ganz entgegengesetztem Wege, als das Geschlecht in ihrer Erzeugung ursprünglich einschlug; wir dringen von dem Ganzen aus bis zu einer gewissen Grenze in ihre Theile; sobald die Einzelentwicklung soweit gediehen ist, daß das Kind, sich selbst überlassen, einen unscheinbaren Sprachanfang, gleich dem, womit auch die Gattung zuerst begonnen, aus sich erschaffen könnte, stürmt diese ganze Welt von Tönen als eine vermischte Masse auf uns ein, und das der Seele von außen Aufgepfropfte wird ihr, anstatt des ihrem Innern Entkeimten, Eigenthum. Daher verstehen die Kinder Sätze und Redensarten lange vor den Worten, und manche zusammengesetzten Ausdrücke bleiben einem ganzen Volke bis zum höchsten Standpunkte der wissenschaftlichen Erforschung in ihren Bestandtheilen unbegriffen, obgleich sie Jeder, weil ihr unbestimmter Gesammteindruck ähnlich auf ihn, wie auf jeden Anderen wirkt, zu verstehen glaubt.

Das Verständniß des in Worten Mitgetheilten wird freilich so wenig, wie die natürliche Fähigkeit der Mittheilung, hierdurch gehindert. Im Gegentheile: die Reflexion, das Grübeln über die Gründe, welches die Aufmerksamkeit von der Erscheinung abzieht, und die Einreihung in die Stufenreihe des Verwandten, welche die scharfen Umrisse verwischt, treten, hier wie überall, der Energie des Empfindens und der Richtigkeit triebartigen Handelns störend entgegen. Längst vor aller Reflexion ist der Mensch mit der Sprache schlau, wie ein Thier, das sich vor seinen Verfolgern birgt, und seine Feinde sinnreich täuscht, ohne eigentliches Bewußtsein seiner Zwecke und Mittel; und wenn in einer späteren Periode eine absichtsvolle, weniger auf den Ausdruck, als auf Eindruck und Wirkung gerichtete Anwendung erscheint, so verfährt doch auch diese ohne wirkliche Berechnung, welche die Macht der aus dem Herzen kommenden, zu Herzen dringenden Beredsamkeit nicht steigern kann. Ja auch den reflectirtesten Künstler vermag nur der Eindruck und die Erfahrung, die er von demselben an sich selbst gemacht, nicht aber eine objective Erkenntniß von dem Wesen dieses Eindrucks in der Wahl der Mittel zu leiten. Kaum wird es ferner nach den mancherlei angeführten Beispielen der Erwähnung bedürfen, daß für eine Vervollkommnung und Fortbildung der Sprache eine Erkenntniß von ihr weder erforderlich, noch, wenn überhaupt von Einfluß, von einem anderen als höchstens einem verderblichen sein kann. Nicht nur sind, wie wir gesehen haben, bei den armen und nackten Völkern, die in der äußeren Einrichtung ihres Lebens, wie in der Fähigkeit bewußten Denkens, unglaublich niedrig stehen, die Sprachen keineswegs in ähnlichem Verhältnisse unvollkommener, sondern wir sehen sie auch in den ältesten

Anfängen aller Literaturen überall blühender und reicher als sie später sind, sowie uns auch die Menschen hier zum letzten Male mit einer Frische der Empfindung und Gewalt der Leidenschaft entgegentreten, welche mit dem wachsenden Bewußtsein zu verschwinden und in größere Gelassenheit und Besonnenheit überzugehen pflegen.

Aber es ist darum doch nicht minder wahr, daß es ein für das Leben der Menschheit wichtiges Verständniß der Sprache gibt, welches durch die Einsicht in ihre Entwicklung bedingt ist. Wie die Handlungen, auch wenn die individuellen Motive mitgetheilt oder errathen werden, doch nur in ihrer Aeußerlichkeit verständlich sind, weil sie sämmtlich etwas Verborgenes an sich tragen, was weder dem Thäter noch dem Beschauer zum Bewußtsein kommt, so auch die Worte. Indeß die Außenwelt, oder vielmehr die aus der Vernunftentwicklung entsprungenen und zu objectiven Mächten herangewachsenen Phantasiegebilde, die wir Dinge nennen, auf der Oberfläche der Seele jene Bilder aufregen, welche, sobald im Worte ihr hörbares Aequivalent erscheint, in unser Inneres fallend, allein hierdurch augenblicklich ein Ebenbild von sich erzeugen, geht zugleich in dem dunkelsten Hintergrunde ein weiter greifendes, viel tiefer wirksames Spiel von Eindrücken und Gefühlen vor sich, welches beiden Geistern ein Geheimniß bleibt, und, sofern seine Erkenntniß von eigentlicher Mittheilung und unmittelbarem Selbstbewußtsein abhängt, immer und ewig bleiben muß. Was der Sprachlaut nicht als sein Object bestimmt bezeichnet, sondern als sein Subject nur dunkel verräth, die Beziehung der Vernunft zu den Dingen, das besondere Bild, das sich in der menschlichen Seele von einem Objecte entwirft, ihre Anschauung von ihm, welche für sie bloß durch ihre Geschichte in dem

Worte mitklingt, kann nur durch die Kenntniß des Zusammenhangs, in welchen die Vernunft ihre Objecte mit einander setzt, durch die Anschauung der Stelle, die sie einem jeden Dinge in ihrem eigenen Baue anweist, für uns erkennbar werden.

Oder verstehen wir wirklich die Begriffe Ursache, Zweck, Kraft, Seele, Wille, Vernunft, Geist, Gott? Wir gebrauchen diese Worte, auch ohne über ihre Gründe Rechenschaft zu fordern, immerhin im Dunkeln, wie es uns nicht die Natur der Dinge, sondern nur die Gewohnheit unserer Väter lehrt. Wenn wir die überlieferten Begriffe besprechen, beurtheilen, berichtigen, so werden wir hierbei von der Sprache wie von einem Strome getragen, auf dem wir uns immer befinden, ob wir mit oder gegen ihn schwimmen. Umsonst sucht die Philosophie dieser Unklarheit durch Definitionen abzuhelfen. Sie schiebt damit nur einem Begriffe, den die Geschichte geschaffen, und der immer und immer wieder nach Aufklärung drängt, einen willkürlichen Inhalt unter. Die philosophische Betrachtung der Welt entspringt nicht einem von den natürlich entwickelten Begriffen unabhängigen Vermögen; sie kann daher auch nur dadurch Licht in die mit den Worten von allen Seiten im Dunkeln auf sie eindringenden Fragen bringen, daß sie sie geschichtlich untersucht, und auf diese Weise vor aller weiteren Speculation zum Bewußtsein und Verständniß ihrer selbst gelangt. Und nicht bloß solche abstracte, von der Materie so weit als möglich losgerissene Begriffe sind es, die, etwa um ihres idealen Gehaltes und der Dunkelheit ihres Gegenstandes willen, ein Eingehen auf ihre subjectiven Ursprünge erfordern. Alle Begriffe, auch die materiellsten, enthalten das Ideale, welches nicht aus den Gegenständen, sondern nur aus den Worten und ihrer Geschichte zu erkennen ist.

Je weiter entfernt der Geisteszustand einer Zeit von dem gegenwärtigen liegt, je größer daher der Irrthum wäre, hinter ihren Worten die Gegenstände der unsrigen zu suchen, um so mehr ist dies unmittelbare Verständniß, welches eine scharfe Abgrenzung der Entwicklungsstufen, eine Entfernung alles Neuhinzugekommenen, Fremdartigen mit sich führt, auch das einzig wirkliche; und selbst Homer zu verstehen, haben wir daher kaum erst begonnen. Mit jedem Schritte, den wir in das Reich der Vernunftentwicklung hinab zurücklegen, zeigt sich der Mensch verwandelt. Die Selbstentäußerung, welche den sinnlich unmittelbaren Eindruck durch Theilnahme an den zarten Gestaltenwandlungen der Gefühle und durch die höchste, an die Stelle des eigenen Ichs das Gattungsich der Menschheit setzende Reflexion verdrängt, enthüllt uns auch das Mysterium eines bis zur Unverständlichkeit fremdartigen Handelns und Denkens der Urwelt, einer von ganz anderen Trieben geleiteten Begeisterung und eines von noch halbthierischer Phantasie beherrschten Glaubens.

Hiernach ergibt sich auch der Weg, den wir zur Aufstellung eines allgemeinen Kanons der menschlichen Begriffsentwicklung, als dem ersten Vorwurf empirischer Vernunftkritik, nothwendig einzuschlagen haben. Er kann uns nur allmählich aus der bekannteren Welt in die dunkle Region der Urzeit bis zu dem eigentlichen Vorgange des Entstehens der Gedanken und bis zu dem ewig staunenswürdigen Augenblicke rückwärts führen, wo in dem Bewußtsein einer Thiergattung unseres Planeten jene Gährung entstand, welche Vernunftentwicklung, Cultur, Sitte, Glauben, Kunst, Wissenschaft und, mit einem Worte, Menschenthum in ihrem Gefolge haben sollte.

Anmerkungen.

Digitized by Google

[1] (S. 118.) Etymologien der Genesis. — 1 M. 1, 5. 8. 10. 5, 2. 2, 20. 23. Ausdrücklich etymologisch erklärt werden in der Genesis die Personennamen Eva, Kain, Set, Noah, Peleg, Abraham, Ismael, Jakob nebst den Namen seiner Söhne, Peres und Zerach, Manasseh und Ephraim; ferner Moab, Ammon, Edom, Israel und die Ortsnamen Babel, Soar, Beerseba, Betel, Moriah (22, 4), Gilead, Mispah, Machanaim, Penuel, Sukkot, Abel Misraim, nebst mehreren Benennungen von Brunnen (16, 14. 26, 20. 21, 22) und der eines Baumes (35, 8). Die Erklärungen sind alle historischer Art; dabei wird derselbe Name zuweilen auf je zwei verschiedene Begebenheiten zurückgeführt.

[2] (S. 120.) Unächtes in der Rigvedasanhita. — Daß das älteste Denkmal des indogermanischen Geistes, die Sanhita des Rigveda, Lieder aus sehr verschiedenen Jahrhunderten enthält, ist anerkannt, und liegt bei einer Sammlung dieser Art in der Natur der Sache. Man wird im Ganzen nicht irren, wenn man in den heiligen Büchern, und insbesondere Liedersammlungen, aller Völker den ursprünglichsten Kern in den zuerst stehenden Stücken sucht, da spätere Schichten sich immer hinter die andern angelagert haben. Aber von diesem successiven Anwachsen sind unächte Zuthaten wohl zu unterscheiden. Diese schieben sich an beliebige, gerade Veranlassung bietende Punkte mitten ein, und sind, von tendenziösen Zusätzen, absichtlichen Anknüpfungen an bestimmte Stellen u. dgl. abgesehen, schon darum in der Regel jünger als die ganze Sammlung, weil erst nach ihrem Abschluß für neue Stücke die Nothwendigkeit einer Einschaltung in die Mitte entsteht. Im Allgemeinen gehören solche Einschiebungen sogar einer wesentlich andern Literaturperiode an, als der Grundtext, in den sie eindringen, und als dessen Bestandtheile sie nur in Folge einer Täuschung über ihre Entstehungszeit anerkannt zu werden pflegen. Der geeignetste Zeitraum für solche Textbereicherungen, die wir nach unseren Begriffen Verfälschungen zu nennen geneigt sind, die aber das Alterthum zuweilen mit einer weit harmloseren Gesinnung bewerkstelligt, ist der der beginnenden Heiligkeit

oder Autorität: vorher sind die Texte nicht wichtig genug, um zu diesen Versuchen stark zu verlocken; später werden dieselben bei der allgemeinen Aufmerksamkeit schwierig oder unmöglich. Die Rigvedasanhita scheint an dergleichen Einschiebungen gar nicht arm zu sein. Roth erwähnt in seinen Abhandlungen „zur Literatur und Geschichte des Weda" (Stuttgart 1846), die einen ersten und kräftigen Anstoß zur eigentlichen Kritik der Veden gegeben haben, gewisser „Einschiebungen kürzerer oder längerer Abschnitte zwischen den Anuvaka oder Mandala." Die Unächtheit derselben folgert Roth (S. 30) daraus, daß sie in der Anukramanika oder dem tradirten Hymnenverzeichniß, und in dem Padapatha, oder der Auflösung des Textes in einzelne getrennte Worte, fehlen; daß sie in derjenigen Zählung, der die Eintheilung der Hymnensammlung in acht Theile (Aschtaka's) zum Grunde liegt, unberücksichtigt bleiben; daß sie in dem Commentar des Sajana übergangen werden; wozu noch kommt, daß sie gewöhnlich nicht accentuirt sind. Uebrigens fügt Roth das Nirukta, das schon mehrere dieser Zusätze an ihrer gegenwärtigen Stelle kennt, als Beweis ihres hohen Alters hinzu. Wenn man nun die Beispiele vergleicht, die a. a. O. von solchen Zusätzen gegeben sind, so muß man auf den Gedanken kommen, daß Manches von dem uns vorliegenden Sanhitatexte, was äußerlich weit besser beglaubigt ist, dennoch, nur in einer älteren, aller Textbearbeitung der Schulen vorgängigen Zeit, ebenfalls eingeschoben sein mag. Gerade an solchen Stellen, die von Roth als der eigentliche Sitz verdächtiger Stücke nachgewiesen sind, am Ende größerer oder kleinerer Abschnitte, finden sich die meisten sonderbaren oder mit inneren Kennzeichen der Unächtheit behafteten Verse, die mit den nachweislich unächten oft eine auffallende Verwandtschaft haben. Gibt es doch andererseits auch ganz neue, kritisch durchaus werthlose Hymnen, die nur in einzelnen Handschriften stehen, und zwar ebenfalls in diesen Zwischenräumen. Wir dürfen also an eine lange fortgesetzte Vermehrung dieser Eindringlinge glauben, die einerseits bis in sehr junge Zeiten fortdauert, andererseits aber längst vor den ersten Versuchen kritischen und sprachlichen Nachdenkens über den überlieferten Liederstoff, wie Worttheilung, Zählung, Feststellung des Sehers, dem jeder Hymnus zugeschrieben wird, Benennung der Metra, Wörtersammlung u. s. w. schon begonnen hatte. Oft gehen den aus äußeren Gründen zweifelhaften Versen andere voraus, die dies zwar nicht, aber doch von gar zu ähnlichem Caliber sind und dieselbe Verwandtschaft des Charakters mit der jüngsten der Sanhita's, der des Atharvan tragen, welche Roth von den unächten Stellen andeutet (a. a. O. S. 33). Es mag, bei der successiven Entstehungsart der Einschiebungen, oft schwer sein, über die genaue Grenze des Aechten mit Bestimmtheit zu entscheiden. Aber Eines scheint gewiß zu sein: es gibt in der Rigvedasanhita, auch dem ganz

kanonischen Theil, nicht nur jüngere, sondern auch unächte Verse und Lieder, und die Stellung am Ende eines Mandala oder Anuvaka ist ein Unterstützungsgrund für einen sonstigen, aus der inneren Eigenthümlichkeit der Stelle geschöpften Verdacht. Den Schluß des neunten Anuvaka im ersten Mandala (I, 50) bildet ein Hymnus von 13 Versen an den Sonnengott. Er beginnt:

Empor von Bannern wird der Gott,
Der Weltenschau'nde,[1] nun geführt,
Zu aller Anblick, Suria.

Wegschleichen, jenen Dieben gleich,
Die Sterne mit den Nächten sich,
Damit allsichtbar Sura sei.

Der Sonne Banner zeigen sich,
Die Strahlen, die die Welt entlang
Auflodern, Feuerflammen gleich.

Rasch bist du, sichtbar Jeglichem;
Du schaffest Helle, Suria!
Am ganzen Aether glänzt dein Schein.

Entgegen gehst der Götter Volk,
Entgegen du den Menschen aus,
Entgegen Allem, licht zu schaun.

In gleichem Geiste sind auch die folgenden vier Verse gehalten. Aber mit Vers 10 ändert sich das Versmaß, und es folgt nun:

Wir sind aus Finsterniß ringsum zum höhern Lichte blickend auf
Zum Gotte Surja götterwärts gekommen zu dem höchsten Licht.
Aufgehend heut, der Freunde Hort! und steigend zu des Himmels Höh'n,
Vernichte meine Herzkrankheit und, Surja, meine Gelblichkeit.
Auf Papageien legen wir, auf Drosseln meine Gelblichkeit,
Und in Gelbfinken[2] legen auch wir nieder meine Gelblichkeit.

Ich denke, es dürfte nicht schwer sein, über die Natur dieser Verse zu urtheilen. Um so befremdender erscheint eine Aeußerung Wilson's, der (S. 139 seiner Uebersetzung) dem ganzen Hymnus grade um dieser Verse willen einen besonders alterthümlichen Charakter zuschreibt. Dagegen

[1] S. über den Beinamen Dschatavedas Böhtlingk-Roth u. d. W. und Sonne in Zeitschr. für vgl. Sprachforschung XII, 337.

[2] Vgl. Kuhn (Ztschr. XIII, 114 ff.) und Pauli's scharfsinnige Identificirung von hâridravas mit χαραδριός, einem Vogel mit gelben Füßen, dessen Anblick nach Aelian die Gelbsucht vertreibt. (Ebds. XVI, 50.)

hat wenigstens in Betreff des V. 12 auch Benfey (Or. u. Occ. I. S. 406 Anm. 438) die Ueberzeugung ausgesprochen, daß derselbe eingeschoben sei. Um V. 11 nicht ebenso verdächtig zu finden als den folgenden, muß man freilich, wie Benfey thut, hṛidrogam mit „Herzens Leid" und harimâṇam mit „Blässe" („Blässe der Furcht vor den Schrecken der Nacht") verstehen. Aber ich bezweifle sehr, ob das erstere Wort in anderem als physischem Sinne verstanden werden darf; es ist vermuthlich, wie Weber (Ind. Stud. IV, 415) bemerkt, sogar „Leberleiden." Dazu kommt noch, daß hâridraveschu in V. 12 offenbar auf hṛidrogam in V. 11 anspielen soll. Beide Verse stehen auch im Atharvaveda (I, 22; s. a. a. O. und Kuhn Ztschr. XIII, 113), vermehrt durch zwei andere. V. 11 weicht erheblich ab; hṛidjotam statt hṛidrogam ist kaum etwas anders als Schreibfehler. „Dein" statt „mein" in V. 12 scheint dagegen der ursprünglicheren Form als Heilspruch anzugehören. Die vedische Hymnendichtung beginnt sicherlich nicht mit solchen Zauberformeln und Gesundheitsgebeten, und wenn das „agnim île purohitam" und alle die kindlich andächtigen Einladungen an die Götter, zum Opfer zu erscheinen, in die Urperiode jener Dichtung zu setzen sind, so ist es gewiß nicht zugleich der barocke Spuk, der in manchen vedischen Erzeugnissen mit Pflanzen, Vögeln, Geistern u. s. w. getrieben wird. Vielleicht waren es die gelben Sonnenrosse (V. 8), welche die Formel wider die Gelbsucht hier verschuldet haben. Der letzte der vier unächten Verse enthält die Wörter sahasâ saha und randhajan, welche ähnlich in dem nächsten Hymnus (V. 8. 9. 10) wiederkommen: er scheint also wegen dieser Aehnlichkeit vor denselben geschoben zu sein, obwohl andererseits auch in der Anordnung der Hymnen auf Gemeinschaft von Wörtern, besonders seltneren, Rücksicht genommen worden ist. Wechsel des Versmaßes ist ein gewöhnlicher Begleiter der Interpolation, wobei gerade Anuschtubh beliebt ist. Den Hymnus III, 53 (Schluß des vierten Anuvaka), in dem dieser Wechsel sehr auffallend ist, halte ich, im Gegensatze zu Roth (a. a. O. S. 115), aus vielen Gründen nicht für uralt. — Die Ausscheidung interpolirter Stellen ist bei der historischen Bedeutung der vedischen Gedichte von der höchsten Wichtigkeit. Innere Verdachtsgründe, die freilich Vorsicht erheischen, werden vor Allem sprachlicher Art sein müssen, wovon in der Folge mehrfache Beispiele; mythologische Eigenthümlichkeiten, Gegensätze in der Bekanntschaft mit einzelnen Thier- und Pflanzenarten oder auch Kunstgegenständen treten hinzu. Die interessante Form des Göttergesprächs, ein Vorläufer der Tragödie, gehört späteren Perioden der Hymnenentstehung an, und scheint in einer Umgebung, wo uralte Gedichte zu erwarten sind, auf Unächtheit zu deuten; so z. B. I, 179 am Schlusse von Anuvaka 23, das Gespräch zwischen Agastja und Lopamudra. Mit Bestimmtheit möchte ich dasselbe auch von I, 191, dem Schlusse des ersten Mandala behaupten;

demnächst auch von dem Schluß des 22. An. (I, 164), wenigstens zu sehr großem Theil. Am Schlusse des 2. Mandala, hinter welchem die von Roth (a. a. O. S. 31) mitgetheilte Formel an den Vogel kapingala eingeschoben ist, stehen zwei Hymnen (42. 43) mit Anrufungen an denselben, nur dort çakuni, çakunti genannten Vogel, ganz von gleichem Geiste, und gewiß nicht größerer Aechtheit. (Vgl. über dieselben A. Kuhn „über die Brihaddevata" in Ind. St. I, S. 117.) I, 23, am Ende des 5. Anuvaka, stehen 9 Verse (16—24), von denen 6 auch im Atharvan zu finden sind (16—19 = Ath. 4, 1—4; 20. 21 = Ath. 6, 2. 3), vier aber im zehnten Mandala des Rigveda noch einmal stehen (I, 23, 20—23 = X, 9, 6—9). Das erste Mandala ist ohne Zweifel die jüngste Stelle dieser Verse, welche, Anrufungen an das Wasser und formelhafte Lobsprüche der in ihm verborgenen Arzeneien enthaltend, die sogar dem Gotte Soma in den Mund gelegt sind, alle Spuren eines relativ sehr geringen Alterthums an sich tragen. Auch I, 43, der Schluß des 8. Anuv., ist verdächtig, wenn auch nicht eben so sehr; ferner I, 84, Schluß des 13.

³ (S. 120.) Rv. VII, 33, 13. Ob der Text wirklich eine Etymologie beabsichtigt, bleibt freilich zweifelhaft. Vgl. die von B.-R. unter agastja angeführte Stelle aus Brihadd. „vasischṭhaḥ puschkare sthitaḥ," und die Anspielung auf den Vedavers Mahabh. 13, 7372. Auch der Name des in dem Hymnus mit Vasistha verbundenen Agastja wird in der späteren Zeit aus aga, Krug, abgeleitet, so von Durga zu Nirukta 1, 5, s. B.-R. 1. aga.

⁴ (S. 121.) Wortspiele in den Rigvedaliedern. — Rigveda III, 35, 6. Dadhischvemam ǵaṭhara indum indra, „Nimm auf dies Spendeopfer in dich, Indra!"

I, 2, 4: indravâjû ime sutâ upa prajobhir âgatam, indavo vâm uçanti hi. „Indra und Vaju!.. die Spenden begehren euer." Hier ist die erste Silbe des Götternamens Vaju noch mit zu dem Anklang an die Mehrheitsform indavo benutzt.

Andere Spiele mit dem Namen Indra sind z. B. I, 4, 2: godâ id revato (nach damaliger Aussprache raivato) madaḥ, und 5: dadhânâ indra id duvaḥ, „rinderspendend ist dein Rausch, des Reichen," „nur auf Indra die Verehrung richtend."

Mit Vaju 2, 1: vâjavâjâhi, Vaju, komme herbei! und 5: vâjavindraça — tâvâjâtam, Vaju und Indra, kommt herbei!

In derselben Hymne heißt es V. 8: ṛitena mitrâvaruṇâv ṛitâvṛidhâvṛitaspṛiçâ, kratum bṛihantam âçâthe. „Den Bräuchen gemäß, Mitra und Varuna, Mehrer der Bräuche, Handhaber der Bräuche, habt ihr das heilige Opfer erlangt." Hier wird besonders auf die Wurzelsilbe von Varuṇa angespielt. Aehnlich 23, 5: ṛitena jâv ṛitâvṛidhâv ṛitasja ǵjotischas patî, tâ mitrâvaruṇâ huve.

Auch sonst sind Anspielungen auf Varuna mit ähnlichen Wurzeln häufig, und manche merkwürdigen Vorstellungen von dem Gotte, wie die ethischen, die Roth in seiner Abhandlung über die höchsten Götter der arischen Völker (Z. d. d. morg. G. VI. S. 70 ff.) hervorgehoben hat, mögen ihren Ursprung wenigstens theilweise in solchen Paronomasien haben. Ich erinnere an das so oft mit ihm verbundene Beiwort dhṛitavrata, die Ordnung wahrend, und an seine Beziehung zu vrata, Satzung, überhaupt. So 25, 7—10:

„Er, der da kennt der Vögel Pfad,
Der in den Lüften fliegenden,
Die Schiffe auf dem Meere kennt;
Die Monden kennt, der Ordnung treu (dhṛitavrato),
Die zwölf, die sprossenzeugenden,
Und kennt den, der hinzu entsprießt;
Er, der da kennt des Windes Weg (vartanim),
Des weiten, hohen, mächtigen,
Und die, so ihn betreten, kennt:
Er, Varuna, der Ordnung treu (dhṛitavrato varuṇaḥ),
Ließ nieder auf die Sitze sich,
Der Herrschaft wegen, weisheitsvoll.

Vgl. auch V. 1: varuṇa vratam, und 24, 10. 15.

An Agni 1, 6: jad anga ... agne ... angiraḥ. An die Açvin's 30, 17: â açvinâv açvâvatjâ ischâ jâtam çavîrajâ, „o Açvinen, kommt mit rossereicher und kraftreicher Spende." — Auf die Spiele mit Savitri, wo diese Eigenthümlichkeit besonders in die Augen springt, hat schon Roth (Erläuterungen zum Nirukta S. 76) aufmerksam gemacht. Neuerdings hat Muir in seiner gehaltvollen Abhandlung: „Contributions to a knowledge of the Vedic theogony and mythology" (Journal of the R. As. Soc. Lond. 1864, p. 51 ff.) zahlreiche Beispiele davon gesammelt. Sein Zweifel, ob diese Gewohnheit, als künstlich, ein Beweis späteren Ursprungs für die Hymnen sei, in denen sie vorkommt (S. 118, Anm.), ist, wie aus den sonstigen Analogien erhellt, unbegründet; ebenso der Ausspruch, daß ein solches Spiel bei andern Göttern ohne Beispiel sei (ebd. Text).

VII, 45, 1: Gott Savitri, der Kleinodreiche, nahe,
Der Lufterfüllende, zu Rosse fahrend!
In Händen haltend viele Menschengaben,
Hinunterführend eine Welt und fördernd (prasavân).

Vgl. V. 3 savitâ sahâvâ â sâvischad. I, 159, 5: Dies treffliche Geschenk ersinnen wir heute unter des göttlichen Savitri Förderung, (prasave).

Manche Hymnen sind von solchen (nicht immer auf die Wurzel sav beschränkten) Anspielungen ganz durchzogen, z. B. IV, 54, 2 suvasi, 3 suvatâd, 4 suangurir ... suvati satjam, 5 suvasi ... savitaḥ savâja te, 6 savitaḥ savâso dive dive saubhagam âsuvanti. Ferner V, 82, 3 suvâti savitâ, 4 savitaḥ ... sâviḥ saubhagam .. suva, 5 â suva, 6 savituḥ save, 7 satpatim sûktair .. satjasavam savitâram, 8 suâdhîr devaḥ savitâ, 9 pra ca suvâti savitâ.

X, 36, 13 stehen Anspielungen auf Savitri und Varuna neben einander: je savituḥ satjasavasja viçve mitrasja vrate varuṇasja devâḥ te saubhagam .. 14: savitâ naḥ suvatu sarvatâtim.

[5] (S. 121.) Wortspiele in der Bibel und bei Homer. — In der Geschichte Isaak's findet sich die Wurzel ṣachaq, scherzen, lachen, nicht weniger als neunmal angewendet; bald scherzt Isaak selbst, bald wird in Beziehung auf ihn von Abraham, Sarah, Ismael oder von unbestimmten Personen gelacht. Also ganz wie Odysseus im Homer; Autolykos, sein Großvater, aufgefordert dem neugeborenen Kinde einen Namen zu geben, erwiedert: „Eidam und Tochter, gebt ihm den Namen, den ich euch sage: da ich vielen grollend — ὀδυσσάμενος — hierher gekommen, so soll er Odysseus heißen“ (Od. 19, 406 ff.); außerdem sagt aber Athene, ebenfalls von Odysseus redend: „τί νύ οἱ τόσον ὠδύσαο, Ζεῦ; warum grollest du, Zeus, ihm so sehr?“ (1, 62), und Leukothea zu ihm: „τίπτε τοι ὧδε Ποσειδάων ἐνοσίχθων ὠδύσατ' ἐκπάγλως; warum grollt dir der Erderschütterer Poseidon so gewaltig?“ (5, 340) — endlich noch er selbst: „ich weiß, daß Poseidon mir grollt, ὀδώδυσται κλυτὸς Ἐννοσίγαιος“ (423). — Die Strafe Kain's, unstät und flüchtig — nad — zu sein, enthält eine versteckte Namenerklärung des Landes Nod, wohin er sich zurückzog (4, 12. 14. 16). Ebenso ist in der Geschichte Esau's mehrfach auf das Wort „behaart,“ sair, ein besonderer Accent gelegt (25, 25. 27, 11. 23), in Beziehung auf Seïr, seinen und seiner Nachkommen Wohnort. Bei Erwähnung des philistäischen Königsitzes Gerar wird bei verschiedenen Gelegenheiten die Wurzel gar, weilen, mit Vorliebe gebraucht (20, 1. 21, 23. 34. 26, 3). Manche derartige Anspielungen laufen neben ausdrücklicher Namenerklärung her. So wird der Name der Stadt Soar aus Lot's Worten, es sei ein kleiner Ort, miṣâr, abgeleitet (19, 20. 22); in unmittelbarem Zusammenhang mit demselben Namen findet sich sodann mehrere Male das Wort ṣeirah, kleinere Tochter (30 ff.). Machanaim, „Doppellager,“ wird von Jakob (nach 32, 3) so benannt als göttliches Lager, machaneh (eloh) im; aber unmittelbar darauf wird mit vielem Nachdruck von dem doppelten Lager gesprochen, worein er sein Gefolge vor der Begegnung mit Esau getheilt (32, 8. 9 zweimal, 11. 22. 33, 10); auch das fünfmal in dieser Erzählung vorkommende minchah, Geschenk, scheint

eine Anspielung bilden zu sollen. Noah wird (als Erfinder des Weinbaus) von nacham, trösten, erklärt (5, 29); daneben wird dieselbe Wurzel in der Bedeutung „bereuen" zweimal, offenbar absichtlich, verwendet (6, 6. 7); überdieß findet sich zweimal in der Geschichte Noah's die Wurzel nach, ruhen, und einmal das in Erzählungen sonst ungewöhnliche nichoach, Befriedigung, die der Opferduft gewährt; und endlich gehört das viermal in der Geschichte der Sündfluth vorkommende Wort machah hierher, welches eigentlich ausstreichen bedeutet, und eben um der Anspielung willen hier von der Vernichtung des Menschengeschlechtes gebraucht ist. Es ist überhaupt charakteristisch für diese urzeitlichen Etymologien und Anspielungen, daß Wörter von ihrer gewöhnlichen Bedeutung oder Construction etwas abweichend und mitunter gezwungen gebraucht sind, um für den etymologischen Zweck verwendbar zu werden. So z. B. Ezechiel (20, 29): „ich sagte zu ihnen: was ist die Höhe (habbamah) wohin ihr die Gehenden (habbaïm) seid? und so wurde sie bamah genannt bis auf diesen Tag;" der ungewöhnliche Gebrauch des Artikels hat blos in der größeren Lautähnlichkeit mit habbamah seinen Grund. „Was hast du da in der Hand?" fragt Gott den Mose (2 M. 4, 2), und er sagt: „einen Stab;" mazzeh (was da) bildet unregelmäßiger Weise ein einziges Wort, um auf matteh, Stab, anzuspielen. Moab wird (1 M. 19, 37) aus meab, von dem Vater, abgeleitet; darum dreimal meabinu, meabihen (33. 35. 36). A. Geiger (Urschrift und Uebersetzungen der Bibel, Breslau 1857, S. 89 Anm.) bemerkt richtig, daß harah sonst nur mit der Präposition le verbunden ist; er will aus der Abweichung von dem letzteren Sprachgebrauch auf späte Einschiebung schließen: der wirkliche Grund ist, daß nur meabihen, nicht laabihen, einen Anklang an Moab gewährt. Vgl. 2 M. 16, 15 „man".

Uebrigens sind nicht alle solche Anspielungen so greifbar; von manchen können wir auch aus dem vor uns liegenden Texte das Ziel nicht mehr erkennen. In der Erzählung von Laban wird auf diesen Namen mit mehrfacher Anwendung des Wortes laban, weiß, mit libneh, Storaxstaude, und wahrscheinlich mit noch anderen ähnlich klingenden Wörtern (libni, Cap. 24 u. s. w.) hingedeutet; aber ein ebenso absichtliches Spiel findet daneben mit dem sonst ganz ungebräuchlichen Farbenworte chum (schwarz, nach Anderen bunt, vielleicht auch roth) statt (30, 32. 33. 35. 40, und dazu die Wurzel chm in anderer Bedeutung 30, 38. 39. 41 zweimal, 31, 10): haben wir hier an den späteren poetischen Gegensatz von lebanah, Mond, und chammah Sonne (Jes. 24, 23. 30, 26. Hohesl. 6, 10) zu denken? — Auffallend häufig ist in derselben Erzählung auch die Wurzel ganab, stehlen, und zwar in sehr verschiedenartigem Zusammenhang (30, 33. 31, 19. 20. 26. 27. 30. 32. 39 zweimal); von der Wurzel maschasch, betasten (31, 29. 34. 36. 42), läßt

sich Aehnliches sagen; ist hier eine Beziehung zu dem unter den Abkömmlingen Aram's genannten Masch (10, 23) verborgen? Solche Dinge sind schwerlich ohne Grund; aber derselbe liegt jenseits unseres Textes, vielleicht in seinen Urquellen. — Die Flucht Hagar's erinnert einerseits an den arabischen Stamm der Hagriten (Ps. 83, 7. 1 Chr. 11, 38. 27, 31. 5, 10. 19. 20; vgl. auch Gal. 4, 25) andererseits an das arabische hagara, flüchten, das merkwürdigerweise durch die Hedschrah, die Flucht Muhammeds, für seine Bekenner eine hohe religiöse Wichtigkeit bekommen hat (vgl. Gesenius s. v.). Ich erwähne nur noch der Anspielungen auf Jafet (9, 27), Damaskus (15, 2), Juda, Dan und Gad in dem Segen Jakob's (49, 8. 16. 19) und die versteckteren auf Joseph (37, 5. 8. 42, 17 u. ö.), auf Hebron mit mibchar, auserlesen (23, 6), auf Salem (34, 21), auf Moriah, mit raah, sehen (Cap. 22), auf Paran mit pere, Waldesel, von Ismael gesagt (16, 12), der in der Wüste Paran wohnte (21, 21). Das einzige Gattungswort in der Genesis, das eine solche Anspielung trifft, ist Sabbat (2, 2. 3). Uebrigens fangen Etymologien und etymologische Anspielungen schon mit dem letzten Drittel des Buches an, selten zu werden.

Zu den merkwürdigsten homerischen Wortspielen gehört das von den beiden Thoren, durch welche die Träume erscheinen, eines von Elfenbein (ἐλέφαντος) für die, welche täuschen (ἐλεφαίρονται), und eines von Horn (κεράων) für die, welche Erfüllung bringen (κραίνουσι, Od. 19, 562 ff).

6 (S. 122.) Od.: Können. Li-ki, Abschn. Jo-ki: Sind Sitten und Musik beherrscht (te), so heißt dies Tugend (te), denn „te tsche, te je.“

7 (S. 122.) Li-ki, Abschn. wang tsche.

8 (S. 123.) Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1860, Bd. II. S. 57. Das Wort für Bauch heißt in dem Mahidialect (bei Kölle, Polyglotta Africana, S. 48 III. B. 5) ohume. — Ein anderes Beispiel, ebenfalls aus Dahome, befindet sich in einem Briefe des Missionärs Borgherr, der aus den Annales de la propagation de la foi (Mai 1862) in Petermann's Mittheilungen (1862, S. 433) wiedergegeben ist. Von dem größten der zahlreichen Sümpfe, die mit dem Golf von Guinea in Verbindung stehen, und sich weit in das Königreich Dahome hinein erstrecken, dem bisweilen zum See anwachsenden, von den Engländern sogenannten „Denham-Water,“ heißt es dort: „Hier nennt man ihn Ahuangagi, und Folgendes ist der Sage nach der Ursprung dieses Namens: Eine Fetischpriesterin hatte in einem großen Wald, der an der Stelle des jetzigen Sees stand, ein Kind geboren, wollte es aber nicht nähren, indem sie behauptete, es sei nicht ihr Sohn. Entrüstet durchlief dieser verheerend den Wald, zerstörte ihn und verwandelte ihn in eine sehr tiefe Lagune, welche seitdem der Gegenstand eines besonderen Aberglaubens geworden ist. Die Fetischpriester

haben verboten, Wasser daraus zu schöpfen, ohne dabei gewisse Gebräuche zu beobachten, bei Strafe der Verwandlung der Flüssigkeit in Blut; ebenso glaubt man, daß wenn ein Uebelthäter über die Lagune fahren wollte, sein Kahn umstürzen, und er unfehlbar in den rächenden Wellen ertrinken würde. Alle diese angeblichen Wunder sind in dem Namen begriffen, der aus ahuan (Krieg), ga (groß) und gi (schiffbar) zusammengesetzt ist, und sagen will, daß eine große Verwüstung die Ursache einer schiffbaren Lagune ward."

[9] (S. 124.) Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55, im Ausz. bearbeitet (Gotha 1860, II. Bd. S. 81). Darf für die wirkliche Erklärung des Namens vielleicht an maschinja, Stadt, (Kölle S. 61, XII. C. 4) gedacht werden?

[10] (S. 125.) A. Gräfenhan, Geschichte der class. Philologie im Alterthum. Bonn 1843, Bd. I. S. 158.

[11] (S. 125.) Laurenz Lersch, die Sprachphilosophie der Alten. Bonn 1838—41, Th. 3 S. 3. Man vergleiche die ebendaselbst aufgeführten Namendeutungen von Astyanax, Alkyone, Ate, Aeneas, Iros, Pan, Dionysos aus den homerischen Epen und Hymnen; von Cyklopen, Titanen, Graien, Chrysaor, Gaia, Aphrodite und A. aus Hesiod; und mehrere aus Pindar, den Tragikern u. s. w. Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser betrachtet mit Recht (ebd. S. 17) schon durch die Menge der Stellen die Versuche als widerlegt, solche Verse für Einschiebungen deutelnder Grammatiker zu erklären.

[12] (S. 125.) Soph. Aj. 430: *Αἶ αἶ τίς ἄν ποτ᾽ ᾤεθ᾽ ὧδ᾽ ἐπώνυμον Τοὐμὸν ξυνοίσειν ὄνομα τοῖς ἐμοῖς κακοῖς; Νῦν γὰρ πάρεστι καὶ δὶς αἰάζειν ἐμοὶ Καὶ τρίς.*
Schol.: „*ἔστι δὲ καὶ τοῦτο ἀρχαιότροπον, τὸ πρὸς τὰς ὀνομασίας ἐκφέρειν τὰς συμφοράς.*" Gräfenhan a. a. O. S. 156. Vgl. auch V. 671 *νυκτὸς αἰανῆς*. — In der Antigone finden sich mehrere Anspielungen auf Haimon mit Ableitungen von *αἷμα*, wie *ξύναιμον* (659. 794), *αἱμάσσεται* (1175).

[13] (S. 125.) Aristot. Rhet. II. 23. Lersch III. S. 40.

[14] (S. 126.) Lersch III. S. 39 mißversteht den Ausdruck *παρὰ γράμμα λέγοντα*, als bedeute er „nach der Etymologie;" *παρὰ γράμμα* heißt: „bis auf einen Buchstaben" oder „um einen Buchstaben abweichend," wie in einem Epigramme in der Anthologie (XI, 231 Ammian) an einen Markos „*θηρίον εἶ παρὰ γράμμα καὶ ἄνθρωπος διὰ γράμμα.*" Dasselbe sagt die Stelle Eth. Nicom., II, 1: *ἡ δ᾽ ἠθικὴ ἐξ ἔθους περιγίνεται, ὅθεν καὶ τοὔνομα ἔσχηκε μικρὸν παρεγκλῖνον ἀπὸ τοῦ ἔθους.*" Aristoteles schließt aus diesem Satze, daß die ethische Tugend ihren Ursprung nicht in der Natur habe. Einige andere aristotelische Etymologien siehe bei Lersch a. a. O.

15 (S. 126.) Zu der berühmten Stelle am Schlusse der an. post. über das Allgemeine: „Ἐνούσης δ' αἰσθήσεως τοῖς μὲν τῶν ζώων ἐγγίνεται μονὴ τοῦ αἰσθήματος, τοῖς δ' οὐκ ἐγγίνεται. Ὅσοις μὲν οὖν μὴ ἐγγίνεται, ἢ ὅλως, ἢ περὶ ἃ μὴ ἐγγίνεται, οὐκ ἔστι τούτοις γνῶσις ἔξω τοῦ αἰσθάνεσθαι· ἐν οἷς δὲ ἔνεστιν αἰσθανομένοις ἔχειν ἕν τι ἐν τῇ ψυχῇ· πολλῶν δὲ τοιούτων γινομένων, ἤδη διαφορά τις γίνεται. Ὥστε τοῖς μὲν γίνεσθαι λόγον ἐκ τῆς τῶν τοιούτων μνήμης, τοῖς δὲ μή. Ἐκ μὲν οὖν αἰσθήσεως γίνεται μνήμη, ὥσπερ λέγομεν, ἐκ δὲ μνήμης πολλάκις τοῦ αὐτοῦ γινομένης ἐμπειρία.“ Man würde über die Absichtlichkeit von Seiten des Aristotetes vielleicht zweifelhaft sein können, wenn hier nicht eine offenbare Beziehung auf Plato vorläge, der schon dieselbe Ableitung im Kratylos (S. 437) mit den Worten aufstellt: „ἡ μνήμη παντί που μηνύει ὅτι μονή ἐστιν ἐν τῇ ψυχῇ.“ Solche Etymologien galten für Entdeckungen und wurden zum Theil durch das ganze Alterthum aufrecht erhalten. Die platonischen Ableitungen im Kratylos für bloße Ironie zu erklären, scheint mir schon deßhalb unzulässig; und überhaupt beruht dieser Versuch, Plato's etymologische Ehre zu retten, auf Mißkennung des Standpunktes der alterthümlichen Wissenschaft und, wie ich glaube, auch der Anwendung, die die sokratische Ironie bei Plato findet. Die tiefsinnige Wahrheit jenes platonischen Buches, welches noch immer lehrreicher und bedeutungsvoller ist, als eine ganze sprachphilosophische Literatur von mehr als zwei Jahrtausenden, die zwischen ihm und dem Entstehen der neuen Sprachwissenschaft liegen, bedarf einer solchen Rettung nicht, und würde schwerlich durch sie gewinnen.

16 (S. 126.) Cic. off. I. c. 7. Vgl. Nonius s. v. fides.

17 (S. 127.) Hegels Werke (Berl. 1833) III. Bd. („die Lehre vom Seyn.“) S. 110.

18 (S. 129.) Analogienspiel im Rigveda und bei Homer. — Die aus den classischen Sprachen bekannte Gewohnheit, verschiedene Formen des gleichen Wortes oder Stammes mit Verzicht auf logische Begriffsfolge nebeneinanderzustellen (z. B. manus manum lavat), zeigt sich schon in der vedischen Urzeit an unzähligen Beispielen. So I, 1, 5: devo devebhir â gamat; 3, 7: dâçvânso dâçuschaḥ sutam; 10: vâgêbhir vâginîvatî; 4, 7: âçum âçave; 5, 2: purûtamam purûṇâm; 6, 1: rocante rocanâ; 7, 4: ugra ugrâbhir ûtibhiḥ u. s. w. Verbindungen wie (12, 12:) çukreṇa çocischâ, mit lichtem Glanze; (84, 1:) asâvi soma, der Somatrank ist gesprengt; (113, 1:) jathâ prasûtâ savituḥ savâja u. dgl. zeigen ein Gefühl für Verwandtschaft auch lautlich entfernterer Formen. — Beispiele ohne unmittelbare Zusammenordnung (wie „non omnia possumus omnes“) sind: 6, 3 ketum kṛiṇvann aketave peço marjâ apeçase, „Kenntlichkeit bereitend dem Unkenntlichen, Farbe, o Menschen, dem Farblosen.“ 10, 12: pari tvâ girvaṇo

gira imâ bhavantu viçvataḥ, vṛiddhâjum anu vṛiddhajo guschṭâ bhavantu guschṭajaḥ. „Diese Lieder, o Liederfreund, mögen von allen Seiten um dich sein; sie mögen als Wachsthum dem am Leben Gewachsenen folgend, beliebte Liebeserweisung sein!“ — Es ist natürlich, daß die Wortspiele sich nicht immer auf wirklich verwandte Wörter beschränken; man vgl. z. B. I, 160: 3: putraḥ pitroḥ pavitravân punâti, wo nur die beiden letzten Wörter von der gleichen Wurzel pû, strömen, läutern, abstammen, mit welcher die Wörter putra Sohn, pitṛi Vater, nichts zu thun haben. — Bei Homer vgl. man z. B. die häufigen Verbindungen *εἵματα εἷμαι, εἵματα ἕσσει, δαίνυ δαῖτα, δαίτην δαινυμένους* u. dgl.; auch *οὐρανός εὐρύς*.

19 (S. 131.) Semitisches Wurzelgesetz. — Die Ausnahmen, welche die Freiheit der Consonantengruppirung in der semitischen Wurzelbildung beschränken, bestehen in der Unverträglichkeit gewisser, theils zu nahe verwandter, theils heterogener Consonanten in einer bestimmten Folge; und das Auffälligste dabei ist, daß solche Consonanten auch nicht mittelbar, durch einen anderen getrennt, auf einander folgen können, während sie in Folge der Flexion ganz ungestört nebeneinander treten. So ist z. B. keine mit data oder daṭa beginnende oder schließende Wurzel möglich, auch keine mit tada, ṭada beginnende; wohl aber gibt es Wurzeln wie aṭada, âtada. In Uebereinstimmung damit gibt es eine Wurzel ṭarada, aber daraṭa wäre unmöglich. In der Flexion machen dagegen Formen wie âtad-tu, âtada-t, ta-dâmu keinerlei Bedenken.

20 (S. 136.) Semitische und armenische Lautverschiebung. — Man vgl. z. B. hebr. sabeá, dürsten, arab. schabiá, dagegen h. scheba', sieben, arab. sabún; aram. scheṭar Schrift, arab. saṭrun — aram. seṭar Seite, arab. schaṭrun. Die Lautverschiebung zwischen diesen beiden Consonanten ist durchgängig; das Aethiopische steht dabei auf dem Standpunkte des Arabischen. Vergleichungen zwischen hebräischen und arabischen Wörtern, denen der gleiche Laut sch gemeinsam sein würde, sind unzulässig. Ausnahmen kommen zwar allerdings auch hier vor, aber im Vergleich zu der großen Menge der Fälle ganz vereinzelt: schemesch, Sonne, heißt arabisch schamsun, scheloschah, drei, äthiopisch schalasatu; der Grund der Erhaltung des anlautenden sch ist hier offenbar in Dissimilation zu suchen. Eine Ausnahme nach der anderen Richtung ist hebr. selav, aram. und arab. salva, Wachtel; aber es liegt nahe, hier Entlehnung anzunehmen. — Der Lautverschiebung in dieser einfachen Form begegnen wir übrigens auch als bloßem Sprachfehler: so im Deutschen in Betreff des aspirirten und nicht aspirirten Vocalanlauts bei Fremden, namentlich Engländern, die oft Silben wie und und Hund geradezu umkehren. Eine der deutschen sehr nahe stehende Art der Verschiebung findet sich noch im Armenischen (nach Petermann Abh. d. Berl. Ak. 1860 S. 82 nur in der Türkei); und

sie ist hier besonders merkwürdig, weil sie jünger als die älteste noch erhaltene einheimische Grammatik, und also ein gleichsam streng historischer Vorgang ist. Das Alphabet, das um das 5. Jahrhundert aus dem griechischen gebildet wurde, hat an der Stelle der Buchstaben Beta, Gamma und Delta Laute, die jetzt p, k, t gesprochen werden, und umgekehrt entsprechen dem Kappa, Pi und Tau die Laute g, b und d. Die Behandlung dieser Laute in der alten armenischen Bearbeitung der Grammatik des Dionysius Thrax, sowie die Schreibung früh aufgenommener Fremdwörter und Eigennamen läßt keinen Zweifel, daß die alte Aussprache der sechs Consonanten mit ihrer Stellung im Alphabete übereinstimmte. Aus Gregor z. B. wurde Krikor, und die von den Römern Tiridates, Tigranes geschriebenen Namen lauten nach heutiger türkisch-armenischer Aussprache: Dertad, Dikran (H. Petermann, gramm. Arm. Berol. 1837, Cap. II). Es hat also hier eine Lautverschiebung stattgefunden, welche, ganz wie die deutsche, die Mutae der drei Organe trifft, aber darum weit einfacher als die deutsche ist, weil die Aspiraten unberührt geblieben sind. Während es im Deutschen der Dialektvergleichung bedarf, um die zweite, der Sprachvergleichung, um die erste Stufe der Verschiebung zu ermitteln, ist dies bei der armenischen nicht der Fall; auch ist diese der Zeit nach muthmaßlich jünger, als selbst die zweite deutsche.

21 (S. 137.) Germanische Lautverschiebung. — Die Ausnahmen von der deutschen Lautverschiebung haben zum größten Theil in der Vermeidung widerstrebender Gruppen, z. B. nh, zr, ihren Grund. Im Gothischen finden sich die Anlaute dl und tl nicht, wohl aber thl; und so steht thlakvus, zart, neben dulcis, γλυκύς. Die Erhaltung der Tenues hinter s, sowie die Vermeidung jeder andern Gruppe von Muten außer ht, ft sind bekannte Erscheinungen. Mitunter wird eine Consonantengruppe nur vorgezogen, nicht ausschließlich gefordert. Lottner in seiner gründlichen Abhandlung über die Ausnahmen der ersten Lautverschiebung (Ztschr. XI, 161 ff.) bemerkt, daß mit hv, hl, hn, hr auch die unverschobenen Gruppen kv, kl, kn, kr wechseln; der Inlaut des angeführten thlakvus ist ein weiterer Beleg dafür. — Die zweite, hochdeutsche Lautverschiebung hat außer der Dentalreihe der altgermanischen (gothischen) Stufe nur die beiden Tenues (k, p) und auch von diesen im Anlaut k nicht, p wenigstens nicht immer, ergriffen; abgesehen von gewissen althochdeutschen Denkmälern, die die Verschiebung auch auf den Anlaut, sowie auf in- und auslautende Mediae der gothischen Stufe erstrecken. Besonders auffallend sind Ausnahmen wie Vater, Mutter, wo der ursprüngliche Consonant von pater, mater, wieder zum Vorschein kommt, während Bruder aus frater regelmäßig verschoben ist. Solche Fälle müssen schon aus der germanischen Urzeit stammen, da schon im

Gothischen fadar und brothar sich eben so unterscheiden. Nun ist im Gothischen der Wechsel zwischen Media und Aspirata nach Vocalen, l, n oder r sehr häufig; im Auslaut steht in solchen Fällen die Aspirata, im Inlaut in der Regel vor Vocalen die Media, vor Consonanten die Aspirata. Vergleicht man nun z. B. faths, gen. fadis, Herr, mit patis, die Präposition af und abu, ab, mit ἀπό, haubith mit caput, oder tigjus, —zig, mit taihun, decem, so muß man wohl die Aspirata für ursprünglicher als die Media halten. (Vgl. Lottner a. a. O.) In diesem Falle scheint also schon im Urgermanischen eine Verwandlung der Aspirata in die Media stattgefunden zu haben, wodurch im Hochdeutschen zuweilen ursprüngliches t wieder zu t wird, z. B. außer den angeführten Wörtern in satt, Wetter, Natter, mit, Haut (cutis), Streit (lis, alt stlis), unter, ent-, -et (part. perf.), -t (in Geburt u. dgl.). Wenn gods und guth ebenso zu beurtheilen sind, so würde Gott und Gut nicht auf Wurzeln mit doppelten Aspiraten zurückgeführt werden dürfen. Das gothische haldis, lieber, mehr, ist hochdeutsch halter, halt; es entspricht begrifflich dem potius, lautlich aufs genauste dem κρεῖττον von κάρτα, sehr. Auf richtiger Stufe steht dagegen Held, welches zu demselben Stamm des griechischen κάρτος gehört. Eben so steht Wind, hundert dem gothischen doppelt verschobenen vinds (ventus), hund (centum) gegenüber, während z. B. in binden die Gruppe nd (aus ursprünglichem nth) der hochdeutschen Verschiebung widerstanden hat. Die Lautverbindungen lt, nt zeigen sich im Gothischen (außer in Folge Zutrittes der Flexionsendung t) gar nicht, und so finden wir gelidus als kalds, kalt, das sskr. mṛidus als milds mild, und mṛidâ, weiche Erde (vgl. lat. merda), als mulda wieder. Verdopplung ist zuweilen Ursache einer dem Verschiebungsgesetz entgegen auftretenden Tenuis. So wird aus Ribbe Rippe, aus beißen bitter, goth. baitrs; man vergleiche wach und wecken, ziehen und zücken, Loch und Lücke. Sippe ist das gothische sibja, Verbindung; sieben, sibun, gehört, wie ich glaube, zu derselben Wurzel und bedeutet: „verbunden:“ der ursprüngliche Consonant scheint f zu sein, wie aus ἕβδομος (für ἑφτομος) und dem slavischen sedm, sieben, (regelrecht für sebdm) hervorgeht; der gothischen Wurzel sib entspricht im Griechischen ἀφ, ἅπτω. — Der altgermanische Wechsel zwischen Aspirata und Media, der meistens als ein Uebergang von f, th, in b, d (selten h in g) erscheint, könnte als der Anfang der zweiten Verschiebung betrachtet werden. Aber dagegen spricht, daß das Hochdeutsche das so entstandene d noch einmal verschiebt und ebenso das Althochdeutsche das aus p entstandene b z. B. in Eber (aper) zu ebur, ganz wie das aus f entstandene. Auch wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Gothischen zuweilen umgekehrt die Media, wenn sie im Auslaute steht, in die Aspirata verwandelt, z. B. in grôf,

grub, von graban. Es ist also hier kein der Lautverschiebung entsprechender, sondern jener viel allgemeinere Vorgang anzunehmen, der so durchgreifend in den celtischen und lettoslavischen Sprachen, im Zend und Lateinischen, in gar manchen Fällen auch im Griechischen, und zwar in den verschiedenen Sprachen unabhängig von einander auftritt. Im Altnordischen und Angelsächsischen ist abweichend hiervon, aber aus ähnlichen Veranlassungen, z. B. aus inlautendem b (weiches) f geworden, so daß dem gothischen ibns (mit b für f, verschoben aus ursprünglichem p), eben, im Englischen even, dem sibun (aus ursprünglichem f) seven entspricht. Dies ist nicht Verschiebung, so wenig wie der ähnliche Wechsel der Aussprache unseres g in gehen und legen, sondern eher eine Störung derselben. Wenn man schließen dürfte, daß die erste Lautverschiebung von demselben Punkte begonnen habe, wie die zweite, so müßte man weder mit Curtius (Ztschr. II, 321 ff.), Lottner und Graßmann die Aspiratae, noch mit Grimm und v. Raumer die Mediae, sondern die Tenues, und zwar zunächst im Anlaut, für diesen Ausgangspunkt halten; wahrscheinlich so, daß t zuerst, k zuletzt von ihr betroffen wurde. Einen ähnlichen, hier nicht zu verkennenden Gang von der Tenuis aus haben die irischen Consonanten, zwischen Vocalen stehend, eingeschlagen. — Auch die Lautverschiebung ist, ihrer anfänglichen Tendenz und der Mehrheit ihrer Wirkungen nach, Aufreibung des Lautes durch seine Umgebung, Lautzerstörung. Nur der Moment, wo die alte Media mit der neuen, aus der Aspirata herabgesunkenen, zusammentreffend, nach der leergewordenen Stelle der Tenuis hin ausweicht, wo etwa der allzuzarte Unterschied zwischen leidher und leider als ein solcher von leider und Leiter festgehalten wird, bildet eine Reaction.

[22] (S. 138.) l in der Rikſanhita. — Das dentale eigentliche l — ḷ (aus ḍ) kommt natürlich hier nicht in Betracht — findet sich in den 191 Hymnen des ersten Buches, also in mehr als 2000 Versen, deren gar mancher für sich allein mehr als hundert Buchstaben zählt, noch nicht hundertmal; eine Zahl, die das r schon in den vierzig Versen der ersten vier Hymnen beträchtlich übersteigt. An einigen Stellen, wo das l jetzt steht, ist es vielleicht erst in späterer Zeit an die Stelle von r getreten. So ist pânsura, Staub, in dem Rigvedaverse I, 22, 17, bei der Aufnahme des Verses in den Samaveda zu pânsula geworden. An anderen Stellen kann das Vorkommen des l eine fernere Stütze kritischer Zweifel über die Aechtheit gewisser Bestandtheile der Sammlung bilden, und in der That fällt mehr als ein Drittel der für das erste Buch angegebenen Summe allein auf vier Hymnen von höchst verdächtiger Ursprünglichkeit, nämlich die 28., 133., 164. und letzte. — Das Alphabet, das, nach der Legende, Buddha als Kind gelernt haben soll (s. M. Müller, sanskr. lit. p. 519), enthält kein l.

[23] (S. 139.) **Griechisch-indisches Wurzelgesetz.** — Diese Auffassung des Verhältnisses kann jetzt durch Graßmann's Darstellung (Ztschr. XII, 81 ff.) als erwiesen gelten. Die Behandlung der Reduplication einer anlautenden Aspirata bildet eine unverkennbare Analogie zu dem ähnlichen Vorgange innerhalb gewisser Wurzeln. Ob in θρίξ die Aspiration von dem Auslaute auf den Anlaut tritt, oder nur wieder an demselben hervortritt, weil das Hinderniß des aspirirten Auslautes beseitigt ist, bleibt zwar, wenn einmal die Grundform θριχ richtig erkannt ist, gleichgültig, aber ich halte dennoch den letzteren Ausdruck für den allein richtigen. Das Sanskrit kennt überhaupt keine Aspirirung oder Entstehung einer Aspirata aus ungehauchten Consonanten, wie das Griechische z. B. in οὐθείς statt οὐτ' εἷς. In bhûjas, dem Comparativ von bahu, viel, ist bh nicht Zusammensetzung von b und h, sondern aus bahvîjas wurde nach Ausfall des h vor v (s. Anm. 29) bhavîjas, worauf Verlust des Vocals a und Vocalisirung von vî zu û erfolgte. Auch hier ist also die ursprüngliche Aspirata hervor getreten, nachdem das h verloren war. Wenn aus duh-ta dugdha, aus labh-ta labdha wird, so ist dies nichts als Assimilation (eig. duh-dha, labh-dha), welche hier nur vorwärts wirkte, anstatt, wie im lateinischen scriptus, rückwärts. (Vgl. ἕβδομος Anm. 21). — Graßmann stellt zugleich den Satz auf, daß der Unterschied der harten und weichen Aspiraten des Sanskrit uralt sei, und sucht Spuren desselben nicht nur im Griechischen, sondern auch im Germanischen nachzuweisen. Sicherheit hierüber wäre von großem Interesse, schon wegen des starken Lautverlustes, der sich damit für eine so frühe Urzeit ergeben würde. Allein obwohl Manches für diese sehr scharfsinnig durchgeführte Meinung spricht, so müssen doch immer Fälle zugegeben werden, wo die harten Aspiraten erst aus den weichen entstanden sind, (besonders in nakhas, nakharas, Nagel, a. a. O. S. 85; khalînas, χαλινός, Gebiß am Zaume, ist Fremdwort aus dem Griechischen, s. Benfey sanskr. dict.); eine solche Erhärtung ist überall nach s wahrscheinlich, und ebenso in den Endungen θα, goth. t, sskr. tha (2. sing. perf.) und der zweiten Person des Duals goth. ts, sanskr. thas, vor welchen s weggefallen sein muß, wie griech. σθα, lat sti, die gothischen Formen saisost, sätest u. dgl. (kvast, sprachst, von kvithan, wäre demnach aus kvathst und nicht aus kvath-t zu erklären) und die deutschen s c h u f e s t, l i e b t e s t (goth. —des für dest) bezeugen. Mit Unrecht, wie ich glaube, bestreitet Graßmann, daß die weichen Aspiraten im Lateinischen durch Tenues ersetzt werden können; außer lateo, puteo, rutilus, deren Zusammenhang mit λαθ, πυθ, ἐρυθ schwer zu bezweifeln ist, spricht dafür noch vultur, sskr. gridhras, Geier; und scalpo, sculpo, scirpus, neben scabo, glubo, scribo zeigen φ nach Vocalen durch b, nach l und r durch p vertreten. — Merkwürdig ist auch das gleichfalls von Graßmann aufgestellte Gesetz,

daß die griechische Sprache ebensowenig Wurzeln mit an- und auslautender Media duldet. (A. a. O. S. 115.) Diese Wurzeln sind zwar in dem ganzen Sprachstamm äußerst selten; doch vergleicht Gr. das goth. tekan, berühren, stoßen, mit tango, τεταγών, während er für das engl. take, nehmen, griech. δέχομαι mit seiner Nebenform δέκομαι nicht ebenfalls dag, sondern dakh, mit harter Aspirata, als ursprüngliche Wurzel annimmt; wie es scheint, ohne Noth, da dak, dach ebenfalls Vermeidungsformen für dag sein könnten. Stämme mit gleichem An- und Auslaut (wie γοργός, γλάγος, βλάβος) kommen übrigens vor, und auch die Möglichkeit von Formen wie βλαδαρός, zeigt, obwohl die Consonanten unursprünglich sind, ebenso wie die sonstige ungestörte Stellung der Mediae am Anfang aufeinander folgender Silben (z. B. in βάδην), den großen Unterschied gegen das die Aspiraten betreffende Gesetz.

24 (S. 140.) Indogermanische Anlautgruppen mit s. — Im Lateinischen findet sich nur sc, st, sp, sv; im Griechischen außer σκ, στ, σπ noch σχ, σφ, σθ in σθένος, σβ in σβέννυμι, und außerdem σμ, wofür das dialektische ζμ den weichen s-Laut zeigt; im Sanskrit sk, st, sp und die nicht wurzelhaft davon unterschiedenen skh, sth, sph (aber nicht sg, sd, sb oder sgh, sdh, sbh), ferner sn, sm, sr, sj, sv; die germanischen Sprachen dulden sp, st, sk und sch, sn, sm, sl und sv; die slavischen haben zwar Anlaute mit einem fast allen ihren Consonanten (auch g, d, b, ch, und selbst ts, tsch, sh, sch, z und s) vorgeschlagenen, theils harten, theils weichen s: aber dies kommt hier nicht in Betracht, da es nicht Bestandtheil der Wurzel, sondern Rest einer Partikel ist, die erst in späterer Zeit ihren Vocal verloren hat. Manche nach den vorliegenden Sprachgesetzen unmögliche Gruppen haben in der Urzeit existirt; die Wörter, die einst so angelautet, sind entweder verloren, oder die Gruppe ist nach den später zur Geltung gelangten Gesetzen umgebildet, theils durch Wegfall des s, theils durch Verwandlung des folgenden Buchstaben. Ein ehemaliges Vorhandensein von sn im Griechischen und Lateinischen ist in νυός, nurus, Sskr. snuschâ, Schnur, Schwiegertochter, νιφ-, nix, goth. snaivs, Schnee, anerkannt. Das Nebeneinanderstehen der homerischen Formen νήδυμος und ἥδυμος, süß, welches sich Buttmann nur aus einer Entstellung des Digamma zu ν durch Schreibfehler erklären konnte, findet seinen Aufschluß in dem Uebergang des ursprünglichen sv (Sskr. svâdus, lat. suavis) in sn, zur Zeit, als diese Lautverbindung der griechischen Sprache noch gestattet war; die slavische Verwandlung in slad-, woraus im Litthauischen sogar saldus wurde, ist parallel, oder bildet vielleicht das Mittelglied. — Was die Verbindungen des s mit stummen Consonanten betrifft, so erklärt Kuhn (Ztschr. III, 321 ff. IV, 15 ff.) den Wechsel von Tenues und

Aspiraten hinter demselben, z. B. in den attischen Formen σχέραφος, σφονδύλη, ἀσφάραγος, neben σκέραφος, σπονδύλη, ἀσπάραγος aus einer durch Einfluß des s eingetretenen Aspiration, welche auch bei Wegfall des s gleichsam zu dessen Ersatze, z. B. in fallo, stehen geblieben sei. Auch Bopp nimmt einen solchen aspirirenden Einfluß des s an (vgl. Gr. §. 12. 14). Aber ein den lautlichen Neigungen aller indogermanischen Sprachen so sehr zuwiderlaufender Vorgang, wie die vor s eintretende Verwandlung eines der Natur des harten s angemessenen harten Consonanten in einen aspirirten, ist weit entfernt bewiesen zu sein. Freilich entspricht z. B. der griechischen Wurzel στεγ- oder τεγ-, tegere, decken, im Sanskrit sthag, und hier ist durch die deutsche Form die Ursprünglichkeit des nicht aspirirten Lautes verbürgt; aber bekanntlich entsprechen die Sanskritlaute kh, th, ph in der Regel nicht den Aspiraten der verwandten Sprachen, sondern den Tenues. Die alten gesammtindogermanischen Aspiraten, im Sanskrit gh, dh, bh, können nie mit s verbunden werden; daher entspricht der griechischen Personenendung σθον: dhvam mit Ausfall des s. Wer würde lateinische Lautverbindungen wie sf, sh für möglich halten, oder glauben wollen, daß sie an die Stelle von sp, sc getreten seien? Umgekehrt sind sculpo neben glubo, scalpo neben glaber, scribo und σκαριφάομαι neben γράφω und graben sichere Beispiele der Verwandlung eines ursprünglichen sch in sc; ebenso scirpus, Schilf, neben γρῖφος, γρῖπος, geflochtenes Netz. Nach demselben Princip sind anlautende sk, sp, st im Gothischen unverschoben geblieben. Aus der ursprünglich mit einer Aspirata anlautenden Wurzel von gradus, goth. grids, Schritt, wurde angelsächsisch scridan, schreiten. Wenn sich von griechischen Wurzeln mit σ und einer folgenden Aspirata deutsche Parallelen ohne s fänden, die auf eine Tenuis an der Stelle jener Aspirata schließen ließe, ebenso wie decken die Ursprünglichkeit des t in tegere, στέγειν, gegenüber dem indischen sthag bezeugt, so würde dies ein starker Beweis für eine griechische Aspirirung in Folge des s sein; aber ich kenne kein stichhaltiges Beispiel dieser Art. Σφυρόν, Knöchel, hat mit πτέρνα, Ferse, nichts gemein; σκάζω, das Kuhn (Ztschr. III, 429) scharfsinnig mit khang und hinken, welche beide für die Ursprünglichkeit der Tenuis sprechen, zusammenstellt, hat keine Form σχάζω neben sich; in stinguo, stechen, ist st sogar wahrscheinlich aus sd hervorgegangen, da das englische token, Zeichen, signum (für stignum, s. Ebel, Ztschr. VI, 441) zu derselben Wurzel gehören (etwas abweichend Graßmann ebd. XII, 138).

25 (S. 140). Verwandtschaftsverhältniß der semitischen Sprachen. — Die hergebrachte Annahme, daß der aramäische Sprachzweig mit dem hebräischen näher als mit dem arabischen verwandt sei, scheint zunächst aus dem Verhältniß der Völker in historischer Zeit und der

Literaturen geflossen zu sein, ähnlich wie uns auch die Art, wie wir Griechen und Römer zusammenzudenken gewohnt sind, zu einer schwerlich haltbaren Meinung von ihrem besonders engen Verwandtschaftsverhältniß prädisponirt hat. Hebräische und chaldäische Bücher sind mit denselben Buchstaben geschrieben, in demselben biblischen Codex vereinigt: aber gerade dies beweist die starke Berührung der Völker, die die beiden Sprachen redeten, für welche außerdem Beispiele aus dem frühesten Alterthum in der Bibel vorliegen, und welche manche Gemeinschaft, besonders in Hinsicht des Wortschatzes, ohne die Annahme engerer Verwandtschaft erklärt. Das Lautverhältniß (das überhaupt die sicherste Entscheidung über den Grad der Verwandtschaft an die Hand gibt, weil es am Wenigsten auf künstliche Weise, durch Uebertragung, verändert wird) läßt mir einen speciellen Zusammenhang des Arabischen und Aramäischen fast unabweisbar erscheinen. Vor allem ist hier das Verhältniß der Zischlaute zu einander und zu t zu erwähnen. Dem hebräischen sch entspricht in verwandten chaldäischen Wörtern theils sch, theils t. Finden sich nun dieselben im Arabischen, so steht regelmäßig ein th, wo im Chaldäischen t, und dagegen s (in Folge der Verschiebung), wo im Chaldäischen sch. Z. B. scheleg, hebr. Schnee, chald. talga, arab. thalgun; schemoneh, acht, aram. tamne, arab. thamanin; scheloschah, drei, aram. telata, arab. thalathatun; maschal, hebr. Gleichniß, aram. matla, arab. mathalun; ischschah, hebr. Frau, aram. itta, arab. untha. Aber: naschim h. Frauen, aram. neschajja, arab. nisaún, nisuna; enosch h. Mensch, aram. enasch, arab. insanun, pl. unasun. Das hebr. schesch, sechs, heißt aram. schitta, arab. sittun mit t statt th. Die Behandlung der von dem gegenwärtig besprochenen Wandlungsgesetz betroffenen Laute in den semitischen Sprachen ist im Ganzen folgende:

hebräisches ס s ist	} aram. ס s		arab. s
„ ש s „	}		„ sch
„ sch {	„ „ sch		„ s
	„ „ t		„ th.

Daß t oder th nicht der ursprüngliche Laut sein kann, folgert Ewald aus Wörtern wie ditâh, hebr. desche, Gras, in denen t gegen das Consonantencombinationsgesetz der Wurzeln (s. o. Anm. 19) sein würde; ein gemeinsamer Uebergang des sch in einen T-Laut beweist aber specielle Verwandtschaft. Zu demselben Schlusse führt die Spaltung des weichen hebräischen s (zajin) im Aramäischen und Arabischen. Es entspricht ihm nämlich theils auch in diesen beiden Sprachen derselbe Laut, theils aber im Aramäischen d, und in denselben Fällen im Arabischen das gelispelte ds (dsal); z. B. h. zeroá Arm, aram. dera', arab. dsiraún:

aber h. zerạ' Same, aram. zerạ', arab. zarún. Und endlich entspricht dem hebr. ṣ (ṣade) in den beiden anderen Sprachzweigen ein dreifacher Laut. Es zeigt sich entweder unverändert, z. B. hebr. und chald. eṣba', arab. aṣbaún Finger; oder im chaldäischen steht ṭ, im Arabischen ṭh, z. B. hebr. ṣipporen Fingernagel, aram. ṭufra, Klaue, arab. ṭhufrun; ṣel h. Schatten, aram. ṭelala, arab. ṭhillun; oder es steht für das hebräische ṣ im Aramäischen nichts als der dumpfe Hauch (', ajin): dann ist im Arabischen immer ḍ (ḍad) zu erwarten; z. B. ereṣ arab. arḍun, aram. ara' Erde (Jer. 10, 11 sogar arqa); h. ṣôn, Schafe, aram. ân, arab. ḍânun; h. beṣah, aram. beá, arab. baiḍatun, Ei; h. ṣir, Bote, chald. ir, Engel. Der dumpfe Hauch des Aramäischen geht, wenn ohnedies ein solcher im Worte folgt, besonders im Syrischen, durch Dissimilation in den einfachen lenis über, z. B. ṣela, arab. ḍilún Rippe, chald. ála', syr. eló; ṣefardeá Frosch, arab. ḍifdiún, chald. úrdeána, syr. urdeó; èṣ Holz, chald. ä'; arab. áraḍa, zufällig geschehen, chald. ára' und ara', letzteres auch syrisch. Das aramäische gechak, lachen, ist wahrscheinlich identisch mit dem hebräischen ṣachaq, arabisch ḍahika: g ist für ' eingetreten, weil ách eine unmögliche Combination ist; vgl. aram. mechâ (f. a'), schlagen, h. machaṣ. — Einzelne Ausnahmen (wie aram. ṣerik dürftig, arab. ḍaruka, dürftig sein) können um so weniger befremden, als auch in derselben Sprache zuweilen mehrfache Formen nebeneinanderstehen, wie arab. nabaḍa, nabata, nabaá, quellen, hebr. naba', aram. neba'; hebr. naṣar und naṭar, hüten, aram. neṭar, arab. naṭara neben naṭhara, ansehen. Im Hebräischen ist von derartigen Doppelformen wahrscheinlich die aramisirende als Entlehnung aufzufassen; wir finden hier neben raṣah, befriedigt sein, und dem davon abgeleiteten Hauptworte raṣon (aram. reá und raájon; arabisch raḍija und riḍvanun) noch raáh und raájon; neben raṣaṣ, zerbrechen (aram. reä, arab. raḍḍa) sowohl raáṣ als raä; neben ṣar Feind auch ár. Im Allgemeinen zeigen also die semitischen Zischlaute, mit Ausnahme des reinen s, im Arabischen und Aramäischen, und zwar hier noch mehr, die Tendenz, ihre Sibilation zu verlieren. — Auf vocalischem Gebiete ist beiden näher verbundenen Zweigen dem Hebräischen gegenüber die Verwandlung des aus an entstandenen ô in â gemeinsam; z. B. hebr. elôah, chald. elâh, arab. ilâh, Gott; die Mehrheitsendung ot, aram. und arab. ât. — Was die Wortbildung betrifft, so hat an einen Versuch Olshausen's, Spuren der arabischen Diminutivform im Hebräischen aufzufinden, Nöldeke (Or. und Occ. II, S. 176) die Vergleichung des chaldäischen úllem, syr. 'laimo Jüngling, und des syrischen úzailo, Gazelle, mit weit mehr Wahrscheinlichkeit geknüpft. Das von Olshausen angefürte zeér ist übrigens selbst chaldäisch. — Hier ist indessen auch ein nur hebräisch-aramäisches Lautgesetz: die Consonanten q und t werden in den Wurzeln beider

Sprachen nicht nach einander geduldet. Daher entspricht qaṭal den beiden arabischen Wurzeln qatala und qaṭala, tödten und hauen; qaṭar dem arabischen qatara, räuchern; das aram. qeṭar (für qetar) dem hebräischen qaschar knüpfen; aram. qeṭam Asche, arab. qathuma staubartig sein, qatâmun Staub; aram. qeṭajja Gurken, arab. qiththâün, hebr. qischschuim. Sogar qeschet, Bogen, in welchem t nicht wurzelhaft ist, heißt syrisch außer qeschto auch keschṭo, chaldäisch qaschta und quschṭa (Targ. II. Esth. 1. 3). Die Tendenz, q und t in dieser Weise zu assimiliren, hat jedoch auch das Arabische; man vgl. quṭnun, Baumwolle (Cottun), mit kattânun, Leinen, und dem hebräischen kuttonet, χιτών. Auch k und ṭ dürfen wenigstens unmittelbar in keiner der drei Sprachzweige als Wurzelconsonanten auf einander folgen. — In Hinsicht des Assyrischen führt Oppert an, daß dasselbe keinen prothetischen Artikel, sondern nur wie die aramäischen Sprachen einen emphatischen habe, gewöhnlich mit u im Nominativ, mit a und i in den obliquen Casus, gerade wie die arabischen Vocale, und bemerkt dann: „So hätten wir denn hier eine merkwürdige Mischung arabischer und aramäischer Phänomene, die noch bei den Femininis durch eine Art Nunnation oder vielmehr Mimation interessant gemacht wird; statt ta, ti und tu findet sich tam oder tav, tim oder tiv, tum oder tuv. Z. B. die Herrin, Mylitta der Griechen, kommt vor folgendermaßen: bi'lit, bi'litu, -tum, -tuv; -ti, -tim, -tiv; -ta', -tam, -tav. Wenn die Göttin aber mit ihrem ganzen Namen bi'lit ilui, Herrin der Götter erscheint, steht der emphatische Casus nicht, wie im Aramäischen." Nach dieser Bemerkung würde dem Assyrischen eine Mittelstellung zwischen dem arabischen und aramäischen Sprachzweig zukommen, woraus die Sonderung des letzteren vom Hebräischen sich von selbst ergäbe. Doch scheinen die sonstigen in derselben wichtigen Abhandlung (Zeitschr. d. d. m. G. X, 802 ff.) aufgeführten assyrischen Haupt- und Zeitwortformen auf eine bei weitem mehr dem Arabischen als dem Aramäischen zuneigende Verwandtschaft zu deuten. Bildung und Vocalisation von Participien wie muschlim, muschallim, muschtalim, muschtaschlim, murtabbit, und Formen wie abuka, Fem. abuki, dein Vater, u. s. w. sind zum Theil geradezu arabisch, und sprechen sehr dafür, daß wir in den Assyrern eine frühe Erscheinung des arabischen Stammes, nicht des aramäischen, höchstens eine Zwischenfamilie vor uns haben.

26 (S. 140.) **Spuren eines verlorenen Zischlautes im Chaldäischen. Vaterland des Alphabets.** — Im Chaldäischen ist in der älteren Zeit dieses mittlere s noch vorhanden: so ist z. B. sahaduta, Zeugniß, Gen. 31, 45 (Vgl. Job 16, 19) alterthümlich mit demselben geschrieben, und die richtige Analogie zu der (nach Anm. 20 verschobenen) arabischen Wurzel schahida beweist, daß es in der Aussprache

geschieden worden sein muß. Dieselbe Bemerkung kann man noch in Betreff der chaldäischen Stellen in den Büchern Daniel und Esra machen, wo der später, und besonders im Syrischen, durchaus verwischte Unterschied zwischen s, das arabischem s, und demjenigen, das arabischem sch gegenübersteht, überall festgehalten ist. — Daß das hebräische Alphabet aramäischen Ursprungs ist, geht auch aus den Wortformen der Buchstabennamen hervor; bet, schin z. B. sind nur als Verkürzungen von beta, schinna zu erklären, und resch ist ebenfalls deutlich chaldäisch. Die griechischen Formen Alpha, Beta u. s. w. dürfen nicht als euphonische Verlängerungen aufgefaßt werden; sie sind die vollständig erhaltenen emphatischen Casus der chaldäischen Originale. Das beweist ganz deutlich Kappa, wofür sonst Kafa zu erwarten gewesen wäre. Uebrigens ist der Gegensatz der griechischen Namensformen mit der Endung a und der hebräischen ohne dieselbe schon im Alterthum bezeugt, Mischnah Scheqalim III, 2.

27 (S. 141.) Der hebräische Artikel. — Die von Schultens, Michaelis, Gesenius, Ewald u. A. angenommene Vergleichung des hebr. Artikels ha mit dem arabischen al, welche neuerdings bei F. Böttícher (Ausführl. Lehrbuch der hebr. Sprache Lpzg. 1867 §. 603, Anm. 2) gegen Hupfeld's und seine eigene frühere Zusammenstellung mit dem aramäischen hâ aufrecht erhalten ist, kann ich nicht theilen. Vor allen Dingen muß festgehalten werden, daß der Gebrauch des Artikels jünger ist, als die semitische Sprachtrennung, daß das Äthiopische und Aramäische ihn nie ausgebildet haben, und daß daher von einer gemeinsamen Entstehung des arabischen und hebräischen Artikels nicht die Rede sein kann. Noch innerhalb des Hebräischen gehört er zu den jüngeren Bildungen, wie daraus hervorgeht, daß er in den poetischen Büchern sehr selten und (ähnlich wie bei Homer) auf einen stärker demonstrativen Gebrauch beschränkt ist; ja manche Substantive scheinen ihn überhaupt nicht zu dulden, z. B. eloah, Gott, tebel, Erde, enosch, Mensch; im Arabischen zeigt sich die letztere Erscheinung ebenfalls. Die Frage ist also nur die, ob Araber und Hebräer beide dasselbe Demonstrativum als Artikel verwendet haben, oder nicht? wo denn schon die Wahrscheinlichkeit gegen ein solches Zusammentreffen spricht. Es ist nicht wohl möglich, das chaldäische hahû jener, von dem gleichlautenden und gleichbedeutenden hebräischen Worte zu trennen; die hier auftretende Vorsilbe ha aber von der hebräischen in hazzeh, dieser, oder auch in hajjom, dieser Tag, heute, und endlich von dem Artikel zu trennen, ist kaum thunlicher. Im Arabischen entspricht hâ z. B. in hâdsâ, dieser, hâkadsâ, so, hâhuna hierher, und daß dies das selbstständige aramäische hâ, da, siehe da, ist, kann wohl nicht bezweifelt werden. Die Zusammensetzung dieser Partikel mit Demonstrativen ist offenbar schon gemeinsemitisch; man

vergleiche noch hebr. hâêlleh, arab. hâûlâika und aram. haillen, diese, die Mehrheit des angeführten hâdsâ und hazzeh. Aramäische Zusammensetzungen wie hâidana, haschta, haschatta, jetzt, diesen Augenblick, dieses Jahr, treffen mit dem hebräischen Gebrauch in hajjom heute, zusammen, aber nur zufällig, und in Folge der Geeignetheit der Partikel, da gerade für das letztere Wort kein aramäisches Aequivalent besteht. Was die Verdoppelung des auf den hebräischen Artikel folgenden Consonanten betrifft, welcher die Veranlassung zu der Erklärung desselben aus hal gegeben hat, so würde sie sich schon durch die bekannte Analogie von ma, was, für mah, aram. mâ, erklären, und diesem gemäß würde für die hebr. Urform des Artikels hah anzunehmen sein; aber die Fragepartikel ha (arab. a und hal) in ihrem Verhältniß zu dem Artikel verglichen mit den beiden Formen ve, und, va, und da (vor dem erzählenden Tempus), deutet auf einen anderen Ursprung der Verdoppelung (s. Anm. 39). — Abgesehen von den pronominalen, erst durch Zusammensetzung mit einander der historischen semitischen Wortgestalt zum Theil angepaßten Wurzeln, sind auch Präpositionen wie ba, in, schwerlich aus längeren Formen zu erklären; sie sind in ihrer alten Kürze belassen, und ebendeßwegen dem folgenden Worte als bloße Vorsilbe angehängt. Die Grundbedeutung von ba ist wahrscheinlich eindringen, wie in den längeren Wurzeln bô, hineingehen (nicht eigentlich unser: kommen), bên, zwischen, bîn, unterscheiden, und vielleicht bajit, Haus.

[28] (S. 141.) Chinesische Consonantenauslaute. — Die Wörter mit dem shi-Tone werden nach Wells Williams so gesprochen, als ob man z. B. mitten im englischen lock den Schlucken bekäme und vor dem Endconsonanten abbräche. In den verwandten Sprachen haben die vergleichbaren Wörter k, p oder t zum Auslaute; offenbar das ursprüngliche Verhältniß. Eins, chinesisch ī, heißt birmanisch it. Ebenso in den Dialekten des Chinesischen selbst. „Während man," sagt Schott (Abh. der Berl. Ak. 1861 „Altajische Studien" S. 172), „z. B. im Norden für Stein, Speise oder essen, und die Zahl zehn nur schī oder schē ohne jede Abschattung spricht (d. h. je nach der Oertlichkeit das eine von beiden, doch immer in allen drei Bedeutungen), gibt es in einigen Gegenden der Provinz Kanton zwei, in anderen drei verschiedene Wörter zum Ausdrucke dieser drei Begriffe, und diese Wörter unterscheiden sich sogar schon im Anlaute. Da hat man schik (auch sik) für Stein und essen, oder sjak und sē für ersteres, aber sek für essen, und vielleicht in allen Mundarten schap (auch sap) für zehn". — Schott setzt überhaupt für die Wurzeln der chinesischen Sprache consonantenreichere Formen voraus, indem er Ausfall von Consonanten auch zwischen den Vocalen annimmt. Ein ähnlicher Vorgang steht von

den Südseesprachen, deren Wörter gegenwärtig so auffallend vocalisch sind, durch Dialektvergleichung fest.

29 (S. 143.) Indogermanische Anlautgruppen mit w. — Die klare Auseinandersetzung Graßmann's („über die Verbindung der stummen Consonanten mit folgendem v und die davon abhängigen Erscheinungen" Zeitschr. IX, 1 ff.) erschöpft diese Mannigfaltigkeit noch nicht. So ist namentlich der gänzliche Wegfall der Anlautgruppe wichtig, da er ein unzweideutiges Zeugniß von dem Streben nach Vermeidung als der treibenden Ursache aller dieser Veränderungen bildet. Im Griechischen ist hier ἀλινδέομαι, καλινδέομαι und κυλίνδω, wälzen, auch mit der ganz speciellen Beziehung auf sich wälzende Pferde, ein unbestreitbares Beispiel; auch ἀριστερεών und περιστερεών, Taubenkraut, möchte kaum anders zu erklären sein. Daß ἄναξ ein Digamma hatte, ist hinlänglich bezeugt; Pott (et. Forsch. 2. Aufl. II, 1, 367) versucht das Wort vom sanskr. vança Rohr und Familie, nebst αγ, führen, abzuleiten. Die Erklärung aus der Wurzel gvan (s. o. S. 146) zeigt uns in dem griechischen Worte unser deutsches König, das sich auf das sanskritische ǵanaka, Vater, stützt, ebenso wie queen aus dem Begriff Weib und Mutter hervorgegangen ist. — Im Lateinischen ist von qv nur vocalischer Anlaut erhalten in uter, ubi u. a., ferner in uterus neben venter, sanskr. ǵatharas, γαστήρ, goth. kvithrs (soviel als venter), kvithus (uterus), Wanst. Vielleicht ist kilthei, Mutterleib, nebst dem engl. child, als Nebenform hierherzuziehen, in welchem Falle auch Kind nicht wie Bopp und Grimm annehmen, als genitus, sondern aus eben jenem Worte mit dem ursprünglichen n zu erklären sein würde. Aper, Eber, neben κάπρος, alapa, Ohrfeige, κόλαφος, deuten auf eine ursprüngliche Gruppe; ebenso sskr. asthi, ὀστέον, os, russisch kostj, Knochen. — Auf die Entstehung griechischer Anlautgruppen wie πτ ist ursprüngliches v offenbar von Einfluß, wie denn πτόλις vermuthlich zu colo und inquilinus gehört; φθίνω, sskr. xi, und schwinden, schon von Benfey zusammengestellt, zeigen, wie das Zusammenwirken mehrerer Gesetze bei Vermeidung der Gruppe skhv doch die treue Erhaltung der aspirirten Lautstufe nicht stört. Der sehr merkwürdige (wie ich glaube bewiesene) Uebergang von kv in p hat vielleicht über tv seinen Weg genommen, wie dvis zu bis ward; im Deutschen ist umgekehrt quer aus twer entstanden. Man vergleiche in dieser Hinsicht sskr. garbha, Mutterschoß, Junges, gr. δελφύς und βρέφος. — Die Herstellung der sämmtlichen zerstörten Gruppen würde den indogermanischen Wörtern ein höchst seltsames und fremdartiges Ansehen geben. So ist z. B. sechs (sskr. schasch, Zend khschvasch) auf ein reduplicirtes xvaxva zurückzuführen (vgl. Schleicher Comp. 2. Aufl. S. 498. Aufrecht Ztschr. VIII, 71); als Wurzel von vivo, vigeo, βίος sskr. ǵiva,

goth. kvius, quick, ergibt sich gvagv —; lingua (dingua), Zunge, γλῶσσα (γλωχίν Spitze), sskr. ǵihva, Zend hizva, slav. jazyk lassen sich gemeinsam etwa durch ein altes dvahva erklären; Leber (jecur ἧπαρ, sskr. jakṛit) wird djakvar; δαήρ, levir, angels. tâcor, mittelhochdeutsch zeichor, sskr. devṛi vielleicht djagvar. (Ueber Spuren der Anlautgruppen kv und dv noch bei Homer s. Leo Meyer Zeitschr. VII, 194 ff).

30 (S. 144.) Einführung der Schrift in Tibet. — „Der zweiunddreißigste König ist Srongstan Gambo (geb. 617 n. Chr.); dieser lebte ungefähr 80 Jahre. Dieser nahm seine Gemahlinnen aus Nepal und China. Durch diese Göttinnen wurden Buddhabilder und Bücher der erhabenen Lehre nach Tibet gebracht. Darnach, nachdem diese Königinnen Tempel mit Lehranstalten gestiftet hatten, wurde die Religion Buddha's auch in Tibet ausgebreitet. In Tibet war der erste der Gelehrten Thumi Sambhoda. Dieser erlernte in Indien die Sanskritsprache bestens, und die Kaschmerianische Schrift zum Muster nehmend, bestimmte er die Tibetanische Schrift, erklärte die Art und Weise der Utschan und Umed (der Capital- und Cursivschrift), verfertigte orthographische Vorschriften und übersetzte einige Religionsschriften.“ Aus Csoma Körösi's tibetischen Texten in J. J. Schmidt's Gramm. der tib. Sprache. Petersb. 1839. S. 212.

31 (S. 145.) Sprache und Schrift in Tibet. — Wörter wie Bodhisato, soha u. a. werden bodhisatva, svaha geschrieben; das Sanskrit zeigt, daß diese Schreibung der ursprünglichen Aussprache entspringt. Die Consonanten r, l, s, vor anlautende Consonanten tretend, sollten, nach der Lehre der einheimischen Grammatiker, überall gesprochen werden; in der Sprache der Gebildeten geschieht dies indessen gegenwärtig nur ausnahmsweise, namentlich wenn das vorausgehende Wort mit einem Vocal schließt, zu welchem sie dann gezogen werden können, z. B. rdo rdsche, spr. dor-dsche, das Scepter. (Schmidt S. 16, 17). Auf höchst sinnreiche Weise hat Lepsius in seiner geistvollen Abhandlung „über die Umschrift und Lautverhältnisse einiger hinterasiatischen Sprachen“ (Abh. der Berl. Ak. 1860. S. 449 ff. „über die tibetischen Laute“ S. 472 ff.) die Frage zur Entscheidung gebracht, ob die stummen Präfixe (b, m, g, d), die den geschriebenen tibetanischen Wörtern ein so seltsames Aussehen geben (z. B. bkrabspa, spr. tabpa, gewählt, mthustôbs, spr. thutob, Macht) wirkliche Theile der Sprache und ehedem hörbar gewesen, oder ob sie vielleicht bloße diakritische Hülfsbuchstaben für das Auge seien? Er zeigt auf das Evidenteste, daß jene 5 Präfixe, die er auf zwei zurückführt, von der lautlichen Natur der folgenden Consonanten beeinflußt, und also gesprochen worden sind, und macht es wahrscheinlich, daß ein Wort wie das dag gesprochene bsgrags durch Ausfall der Vocale

aus einem mehrsilbigen basgragas hervorgegangen sei. — In afrikanischen Sprachen finden sich ebenfalls Anlaute, die nach unsern Gewohnheiten unerträglich sind, z. B. mb, kpr, kpl, gbl, kwr.

32 (S. 150.) Dieser Vorgang ist deutlich durch *ψίττακος* und *σίττακος*, Papagei, bezeugt, welche wohl mit *σίττη*, Specht, und vielleicht mit diesem deutschen Vogelnamen zusammenhängen. So manche mit sp anlautenden Vögelnamen, wie *σπίνος*, *σπίζα*, und selbst *ψάρ* Staar, fordern zur Vergleichung auf, führen jedoch auf schwer zu entscheidende weitere Verwandtschaftsfragen. — Der Hirtenruf *ψίττα* heißt auch *σίττα*, und die Dichterin Sappho nennt sich selbst (1, 20, nach Bergk) *Ψαπφώ*. Wir haben also alles Recht, *ψῆφος* und sabulum, *ψάμαθος* und Sand mit einander zu verbinden. Unter Voraussetzung des gleichen Lautübergangs findet das bis jetzt dunkele *σῶμα*, Leib, besonders der todte, seine Erklärung aus *ψωμα* s. v. a. *ψωμός* Bissen, woraus sich die Bedeutung „Fleisch“, und dann „Leib“ entwickeln konnte, wie im zweiten Buch ausgeführt werden wird. Das vedische psu (nach Jaska „Gestalt“) heißt Leib z. B. aruṇa-psavas, rothleibig, von den Kühen der Morgenröthe; aber im Zend ist fschu, Speise: beide von der Wurzel psâ essen. Psaras, ebenfalls nach Jaska „Gestalt“, heißt nach Böhtlingk-Roth: Schmaus, Genuß; aber Apsaras bedeutet vermuthlich: die Leiblose. Ich glaube nicht, daß jemals *ψ* oder *σφ* aus ursprünglichem sv entstanden sind; die griechischen mit *σφ* anlautenden Fürwörter scheinen mir zum Beweise nicht genügend, da vielmehr wahrscheinlich eine in den Stamm gedrungene Casusform *φι* zum Grunde liegt. Es würden demnach Fälle wie *σέβομαι* und *φέβομαι* aus einem ursprünglich anlautenden *σφ* oder *σχ* zu erklären sein.

33 (S. 150.) Also wie lat. cras, skr. çvas. Man vergleiche die ebenso große Lautvariation in den augenscheinlich verwandten Wörtern: *ψύα*, *ψόα*, *ὀσφύς*, *ἰσχίον*, *ἰξύς*, inguen; oder: *ἔχις*, *ὄφις* und *ἀσπίς* gegenüber dem lat. anguis, skr. ahi (für ahvi). Kṛip, varpas, rûpa und vapus, Gestalt, stehen, wie ich glaube, sämmtlich dem lateinischen corpus gegenüber.

34 (S. 152.) Vgl. *σφαραγέομαι* und *σμαραγέω*, brausen.

35 (S. 152.) Dieser Vocalvorschlag ist rein phonetisch, an Zusammensetzung ist nicht zu denken. Besonders zeigt sich dies in *ἀστράπτω*, *ἀστεροπή*, *στεροπή*, *ἀστήρ* Stern; *ἀσπάλαξ*, *σπάλαξ*, Maulwurf; *ἀμέλγω*, melken; *ἀμβλύς* von der Wurzel *μλ-*; *ὀμιχέω*, mingo; *ὀφρύα*, Braue, *ὀσφύς* und *ψύα*, Weiche; aber auch *ὀδάξ*, beißend, von *δάκνω*, ist schwerlich anders zu deuten. Die Ableitung des Wortes Zahn von essen, wegen des griechischen *ὀδούς*, scheint mir, bei der Isolirung des Griechischen in Beziehung auf den vocalischen Anlaut, gänzlich ungerechtfertigt. Die Accentlosigkeit solcher anlautenden Vocale ist

beachtenswerth; ebenso die Annahme eines *ο*, wenn in der Stammsilbe *ο* oder *υ* folgt, entsprechend dem gleichen Verhalten des Vocals der Reduplicationssilbe z. B. in *πορφύρω*. In *ἐλαχύς*, leicht, *ἐρυθρός* roth, ist das *ε* vorgeschlagen, wie Bopp bemerkt, der auch die Anlautvocale von *ὄνομα*, *ὄνυξ*, *ἀνήρ* ebenso erklärt (Zeitschr. III, 5); nächst der Consonantengruppe scheinen besonders Liquidae denselben günstig zu sein.

36 (S. 152.) Laut- und Begriffsvariation. Einige weitere Beispiele von der fast unbegrenzten Möglichkeit von Lautwandlungen mögen hier nachfolgen, besonders in ihrem Verhältniß zu dem theils unmerklich schwankenden, theils ebenso proteusartig wandelbaren Begriffe, welches die Wissenschaft auf ein Meer von Ungewißheiten zu verlocken droht. Schon in manchen der oben angeführten Fälle ist eine Scheidung der Bedeutungen neben sicherer ursprünglicher Identität bemerkbar; so in *ἀσπίς* und *ἔχις*, Natter, neben *ὄφις* Schlange im Allgemeinen. Palumbes ist Holztaube, columba Taube. Während im Sanskrit garbha die Begriffe Schoß und Junges vereinigt, ist *δελφύς* nur das Erstere, *βρέφος* das Letztere, und insbesondere das menschliche Kind; das dazugehörige Kalb ist vorzugsweise das Junge der Kuh, die russischen sherebaja, sherebenok gelten von Pferden, griechische wie *δέλφαξ* vom Schweine. — Das homerische *ἦτορ*, Herz, ist vielleicht identisch mit *ἧπαρ*, Leber, wie *καρδία* Herz und Magen heißt. — Der Vogel kapińgala (kapingala) dessen Ruf in späteren vedischen Zauberformeln als Vorbedeutung erscheint, und der auch in Mythen eine Rolle spielt, (s. Brihaddevata 4, 18 bei Kuhn Ind. St. I, 117; Nirukta 9, 4) heißt auch kakuńgala und wahrscheinlich auch kupińgala. Wir haben es also mit der Gruppe kv, und zwar reduplicirt, zu thun. Die gleichbedeutenden Namen çakuna, çakuni, çakunti, çakuntaka, çakuntikâ finden sich zuerst theils in den Zusatzversen zum zweiten Mandala abwechselnd mit kapingala, theils in den zwei Schlußhymnen desselben, welche ganz an diesen Vogel gerichtet und unzweifelhaft unächt sind, und in dem letzten Hymnus des ersten Mandala, der, eine ganze Sammlung von Einschiebseln, mit zu dem Seltsamsten der ganzen Sanhita gehört. Diese letztere Namenreihe führt auf dieselbe Wurzel wie die erstere; das als Eigenname bekannte çakuntalâ schließt sich sehr nahe an kapingala an. Die Bedeutung wird als Haselhuhn, als cuculus melanoleucus, als Habicht u. s. w. angegeben. Zu çakuni stellt Benfey Habicht (welchem aber kapingala näher steht), und Bopp ciconia; man sieht, daß *κύκνος*, Schwan, (vgl. Förstemann Zeitschr. III, 52) und im Sanskrit selbst kokila Kukuk, also auch *κόκκυξ* und cuculus, ferner çuka Papagei, kekin Pfau, kṛikavâku Huhn, Pfau, kṛikaṇa Art Rebhuhn, kukkuṭa Hahn, kukkubha ein wilder Hahn, kâka Krähe, kâkala, kâkola Rabe, kakarûka Eule, cakora rothes Rebhuhn, cakra, cakravâka, eine röthliche Gänseart, *κίρκος*

Art Habicht, welches Förstemann mit querquedula, Kriechente, und dem erwähnten krikaṇa zusammenstellt, und eine Menge anderer Vögelnamen mit dem ursprünglichen Anlaut kv, der Vergleichung ebenso nahe liegen. Daß diese Namen vom Schalle ausgehen, ist keineswegs gewiß, obgleich die spätere Sprache einige derselben so auffaßt (s. oben S. 168). Der Grundbegriff bezieht sich vielmehr wahrscheinlich auf Farbe. — Das in den Veden vorkommende reduplicirte Präteritum ǵabhâra von der Wurzel har (hṛi) halten, fassen, macht einen Zusammenhang derselben mit bhar und fero wahrscheinlich; ganz ebenso stehen aber im vedischen Dialect neben der fast gleichbedeutenden Wurzel garh (grih, grah), Formen aus grabh. Diese führt wieder auf rabh und labh, λαμβάνω. Aber auch dhar hat eine fast gleiche Bedeutung, und zu dieser steht tragen in einem ähnlichen Verhältniß, wie bringen zu beran; beide gehören mit greifen (und vielleicht auch mit kriegen) zu jener einfacheren dreigetheilten Wurzel. — Der lateinischen Wurzel spec- in specto, speculor, conspicio, spes entsprechen im Sanskrit: spaça, Späher, paçjâmi, sehen, im Deutschen: spähen, im Griechischen σκεπ-; neben dieser Wurzel steht aber goth. skavjan schauen, nebst skuggva Spiegel, welches auf ein der griechischen Form näherstehendes skuhv zu deuten scheint; saihvan, sehen, lat. scio wissen, caveo sich vorsehen, (s. Schweizer, Zeitschr. III, 373) vielleicht queo können, sanskr. kavi, weise (Ebel ebd. IV, 157, der auch κοέω wahrnehmen, vergleicht), ci, wahrnehmen, lassen sich entweder auf eine einfachere, oder auf eine verstümmelte Form derselben Urwurzel zurückführen. — Von den Wurzeln sar, sal, fließen, stammen z. B. im Sanskrit saras, See, sarit, Fluß, salila, Wasser, griech. ἅλς, Meer, lat. sal, Salz; die Wurzel su (sav), sprengen, goth. saivs, See, ferner sṛiǵ, sprengen, snu, fließen, smâ, spülen, waschen, endlich sru, fließen, wird man leicht als verwandt erkennen. Nun entspricht aber der Wurzel sru im Griechischen ῥυ, ῥέω, ῥεῦμα, deutsch Strom, slav. struïtj, fließen, und im Lateinischen, wie Kuhn wahrscheinlich gemacht hat, (Zeitschr. XIV, 223 ff.) fluo, flumen (für sthlu). Sollen wir darum unser fließen, sowie pluo, von fluo trennen? Ich glaube nicht, da die Tenuis Wirkung des weggefallenen s sein kann. Daß nun aber auch Wurzeln wie spülen, spritzen, spargo, ja sogar streuen, sterno, in den Kreis zu bringen suchen, und jedenfalls die für die Wurzel sru anzunehmende Urgestalt und ihr Verhältniß zu sar und su sehr ungewiß wird, ist ersichtlich. — Ebenso ist es mit flare, blasen, welches Graßmann (Zeitschr. IX, 8) durch dhva mit sanskr. dhma vermittelt: weder θυμός, Athem, Geist, noch φυσάω blasen, noch ψυχή, Seele, lassen sich hier mehr abhalten. Mit der (ebenfalls sehr nahe angrenzenden) Reihe spuo, πτύω oder ψύττω, speien, sanskr. schṭhîv hängen auch noch πτάρνυμαι, sternuo, sanskr. xu, niesen, sterto,

schnarchen, screo, χρέμπτομαι, räuspern, nebst χρεμετίζω, wiehern, und eine unübersehbare Menge sich daran reihender Lautbezeichnungen zusammen, welche z. B. hinnire, aber auch brummen umfaßt; andererseits gehört zu derselben Wurzel auch σίαλον, Speichel, und vielleicht πῦος, erste Milch und Eiter, pus, woran sich ebenfalls eine gewaltige Menge begrifflich und lautlich variirender Wurzeln schließt, die bis in die ersten Keime menschlicher Anschauungsentwicklung überhaupt zurückführen. Zu ähnlichen Betrachtungen veranlaßt die Reihe pingo, tingo, tango, fingo, unguo, mungo, lingo, mingo, ningo u. s. w. So bricht denn überall der gewaltige Strom der Sprache durch unsere nur auf die Oberfläche berechneten Regeln. Es mag sicherer, besonnener sein, nur das anzuerkennen, was in oft beobachtendem Gesetze sich aufdrängt. Aber wir dürfen darum nicht vergessen, daß dies, als das Zugänglichste, nur das Neueste, Jüngste ist, und daß die Gründe der Erscheinungen tiefer liegen, und tiefer, oder gar nicht, aufgesucht werden müssen. Wie grammatische Flexion bestimmter zu erkennen ist, als primäre Wortbildung, so ist auch wieder diese weniger dunkel als die Wurzelentwicklung; dennoch wäre es voreilig, die eigenthümlichen Wege, die die Sprache hier geht, bestreiten oder auf die Gesetze der beiden anderen Bildungsstufen reduciren zu wollen.

[37] (S. 154.) Ἄνθος, Farbe, entspricht dem andhas, welches eine in den Vedaliedern häufige Bezeichnung des Somasaftes ist. Die Tradition gibt dem Sanskritwort die Bedeutung „Speise“; im Petersburger Wörterbuche ist, in Anlehnung an ἄνθος, Blume, die Bedeutung Kraut, Somapflanze, zum Grunde gelegt. Eine Vergleichung der Stellen zeigt aber überall den Begriff der Flüssigkeit, des färbenden Saftes, der auch in den der Dunkelheit übergeht; daher z. B. (Rv. 1, 94, 7) râtrjâç cid andhas, „die Schwärze der Nacht.“ Von den Stellen, wo das griechische Wort Farbe heißt, lassen viele eine Zurückführung auf „Blume“ nicht zu, obschon ein solcher Zusammenhang dem Griechischen vorschweben und eine vorwiegende Verwendung für heitere, bunte oder rothe Farbe herbeiführen mochte; übrigens zeigt ja schon das Sanskritwort die Bedeutung des roth färbenden Saftes. Ἀνθοβαφής ist „buntgefärbt“; Herodot (I, 98) sagt von den Mauern Ekbatanas, sie seien gefärbt gewesen, ἠνθισμένοι φαρμάκοισι; Plato (Staat 4, S. 429) schildert die Sorgfalt der Färber, wenn sie Wolle purpurn färben wollen, und die Mittel, die sie anwenden, damit dieselbe die Farbe recht annehme, ὅπως δέξεται ὅτι μάλιστα τὸ ἄνθος; auch erklärt ein Grammatiker (Bekk. p. 104, 24): Ἄνθος τὸ χρῶμα καὶ τὸ βάμμα τοῦ ἐρίου, und Hesych: ἄνθη τὰ χρώματα (vgl. Steph. s. v.). Theognis sagt: auf dem Golde haftet kein Rost, αἰεὶ δ' ἄνθος ἔχει καθαρόν (452). Χάλκανθος, Vitriol, wird von den Alten mit Kupfer in Verbindung gesetzt, aber der erste

Theil der Zusammensetzung ist wohl χάλκη, welches, wie κάλχη (d. i. κόγχη), die Purpurschnecke und deren Saft bedeutet: „ἐστι δὲ“ sagt der Scholiast zu Nic. Ther. 256, „χάλκη ἄνθος, ἀφ' οὗ καὶ τὴν πορφύραν ὠνόμασαν. (Vgl. auch Salmas. de homon. c. 27). Es handelt sich also in diesem ἄνθος um ein technisches Wort, welches eher mit ἄνθραξ Kohle, αἰθαλόεις, rußig u. s. w. zusammenhängt, als mit Blume. Wenn nun aber Cicero (Brut. 87.) sagt: pigmentorum, quae nondum inventa erant, florem et colorem, oder Lucrez (1,989) πυρὸς ἄνθος mit flammai flore coorto wiedergibt, so müssen sie beide gleichlautende Wörter für identisch gehalten haben, entsprechend dem Sprachgefühl der späteren Griechen. Plinius (35,6) scheidet die Farben in austeri und floridi und rechnet zu den letzteren minium, armenium, cinnabari, chrysocolla, indicum und purpurissum. Auch ἄνθος οἴνου, Schaum oder Kahm des Weines, wurde flos vini übersetzt, und überhaupt wurde flos für mancherlei Ansätze z. B. (flos niger an kupfernen Kesseln Plin. 35, 24) gebraucht, wo das vorschwebende ἄνθος nur Schmutz bedeutet haben konnte.

38 (S. 162.) Daher z. B. tirás, vorbei, aber purás, voran, deren analoge Bildung aus einer Verwendung wie tiraskṛi, vorbeilassen, puraskṛi, voranlassen, deutlich wird. Ebenso purú, πολύς, viel u. a., wo auch die Stellung vor r und l von Einfluß zu sein scheint. Solche secundäre Vocale dulden sogar die im Sanskrit durch die folgende Consonantengruppe geforderte Dehnung, wie tîrṇá, übergesetzt, pûrtá gefüllt (von prî, piparmi, πίμπλημι), vûrṇá (von vrî, wählen). Hierher gehört vermuthlich auch ûrdhvá, hoch, Zend ĕrĕdhva, ὀρθός, arduus. Juvan, jung, comp. javîjas, goth. juhiza erklärt sich aus einer Grundform jĕhv-án, jáhvîjas, (vielleicht verwandt mit: ἥβη), wie mṛidú comp. mrádîjas, dîrgha (für dĭrgha) c. drâghîjas (vgl. Benfey kurze Sanskr. Gramm. S. 319 Note 10), prîja c. prejas (f. pra-îjas), sthĭ-ra c. sthejas (f. stha-îjas), sthûra (f. sthĕv-ra) c. sthavîjas. — Die deutsche Schwächung des a in i und u befolgt zwar im Einzelnen andere Gesetze, ist aber an sich ebenfalls nichts als Uebergang in Halbvocale. Daß der Ablaut nicht als Flexionsmittel entstanden, sondern im Ganzen genommen nur verschiedentliche Form des Vocalverlustes wegen ursprünglichen Wechsels der Tonstelle ist, kann kaum bezweifelt werden. — In den Veden sind, wie das Versmaß lehrt, häufig ungeschriebene Halbvocale zwischen Consonanten zu sprechen, die später zu untrennbaren Gruppen verwachsen sind, z. B. pitĕraus, der beiden Eltern, statt pitros, indĕras, Indra.

39 (S. 162.) Behandlung accentloser Vocale im Indogermanischen, Tibetanischen, Semitischen. — In pitâ, Vater ist die erste, in páter die zweite, in Júpiter sind beide Silben um den

vollen Vocal gekommen, alles wegen Accentverlustes. Der halbe Vocal tritt hier in Form eines ĭ (ĕ) auf; noch weiter geht die Schwächung des Stammvocals in ptâ, welches in dem ältern Zenddialecte der Gatha's („Lieder") das sonstige patâ vertritt. (S. Haug, die Gatha's des Zarathustra II, S. 227.) Das Neupersische hat die volle Form padar; das Afghanische hat daraus, nach Ausfall des ersten Vocals, plar gemacht, unter Veränderung der Gruppe pd in pl. Dies bietet einen sehr lehrreichen Fingerzeig für die Entstehung der tibetanischen Gruppen, die Lepsius in seiner schon (Anm. 31) angeführten Abhandlung ebenso erklärt, indem er zu den jetzt brdzun, bsdams, rnams, bsgrags geschriebenen Wörtern ältere Formen bardzún, basdámas, ĕrnámas, basgrágas voraussetzt. Er erklärt zugleich auf ungemein sinnreiche Weise die Töne oder Modulationen, wodurch sich die einsilbigen Sprachen auszeichnen, und die sie bei sonstiger Gleichheit in den Consonanten und Vocalen zur Unterscheidung von Worten benutzen, als Reste ursprünglicher Mehrsilbigkeit mit verschiedener Accentstelle. Demnach ist ihm die chinesische Sprache eine zur Einsilbigkeit erst herabgesunkene; er untersucht statistisch den Fortschritt der englischen Sprache nach der gleichen Richtung, und findet ihn in tausend Jahren größer als im Tibetanischen. Was das Semitische betrifft, so gehört Vocalverlust in großem Maßstabe schon der Zeit vor der Sprachtrennung an; am Weitesten geht darin das Aramäische. Innerhalb des Hebräischen ist bei Accentverlust die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, der vor silbenschließenden Consonanten in ĭ übergeht, sehr gewöhnlich. Aber auf der anderen Seite hat das Hebräische der einreißenden Vocalarmuth durch eine sehr eigenthümliche Reaction Einhalt gethan. Das Gesetz, das sich durch dieselbe herausgebildet hat, ist dies: in unbetonten Silben darf, wenn sie geschlossen sind (d. h. mit einem Consonanten enden), kein langer, wenn sie offen sind, kein kurzer Vocal stehen. Dieser kurze Vocal nun, anstatt immer auszufallen, wenn der Ton fortrückt, hat zwei Auswege eingeschlagen, um sich zu erhalten. Er wird nämlich entweder verlängert, aus keinem anderen Grunde, als weil er kurz zu schwach wäre, um an unbetonter Stelle ausharren zu können. Hieraus erklärt sich u. A. das von Ewald sogenannte „Vortonkamez", d. h. langes â, welches in Silben vor dem Wortaccent da steht, wo man Kürze des Vocals oder dessen Wegfall hätte erwarten sollen. Das zweite Mittel, den kurzen Vocal zu erhalten, ist Verdoppelung des folgenden Consonanten, wodurch die offene Silbe zur geschlossenen wird. Aus diesem Grunde sagt man von gâmâl, Kameel, in der Mehrheit gĕmallîm (für gâmâlîm), neben mĕschâlîm (für mâschâlîm) Sprüche, von mâschâl. Dies Verfahren ist von allen das seltenste; es scheint von der Verlängerung verdrängt worden zu sein, weil und seitdem Verdoppelung nicht für alle Consonanten zugelassen

ward. Man hat die Formen hinniach, hanniach u. s. w. neben hêniach, hâniach, (die übrigens in der Bedeutung etwas abweichen), aus Doppelwurzeln zu erklären versucht: sie sind nur differenzirte Abänderungen von hĭniach, hăniach. Man vergleiche noch chaj lebend, Mehrheit chajjím, chajjót, châjót (2 M. 1, 19; nicht von einem vermeintlichen châjeh); chajjáh (für chajvah) Thier, mit chajtó; ôséh, thuend, ôțéh, verhüllend, homéh, lärmend, (für ósih u. s. w.), fem.: ósáh, ôțĕjáh, homijjáh (sämmtlich für: ihâh oder ijáh); und das hebräische schâmájim mit dem chaldäischen (nach hebräischer Art punctirten) schemajjá. Hieraus ergibt sich denn auch, warum proklitische Wörtchen mit kurzem Vocal wie măh, zĕh, den Auslaut des folgenden Wortes verdoppeln oder den Vocal verlängern, oder endlich einen selbstständigen Accent annehmen müssen. Die untrennbaren Partikeln bă, in, kă, wie, lă, zu, werden in der Regel bĕ-, kĕ-, lĕ-; aber mit Flexion und kurzen Partikeln: bâhém, bamméh, kamméh, lâzéh u. s. w. Die Verdoppelung des Anlautconsonanten nach dem Artikel findet also ihre volle Erklärung, wenn man als dessen Urform hă annimmt, ebenso wie der ehedem sogenannte Ersatz der Verdoppelung durch Verlängerung vor Buchstaben, die nicht verdoppelt werden können. Die Fragepartikel hă hat im Gegentheile ihren Vocal eingebüßt; aber wo die Halbvocale lautgesetzlichen Schwierigkeiten begegnen, tritt der kurze Vocal hervor, der alsdann wieder, ganz wie der Artikel, Verdoppelung des folgenden Consonanten erfordert, und wo diese gehindert ist, auch verlängert werden kann. — Auch in dem „vav conversivum futuri“, haben wir nur die Grundform der Partikel vă, und, vor uns, mit Erhaltung der Kürze unter denselben Bedingungen. Die etwas emphatische Bedeutung hat den Vocal erhalten, der in der schwächeren Partikel nur unter tonisch besonders günstigen Verhältnissen durch Verlängerung (vâ) erhalten bleibt. Die Ausführung des bis jetzt nicht richtig erkannten Gesetzes der Behandlung alter Kürzen nach seinen Einzelnheiten ist hier unmöglich; es sei daher nur noch an die Aehnlichkeit desselben mit der doppelten Art erinnert, wie im Neuhochdeutschen umgekehrt die betonten alten Kürzen durch Verlängerung des Vocals vermieden oder durch Verdoppelung des folgenden Consonanten gerettet werden sollten, z. B. in nehmen, nimm, aus nĕmen, nĭm.

40 (S. 162.) Benfey in seinen unschätzbaren beiden Sanskritgrammatiken hat nicht nur überall den Accent berücksichtigt, sondern auch eine Menge von Spracherscheinungen aus demselben in seiner vorliegenden oder zu erschließenden älteren Form erklärt. Corssen („Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache“ Leipzig, 1858, 2 Bde.) weist scharfsinnig aus den vocalischen Zuständen des Lateinischen ein älteres Accentuationsgesetz nach, das dieselben ungezwungen

und oft überraschend erklärt. (S. bes. II, 321 ff. und über ältere griechische Betonung 362 ff. — Vgl. auch Dietrich, „zur Geschichte des lateinischen Accentes“ Zeitschr. I, 543.)

41 (S. 166.) „Guna.“ — Das Verhältniß von i zu ai (ê) und âi, und von u zu au (ô) und âu würde demnach dies sein, daß der sogenannte Gunavocal der ursprüngliche gewesen, von dem nach beiden Seiten, durch Ausfall des a eine Schwächung, durch Verlängerung desselben eine Steigerung („Vriddhi“) ausgegangen wäre. Den Versuch des Nachweises durch die Formen, wo nach der Auffassung der Sanskritgrammatik Guna eintritt, muß ich mir für einen anderen Ort vorbehalten. Die indischen Grammatiker sind ohne Zweifel darin consequenter als die moderne Sprachwissenschaft, daß sie nicht nur ar und al, sondern auch a als Guna, und â als Vriddhi auffassen. Betrachten wir, vom historischen Standpunkte, ar, al, a als ursprünglich, so müssen wir naturgemäß von av und aj dasselbe annehmen. Die Stämme dṛç und diç, sehen und zeigen, lassen eine Vergleichung zu; ebenso δέρκομαι und δείκνυμι: es handelt sich in dem einen Falle um Uebergang der Vocale i und ṛi, im anderen um den der Halbconsonanten r und j in einander. Aber wenn dik und dark als Wurzelformen angenommen werden, so bietet sich weder für das eintretende r, noch für den Vocalwechsel eine genügende Erklärung. Ebenso ist es mit den Doppelformen gêha und gṛiha, Haus, gai und gṛî singen, woneben gir, Stimme. Πῆχυς sskr. bâhu, bhuǵa, βραχίων, sämmtlich Arm bedeutend, ferner Bogen und sanskr. bhuǵ, biegen, führen auf folgende dem gothischen biugan, baug, entsprechende Wurzeln: bhâh, bhuh, bharh. Lottner hat (Zeitsch. IX, 319) groß mit grandis zusammengestellt, unter Hinweis auf den in den slavischen Sprachen häufig vorkommenden Wechsel zwischen an und u. Ebendasselbe hat für das Sanskrit Kuhn an ubhau ἄμφω und andern wichtigen Beispielen nachgewiesen („Wechsel von am und u im Sanskrit“ Beitr. I, 355.) Dies sind also Uebergänge von r und n in v, ähnlich denen des r in l oder umgekehrt, die in den indogermanischen Wurzeln so häufig sind. Vergleichen wir Wurzelgruppen wie bhag (ἔφαγον), bhuǵ (praes. bhunaǵmi), genießen, lat. frug (fruor), fung (fungor), deutsch brauchen und and-bahts, Amt (Function); oder: bahu, viel, banhîjas, mannigfaltiger, παχύς, engl. big, groß, dick, bṛihant, groß, ossetisch barzond, hoch (Böhtlingk, Sanskrit-Chr. S. 374), deutsch Berg, (also die Wurzeln bhah, bhanh und bharh): so kann man zweifeln, ob nicht die kürzeren Formen mit a die ursprünglichen, und ar, au, wie an, durch Einfügung (Infigirung) gebildet seien, wo denn z. B. dark, daik ebenso auf dak-ra, dak-ja zurückgeführt werden könnte, wie jung (junaǵmi) auf jug-na. — Anderer Art sind die von Grimm (Berl. Abh. 1845) behandelten Diphthongen,

die durch Wegfall eines zwischenstehenden Consonanten (z. B. hauen aus hagwen, a. a. O. S. 196) oder durch Entartung eines Consonanten entstehen (z. B. Baum, goth. bagms ebd. S. 191, Maid neben Magd, sanskr. nedischtha, nächste, von der Wurzel nah, Benfey k. Sanskrit-Gr. S. 319 Note 1). Daß die Diphthonge niemals aus Steigerung von i und u entstehen, soll nicht gesagt sein: wir haben deutliche Beispiele derselben in Dauer, Mauer, Wein u. s. w., und die sanskritische Vriddhi ist gewiß, wie es mit solchen einmal in Gang gekommenen Flexionsmitteln zu gehen pflegt, meistens direct aus den einfachen Vocalen vorgenommen worden, z. B. in jauvana, Jugend, aus juvan, jung; aber derlei Bildungen sind bekanntlich sehr späten Ursprungs, speciell sanskritisch und auf anderweitige Analogien gegründet, wie: daivja, göttlich, aus deva (däiva), gaus Kuh, aus go. — Die Entstehung von i, u aus ja, va ist in vielen Fällen unbestreitbar. Niemand bezweifelt, daß die sogenannten starken Casus, wie der Accusativ pratjancam, ursprünglicher als die schwachen, wie der Genitiv praticas, sind; die Endung anc, wärts, (mit vorausgehendem i: ianc, îca, îka) ist wahrscheinlich dieselbe wie in den lateinischen antiquus, posticus, propinquus, longinquus; im Griechischen ist πέριξ und περισσός mit parjanc verglichen worden, denen auch μέτασσαι, die mittleren, entspricht. Vielleicht ist unser vieldeutiges ing, ung, litthauisch ininkas, nichts anderes. Ja man kann versucht werden, die Endungen ça und ka, κος, cus, g, ig, ebenfalls damit in Verbindung zu bringen, wie z. B. in König die Endung ig aus ing verstümmelt ist. — Aus ritu, heilige Zeit und jag, opfern, wird ritvig, Priester. — Die Locativendung su (von Bopp mit σι identificirt) ist, wie das Zend beweist, aus sva entstanden; die Endung συνη hat Aufrecht (Zeitschr. I, 481) aus tvanam erklärt. Urú, εὐρύς, weit, comp. várîjas muß aus vĕrú entstanden sein; ebenso gurú, βαρύς, schwer, aus gvĕrú, comp. gárîjas (für gvarvîjas). Die Endung us, υς, lat. vis (d. i. vĕs) ist eigentlich vas, wie ihre Verwandtschaft mit ras zeigt: man vergleiche αἰσχρός, αἰσχίων wie ἡδύς, ἡδίων, (und ähnliche im Sanskrit), νεκρός und νέκυς, Zend naçusch, Todter, beides aus nakvas (gothisch navis und naus). — Das Verhältniß von au zu u ist also eigentlich dies: ava verliert seinen Endvocal, und wird avĕ, av, au; va verliert seinen Endvocal und wird vĕ, v, u, oder ava verliert beide Vocale und wird ĕvĕ, v, u. So wird z. B. im Sanskrit avavacam zu avôcam ich sagte, d. i. avavcam, von vac, wie im Griechischen ἔπετμον von τεμ; dagegen vakta wird ukta, gesagt, und von tasthîva-ns, stehend, ist der Genitiv tasthu-schas. Die Analogie mit semitischen Vorgängen ist um so größer, als dort neben der mit den Consonanten qvm geschriebenen, qaum, qôm, qûm gesprochenen Wurzel ein qâm d. i. qa'm (aus qaám) sich findet, ganz wie wir oben die

Wurzel bhâh neben bhuh gesehen haben. Der Uebergang von ai zu î im Semitischen ist nicht nur in streng grammatischen Fällen gewiß (z. B. hebr. schîtó, író von schájit, ájir neben bájit, bêtó), sondern dasselbe beweist für die so ausgedehnt gebrauchte Endung î (z. B. der Zahlwörter) die aramäische Form aj, für kî, wie, denn, das arabische kaj. (S. auch Anm. 204.) — Daß im Sanskrit aus i, u vor ungleichen Vocalen j, v werden muß, steht mit der Unursprünglichkeit jener Vocale keineswegs in Widerspruch. Es ist aus der Vedensprache durch Prosodie und Accent (Benfey Sama-Veda Einl. LV, k. Sanskritgr. S. 6) bewiesen, daß svar Sonne, Himmel, ehedem súar gesprochen ward; aber dies geht wieder aus einem verlorenen savar hervor, und in dem abgeleiteten sûrja, Sonne, einen Schritt in dem Vocalisationsproceß weiter; die erstere Form legt Benfey (Or. und Occ. I, 285) dem gothischen savil und lat. sol, die letztere dem griech. ἥλιος, nebst Sonne, zu Grunde. Divás des Himmels (Διός), dívas die Himmel, Dativ djúbhjas zeigen zunächst auf einen Stamm diu (vgl. Diespiter, Jupiter): aber schon der Nomin. sing. djaus (Ζεύς) führt auf djav, und vereinigt sich mit deva, himmlisch (aus dajv), um ein ursprüngliches dajav erschließen zu lassen. (In Ζῆνα steht ν vermuthlich für v, s. o. und Anm. 24.)

42 (S. 168.) Παππάζουσι χῆνες, sagt Pollux (5, 90) und ich kann nicht glauben, daß Homer Il. 5, 408 an „Papa rufen" dachte, und etwas anderes sagen wollte als: „Kinder werden ihn nicht anlallen." Für das Lallen der Kinder wird das Wort auch von späteren Dichtern gebraucht.

43 (S. 172.) Widerspruch der Principien der Assimilation und Dissimilation. — Man kann eine Dissimilation in dem Verfahren der Griechen bei Verdoppelungen wie Βάκχος oder in Apfel finden; doch lassen sich diese Vorgänge auch anders erklären. Assimilation zwischen Lauten, die nicht unmittelbar auf einander folgen, findet in den deutschen Brechungs- und Umlautgesetzen als bloße Anähnlichung statt. Dagegen haben die finnisch-tatarischen Sprachen ein zum Theil sehr feines Vocalharmoniegesetz, wobei nicht die Vocale der folgenden Silben auf die vorangehenden, sondern umgekehrt, und allerdings zuweilen bis zu vollkommener Gleichheit wirken. Ganz entgegengesetzt ist es, wenn z. B. in den spätern biblischen Büchern der Name Josua in Jesua (Ἰησοῦς) verändert ist, um nämlich die verwandten Vocale o und u, die in der semitischen Nominalbildung nicht in demselben Worte verwendet werden, auch in dem zusammengesetzten Eigennamen (wahrscheinlich s. v. a. „Gotthelf") nicht in zwei aufeinanderfolgenden Silben bestehen zu lassen. Ebenso ist der Name Jehu (für Jo-hu) zu erklären. Besonders das Arabische liebt klangreichen Wechsel der Vocale und stellt daher z. B. dem ragulûna, Männer, ragulîna, der Männer, gegenüber: ragulâni, zwei Männer, ragulajni, zweier Männer.

44 (S. 175.) Einen noch weiteren Fortschritt in der Milderung des Lautes stellt ἀνθηδών, Biene, dar, welches zugleich an ἄνθος Blume erinnern sollte, aber durchaus nicht von ἀνθρηδών getrennt werden darf. Die Aehnlichkeit mit der Wurzel φρεμ ist hier bis auf die letzte Spur verschwunden, so sicher die Uebergänge auch sind, die bis auf sie zurückleiten.

45 (S. 178.) Alter des b; urgriechische und slavische Palatalen. — Auf dem Gebiete der neuindischen Sprachen (Bengali, Hindostani) sehen wir das b weiter um sich greifen und das v verdrängen. Ueber seine Unursprünglichkeit im Anlaute indogermanischer Wörter kann kaum ein Zweifel sein. Aber im In- und Auslaut gibt es Fälle, die die Annahme eines ursprünglichen b nicht als unwahrscheinlich erscheinen lassen. Welche vorgermanische Form ist für hlaupan laufen, vairpan werfen, hilpan helfen, greipan, greifen, slepan schlafen, sliupan schlüpfen, hrôpjan rufen, skapjan schaffen, skip Schiff, hups Hüfte, hniupan brechen (kneifen), raupjan raufen, vorauszusetzen? welche für die angelsächsischen stapan gehen, (engl. step Stapfen), heap Haufen, hopian hoffen, für altnordisches gapa gaffen, und überhaupt für das p der ersten deutschen Verschiebungsstufe? Gesetzlich könnte nur ursprünglichem b altgermanisches p und hochdeutsches f entsprechen. Bickell (Zeitschr. XIV, 425 ff.) nimmt in solchen Fällen Wurzeln mit b an, Graßmann (XII, 106) eine harte Aspirata ph, die im Germanischen zu p verschoben sei. Für die erstere Ansicht sprechen besonders turba, Schwarm, verglichen mit thaurp, Dorf, labrum mit (dem eigentlich niederdeutschen) Lippe, hochdeutsch Lefze, und κάνναβις, altn. hanpr, Hanf, das aber schwerlich etwas anderes als Entlehnung ist. Von sonstigen Vergleichungen sind kaum die folgenden sicher: zu werfen ῥιφή und ῥιπή; zu greifen, sanskr. grabh, wovon rabh, labh und λαμβάνω wohl nicht zu trennen sind; Schiff zu σκάφος; mit schlüpfen vergleicht ferner Bickell lubricus, schlüpfrig. Apfel ist russisch jabloko, aber vielleicht bloß entlehnt. Schlürfen scheint zu ῥοφέω, sorbeo zu gehören. Ueberall, wie es scheint, genügt f als entsprechender Grundlaut, aus dem gothisches p doppelt verschoben sein müßte. Die litthauische Doppelform gelb und szelp, helfen (Lottner, Zeitschr. XI, 181) gibt keinen Aufschluß und läßt Entlehnung vermuthen. In manchen der oben angeführten Wörter mögen Lippenlaute aus Kehllauten entsprungen, in anderen die Tenuis durch besondere Umstände, wie ursprüngliche Verbindung mit s (man vgl. engl. grasp, greifen), zu erklären sein; aber der Mangel der zu erwartenden nichtgermanischen Analogien für die meisten dieser Wörter ist immer auffallend, und scheint auf Vermeidung eines einst vorhandenen b als seine Ursache zu deuten, welches indessen seinerseits in den

betreffenden Wörtern sehr wohl wieder aus f hervorgegangen sein könnte. Ueberhaupt würde der Umstand, daß die labiale Media im Inlaut ein höheres Alter aufweist als im Anlaut, dafür sprechen, daß sie nur der Zerstörung eines anderen Consonanten, wie sie vor Allem im Inlaut stattfindet, ihre Entstehung verdankte. — Von den Palatalen des Sanskrit, welche unbestritten junge Laute sind und ein geringeres Alter als die deutsche oder lateinische Sprache haben, kann es fraglich sein, ob nicht das Griechische wenigstens an den Anfängen ihrer Entwicklung Theil genommen habe; daß z. B. aus πεκ-ιω πέττω oder πέσσω, aus ἡκιων ἥττων, ἥσσων aus ἐλαχιων ἐλάττων, ἐλάσσων wird, unter denselben Umständen, wie κραγιω κράζω, μεγιων μείζων, und daß zugleich aus ἐρετιω, κρετιων, βαθιων ebenso ἐρέσσω, κρείττων oder κρείσσων, βάσσων; und aus ἐδιομαι, σχιδιω, πεδιος ἕζομαι, σχίζω, πεζός wird, erklärt sich leicht, wenn wir einen Uebergang kj, tj, tsch; gj, dj, dsch auch der urgriechischen Sprache zuschreiben, den aber das Griechische durch die Milderung, die es den Zischlaut sch überall erfahren ließ, modificirte, so daß von dsch nur ζ, ds oder weiches s, von tsch nur ein durch Assimilation verstärktes t oder hartes s zurückblieb. Auch entspricht in τέτταρες, πέντε, τί ganz deutlich τε (aus tja) dem sanskritischen ca und τι dem ci; tj, kj sind hier aus kv hervorgegangen. Beispiele für ζ, wo ihm in denselben Wörtern dsch entspricht, sind im Sanskrit weniger sicher (vielleicht ζῆλος, Eifer, von sanskr. ǵval, brennen); nur tsch scheint vor der Trennung in einigen Wörtern festgestanden zu haben. Im Anlaute entspringt ζ aus dj, j; doch auch aus gj, gv, wie die Dialektformen ζέλλω, ζέρεθρον für βάλλω, βάραθρον beweisen. Die Verwandlung von kj in t ist übrigens der des kv in p ganz analog. Aspiraten der Palatalklasse waren auf der ariohellenischen Stufe, wie θάσσων aus θαχιων zeigt, keinesfalls ausgebildet. — Die Palatalen der slavischen Sprachen werden von Bopp und Schleicher für selbstständige Bildungen erklärt. Aber das Zurückbleiben des Litthauischen scheint mir dafür nicht ganz beweisend zu sein, da sich ein Verharren auf alterthümlicherem Standpunkt auch dialektisch, als bloße Ausschließung, zuweilen findet. Die Uebereinstimmung von slavischen Wörtern wie tschetyre, vier, znaju, kennen, shîvu, leben, mit sanskr. catur, ǵnâ, ǵiv möchte ich nicht für zufällig halten; besonders bei der dem Griechischen so ganz ähnlichen Verwendung in der Conjugation, wo shu aus gju, dju, und tschu aus kju, tju entsteht, und der Steigerung, wo ebenfalls Stämme auf g und d den Comparativ auf she, und solche auf k und t ihn auf tsche bilden. Wie in griechischen Dialekten ζ neben β, so steht z. B. das russische sheludj, Eichel, neben βάλανος, glans, aus einer Grundform gvalandi. Während die slavischen Sprachen, ebenso wie Sanskrit und Zend, nach dem Muster der vielleicht sehr kleinen

Anzahl gemeinsam ausgebildeter Fälle selbstständig weiter gingen, unterdrückte das Griechische nach seinem besonderen Geiste auch diese schwachen Keime wieder. Was das sch betrifft, das im Sanskrit in gewissen Stellungen anstatt des s eintritt, so scheinen die Wörter in denen κτ dem sanskritischen ksch entspricht, es enthalten, und auf ähnliche Weise wie tsch ersetzt zu haben; und vielleicht läßt sich κέρατος neben κέραος u. ä. (wo freilich das Sanskrit sein sch nicht anwendet) ebenso erklären.

46 (S. 179.) Vgl. Tindall, a grammar and vocabulary of the Namaqua-Hottentot language (Capetown) S. 11 ff. Was das Fehlen der Mediae im Chinesischen betrifft, so macht Lepsius (Berl. Abh. 1860, S. 461, 469) aus den Dialekten und der von Indern herrührenden Aufstellung der Laute wahrscheinlich, daß dieser Mangel nicht ursprünglich, sondern als Lautverlust aufzufassen sei.

47 (S. 184.) Stellung der Griechen unter den Indogermanen. Ariohellenische Urzeit. — Ich gehe von der Ansicht aus, daß Griechen, Inder und Iranier nach der Trennung der übrigen indogermanischen Völker vereint geblieben, und daß aus dieser Dreiheit von Stämmen die Griechen zuerst ausgeschieden, also nach den Iraniern am nächsten mit den Indern verwandt sind. Man war bis vor Kurzem ausschließlich, und ist noch immer vorwiegend der Meinung, daß Griechen und Italier eine besonders eng verwandte Gruppe innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie bildeten. Das subjective Gewicht der früheren Kenntniß dieser Verwandtschaft zu einer Zeit, wo von einer weiteren indogermanischen noch keine Ahnung vorhanden war, sowie der geschwisterlichen Stellung, die die beiden classischen Sprachen in unserem Jugendstudium einzunehmen pflegen, vereinigt sich mit der wirklichen Uebereinstimmung in Lebensweise und Literatur zu Gunsten jenes Vorurtheils. Aber die Uebereinstimmung erklärt sich reichlich aus der ununterbrochenen, gewaltigen und uralten, sowohl directen als indirecten Einwirkung, besonders der italienischen Griechen auf die Römer. Daß diese Einwirkung der Bekanntschaft mit der Literatur vorausging und überhaupt viel tiefer als eine bloß literarische sein muß, ist nachgewiesen. Die frühe Verbreitung der griechischen Heroensage geht aus den im Munde des Volks umgebildeten Namen Hercules, Aesculapius, Pollux, Ulixes (Mommsen, röm. Gesch. S. 133) u. a. hervor; die Sage von Aeneas und der Gründung Alba's ist älter als die lateinische Literatur: denn Fabius Pictor erzählte sie schon (Diodor bei Euseb. chr. I, 46.), und Fabius Pictor schrieb griechisch. Die lateinische Sprache wagte erst nach den Zeiten des zweiten punischen Krieges in Folge des gesteigerten Nationalgefühles mit der griechischen als Literatursprache zu rivalisiren; Cato der Aeltere schrieb zuerst ein lateinisches Geschichtswerk. Die eindringende griechische Bildung verdrängte keine einheimische, sondern schuf vielmehr

erst eine solche. Die sibyllinischen Bücher waren in griechischen Hexametern geschrieben, und der Versuch, den Namen Sibylle aus dem Lateinischen zu deuten (M. Müller's Vorl. I, 8. Vorl. Anm. 24) möchte bei einem Worte, das sich bei Plato (Phädrus p. 244) und Aristophanes findet, kaum zulässig sein; es ist eine griechische Bildung wie *Σάβυλλος* (Bürger zu Gela, Her. 7, 154) *Βάθυλλος*, *Φάϋλλος*, *Μίκυλλος*, *Ἴππυλλος*, *Ἀρίστυλλος* und *Ἀρίστυλλα*, *Ξένυλλος* und *Ξένυλλα*, *Μνάσυλλα*, *Κοίτυλλα*, *Νίκυλλα*, *Κτήσυλλα*, *Φείδυλλα* u. s. w. Daß das lateinische Alphabet von den Griechen in Unteritalien und Sicilien entlehnt ist, steht nach Mommsens Untersuchungen fest. Das älteste lateinische Schriftstück, von dem wir wissen, die Gesetze der zwölf Tafeln, wurden nach vorgängiger Untersuchung der griechischen Gesetzgebungen, insbesondere der solonischen, durch Abgesandte, die sogar Abschriften mitgebracht haben sollen, und überdieß unter Mithülfe des Ephesiers Hermodorus abgefaßt. Dieser Hermodorus (er war vermuthlich ein Sohn desjenigen, wo nicht derselbe, den die Ephesier verbannt hatten, indem sie, nach Heraklit, sagten: „bei uns soll sich Keiner auszeichnen; thut es Einer, so gehe er anders wohin“) hatte eine Statue auf dem Comitium. (Liv. III, 31. Cic. Tusc. 5, 36. Plin. 34, 11.) Ebendaselbst standen bis zu Sulla's Zeit die Statuen des Pythagoras und Alcibiades in Folge der Forderung des delphischen Orakels im Samniterkrieg, dem tapfersten und dem weisesten Griechen Bildsäulen zu errichten (Plin. l. c. 12.), wobei die Wahl durch die Beziehungen zu Unteritalien und Sicilien bestimmt worden sein muß. Zehn Jahre vor dem tarentinischen Krieg wurde das Bild des Aesculap aus Epidaurus nach Rom geholt. Der römische Volksglaube wußte von keinem Anfange des griechischen Einflusses. Nicht nur sollte schon Tarquinius Superbus das delphische Orakel beschickt haben, Tarquinius Priscus ein Sohn des Corinthers Demaratos gewesen sein, und Numa mit Pythagoras in Verkehr gestanden haben, sondern auch von Romulus und Remus glaubte man, sie seien griechisch erzogen worden (Dion. Hal. 1, 84), und ehe man in Rom Werth darauf zu legen anfing, von griechischem Einfluß unabhängig zu sein, war man Jahrhunderte lang stolz auf eine möglichst enge Verbindung mit Griechenland gewesen. Dieser frühen Einwirkung der Griechen sind Entlehnungen zuzuschreiben wie gubernare, *κυβερνᾶν*, steuern, nausea Seekrankheit u. a. auf Schifffahrt bezügliche Ausdrücke (vergl. Curtius in Abh. der 15. Versammlung deutscher Philologen u. s. w. Hamb. 1856, S. 40—48); ferner aranea Spinne, *ἀράχνη*, und lana Wolle, *λάχνη*, poena, punio, *ποινή*, lancea, *λογχή*; lorica Panzer, formica Ameise, von *θώρηκα*, *μύρμηκα*, also von Accusativen, wie placenta *πλακοῦντα*, turunda *τυροῦντα* (s. Mommsen, röm. Gesch. 1, S. 130), und wie im Romanischen. Selbst triumpus, welches man doch wohl für einen ächt

römischen Begriff hätte halten sollen, ist nur der Beiname des Bacchus θρίαμβος, dessen Aufzügen also die römische Sitte des Triumphes nachgebildet ist: das Wort bedeutet zunächst einen Zug, bei dem triumpe gerufen wurde; ein Ruf, welcher, in fünffacher Wiederholung an Mars gerichtet, in dem Liede der arvalischen Brüder vorkommt. Auch persona möchte schwerlich etwas anderes als ein entstelltes πρόςωπον sein. Was dagegen specielle Sprachverwandtschaft betrifft, so hat dieselbe Lottner, („Ueber die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes" Zeitschr. VII, 18 ff., 16 ff.) als ein Vorurtheil bezeichnet, für die italischen Völker ein besonderes Verwandtschaftsverhältniß mit dem celtischen nachzuweisen versucht, als Hauptabtheilung aber einen europäischen und einen asiatischen Zweig des indogermanischen Stammes angenommen. Die Gründe des umsichtigen Forschers für die letztere Behauptung haben meine Ansicht von der engen Zusammengehörigkeit der Griechen und Inder nicht zu verändern vermocht; auch abgesehen davon, daß wir kaum berechtigt sind, die Griechen ein bloß europäisches Volk zu nennen. (Vgl. eine eben dahin gehende Bemerkung von Sonne, Zeitschr. XII, 273.) Ich erwähne nur einige der auffallendsten Erscheinungen, ohne hier den schwierigen, allerdings noch mit mancherlei Dunkelheiten verknüpften Gegenstand zu völliger Entscheidung bringen zu wollen. Das Augment der vergangenen Zeiten theilt das Griechische nur mit dem Sanskrit und den iranischen Sprachen, einschließlich des Armenischen; kann man glauben, daß es in allen anderen Sprachen des Stammes vorhanden gewesen und verloren gegangen sei? Eben dieselben Sprachen stimmen in der Behandlung der Negativpartikel an oder a nahezu überein. Im Verbum vergleiche man τίθημι, ἐτίθην, ἔθην mit dadhâmi, adadhâm, adhâm, oder den reduplicirten Aorist mit der entsprechenden Sanskritform, oder den Unterschied von bharanti φέρουσι, sie tragen, gegen abharan, ἔφερον, sie trugen, sowie überhaupt der Endungen der sogenannten Neben- und Haupttempora, und man wird nichts Aehnliches aus einer europäischen Sprache an die Seite stellen können. Gleiches ließe sich an der Declination und an merkwürdigen Einzelheiten aus der Accentuation zeigen, worüber Bopps „Accentuationssystem" an interessanten Beispielen reich ist. In Betreff der Lautgesetze ist die Vermeidung der doppelten Aspiraten schon allein nahezu entscheidend. Die Behandlung des s im Griechischen ist fast persisch; und wenn sanskritisch-zendischem r oft im Griechischen, wie in den europäischen Sprachen, l entgegensteht, so kommt dies daher, daß r in solchen Fällen nicht der ursprüngliche Laut ist; wie wollte man auch Fälle wie λείχω, lingo, lecken, wo das classische Sanskrit selbst lih und nur der Vedendialect rih hat, anders erklären? In lexicalischer Hinsicht deuten z. B. Gegensätze wie mṛita, amṛita, βροτός, ἄμβροτος, oder âma ὠμός, pakva πέπων,

auf ungemein nahe Verwandtschaft. Unter den Zahlwörtern stimmt çatám vollkommen zu ἑκατόν (ἑ ist = sa, ein); χίλιοι ist aus sa-hasrjam zu erklären (Bopp, Berl. Abh. 1840, S. 208) — man vergleiche die Dialectform χέλλιοι —; mit μύριοι, Zend baevare, würde dieß Gemeinschaft der Zählung bis zehntausend beweisen. Die Uebereinstimmung in dem Gebrauch der Partikeln, namentlich auch ihre Zusammenstellung mit Zeitwörtern, ist überraschend. Schon Rosen macht eine dahin gehende Bemerkung zu Rv. I, 4, 4 über parehi, komme hinzu! von parâ und êmi, πάρειμι. Hier schließen sich denn nun auch die ältesten Zusammensetzungen, besonders mit sa, α, su, εὐ, dus, δυς an, z. B. sagarbha, -bhja, ἀδελφός, -εός, Bruder (Kuhn, Zeitschr. II, 129), δυςμενής durmanas feindlich, svasti εὐεστώ, Wohlsein. Mit welcher europäischen Sprache wäre ein Vergleich möglich wie der zwischen Satjaçravâs und Ἐτεοκλῆς? Ueberhaupt ist die Uebereinstimmung in der Mythologie zwischen Griechen und Indern in noch gesteigertem Maße größer. Die ariohellenische Urzeit wird sich in ganz anders bestimmten Umrissen herstellen lassen, als die indogermanische. Wenn wir das indopersische Gesammtvolk nicht ohne ein ziemlich ausgebildetes Staats- und Cultusleben und in gewissem Sinne nicht ohne eine gemeinschaftliche Literatur denken können, so muß den Ariohellenen ein nicht unbedeutender Schatz der Heroensage und selbst Poesie gemeinsam gewesen sein; eine Ueberzeugung, die sich auch aus Westphal's interessanten Untersuchungen „zur vergleichenden Metrik der indogermanischen Völker" (Zeitschr. IX, 437 — faktisch haben sich nur Iranier, Inder und Griechen zur Vergleichung dargeboten —) unwiderstehlich aufdrängt. Der griechische Geist ist unendlich mehr indisch als römisch; er hat seine poetischen und speculativen Keime mit aus der Urzeit herübergebracht. Das griechische Geistesleben scheint dem indischen, abgesehen von dem priesterlichen Elemente, näher als dem iranischen zu stehen, weil die Arier sich mit Bewußtsein, aus doctrinärem Widerspruche von den Indern sonderten. Die Sonnenrosse des Parthenon stehen ihren Urbildern in den Vedaliedern nicht ferner, als der Zeus zu Olympia dem homerischen. Die Römer dagegen trennt von den Griechen ein gewaltiger Gegensatz an Charakter und Geistesanlagen; eine besondere Aehnlichkeit besteht, soweit sie nicht bloß eingebildet ist, nur in aufgetragenen Aeußerlichkeiten.

48 (S. 184.) Jugend der Partikelcomposition. — Wie lose die Partikeln mit den Zeitwörtern noch bei Homer zusammenhängen, geht nicht nur aus ihrer Trennbarkeit, sondern noch mehr aus der Seltenheit der Ableitungen aus zusammengesetzten Zeitwörtern und besonders auch der mehrfachen Zusammensetzungen mit Partikeln (wie ἀνέκδοτος, nicht ausgestattet, δυςάμβατος, schwer zugänglich) hervor. Die indischen Grammatiker betrachten die Verbindung der Präposition

mit dem Zeitwort nicht als Zusammensetzung; doch hat Bopp (vergl. Accentuationssystem S. 88) aus einem Accentgesetz bewiesen, daß die Sprache eine solche Verbindung allerdings als ein Wortganzes ansieht. Unzweifelhaft ist, daß schon die indogermanische Ursprache diese Verbindungen kannte, aber kaum minder, daß sie damals nur feststehende Phraseologien, noch nicht Worteinheiten waren. In der Flexion werden sie überall als getrennte Wörter betrachtet: confeci, retuli kommen nicht von conficio, refero, sondern sind erst aus con und re mit feci und tuli zusammengesetzt. Dieser Satz ist wichtig, weil Partikelcomposition noch häufig selbst zur Erklärung von Wurzeln angenommen wird. Sehr klar hat Curtius (s. Grundzüge der gr. Etym. 2. Aufl. S. 30 ff.) die Unzulässigkeit dieses Verfahrens ausgeführt. Es gibt unter der großen Masse gemeinsamer Wörter schwerlich ein einziges allgemein indogermanisches Compositum. Vidhavâ, vidua, slav. vdova, Wittwe, wird von Bopp, Benfey und Pott für eine Zusammensetzung mit der Bedeutung „Mannlose" erklärt; aber wenn selbst dhava, Mann, ein weniger zweifelhaftes Wort wäre, als es wirklich ist, so sprechen vidhura getrennt, verlassen, verwittwet (das man von der Wurzel dhur abzuleiten pflegt, das aber nur eine Nebenform von vidhava ist), das lat. di-vido, nebst individuus, ungetrennt, das dem viduus ganz gleich gebildet ist, deutlich für eine Wurzel vidh. Viduus pharetra, „des Köchers beraubt," ist nicht eine kühne Metapher bei Horaz; das beweist schon das französische vide. Es ist überhaupt nicht die Art des Begriffes, den speciellen Zustand so logisch per genus et differentiam zu bestimmen. Der Begriff verlassen, beraubt, orbus, geht vielfach in den „verwittwet, verwaist" über. Daher wohl auch privignus von privus, abgesondert, privare, berauben, privatus, der Einzelne; wie hebr. almân, verlassen, verwittwet, almôni ein Einzelner oder Gewisser. So tritt denn vitricus, Stiefvater, ebenfalls hierher. Die Bezeichnung „Stief" hat denselben Ursprung: stiufan ist orbare, (der Eltern oder Kinder) berauben. Zu den ältesten Zusammensetzungen gehören unstreitig die mit der Negation an-, in-, un-; von solchen müssen einzelne Fälle, die als Musteranalogien für alle späteren dienten, schon in der Urzeit existirt haben. Dagegen εὐ, su (d. i. vasu, Zend vohu), ist ein für sich stehendes Wort, und bildet wahre Composita, die nicht der Urzeit angehören. Etwas älter sind die Verbindungen mit sa-, slavisch so-. Das litthauische wieszpatis, Herr, skr. viçpatis, Herr des Hauses (vom Gotte Agni), ist eine in aller ihrer Vereinzelung höchst merkwürdige Parallele, die auf einen näheren Zusammenhang beider Sprachstämme deutet, als Schleicher zugestehen will (Beitr. I, 11). Man vergleiche damit die Entwickelung der Palatalen (Anm. 45), und in der Declination die Locativendung der Mehrheit (sva, σι), die der ariohellenische Stamm nur mit dem letto-slavischen

gemein hat. — Wenn man sich fragt, worin der Unterschied zwischen Ableitung, die zu eine unvordenkliche Zeit zurückgeht, und Zusammensetzung, die sich in der Ursprache der Indogermanen höchstens in Anfängen vorfand, eigentlich bestehe, so kann man sich nicht verläugnen, daß die Sonderexistenz beider Theile kein genügendes Unterscheidungszeichen ist; denn auch Ableitungsmittel müssen eine solche irgend einmal gehabt haben. Das Charakteristische der primären Wortbildung besteht allerdings im Allgemeinen nur in der Beschränkung auf wenige wortbildende Elemente von bestimmter Form, und keineswegs ebenso bestimmter, aber immer den Wurzelbegriff nur modificirender Function; da aber das Indogermanische gar keine Ableitung durch Präfixe kennt, so ist es in diesem besonderen Falle nicht zweifelhaft, daß Verbindungen mit vortretenden Partikeln als Zusammensetzungen aufzufassen sind; sie gehören zu der jüngeren, präpositiven Richtung der Sprachen, die auch die Präposition an die Stelle der Casusflexion (Postposition) gebracht hat.

49 (S. 184.) Scaliger machte diese Bemerkung zu Phrynichi epitome eigentlich nur in Betreff der Zusammensetzung mit Negativpartikeln und mit εὐ gegen Nunnesius, der eine Lesart εὐαγγείλαντα für ἀπαγγείλαντα vorgeschlagen hatte, s. Phrynichi eclogae ed. Lobeck p. 266. Die Erweiterung der Regel nebst der Prüfung etwaiger Ausnahmen (besonders χερνίπτομαι) s. Lobeck's Parerga zu jener Ausgabe, Cap. III. (Vgl. auch Bernays, Joseph Justus Scaliger, Berlin 1855, S. 183.) Diesem Gesetze gemäß konnten die Griechen wohl mit einer Präposition z. B. Epigramma, (v. ἐπιγράφω), aber nicht Telegramma bilden, weil τηλεγράφω unmöglich ist. Neben Telegraph, welches ein zusammengesetztes Nomen ist, würden sie nur Telegraphema gebildet haben, eine Ableitung aus τηλεγραφέω; diese letztere Form wäre nämlich nicht zusammengesetztes Verbum, sondern Ableitung aus jenem zusammengesetzten Nomen. Ebenso würde wohl Diorama altgriechisch sein können, aber kein Panorama.

50 (S. 185.) Das chaldäische d, di, steht natürlich damit nicht in Widerspruch, da es ursprüngliches z ist. (S. Anm. 60.)

51 (S. 185.) Altsemitisches Wortbildungsgesetz. — Gegen die Annahme secundärer Wurzeln im Semitischen entscheidet noch stärker Folgendes: Der ursprünglichen semitischen Sprachform ist selbst Ableitung eines Wortes von einem anderen fremd. Die Semiten bilden keine secundären Wörter wie häuslich, Weisheit, haften, kränzen. Jedes Wort muß unmittelbar von der Wurzel abgeleitet werden. Dies geschieht, wenn der Begriff die Ableitung aus einem bereits gebildeten Wort nothwendig macht (z. B. in äschern), wenigstens der Form nach, und ein solches dem Begriff nach secundäres Wort kann sogar lautlich wieder die Gestalt der Wurzel annehmen. Selbst Ableitungen von Eigennamen

werden zum Theil diesem Gesetze scheinbar unterworfen: von dem Namen der Stadt Medina wird gebildet madanijjun, medinisch, gleichsam von einer fingirten Wurzel madana. Diese auffallende Eigenthümlichkeit der semitischen Wortbildung nimmt stark ab, je mehr die Sprachen zu dem Charakter aller modernen übergehen, welche stets nach möglichst einfacher und leicht ausführbarer Nebeneinanderstellung der Sprachtheile streben. Vereinzelte alte Ausnahmen, das heißt solche, die schon in den ältesten hebräischen Büchern zu finden sind, treffen nur die Außenwerke der Sprache (z. B. Eigennamen); der Zeit vor der Sprachtrennung gehört kein Fall an. Die Semiten müssen also je früher um so stärker den Unterschied zwischen Wort und Wurzel gefühlt, und diese für etwas Einfaches, nicht selbst Abgeleitetes gehalten haben, von dem allein sie, eben um seiner Einfachheit willen, Ableitung zuließen.

52 (S. 186.) Vgl. Pott, „Doppelung (Reduplication, Gemination) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache" (Lemgo und Detmold 1862).

53 (S. 194.) Siehe hierüber unter Anmerk. 112.

54 (S. 196.) Reif, ahd. reif, goth. raips, Riemen, engl. rope, Seil; reif, ahd. rîf, engl. ripe; Reif, ahd. hrifo, rifo, altn. und agſ. hrîm, engl. rime, in neuhochdeutschen Mundarten auch Reim und Pfreim (Schmeller's bayerisches Wörterbuch I, S. 331, wo eine Erklärung aus be-reimen versucht wird). Die drei Wörter haben wegen des Auslautes, der b sein müßte, keine genauen Analogien in den verwandten Sprachen. Das dritte ist wegen des anlautenden h von Grimm mit κρύος, κρυμός, Frost, κρύσταλλος, Eis, verglichen worden; die Form Pfreim spricht, wenn sie nicht (vgl. Pflaume aus prunum) Entlehnung aus pruina ist, für Verwandtschaft mit diesem Worte, welches außerdem mit frieren zu verknüpfen ist. Das goth. frius, Kälte, entspricht dem κρύος genau genug, wenn wir f aus h entstanden annehmen. Vgl. Diefenbach, goth. W. I, 410. Benfey, W.-Lex. II, 178.

55 (S. 202.) Li-ki, Abschnitt schao-i.

56 (S. 202.) Buch Kue-fung, Lieder tao-jao, han-kuang, kiang-jeu-sse und ho-pi-nung-i. In dem Liede jeu-hu wird der Ausdruck von Lacharme mit „ille vir" übersetzt, wodurch das ganze Gedicht, das Klagen durch den Krieg verwittweter Frauen enthält, seinen Sinn verliert.

57 (S. 203.) Für das gegenwärtige Sprachgefühl der Chinesen ist tschi eine Relativpartikel, ähnlich wie so. Die Entwicklung der letzteren ist nicht weniger merkwürdig. Sie heißt Ort, und wird zunächst für wo, wohin, dann für das Relativverhältniß gebraucht. Der Wortstellung nach zu urtheilen, ist wohl eine verbale Bedeutung für die Partikel vorauszusetzen. Sie folgt dem Hauptworte und geht dem Zeitworte voran, so daß z. B. „Mensch Ort gehen", heißt: wohin der Mensch geht;

„Mensch Ort lieben": was der Mensch liebt, oder richtiger: das von dem Menschen Geliebte (des Menschen Geliebtes); denn so mit folgendem Verbum entspricht oft geradezu einem passiven Particip, ja dem Passiv überhaupt, z. B. so wei, es wird genannt, s. v. a. wei tschi, man nennt es, und infinitivisch: ho so schi (Schott, chin. Sprachlehre S. 92), das von Reihern Gefressenwerden. Die Wandelbarkeit des Gebrauchs der beiden Partikeln so und tschi erhellt aus folgenden Beispielen: shin so, des Menschen Ort; shin so tschi, wohin der Mensch geht (tschi); shin so hao oder shin tschi so hao, was der Mensch liebt; so se tschi shin (a. a. O. S. 90), angestellte Leute; in dem letzten Beispiel ist so das Zeichen des Passivs, tschi das des Particips. — Der durchaus flüssige Zustand, in welchem sich im Chinesischen die sogenannten Formwörter gegen die Begriffswörter befinden, ist eine diese Sprache ganz durchdringende und für dieselbe höchst charakteristische Eigenheit. Besonders bei den Präpositionen pflegen die vollen verbalen Begriffe in Gültigkeit zu sein, so daß z. B. jung die Bedeutungen dienen (jung-shin, Diener), gebrauchen, vermittelst, um zu vereinigt.

58 (S. 207.) Hab. 3, 11., Jes. 38, 14., (Hiskiah's Gebet), Jer. 11, 19, wo die alten Uebersetzungen alluf als Attribut zu Lamm ziehen, und „zahm" oder dergl. erklären, und erst R. Juda ben Koreisch (epistola ed. Bargès et Goldberg p. 6), Dunasch u. A. (s. Raschi z. St. und Ps. 58, 9) die richtige Auffassung fanden. Jes. 38, 14 verglichen mit Jer. 8, 7 zeigt deutlich, daß es nur das fehlende „und" ist, was den früheren Uebersetzern Anstoß erregte. Veraltete und überhaupt grammatisch ungewöhnliche Ausdrucksweise ist eine in allen Literaturen häufige Veranlassung nicht nur des Mißverständnisses, sondern auch der Umdeutung, d. h. unbewußt tendenziösen Deutung der alten Texte.

59 (S. 209.) Griechisches Wurzellexikon. I, 379 ff.

60 (S. 210.) Sa-, ge-; -te, -bam; -anc. Beispiele semitischer Partikelentwicklung. — Benfey, k. Sanskrit-Grammatik §. 150 Bemerk. (S. 72.) Wie verhält sich aber zu dieser Partikel das deutsche ge—? Da man sa, sam, slav. so, su, nicht wohl von σύν, ξύν, dieses aber auch nicht von cum wird trennen können, so ist die deutsche Partikel, wenn man die Aehnlichkeit der Verwendung z. B. in gemein, communis; gakviman, συμβαίνειν, convenire, sangam, zusammenkommen, bedenkt, unzweifelhaft als die germanische Parallele zu betrachten, an welcher es ja auch sonst für jene Partikeln im Gegensatz zu so vielen, wenn nicht allen Vorwörtern dieser Art (ἀνα-, ἀντι- u. s. w.) ganz fehlen würde. Lautlich ist aber die Grundform von ge-, nämlich cha, nur durch Vermittlung von skhva mit den verwandten Formen zu verbinden. Für einen derartigen vollern Anlaut spricht wirklich außer ξύν,

cum, noch ξυνός und κοινός, gemeinsam (also skven- und kvain-); und wenigstens für sv der Reflexivstamm sva, sich, Verwandtschaftsnamen wie Schwester u. A., worüber im 2. Buche. Der Gebrauch der Silbe ge- als Tempus-Augment (welcher eine sehr lehrreiche Geschichte hat), gestattet vielleicht auch das freilich einigermaßen abweichend verwendete ariohellenische Augment a als wurzelverwandt zu betrachten. — Ein anderes ebenfalls sehr altes Flexionselement von ganz durchsichtiger Bedeutung und Entwicklung ist das bei der sogenannten schwachen Bildung unserer Imperfecte dienende te, dessen Entstehung aus that, dem reduplicirten Präteritum von thun, noch in der gothischen Flexion ganz deutlich ist, und uns zugleich den Schlüssel nicht nur für griechische Formen bietet, wie ἔσχεθον, εἴργαθον, ἠγερέθοντο, φθινύθω u. s. w. (Curtius, Grundzüge 2. Aufl. S. 62), und die Aoriste und Future auf θην, θήσομαι (Ders. Zeitschr. I, 25), sondern auch für ama-bam, ama-bo (b für f, aber nicht aus fu-, sein, sondern aus dha, thun), und vielleicht sogar für ama-b-ilis, candelabrum (zunächst für candelablum, daher nicht von fero tragen). — Die oben (S. 430) mit ing, ung, ig zusammengestellte Endung anc (für ankv), „wärts", entspringt aus einer Wurzel von der Bedeutung biegen, wenden, woher z. B. das griechische ἀγκύλος, krumm, und das lat. aduncus. — Um auch einige semitische Beispiele zu erwähnen, so hat die arabische Partikel sa, welche Futura bildet, wie sajaktubu, er wird schreiben, noch die gleichbedeutenden selbstständigen Wörtchen saf und saufa neben sich, und heißt also, wie das letzte Wort, „am Ende", von einer Verbalwurzel mit dem Begriff: aufhören. — Aelter ist die Verwandlung des Relativums ascher, welcher, was, wo, in scha, sche, phönizisch isch; die Bedeutung wo geht wahrscheinlich aus Ort (chald. atar, assyr. aschr) hervor (wie im Chinesischen). Ein anderes, und zwar gesammtsemitisches Relativum ist hebr. zû, chald. dî, d, äth. zâ. Im Arabischen ist die Relativbedeutung nur dialectisch; sonst bedeutet dsû (mit folgendem Genitiv): Besitzer, begabt mit. Das Femininum des arabischen Wortes ist dsâtun, die Mehrheit ûlû, und diese letztere beweist schon die Identität mit dem Relativum sowohl, welches im Aethiopischen die Mehrheit ela bildet, als auch die nahe Verwandtschaft mit dem Demonstrativum: hebr. zeh (dieser, aber auch: welcher) chald. dên, arab. dsâ; Fem: hebr. zot oder zo, chald. dâ; Mehrheit: hebr. êlleh, chald. illen, arab. ulaï, äth. elû. Es ist möglich, daß das arabische Substantiv aus dem relativen Fürwort hervorgegangen ist; aber das Umgekehrte ist nicht weniger wahrscheinlich. Die Verwendung des chaldäischen dî als Genitivpartikel (z. B. nehar di nur, Strom von Feuer), die in mehreren semitischen Dialecten ihre Analogien hat, steht ebenfalls zwischen den beiden Gebrauchsweisen in der Mitte, und läßt sich von beiden ableiten.

61 (S. 212.) Journ. Asiat., 1845, S. 122.

62 (S. 214.) Jakol, einem gewachsen, zu etwas im Stande sein, vermögen, können; dürfen z. B. 1 M. 43, 32. 5 M. 12, 17, auch Klagel. 4, 14: „woran sie nicht dürften, rühren sie mit ihren Gewändern" (nämlich die geblendeten Priester an Blut u. dgl.) — Auch sonst ist die Sphäre des Hülfszeitwortes im Althebräischen auffallend leer. Wörter für sollen und müssen existiren nicht; auch ein Wort für nöthig, wodurch eine Umschreibung zu bewerkstelligen wäre, gibt es nicht; für wollen oder mögen wenigstens kein entsprechendes oder überall brauchbares; sein und werden sind nicht geschieden, haben ist gar nicht vorhanden.

63 (S. 221.) Rémusat (él. de la gr. chin. p. 78) führt an: pu tschî tschî tschî tschî lu, il ne connaît pas le chemin pour y passer. Nur das erste tschî ist hier ein anderes, auch durch das Schriftzeichen geschiedenes Wort; die drei übrigen sind ganz identisch: „überschreiten es des", d. i. des es Ueberschreitens.

64 (S. 223.) Differenziirung romanischer Wörter. — Der Unterschied in dem Anlaute (welcher übrigens wegen des so deutlichen Ursprungs nicht allgemein eingehalten wird), kann bei diesem Worte an dem verschiedenen Alter der Entlehnung liegen. Dinte ist vermuthlich unmittelbar aus dem Lateinischen, Tinte, teinte, aus dem Italienischen entlehnt. Sehr ähnlich verhält es sich mit Gruft, (welches aber mit einer gleichlautenden Ableitung von graben zusammengefallen zu sein scheint,) und Grotte, aus κρύπτη, crypta, Gewölbe. Aufnahme desselben Wortes in zwei verschiedenen Epochen, und in Folge davon in verschiedener Form und Bedeutung, ist eine häufige Erscheinung. Man vergleiche z. B. Ziegel und Tiegel (aus tegula; Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter 1861, S. 12), Teppich und Tapete, Papier und Papyrus, oder im Französischen confiance und confidence. Neben saison, nach Diez aus statio, besteht ein neueres station. Sotto, sot ist, wie ich glaube, stupidus; dasselbe Wort besteht aber daneben in stupide. Max Müller (Vorl. II, 6. V.) zählt von solchen Doppelformen romanischer Wörter, die auf Verschiedenheit der Zeit ihrer Aufnahme aus dem Lateinischen zurückzuführen sind, aus dem Französischen auf: blâme und blasphème, serment und sacrement, rançon und rédemption, acheter und accepter, chétif und captif, chose und cause, façon und faction, fraile und fragile, on und homme, Noël und natal, naïf und natif, parole und parabole, peser und penser.

65 (S. 255.) Vgl. Dr. L. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streit über Analogie und Anomalie der Sprache. Bonn 1838, S. 4 u. 5.

66 (S. 256.) Il. 18, 541. 550. 561. 607, neben *ποίει* 482. 490,

ποιηός 573. 587, ἐτευξε 483, ποικιλλε 590. — Im Althochdeutschen kommt thun ganz mit denselben Begriffsrichtungen für machen (für welchen Begriff es der eigentliche althochdeutsche Vertreter ist) und für geben vor. (S. Graff V, 209. Schmeller, bayerisches Wörterbuch I, 419. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen III, 787.) So bei Isidor: Am Anfang machte (chiteda) Gott Himmel und Erde; also ganz in demselben Zusammenhang, wie 1200 Jahre früher bei Darius. Desgleichen bei demselben Schriftsteller: faciamus hominem, duoemes mannan; me fecit deus, mih deda got. Dann in dem Sinne von „zu etwas machen" z. B. bei Otfried: then blinton deta sehentan; die steina duan zi brote. Gethan für gegeben findet sich noch in später Zeit („Herr, du hast mir zween Centner gethan", s. Grimm, Diphth. 195); für legen oder dgl. gebrauchen noch wir die Wurzel in hineinthun u. ä. Der Stamm dha war also der Ausdruck der Begriffe machen und thun bei dem indogermanischen Urvolk, und ist in den einzelnen Sprachen von jüngeren Wörtern ganz oder zum Theil verdrängt worden, wie karomi, facio, ποιεῖν, machen, weil diese den Sonderbegriff bestimmter bezeichneten, während in dem alten Worte nicht nur thun und machen, sondern auch noch legen, setzen, geben enthalten war.

67 (S. 258.) Neuhochdeutsche Orthographie. — So z. B. Schleicher, die deutsche Sprache (Stuttg. 1860) S. 179. Es ist meistens die Nähe eines Lippenlautes (besonders w) oder eines l, oder beides, was die Annäherung des e an das o in der neuhochdeutschen Aussprache veranlaßt hat. Aehnliches findet im Englischen mit a statt, wo die Aussprache von all, wash sich aus dem gleichen Grunde dem o nähert. Dies ist ein Sprachgesetz wie jedes andere, und darüber zu spotten ist nicht wissenschaftlich. Vgl. die treffenden Bemerkungen R. v. Raumer's in seinen Abhandlungen über deutsche Rechtschreibung (Gesammelte sprachwissenschaftliche Abhandlungen, Frankfurt 1863, S. 107 ff.) gegen ähnliche Anschauungen Weinhold's, wo auch ausgeführt wird, daß wir ebensowenig das o in Mohn, Argwohn, ohne, als jenes ö dulden dürften, ja daß wir einen großen Theil unserer deutschen Flexionen nach demselben Princip als falsch erkennen müßten.

68 (S. 259.) Val. Prob. inst. gramm. p. 1445: „Quidam putant hoc lacte debere dici; sed non legi nisi in Varrone de lingua latina." Nach Lindemann lesen die Codices lacte, aber die dem Probus ausgeschriebene Stelle des Mart. Capella (3, p. 81) zeigt, daß lact die richtige Lesart ist, und auch das folgende, grammaticomastix überschriebene Epigramm des Ausonius bietet dieselbe Form dar:

Vox solita et cunctis notissima, si memores, lac:
Cur condemnetur, ratio magis ut faciat lact?

69 (S. 259.) Wolken 658 ff. Vgl. Lersch a. a. O. I, S. 23.

[70] (S. 271.) Gesenius, von den Quellen der hebräischen Wortforschung (vor seinem hebräischen und chaldäischen Handwörterbuch), Anmerk. 84.

[71] (S. 275.) S. Spiegel, Commentar über das Avesta (Leipzig 1865) Band I, S. 447.

[72] (S. 276.) Çrîvatsa; vergl. hridvaktrâvartî çrîvatsakî aus Hematschandra im Petersb. W. âvarta.

[73] (S. 276.) Sowohl der Stein als die Locke befinden sich nämlich auf der Brust des Gottes.

[74] (S. 276.) Ein häufig besprochenes Wort dieser Art ist geniren, gêne, Qual, aus Gehenna, dem biblischen gê hinnom oder gê ben hinnom, Thal des Sohnes Hinnom's. — Barke, barca, findet sich, wie Diez bemerkt, schon im frühesten Mittellatein, bei Isidorus (7. Jahrh.). Diez macht es wahrscheinlich, daß das Wort aus barica verkürzt sei, und spricht sich für dessen Ableitung von βᾶρις, Kahn, bāris bei Properz, aus. Dies Wort nun ist nach Herodot (2, 96) ägyptisch; es bedeutete insbesondere den heiligen Kahn. In einem solchen fährt der Gott der Sonne über den Himmel; denn wie in der plutarchischen Abhandlung über Isis und Osiris bemerkt wird, fuhren Sonne und Mond nach der Vorstellung der Aegypter nicht wie nach der griechischen in Wagen, sondern in Schiffen. Die Darstellung dieser Fahrt in einem Grabgemache zu Biban-al-Muluk wird in Champollion's unsterblichen Briefen aus Aegypten geschildert. „Der Gott Meui steht in der zu der Wanderung des jungen Gottes bestimmten Barke, und hebt die Arme auf, um ihn selbst hinein zu legen. Nachdem das Sonnenkind von zwei nährenden Gottheiten versorgt ist, geht die Barke ab und befährt den himmlischen Ocean, den Aether, welcher wie ein Fluß von Osten nach Westen fließt, wo er ein weites Becken bildet, in den ein Arm des die untere Hemisphäre von Westen nach Osten durchschneidenden Flusses sich ergießt. Jede Stunde des Tages ist auf dem Körper des Himmels durch eine rothe Scheibe, und in den Gemälden durch zwölf Barken oder Bari angegeben, in denen der Sonnengott auf dem himmlischen Ocean mit einem Gefolge, welches jede Stunde wechselt und ihn auf beiden Ufern begleitet, schiffend erscheint." (13e lettre, p. 236.) Der ägyptische Name dieser Barke ist vâ (Champ. gramm. ég. §. 87) oder, wie das Todtenbuch sie nennt, vaa-ra, „Kahn der Sonne" (Lepsius, Todtenbuch Kap. 141, 5. Vorw. S. 15; nach Brugsch: ba, bî und barî). — Das altnordische Wort für Barke, barkr, ist ebensowohl Entlehnung, wie das neuhochdeutsche, und kein Grund, wie Wackernagel thut (s. Diez barca), das Wort an börkr, Borke anzuknüpfen und als ein Schiff aus Rinde zu erklären.

[75] (S. 277.) Mabillon et Germain, iter Italicum, Lut. Par. 1724, p. 105 (s. du Fresne s. v. Cicerones). „An. 1685 Oct. Puteoli.

antiqua civitas, quo S. Paulus Romam profecturus appetit. Locum adeuntibus sese adjungunt Cicerones, id est locorum monstratores et interpretes. Memini legere apud Gregorium M. Ciceronem monachum Misenatem." Der Mönch Cicero steht mit den Ciceronen in keiner Verbindung; es ist in Papst Gregor's Briefen (lib. 4, ep. 34) bloß von einer über ihn verhängten Kirchenstrafe die Rede. Doch sieht man, daß der Name Cicero um das 7. Jahrhundert in streng kirchlichen Kreisen in der Nähe derselben Gegend gebräuchlich war, wo sich im 17. das Wort als Appellativ zuerst vorfand. In der Nähe von Puteoli hatte Cicero sein berühmtes Landgut,

„ . . . . . Academiae celebratam nomine villam"

(Plin. 31, 2), an welches sich das Andenken seines Namens besonders knüpfen mußte, und das auch das moderne „Academie" veranlaßt hat.

76 (S. 279.) Deutsch gewordene Fremdwörter aus dem Lateinischen. — Aus pannus, goth. fana, Tuch (Fahne). Panier, banière, ital. bandiera, mittellat. banderia, bandum sind nach Weigand aus dem gothischen bandva, Zeichen, hervorgegangen. Eine Beziehung des Begriffes Fahne zu binden halte ich für sehr unwahrscheinlich. Die Schwierigkeit, die das anlautende b macht, ist der Annahme einer Verderbung aus pannus allerdings nicht günstig; doch ist Bube (aus pupus, s. Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter, S. 21), ebenso behandelt. — Ein ebenso sicher aus dem Lateinischen entlehntes, als dem Aussehen nach deutsch gestaltetes Wort ist Frucht. Ebenso kahl, calvus, gelb, gilvus; vielleicht auch Rad aus rota, Faß und Flasche aus vas und vasculum, Wittwe aus vidua (a. a. O. S. 22. 15. 10), sowie es denn überhaupt gar manche Fälle gibt, wo ein Fremdwort den einheimischen nicht nur sehr ähnlich, sondern wirklich nicht mit Sicherheit als solches zu erkennen ist.

77 (S. 280.) Vielfache Quelle und frühe Verbreitung deutscher Fremdwörter. — Zart, s. Wackernagel S. 24. Die Form charitas ist wohl durch Verwechslung mit χάρις und eucharistia entstanden. — Stolz wird von Wackernagel (S. 12) aus stultus erklärt. — Schon das Althochdeutsche kennt eine große Zahl zunächst aus dem Lateinischen, mittelbar aus dem Griechischen oder noch ferner her stammender Fremdwörter. So z. B. Krabbe, Krebs, chrepazo, krebiz, κάραβος, καραβίδα (acc., s. o. S. 435) und ebendaher Käfer, chevar, und Geziefer, das von dem niederdeutschen zeser, Käfer, nicht wohl zu trennen ist. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß in der ältesten Stelle (Voc. St. Gall.) „locustae, crepazun" mit locustae nicht Heuschrecken gemeint sind, was Krebs nie bedeutet haben kann, sondern die von Plinius 9, 50 geschilderte Meerkrabbe locusta, bei Aristoteles κάραβος; dies beweist schon die Stellung hinter „pisces fisca." — Selbst die Verbreitung

eines Wortes durch verschiedene oder gar alle Zweige der germanischen Sprachwelt schließt Entlehnung nicht aus. Das gothische katils, Kessel, litthauisch katilas. ist auch in den Eddaliedern zu finden, und zwar wie Lottner (Zeitschr. XI, 171) hervorhebt, in den ganz heidnischen Wörtern As-kêtill, Thor-kêtill, Gotteskessel, Thorskessel. Wenn über die Quelle dieses Wortes und sogar über seine Entlehnung gezweifelt werden kann, so ist dagegen tafla, Tafel (ebd.) um so sicherer. Vgl. auch barkr (Anm. 74) und möndull (Anm. 86). — Haben geht durch alle germanischen Sprachen und Dialecte, und doch kann man schwerlich umhin, eine Entlehnung schon des gothischen haban aus habere anzuerkennen, da Verwandtschaft lautgesetzlich unmöglich, Unabhängigkeit aber bei völliger Gleichheit (die gothische Wurzel ist habai = habe) doch gar zu unwahrscheinlich ist. Allerdings müßten hafjan, heben, hafts u. s. w. (auch Haft, haften) davon getrennt und als deutsche Entsprechungen der Wurzel capio betrachtet werden. Für die eigentlich dem habeo entsprechende und verwandte deutsche Wurzel halte ich mit Rapp geben (vgl. exhibeo, praebeo). — Auch die sehr alte Wechselentlehnung von Slaven und Germanen ist von Lottner (a. a. O.) besprochen. Sie hat offenbar, durch viele Jahrhunderte fortgesetzt, unter verschiedenen Völker- und Sprachzuständen stattgefunden. Ueber Petschaft s. Frisch und Adelung. Aus welcher der slavischen Sprachen ein Wort entlehnt ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht immer angeben. Slavisch sind wahrscheinlich auch Schaf und Schöps, obwohl das erstere schon im frühesten Althochdeutschen, sowie im Angelsächsischen vorkommt. Ebenso vielleicht Arbeit aus rabota, obwohl es allen germanischen Dialecten gemein ist. Gränze ist das slavische granitsa; Strahl, eig. Pfeil, das slavische strela. — Rund, rond, aus rotundus; von derselben Wurzel und ebenfalls französisch ist rollen, engl. roll, schwedisch rulla (rouler, ital. rotolare von rota Rad) ein Wort, welches wieder zeigt, wie sehr man sich in den Voraussetzungen von Schallnachahmung irren kann. Romanisch ist auch pflücken, nämlich piluccare, abbeeren, ausraufen, das nach Diez von pilus, Haar, kommt. Andere entlehnte Zeitwörter lateinischen oder romanischen Ursprungs sind: kaufen, kochen, tünchen (v. tunica), impfen, pfropfen, mischen, kosen, plagen, preisen, verdammen, murmeln, ordnen, prüfen, dauern, fehlen, umzingeln, trachten (tractare), und (nach Wackernagel S. 43): tilgen (delere), laben (lavare). — Saq, schon Gen. 42, ist im 5. Jahrhundert vermuthlich durch die Phönicier oder Karthager zu den Griechen gelangt. Laute, portugiesisch alaude, nach Golius das arabische al-ûdu, s. Diez rom. W. liuto. — Ueber Laune s. Schwenck (Wörterb. d. d. Spr.), welcher das finnische luond von luon, bilden, schaffen, vergleicht. Obschon viele deutsche Wörter in früher

Zeit in die finnischen Sprachen gedrungen sind, so gehört doch der Stamm luo, der zu mythologischen Benennungen wie luoja, Schöpfer (Beiname des Sonnensohns, Castren's Vorlesungen über finnische Mythologie S. 9) verwendet wird, gewiß nicht zu denselben. Im Altdeutschen bedeutet lûne Gestalt, woher schwedisch annorlunda, auf andere Weise u. ä.; die Anwendung für Phase des Mondes darf nicht bewegen, das Wort von luna abzuleiten, da dieselbe wahrscheinlich aus dieser irrigen Auffassung hervorgeht, niuui-lûne, Neumond, aber vermuthlich nur nova luna, mit einem wirklich aus luna gebildeten anderen lûne, ist. — Ein merkwürdiges Wort ist Kafiller, nach Adelung „in der anständigen Sprechart einiger Gegenden ein Name des Feldmeisters oder Abdeckers, welcher in der niedrigen Sprechart Schinder genannt wird.“ Er führt noch an: Kafillerey, Kafillerlehen, Kafillerpreis, und verweist auf das niederdeutsche gleichbedeutende „Filler“. Die Vorsilbe ka erklärt Diefenbach (I, 377) für die bekannte althochdeutsche Form für ge. Nun findet sich aber kosiliema, schinden, bei den Tawgy-Samojeden, und da hier kasariema, abreißen, kufu, Haut, daneben steht, auch verwandte Dialecte die Wurzel in den Formen habbar-, kobur-, kobul- zeigen (s. Castren's Wörterverzeichnisse aus den samojedischen Sprachen, bearb. von Schiefner, Petersburg 1855), so kann man, wenn nicht der Zufall sein Spiel getrieben hat, nur an Entlehnung aus dem Finnischen denken. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß aus derselben Tawgy-Sprache sich auch das bisher noch unaufgeklärte, bekanntlich erst im 15. Jahrhundert eingeführte Degen (italienisch daga, ungarisch dákos) erklären ließe: tagai heißt dort und im Kamassinischen Messer, was Schiefner (S. XII) mit dem ostjak-samojedischen teaga, Schwert, namentlich Tungusenschwert, in Zusammenhang bringt. — Ueber Zinn aus dem malaiischen timah s. Humboldt's Kosmos II, S. 409; Tombak ist bekanntlich das malaiische tambâga, Kupfer. Uebrigens heißt Zinn auch türkisch tenekeh.

78 (S. 280.) Liv. 7, 28. 6, 20, Ov. 6. Fast. 183. Suid. s. v. *Μονῆτα*. — Aus markata ist wohl auch das englische monkey entstellt.

79 (S. 281.) Vocabularius optimus, Basel 1847, S. 7. Diez rom. W. palafreno. Vgl. die bei Wackernagel angeführten, im Texte zurück gelassenen Stellen.

80 (S. 282.) Voc. opt. S. 44.

81 (S. 282.) Glossarium latino-germanicum med. et inf. aetatis. Francof. 1857, p. 412 (vgl. p. 406).

82 (S. 282.) Pott, etym. Forsch., erste Ausg. II, 111; Diez, s. v. truffe. Die Form auf a ist dialectisch. In dem dem 11. Jahrhundert angehörigen talmudischen Wörterbuche Aruch wird kamhin (pl.) durch das arabische kamâtun, Trüffel, und außerdem (s. v. pitra, Pilz) durch

teratufli erklärt, wo also e (oder i, hebr. Jod) noch erhalten ist. Truffe ist übrigens ohne Zweifel selbst aus terrae tuber, nicht blos aus tuber zu erklären. Die Bedeutung Kartoffel (nicht Trüffel) hat, wie Diez bemerkt, das neuprovenzalische trufa.

83 (S. 283.) Wortumdeutung. — Ueber Sündfluth und Leumund (v. goth. hliuma, Gehör, verwandt mit Laut), sowie überhaupt die in Rede stehende Erscheinung vgl. Förstemann „über deutsche Volksetymologie" (Zeitschr. I, 1 ff.). — Wachholder, (althochd. wehhalter), mit der für Bäume gebräuchlichen Endung der s. Grimm II, 530. Die mannigfachen Dialectformen (Reckholder, Queckolder, Quäkelbusch, Wachandel, Machandel, Jachantel) machen auch die Erklärung der ersten Silbe aus queck weniger sicher, für die indessen besonders die angelsächsische Benennung cvicbeam (Grimm, kl. Schr. III, S. 131, Anm. 2) spricht: der Name „Lebensbaum" würde den Wachholder als immergrün bezeichnen. — Feldstuhl, ahd. faltstuol, ital. faldistorio, franz. fauteuil, schwerlich von falten. — Blutjung. „Eins alten strûsses junge kind, Die wil si blut und dennoch blint In dem neste lâgen." (Altd. Wälder II, 53, bei Weigand unter arm, Syn. 179.) Hier ist also „blut (d. i. bloß) und noch blind" der Zustand der jungen Vögel, und blutjung heißt demnach zunächst vom Vogel: so jung, daß er noch keine Federn hat. — Hagestolz gehört dem letzten Theile nach zu Gestalt, veranstalten; es bedeutet eigentlich Diener, Geselle, Gefährte, in welcher Bedeutung mittelhochdeutsch auch stolze vorkommt. Der erste Theil, hag, soll Hof bedeuten. Der neuhochdeutsche Begriff des Wortes geht entweder von dem des nicht verheiratheten Knechtes (Grimm, d. Rechtsalt. 313; Weigand, Syn. 887), der „Hofgenosse" seines Herrn ist, aus, oder es soll nur Bursche, Junge, Junggeselle heißen. — Ich erwähne noch Einöde von ein mit einer Ableitungsendung, nicht zusammengesetzt mit öde; Ehrfurcht, von „ersürchten", gebildet wie „erschrecken"; Hexenschuß, vielleicht von Hechse, im Sinne von coxa, Hüfte. — Ein Wort von sehr eigenthümlicher Geschichte ist Nothstall. Es gibt kein Nothhaus, Nothküche, Nothscheune oder dergl.; in Folge bloßen Mißverständnisses hat man sich der ursprünglich etwas ganz Anderes bezeichnenden Zusammensetzung dem gegenwärtigen Sinne der Bestandtheile gemäß bedient: althochdeutsch heißt notstallo, notigistallo „eng verbundener Gefährte", necessarius.

84 (S. 283.) Wortbildung durch Uebersetzung. „Deutsch." — Umstand s. Max Müller's Vorlesungen II, S. 262 der deutschen Uebersetzung, mit Böttger's Bemerkung. Eine gleiche Kette von einander abhängiger Uebersetzungen trifft eine große Anzahl solcher Composita, und der Sinn deutscher mit Partikeln versehener Zeitwörter muß sehr oft anstatt in dem einfachen deutschen Zeitwort in einem lateinischen Original aufgesucht werden. Ausgeben, herausgeben würde zu mancher

seiner Bedeutungen gewiß ebensowenig ohne edere gelangt sein, als dieses ohne ἐκδιδόναι. Ebenso ist es mit zusammensetzen, compono, συντίθημι. Man darf daher solche Uebereinstimmungen nicht sogleich als unabhängige Analogien betrachten. Umgeben ist circumdare, obwohl dare in der lateinischen Zusammensetzung nicht den gewöhnlichen Sinn des einfachen Zeitwortes haben sollte, sondern den selteneren, zurückgetretenen der Wurzel dha, thun, welche auch in condo, abdo enthalten ist und in mehreren Compositis als Factitiv von eo gebraucht wird, z. B. perdo und pereo, venum do vendo und venum eo veneo, pessum do und pessum eo (wörtlich soviel als „zu Grunde gehen," bildlich und von untersinkenden Gegenständen); wie bei uns bringen zu kommen, im Griechischen τίθημι zu κεῖμαι. Das erwähnte Verhältniß der deutschen Sprache zur lateinischen ist um so erklärlicher, als die frühesten hochdeutschen Literaturerzeugnisse, und namentlich die althochdeutsche Prosa fast ausschließlich, in Uebersetzungen lateinischer Schriften bestehen, und zwar gerade solcher, die durch ihren wissenschaftlichen oder selbst abstract philosophischen Inhalt und ihre gelehrte, mitunter verkünstelte Sprache die Uebersetzung zu neuen Wortbildungen nöthigen mußten. Daher hat z. B. participium, die lateinische Uebersetzung von μετοχή, die im Neuhochdeutschen zu Mittelwort Veranlassung gegeben hat, schon im 11. Jahrhundert durch Ruodpert von St. Gallen die Uebersetzung teilnemunga gefunden; und ebenso wörtlich praepositio durch furesezeda, conjunctivus gevûgeda. In manchen deutschen Wörtern ist der Begriff in letzter Linie nicht aus dem Griechischen, sondern in Folge religiösen Einflusses, besonders der Bibelübersetzungen, aus dem Hebräischen zu erklären. Es ist gewiß merkwürdig, daß zu diesen selbst deutsch gehört. Thiuda heißt bekanntlich gothisch Volk und thiudiskô steht bei Ulfilas für heidnisch. Wie ist nun das Wort dazu gekommen, die von dem deutschen Volke allein gebrauchte Benennung seiner Sprache und Nationalität zu werden? Grimm sagt (deutsche Gramm. 3. Ausg. I, S. 12): „Der Sinn des Wortes ist gentilis, gentilitius, popularis, vulgaris, was vom gesammten Volk im Gegensatz zu den einzelnen Stämmen gilt, heimathlich, eingeboren, allgemein verständlich, aber auch den Nebensinn von heidnisch, barbarisch, den thiudisks, wie ἐθνικός, ebenso ἔθνος, thiuda, vulgus, im Munde der geistlichen Schriftsteller an sich tragen, darf man nicht abweisen. Hierin stimmt es zu germanicus: beide Ausdrücke auf die Sprache bezogen, bezeichnen die gemeine rohe Vulgarsprache gegenüber der gebildeten, verfeinerten der Gelehrten, was wir noch jetzt Volkssprache nennen." Andere ziehen die Erklärung vor, daß die Deutschen sich das Volk vorzugsweise genannt hätten. Wir müssen etwas weiter zurückgehen. Die Juden nannten alle übrigen Völker nur „die Völker" oder „Nationen" (ámmim,

gojim, leummim, später ummot), und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ein dem Begriffe unseres „übrigen, anderen“ entsprechendes Wort im Althebräischen nicht gebräuchlich war. „Israel und die anderen Völker“ mußte daher durch „Israel und die Völker“ oder „und alle Völker“ wiedergegeben werden. In der nachbiblischen Zeit wurde sodann „die Völker“, τὰ ἔθνη, gentes, auch ohne vorausgehenden Gegensatz ebenso gebraucht. Im Späthebräischen wurde der Plural so aufgefaßt, als beziehe er sich auf mehrere, einem anderen Volke angehörige, einzelne Individuen, und in diesem Sinne sogar ein Singular davon gebildet. Diesem Begriff entspricht das neutestamentalische ἐθνικός, gentilis. Der Begriff heidnisch, paganus ist noch jünger. Während die hebräischen und griechischen Wörter eigentlich nur „Nichtjuden“ heißen sollten, wurden sie bei den ersten Christen auch zu dem Gegensatz, wie Hellenen gegen Hebräer, für die Heidenchristen gegenüber den Judenchristen gebraucht. So sagt denn also Paulus an jener Stelle (Gal. 2, 14), wo das Wort deutsch in seiner gothischen Form und Bedeutung zum ersten Mal auftritt, zu Petrus, der „μετὰ τῶν ἐθνῶν, mith thiudom“ gegessen hatte: *Εἰ σὺ Ἰουδαῖος ὑπάρχων ἐθνικῶς ζῇς καὶ οὐχ' ἰουδαϊκῶς, τί τὰ ἔθνη ἀναγκάζεις ἰουδαΐζειν;* was Ulfilas übersetzt: jabai thu Iudaius visands thiudisko libais jah ni iudaivisko, hvaiva thiudos baideis iudaiviskon? Auch das althochdeutsche diot, Volk, wird, wie Graff bemerkt, „oft als Heiden den Juden entgegengestellt, besonders im Plural.“ Man sieht, daß wir es hier wie bei dem gothischen Plural thiudos mit einem Hebraismus zu thun haben: deutsch bedeutet also nicht jüdisch, heidenchristlich, und wurde umgekehrt wie hellenisch (und bei den Syrern „aramäisch“) zur Sonderbezeichnung. In der Folge verband sich damit der Nebenbegriff vulgo, vulgaris, von der Sprache. — Eine ganz genaue, zu wechselseitiger Aufklärung sehr geeignete Analogie bietet der Koran. Muhammed nennt sich annabijja 'l-ummijja d. h. nicht einen ungelehrten Propheten (wie die Araber verstehen), auch nicht „einen aus dem Volke“ (A. Geiger, was hat Mohammed u. s. w. S. 27), sondern, von dem hebräischen ummot, einen aus den Völkern, einen heidnischen. Dies geht Sura VII, 157 schon daraus hervor, daß der Ausdruck für die Juden und Christen berechnet ist, indem es heißt: „Der heidnische Prophet, von dem sie bei sich selbst, in der Tora und dem Evangelium geschrieben finden werden.“ Noch deutlicher ist Sura LXII, 2: „Gott hat unter den Heiden, fi 'l-ummijjina, einen Gesandten aus ihnen selbst erweckt“; worauf dann folgt (Vers 5): „Dies ist eine Gnade Gottes, die er gibt, wem er will“, und (Vers 7) die Juden ermahnt werden, nicht zu glauben, daß sie allein Gott nahe stünden.

85 (S. 285.) Umdeutung von Fremdwörtern. — Wermuth ist, wie Diefenbach (goth. W. I, S. 193) sehr wahrscheinlich gemacht

hat, aus dem celtischen, von chwerw, bitter, stammenden Namen entstellt. Dessen ungeachtet heißt die Pflanze nicht nur im Englischen wormwood, im Holländischen wormkruid, und angelsächsisch auch wurmvyrt, sondern schwedisch malort, Wurmkraut, mit förmlicher Uebersetzung. — Aehnlich campstool aus Feldstuhl. — Krebs als Geschwür, ist ein Mißverständniß von γάγγραινα als cancer. Ebenso ist ein griechisches Wort mit einem lateinischen verwechselt in Schwarzkunst, negromantia, νεκρομαντεία (s. Diez, rom. W. negromante, Diefenbach gloss. lat. germ. 377 b.).

86 (S. 285.) Koran, Sura I, 5. 6. — Die gewaltige Verbreitung griechischer Wörter zeigt sich z. B. an μάγγανον, das im Deutschen in Mangel, Mandel verderbt, im Altnordischen, und zwar schon in der Edda, in der Form möndull erscheint, und andererseits arabisirt nach Centralafrika drang, wo laut Barth's Vocabularien (II, p. CCXXIV) in Haussa magani, in Logon moghun Heilmittel heißt. Den Namen des Teufels haben nicht nur die christlichen Völker, sondern als Iblis auch die muhamedanischen, dem griechischen Diabolos entlehnt: über den Namen Gottes haben sich die Menschen weniger zu verständigen vermocht.

87 (S. 285.) Vgl. u. A. στολή chald. isṭela, isṭallît und ṭallît (2 M. 22, 6, Jon. vgl. mit 5 M. 24, 13 T. j.); στατήρ, chald. istîra, bei den Indern taterja, Reinaud mem. sur l'Inde p. 236.

88 (S. 286.) Fremdwörter im Sanskrit. — Griechische Wörter wie hora, kendra (κέντρον), mehrere astronomische Kunstausdrücke, Zodiakalbilder und Planeten s. Weber, indische Literaturgesch. S. 227; darunter auch hṛidroga (ὑδροχόος), das im Veda für Herzkrankheit vorkommt (s. o. Anm. 2). Früher entlehnt wurden ohne Zweifel khalîna, Gebiß (Benfey), kramela, das der Wurzel kram, schreiten, angenähert wurde, surungâ, unterirdische Mine (σῦριγξ, ebenfalls nach Benfey). Auch lopâka, Schakal, ist Fremdwort, aus ἀλώπηξ, Fuchs, (Weber, Ind. St. III, 336) wie denn auch çṛigâla beide Thiere bedeutet und einerseits in dem persischen schagâl (türkisch tschakâl) zu unserem Schakal geworden, andererseits selbst, (wie Benfey mit Recht nach Weber annimmt, Pantsch. I, 103) aus dem hebräischen schûâl, Fuchs, stammt (ṛi vertritt û, gâ das â.) Von besonderem Interesse sind kalama, Schreiberohr, und mela, Dinte, welche zu den weit über Asien verbreiteten Entlehnungen gehören, die wahrscheinlich aus der Zeit des römischen Kaiserreichs herrühren; die Araber haben qalamun, die Hebräer qolemos, melanin und qalmerin (καλαμάριον) aufgenommen. Kastîra, aus dem griechischen κασσίτερος, wie Böhtlingk und Roth gegen Lassen bemerken, der den umgekehrten Weg angenommen hatte, ist aus dem Sanskrit ins Chaldäische (qasṭîra, welches Buxtorf in qassiṭera corrigiren wollte) und Arabische (qazdîrun) übergegangen. Dînâra, der römische Denarius, in ältere Bücher nachträglich eingedrungen (s. M.

Müller, history of ancient sanskrit. lit. p. 245 ff.) ist zuerst auf einer Inschrift aus dem Ende des 2. Jahrh. n. Chr. nachweisbar (Lassen II, 946, nach Prinsep). Um dieselbe Zeit oder etwas später tritt das Wort auch im Hebräischen auf (dînâr); es bedeutet hier zunächst den Silberdenar, aber auch (besonders „Golddenar") den aureus oder denarius aureus, wie bei den Indern im fünfundzwanzigfachen Werth des silbernen (Keretot I, 7. Baba m. 42 b. Baba batr. 165 b. Bech. 50: „Denare des Hadrian und Trajan." Vgl. δηνάριον Matth. 22, 19. 70. 6, 17.). Der dînârun der Araber ist ebenfalls Goldmünze. — Eine auffällige Entlehnung des Sanskrit ist pîla, Pfeil (s. B.-R.), ebenso wie unser Wort dem röm. pilum entlehnt. Musikalische Kunstausdrücke aus dem Griech. s. Anm. 143. Astrologische Kunstausdrücke aus dem Arabischen führt Weber ind. Literaturgesch. S. 233 an; z. B. mukâriṇâ, Conjunction, mukâvilâ, Opposition, taravî, Quadratur.

89 (S. 286.) Verbreitung von Sanskritwörtern. Der Finsterniß-Drache. — Unter den malaiisch-polynesischen Sprachen müssen selbstverständlich die javanischen und eigentlich malaiischen von den übrigen abgesondert werden, als in einem weit engeren Verhältniß zu Indien befindlich. Ueber die massenhaft in diese Sprachen gedrungenen indischen Fremdwörter sagt W. v. Humboldt: „Die aus dem Indischen in das Javanische übergegangenen Wörter tragen, und dies gilt auch ganz besonders von den eigentlich malaiischen, ja von allen übrigen uns bekannten Sprachen des Stammes, die reine, unverdorbene, sanskritische Form an sich; keine der auf dem Festlande Asiens aus dem Sanskrit abgeleiteten Entartungen desselben, also keine der jetzt dort herrschenden Sprachen hat auf das Malaiische einen irgend bedeutenden Einfluß geübt." (Kawispr. I, 44.) Humboldt hat im Madagassischen mika, Wolke, mit dem Sanskritworte megha identificirt; Buschmann in derselben Sprache tsàra, schön, gut, mit câru; im Tagalischen aksaja, zerstören, mit xajâmi, und saksi, Zeuge, mit sâxî (II, 228); selbst im Tongischen hat Buschmann linga, ferner palibhasa, Ironie, mukha, Gesicht, und, was ganz besonders merkwürdig ist, laho, Rahu, (das Verschlingen des Mondes bei Finsternissen) aufgefunden (III, 779); dazu kommen einige Zahlwörter, die in den Bau dieser Sprache tief eingedrungen sind. (S. o. S. 381). Auf dem Festlande von Australien finde ich nillari, nillarak, blau, welches einige Wahrscheinlichkeit bietet, aus dem sanskritischen nîla entlehnt zu sein. Das Birmanische, unter buddhistischem Einflusse stehend, hat eine Menge Paliwörter entlehnt, und z. B. den Mangel eigener Ordinalzahlen durch unveränderte Herübernahme aus der Palisprache ersetzt (Schleiermacher, gramm. barm. §. 66). — Tibetanische Sanskritfremdwörter s. o. Anm. 31. — Ueber Sanskritwörter bei den Mongolen s. Benfey und Schiefner in Or. und Occ. I, 137. — Von den Wörtern, welche

die Chinesen aus dem Sanskrit aufgenommen haben, sind wohl die interessantesten die Namen der als Planeten gedachten Mondknoten lo-heu und ki-tu, Rahu und Ketu der Inder, Drachenkopf und Drachenschweif, deren ersten wir so eben von den Tongainsulanern angeführt gefunden haben. Die Chinesen haben sie im Anfange des 8. Jahrh. n. Chr. aus indischen Schriften über Astronomie, die ins Chinesische übersetzt wurden, aufgenommen (Ideler, Berl. Abh. 1837, S. 333, Gaubil, observations II, 22. [Mém. conc. etc. XVI, 378]). Was bedeuten diese so sehr verbreiteten Ausdrücke, die in das indische Alterthum nicht weit zurückreichen? Ich kann mich in Beziehung auf ketu, das den Rumpf des Drachen bedeutet, und erst in der nachchristlichen Zeit nachgewiesen ist, des Gedankens nicht erwehren, daß darin das griechische κῆτος enthalten sei. Râhu findet sich im Mahabharata und in der Tschhandogja-Upanischad. Sollte die Bedeutung Kopf des Drachen wohl gar von einem semitischen râsu beeinflußt sein? Die Vorstellung selbst, daß Mond und Sonne bei ihrer Verfinsterung von einem Drachen verschlungen werden, und ein daran sich knüpfender Gebrauch, diesen Drachen durch Getöse zu vertreiben, ist uralt und über alle Erdtheile verbreitet. Daß diese Sitte bei den Römern herrschte, sehen wir aus Plutarch's Aemilius Paulus (17), aus Plinius (II, 9), Juvenal (VI, 441) u. A. In Amerika fand sich dieselbe Sitte bei den Peruanern vor. Bei den Chinesen wird schon im Schuking der Gebrauch, bei Finsternissen die Trommel zu rühren, in fabelhafte Zeiten zurückversetzt. Von höchstem Interesse würde in dieser Hinsicht, wenn sie historisch berechtigt sein sollte, eine Ueberlieferung sein, die Schott in seiner chinesischen Sprachlehre (S. 161) in Betreff des Schriftzeichens für das Wort jeu, haben, anführt (ohne Zweifel aus Schue-wen VIII, 2), daß es nämlich aus Mond und einer ihn ergreifenden Hand gebildet sei, oder mit anderen Worten, eine Eklipse des Mondes darstelle. Zur Vergleichung macht Schott auf den türkischen Ausdruck „ai (gjünesch) tutulmassy, das Ergriffen- oder Gehaltenwerden des Mondes (der Sonne) für Eklipsis" aufmerksam, und fügt hinzu: „Merkwürdig ist aber die Anknüpfung des Begriffes besitzen oder haben im weitesten Sinne an eine imaginäre Handlung, die obendrein in überirdischen Regionen vor sich gehen soll." Gewiß noch merkwürdiger wird diese Tradition dadurch, daß wir hier die genaue Uebersetzung des indischen graha, Ergreifung, Finsternißdrache, vor uns haben; graha bedeutet auch Planet, deren die Inder neun zählen, nämlich Mars, Mercur, Jupiter, Venus und Saturn, nebst Sonne und Mond, Rahu und Ketu, und es kann scheinen, als ob der Name von den letzteren auf die eigentlichen Planeten erst übergegangen sei. Wie alt müßte aber diese Vorstellung in China sein, wenn sie wirklich schon der Bildung eines Schriftzeichens zu Grunde liegen sollte, ohne welches Niemand sich ein chinesisches Buch zu denken im Stande ist!

[90] (S. 286.) Durch das im Jahre 1771 von dem Kaiser Kienlung veröffentlichte Mandschu-Wörterbuch wurden 5000 einheimische Ausdrücke an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen chinesischen gesetzt. Jeder, der in Geschäften schrieb, war bei körperlicher Züchtigung gehalten, sich der neuen Wörter zu bedienen. S. Klaproth in Adelung's und Vater's Mithridates IV, S. 200.

[91] (S. 286.) F. v. Hochstetter, Neuseeland S. 510. 483. In G. Grey's vocabulary of the dialects of south-western Australia finde ich woldschar, the vulture, und gerip-gerip, pale, yellow, vielleicht aus gelb.

[92] (S. 286.) Du Ponceau, mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord, p. 112.

[93] (S. 287.) A. v. Humboldt identificirt (Kosmos II, S. 450) *χημία* mit der gleichlautenden Umschreibung des einheimischen Namens für Aegypten bei Plutarch (Isis und Osiris 33). Aber die Analogie des indischen rasâjana, Elixir, Alchymie, Chemie, ebenfalls von rasa, Saft, scheint die Ableitung von *χυμός* zu unterstützen.

[94] (S. 288.) Strab. XV, 714. 708.

[95] (S. 288.) Rv. I, 28, 5. VI, 47, 29—31. Ueber die Unächtheit des ersteren Hymnus kann wohl Niemand im Zweifel sein, der überhaupt einen von inneren Gründen hergenommenen Zweifel über die Authenticität von Theilen der Sanhita gelten läßt. Der Inhalt ist höchst sonderbar: die in V. 5 und 6 angerufene „Gottheit" ist der Mörser, ulûkhala, ulûkhalaka; dies Wort selbst ist von sehr wenig alterthümlicher Physiognomie; man beachte auch die Form gálgulaḥ V. 1.

[96] (S. 288.) Tcheou-li, trad. par E. Biot. (Par. 1851) XII, 6. Ueber das Zeitalter dieses Buches und die Kritik der chinesischen Literatur überhaupt vgl. die beachtenswerthen Bemerkungen Albrecht Weber's in den Abh. der Berl. Akademie 1860, S. 295 ff. Auch das alte Aegypten kannte den Gebrauch der Kriegstrommel, und würde als Urheber desselben, wie von so Manchem, auch für Asien gelten können, ohne die ausgedehnte, jedenfalls ursprünglichere Anwendung der Trommel zu religiösen Zwecken im frühen chinesischen Alterthum und in Indien.

[97] (S. 289.) Plut. Crassus 23. — Ganz ähnlich berichten von den „tympanis" der Türken noch aus d. J. 1146 die Gesta Lud. VII., cap. 8.

[98] (S. 289.) S. Du Cange zu Joinville, hist. de St. Louis, p. 61.

[99] (S. 289.) Im Heere Friedrich's I. vor Mailand (1158), Vinc. Prag. chron. p. 51 (bis). 56. — Den Begriff Trommel hat ṭambur in Hindostan (Shakespear's dict. s. v.). Im Arabischen bedeutet es eine mit dem Plectrum geschlagene Cither mit sechs Metallsaiten, wogegen ṭabl, ebenfalls aus *τύμπανον*, (vgl. tabour, tabouret, engl. tabret) Trommel heißt.

[100] (S. 290.) Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique, Paris 1810, S. 152 ff.

[101] (S. 290.) Berührungen zwischen China, Indien und Chaldäa. Der Name China. — Stern über Ideler's „Zeitrechnung der Chinesen" in Gött. gel. Anz. 1840, S. 2003 ff. A. Weber, die vedischen Nachrichten von den Naxatra, Berl. Abh. 1860. 1862, bes. S. 362 und 400. — Was aus der berühmten Controverse zwischen Biot und Albrecht Weber, die Priorität China's oder Indiens in Hinsicht der Mondstationen, und aus der mit dieser Frage zusammenhängenden Untersuchung Stern's über das Verhältniß Babylon's zu China wohl mit Sicherheit resultirt, ist eine frühe und lange fortgesetzte geistige Verbindung zwischen jenen drei alten Culturstätten. Wenn die chinesische Astronomie nun auch schwerlich mehr für so alt wird gelten dürfen, so ist ein in die ersten Zeiten der chinesischen Bildung zurückreichender Einfluß von Chaldäa aus darum doch nicht weniger wahrscheinlich. Fast historisch wird ein Zusammenhang zwischen beiden Völkern in dem letzten Jahrhundert v. Chr. Was den Namen China betrifft, der zu uns von den Malaien, zu diesen in der Form tschîna von den Indern gekommen ist, so ist seine Entstehung nicht (mit Ideler und Weber) auf die Regierungsdauer der Dynastie Thsin (205—209 v. Chr.) mit Bestimmtheit festzusetzen, da er nicht von der kurzen Reichsherrschaft dieser Dynastie oder vielmehr dieses Landes hergenommen ist, sondern von dem Namen des Landes, unabhängig von dessen vorübergehender Suprematie. Der Fürst von Thsin war schon Jahrhunderte vorher der mächtigste Reichsfürst gewesen; schon im 8. Jahrh. hatte ihm die lehensherrliche Dynastie den Titel „himmlischer König" und eine der Hauptstädte überlassen müssen (Pauthier, Chine, Paris 1837, p. 107). Es würde daher das Land der Sinîm im Jesaia (49, 12) immer China bezeichnen können, ohne daß daraus ein spätes Zeitalter der Stelle folgen müßte, wie Weber annimmt (B. Abh. 1860, S. 299), so wenig wie dies für die Stellen des Mahabharata und Manu, wo der Name der Cîna vorkommt, schon daraus allein folgt. Eine andere Frage ist freilich die nach der sonstigen Wahrscheinlichkeit dieser Bedeutung bei Jesaia. In Europa findet sich der Name Σῖναι für ein südchinesisches Volk bekanntlich zuerst bei Ptolemäus.

[102] (S. 290.) Reinaud, mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde antérieurement au milieu du XI. siècle, p. 297. Weber, ind. Lit. S. 228 ff. und Berl. Abh. 1860, S. 321 ff. Humboldt, Kosmos II, 262.

[103] (S. 290.) Musikalische Wechselbeziehungen zwischen Indien und Europa. Solmisation und Bocedisation. — Bohlen hat nach einer Angabe Richardson's (dict. arab. and engl. Art. durr-i mufassal) darauf aufmerksam gemacht, daß die Perser sich

der gewöhnlich dem Mönch Guido zugeschriebenen Notenbenennungen (Solmisation) bedienen, und dessen Ansprüche auf die Erfindung in Zweifel gezogen (das alte Indien II, 195). Die Bedeutsamkeit der Worte durr-i mufassal (oder vielleicht als arabischer Accusativ durran mufassalan, wenn wir den Anfang eines Liedes vor uns haben, oder nom. unit. auf ab) läßt in der That die Priorität des Orients kaum bezweifeln: sie heißen „gesonderte Perlen"; mufassal ist Kunstausdruck für die regelmäßige Unterbrechung je zweier Perlen der Perlenschnur. Die Aussprache sol erklärt sich aus der emphatischen Natur des arabischen Consonanten; mü ist auch die gegenwärtige türkische Aussprache der ersten Silbe. Auf der anderen Seite findet zugleich das do der Italiener für das gebräuchlichere ut seine Erklärung. Es würde also für Guido, was die Notenbenennung betrifft, nur die Adoptirung des orientalischen Systems und die Combination desselben mit dem bekannten Hymnenverse: „ut queant laxis" u. s. w. nebst den daraus erklärlichen Veränderungen der Silben übrig bleiben, wie denn überhaupt die ihm zugeschriebene Reform des altgriechischen Tonsystems vielleicht unter dem Einfluß des Orients geschehen sein mag. Die Inder bezeichneten die Töne der Scala ebenfalls mit Silben, und zwar, so weit bekannt, mit Anfangssilben von Wörtern, die als Namen derselben gelten. Wie aber verhält es sich mit den sogenannten Voces Belgicae (Bocedisation), die die Niederländer anstatt der Guidonischen Solmisation annahmen? Ihr Erfinder soll Hubert Waelrant aus Antwerpen gewesen sein; wir haben hierüber die Notiz seines Mitbürgers und unmittelbaren Schülers Franciscus Sweertius, der in „Athenae belgicae" von ihm sagt: „Hubertus Waelrans, Antuuerpiensis, Musicam in patria multos annos professus est. Is primo commentus est facilem canendi methodum, ut nimirum supra ut, re, mi, fa, sol, la, duae aliae, nimirum si, ut, superadderentur, quem cantandi modum non pauci probavere, et ego in ea arte illo aliquando magistro sum usus. Idem quoque novorum appetens, quam hic vides canendi formam adinvenit, ut loco ut, re, mi, fa, sol, la reponerentur ba, ni, ma, lo, ga, di, se, bo. Ut hac ratione tyrannorum more, non notulas identidem reiterare et ingeminare, sed verba ipsa insonare videaris. Ne ride, lector, sed experire primo, et placebit inventum. Mortuus Antuerpiae anno salutis humanae MDXCV. XIX. Novemb. Aetatis LXXVIII. . . ." Da die Athenae belgicae 1628 in Antwerpen erschienen sind, so ist hiermit jedenfalls der späteste Termin für die Einführung des si gegeben, selbst wenn die Nachricht des Sweertius falsch sein sollte. Worin besteht nun aber das so sehr betonte Verdienst der zweiten Neuerung Waelrant's, und was konnte ihn vernünftigerweise bewegen, andere Silben an die Stelle der gebräuchlichen zu setzen? Da diese Silben doch

irgend eine Bedeutung haben müssen, so darf man vielleicht vermuthen, daß hier das indische Original der arabisch-persischen Scala vorliegt, indem ziemlich deutlich maṇiḥ, Perle, und viccheda Sonderung, Unterbrechung, zu erkennen sind (etwa vicchedikâ...? oder viccheda-kalamaṇiḥ?) Vergleichen ließe sich der häufige Gebrauch von maṇi in Namen von Versmaßen, z. B. maṇiguṇanikara, Perlenschnurmenge, für ein Versmaß, das fast aus lauter ununterbrochenen Kürzen besteht (s. B.-R.). — Da der Fortschritt, der mit der Hinzufügung des si zu dem ursprünglichen Hexachorde verbunden war, darin bestand, die Mutation zu beseitigen und denselben Namen immer auf dieselbe Note fallen zu lassen, so mag Waelrant wohl eine indische Scala von sieben Tönen für die nothwendig gewordene Verbesserung als geeignet kennen gelernt und an die Stelle der vermehrten guidonischen Scala gesetzt haben. Andererseits wird eine Wirkung der griechischen Musik auf die Inder durch viele sonstige Analogien schon a priori wahrscheinlich gemacht. Sollte darum nicht auch grâma, Tonleiter, scheinbar identisch mit dem gleichlautenden Worte für Dorf, auf Gamma zurückgeführt werden dürfen? Die lautliche Behandlung stimmt vollkommen; man vergleiche in Betreff des r kramela und umgekehrt kona Κρόνος (Reinaud, mém. p. 90): es bleibt noch die wirkliche Entstehungszeit der griechischen Benennung zu ermitteln; die indische ist, so viel aus dem Petersb. Wörterb. zu ersehen, erst im Pantschatantra und bei den Lexicographen nachgewiesen.

104 (S. 290.) Wanderung von Fabeln und Märchen. Verbreitung indischer Erzählungen über Afrika. Aegyptischer Ursprung griechischer Thierfabeln. — Benfey ist in seinen classischen Untersuchungen über diesen Gegenstand im Allgemeinen zu dem Resultat gelangt, daß eine wahrhaft ungeheure Masse dem Occident mit dem Orient gemeinsamer Märchen und Erzählungen aus Indien stammen; er nimmt einen wesentlich buddhistischen Ursprung derselben an, und schließt, daß sie auf einem doppelten Weg zu den europäischen Völkern gekommen seien, nämlich über Persien und Arabien nach dem Süden, und über Tibet durch die Mongolen nach dem Norden. Die Fabeln dagegen seien in der Regel von den Indern selbst erst aus griechischen Originalien umgebildet, und in ihrer neuen Form wieder zurückgewandert. (Benfey, Pantschatantra Einl. XXI. ff.) Ein anziehendes Beispiel dieser Art ist die Fabel von dem Schlacht- und dem Arbeitsthier, für welche die Wege und Ursachen der Umbildung (Or. und Occ. I, 360) sehr scharfsinnig nachgewiesen werden. (Vgl. in derselben Zeitschrift außer den Arbeiten Benfey's auch die von Liebrecht, Köhler, Gödecke, Gildemeister u. A.) Höchst interessant aber ist es, indische Fabeln und Märchen auch durch ganz Afrika verbreitet zu sehen. In der afrikanischen Form spielt der Hase ganz constant die Rolle des Fuchses als listiges Thier. Grimm

hat dies in einer Betschuanenfabel so auffallend gefunden, daß er ein Mißverständniß vermuthete (Kinder- und Hausm. Vorr. S. XXIX.). Aber unter den Fabeln der Betschuanen sind solche, die ganz ähnlich bei den Indern vorkommen, und hier den Hasen in derselben Rolle zeigen. Die Inder ersetzten den Fuchs der griechischen und semitischen Fabeln meistens durch den Schakal (Weber, ind. St. III, 335. Benfey, Pantsch. I, 102), aber in selteneren Fällen auch durch den Hasen (vgl. Benfey, S. 181). Die Thiermärchen der Betschuanen werden in fortlaufenden Reihen an einander geknüpft, wobei ursprünglich gesonderte Fabeln zu Nebenzügen einer einzigen werden. Die von Casalis (études sur la langue séchuana p. 100) unter dem Titel: „le petit lièvre“ mitgetheilte Erzählung enthält auf diese Weise mindestens sechs Fabeln; eine derselben, „Hase, Elephant und Quelle,“ hängt mit der indischen „Hase und Elephant“ (Pantsch. III, 1. Hitop. III, 4) zusammen; zwei andere, eine, in welcher der Hase dem Löwen Beute verschafft, und eine, in der er ihn überlistet und tödtet, entsprechen einer einzigen des Pantschatantra (I, 8), neben welcher aber eine andere (Pantsch. I, 11. Hitop. IV, 11) steht, in der der Schakal es ist, der dem Löwen auf listige Weise Futter zuführt; ein fernerer Bestandtheil des afrikanischen Fabelcomplexes ist der mit der Haut des Löwen bekleidete Hase, also der Esel im Löwen- oder Tigerfell, und zugleich der blaue Schakal der Inder. Schrumpf hat (Zeitschr. d. d. m. G. 16, 471) von demselben Betschuanenstamm (Bassuto), unabhängig von Casalis, einen ähnlichen Fabelcomplex mitgetheilt; in einer Geschichte wiederholt sich dasselbe Motiv wie bei Casalis, daß der Hase, nachdem er getrunken, andere mit dem Reste bestreicht, um sie zu verdächtigen. Dieses Motiv nun kehrt in einem durchaus ähnlichen Complex von Hasenmärchen in Centralafrika bei den Bari (3° 35 — 6° 5 n. Br.) viele hundert Meilen weiter nördlich wieder, welchen Mitterrutzner in der „Sprache der Bari“ (Brixen, 1867, S. 10) mittheilt. In diesem Barimärchen treten Fuchs und Hase zusammen auf, aber so, daß der Hase das listige Thier ist. Er stellt sich todt, und springt plötzlich aus dem Gefäß davon, in dem er gekocht werden soll. Vielleicht gleichzeitig, als diese Erzählung aus dem Munde eines Eingeborenen von Afrika aufgezeichnet wurde, erzählte mir auf den Straßen von Frankfurt ein Arbeiter nahezu dieselbe Geschichte von einem Fuchse, und zwar, sehr dem Geiste unserer Zeit gemäß, mit der Frage, ob man so etwas aus bloßem Instincte erklären könne? — (Ueber die sich todt stellenden Thiere, auch den Fuchs, in der Thiersage s. Benfey, Pantsch. I, 333). Ein anderes, von Kölle aus Bornu wiedererzähltes Mährchen ist als indisch erwiesen (Benfey, O. u. O. II, 169). Noch merkwürdiger aber als diese Thiergeschichte ist das gleichfalls von Casalis mitgetheilte Märchen der Bassuto von einem Brudermorde wegen einer Kuh, das unzweifelhaft aus der Vasisthasage

stammt. Benfey ist geneigt, den indischen Einfluß bei den Betschuanen auf muhamedanische Vermittlung zurückzuführen (a. a. O. und Pantsch. I, 183), aber da die Sprachverwandtschaft eine unverkennbare Kette von Madagascar bis zum indischen Archipel bildet, und ein unmittelbarer und gewaltiger Einfluß Indiens auf die dortige Inselwelt offen zu Tage liegt, so ist uns, wie mir scheint, ein viel directerer Weg mit Bestimmtheit vorgezeichnet. Auch die der indischen durchweg näherstehende Form der Erzählungen spricht für denselben. Daß in Nordafrika, z. B. bei den Tuaregs (Benfey S. 354), der directe Einfluß der Inder dem durch den Islam vermittelten begegnete, ist darum immer möglich. — Wenn wir auf diese Weise griechische Ideen eine Art Kreislauf bis nach Afrika und über die ganze Breite dieses Erdtheils machen sehen, so ist es nicht minder interessant, hie und da auch wieder ihren Ursprung in Afrika zu finden. Die Beziehungen zwischen Berg und Maus in indischen, jüdischen und germanischen Sagen veranlassen Benfey (S. 377) zu der Vermuthung mythischen Ursprungs; er fügt hinzu: „Dann ruht selbst das harmlose parturiunt montes etc. auf einem tieferen mythischen Grunde.“ Das Horazische parturiunt montes ist aber ägyptisch. Als König Agesilaus dem Tachos zu Hülfe kam, sagten die Aegypter, über seine unscheinbare Persönlichkeit spottend, wie Plutarch erzählt (Ag. 36) „es wäre das die Fabel von dem kreisenden Berge, der eine Maus geboren (ὅτι τοῦτο ἦν τὸ μυθολογούμενον· ὠδίνειν ὄρος, εἶτα μῦν ἀποτεκεῖν),“ oder wie Athenäus (XIV, 6) anführt, der die Aeußerung dem Tachos selbst in den Mund legt „ὤδινεν ὄρος. Ζεὺς δ' ἐφοβεῖτο· τὸ δ' ἔτεκεν μῦν.“ Nach der letzten Nachricht soll Agesilaus erzürnt geantwortet haben: „φανήσομαί σοι ποτὲ καὶ λέων.“ Vgl. ὤδινεν ὄρος, εἶτα μῦν ἀπέτεκεν bei Villois. Anecd. II, 68. Phädr. 4, 22.

105 (S. 290.) Grammatica critica linguae arabicae I, §. 44.

106 (S. 291.) Semitisches im Zend. — Dâtam, Gesetz, steht auf der Grabinschrift des Darius zu Nakschi-Rustam. Der assyrische Text hat dafür dinât (Oppert, Ztschr. d. d. m. G. XI, 136). Im Zend entspricht dâtam, Pehlwi dât, pers. dâd; s. v. a. θετόν, θεσμός. Daena leiten Haug (Ztschr. d. d. m. G. IX, 692) und Justi von dî, sehen, ab. Spiegel (Einl. in die trad. Schriften der Parsen II, 404) unterscheidet im Pehlwi zwischen dîn „Gesetz, Religion,“ und dînâ, „Gesetz, Recht,“ indem dieses aus dem Chaldäischen entlehnt, jenes dem altbaktrischen daena entsprechend sei. Fr. Müller (Beitr. III, S. 87) erklärt sich bei Gelegenheit der Vergleichung des armenischen den für Uebergang des iranischen daena in das Arabische. Das Verhältniß scheint mir aber nur folgendes sein zu können. Das arabische dînun, Religion, ist ein Fremdwort aus dem Spät-hebräischen, das Pehlwiwort dîn ist aus diesem arabischen, dînâ aber aus dem Chaldäischen entlehnt; semitisch, aber in einer früheren Zeit

überkommen, ist auch daena, welches der Form nach dem arabischen dainun, die Schuld, näher steht. Die Wurzel dîn, richten, ist in den semitischen Sprachen zu lebendig und zu allgemein und früh nachweisbar, um ein umgekehrtes Verhältniß zuzulassen. Daß auch die Armenier das Wort aufgenommen haben, beweist seine religiöse Bedeutung in der altpersischen Religion. Als ein sicheres semitisches Fremdwort im Zendavesta ist ferner tanûra, Ofen, von Spiegel nachgewiesen (Av. I, 12); von naçka, armenisch neskh, Buch, chald. nuskha, Abschrift, Exemplar, (Ders. Ztschr. d. d. m. G. IX, 191) ist der semitische Ursprung nicht so ganz sicher. Auch hara, Berg, hält Spiegel für entlehnt; doch könnte es wohl mit ὄρος zusammenhängen. Die bedeutenden Einwirkungen Assyriens auf Persien in religiöser und staatlicher Hinsicht sind durch die glänzenden Entdeckungen der neuesten Zeit außer Zweifel gestellt.

107 (S. 292.) Avesta I, Einl. S. 20. II, Einl. S. 5.

108 (S. 292.) Schon R. Roth in seiner Abhandlung über Brahma und die Brahmanen (Ztschr. d. d. m. G. I, S. 66 ff.) urtheilt von diesem Lied, daß es „ganz entschieden erst aus der Periode stammt, in welcher die liturgischen Bücher und Upanischaden entstanden sind.“ Selbst solche Stellen, wo man sich die Brahmanen noch nicht nothwendig als Caste denken muß, gibt es außer denen des zehnten Buches nur unächte: 7, 103, den wunderlichen Froschhymnus, den vorletzten des siebenten Buches, und 1, 164, 45, in dem Schlußhymnus des 22. Anuvaka, in welchem Betrachtungen über die Metra vorkommen.

109 (S. 292.) Av. I, 8.

110 (S. 293.) Persisch-indische Einflüsse. — Die Aehnlichkeit der heiligen Schnur der Perser (aivjâonghana, später kuçti genannt Spiegel, Avesta II. S. XXI, Burnouf Journ. As. 1846, p. 108) mit dem Gürtel der drei oberen indischen Casten, und die Uebereinstimmung in dem Zeitpunkte, der für die Anlegung beider gefordert wurde, ist bekanntlich schon dem Verfasser des Bhavischja-Purana aufgefallen (Wilson bei Reinaud, mémoire p. 395). Schwerlich wird man die Entstehung dieser Bestimmungen in die Zeit der Rigvedahymnen zurückführen wollen; dann aber bleibt nur Entlehnung übrig, da die Trennung der Iranier von den Indern jedenfalls älter als der älteste uns erhaltene Vedahymnus sein muß. Ob freilich die Inder die Entlehnenden gewesen sind, läßt manchen Zweifel zu. Der Gürtel, mekhalâ, des indischen Brahmatscharin wird schon im Atharvaveda erwähnt, und Açvalajana's Sutren geben übereinstimmend mit Manu außer der Zeit der Anlegung auch schon die Stoffe an, die für die verschiedenen Casten anzuwenden sind. (Açv. Grihj. 1, 19. Manu 2, 36. 42. Vgl. Petersb. Wörterbuch mekhala.) Auf der anderen Seite ist die Stelle des Vendidad, wo der Pflicht, den Gürtel beständig zu tragen, Erwähnung gethan wird,

vielleicht jüngeren Ursprungs. (Vendidad 18, V. 2. 23. 115. 120; vgl. Spiegel I, S. 227 f. S. ferner Jascht 1, 17.) So lange wir jedoch über die relativen Entstehungszeiten der Brahmana's und des Zendavesta so sehr im Unklaren sind, wird eine kritische Entscheidung nicht möglich sein. Die Parsen haben das Tragen des Gürtels allen Erwachsenen, auch den Frauen, zur Pflicht gemacht; die Brahmanen die Frauen und die vierte Caste davon ausgeschlossen. Die daneben um eine Schulter oder den Hals getragene Opferschnur der Inder (jagnasûtra) scheint nur zum Anlegen beim Opfer bestimmt gewesen zu sein. Die seltsamen Reinigungen mit „maeçma", gomûtra, im Zendavesta und bei den Brahmanen, möchten noch weniger auf urzeitliche Gemeinschaft zurückgeführt werden können, und doch werden unmöglich beide Theile selbstständig auf den absonderlichen Gedanken gerathen sein. Hier würde sich, wie ich glaube, die Priorität des Zendavesta noch wahrscheinlicher machen lassen. Daß die Inder sich von persischen Gebräuchen nicht abgestoßen fühlten, zeigt die Art, wie im Bhavischja-Purana von ihnen gesprochen wird. Spiegel, der keine Entlehnung annimmt, bemerkt gleichwohl von dem beiden Völkern gemeinsamen Gebrauch, in der nächsten Zeit nach dem Tode eines Angehörigen keine Speise zu kochen, daß er nur bei den Iraniern einen vernünftigen Sinn dieser Sitte einsehen könne. (Av. II, S. CXV). Jedenfalls scheint mir so viel festzustehen, daß Uebereinstimmungen dieser Art mit solchen, wie z. B. das Somaopfer, Jima und Jama, und sonstigen Spuren enger Verwandtschaft, wie sie Lassen (I, 516 ff.) ausführt, nicht auf eine Stufe zu stellen sind. Ich muß von diesem Gegenstande hier abbrechen und hoffe ihn bald in einem geeigneteren Zusammenhange behandeln zu können. — Von Wortentlehnungen aus dem persischen Sprachgebiet zeigt mihira, Sonne, eine junge Form; für ṭanka Münze, auf der Inschrift des Samudragupta (erstes Drittel des 3. Jahrh. n. Chr.) wird von Lassen dekhanischer Ursprung vermuthet; Böhtlingk und Roth vergleichen das mongolisch-türkische tamga, Stempel; es ist aber, da es sich von Geschenken des Perserkönigs (schâhân schâhi) handelt, wohl zunächst das persische dank, Obolus, chald. danqa, arab. daniqun, bei den Griechen δανάκη und δανικόν, russisch denga, merkwürdigerweise noch jetzt im Plural (dengi) der allgemeine Ausdruck für Geld.

111 (S. 293.) Anachites und Onyx. — Amos 7, 7. 8. Das dunkle Wort, welches nach dem Zusammenhang einen Doppelsinn dargeboten zu haben scheint, wird von den alten Uebersetzern sehr verschieden wiedergegeben. Die Vulgata hat (murum) litum und trullam caementarii; die chaldäische Uebersetzung din „Gericht" LXX und Peschito ἀδάμας. J. ben Koreisch und Abulwalid haben das arabische anukun, Blei, verglichen (s. Ges. thes.; es ist ohne Zweifel bei J. b. K., wie

bei Tanchum jer. qazdîr, qaṣdir zu lesen): der Erstere scheint „Gewichtstein“ zu erklären (epist. pag. 63), Abulwalid versteht Senkblei. Die chaldäische Uebersetzung stützt sich wohl nur auf den Zahlenwerth; man hatte auf diesem Wege das Wort mit den 71 Richtern des Sanhedrin identificirt. (S. Baj. rab. zu 3 M. 25, 14.) Für die griechische Erklärung der Siebzig ist passend auf die Angabe des Plinius (37, 4, 15) hingewiesen worden, der Diamant sei, weil er Gifte unwirksam mache, und Wahnsinn und leere Furcht vertreibe, von Einigen anachites genannt worden (s. Bochart, geogr. s., p. 721). Da nun derselbe Schriftsteller (37, 11, 73) sagt, durch die gemma ananchitis könnten, wie es heiße, in der Hydromantie die Bilder der Götter gerufen werden (evocari), und Orpheus eine ähnliche zwingende Kraft dem Galaktites beilegt, den daher die Alten *ἀνακτίτην ἀδάμαντα* genannt hätten: so emendirt Salmasius an allen diesen Stellen *ἀναγκίτης* (in Sol. p. 97 und 763; vgl. Turnebi adv. p. 18). Aber bei anachites scheint Plinius vielmehr an *ἄχος* gedacht zu haben, und ananchitem steht auch an der bei Salm. S. 79 angeführten Stelle aus de lapidibus: „hunc (nämlich den Galaktites) quidam ananchitem vocant.“ Ananchet oder anamch ist auf ägyptischen Denkmälern ein röthlicher Edelstein (Champ. gr. 96, 2; Birch in transact. of the Roy. Soc. of Lit. sec. ser. II, 357; anam heißt Stein; vgl. kopt. anamei und one.) Vom Galaktites gibt Plinius Aegypten als Heimath an, nach Salm. in Folge von Verwechslung mit dem Galaxias. Nach alle dem scheint nicht nur der griechische, von den LXX zur Interpretation von ănâk benutzte Name aus dem Aegyptischen entlehnt zu sein, sondern auch dies ănâk selbst; was nicht ausschließt, daß in verhältnißmäßig früher Zeit *ὄνυξ* wieder dem Hebräischen entnommen ward. Im Talmud findet sich (Ab. zara 8, b) ănâk (mit Jod zum Ausdruck des Halbvocals, s. die Abh. meines Vaters in Hechaluṣ II, 154 f.) in der zweifellosen Bedeutung: Onyx. „Welchen von beiden, Onyx (Gemme) oder Edelstein, macht man zur Unterlage (basis) des anderen? Doch den Edelstein dem Onyx.“ Die Mehrheit heißt unkin (Targ. j. 4 M. 33, 8); vielleicht aus dem Griechischen.

112 (S. 294.) Wanderung von Thiernamen. — Das Pferd steht im Pentateuch so vorwiegend zu Aegypten in Beziehung, daß viele Pferde besitzen, ohne Verbindung mit diesem Lande als unmöglich betrachtet zu werden scheint (5. M. 17, 14). Dagegen ist es in Aegypten nicht von jeher einheimisch, wie schon daraus geschlossen werden kann, daß es, sehr im Gegensatze gegen die indogermanische Mythologie, in der ägyptischen Religion keine Rolle spielt. Der amerikanische Naturforscher Pickering hat bemerkt, daß vor der 18. Dynastie kein Pferd auf den Denkmälern erscheint; die früheste Darstellung desselben zeigt sich in den Kämpfen des Amenophis, des zweiten Königs dieser Dynastie. Die Benennung

ses (sesm) auf der Inschrift des Thuthmosis III. zu Karnak, bedeutet Stute (Birch in Transact. of the R. S. of Lit. sec. series II, 348.). Sehr beachtenswerth ist es, daß Abraham in Aegypten, nach 1. M. 12, 16, Schafe, Rinder, Esel, Eselinnen und Kameele bekommt, aber weder Pferde noch Maulesel, während dem Joseph die Aegypter all ihr Vieh, bestehend in Pferden, Schafen, Rindern und Eseln bringen (47, 17) und zur Zeit des Auszugs bei der Seuche (2. M. 9, 3) Pferde, Esel, Kameele, Rinder und Schafe erkranken. Zur Zeit der Kämpfe mit den Eingeborenen fanden die Israeliten bei dem Stamme der Kanaaniter viele Pferde und eiserne Kriegswagen vor (Jos. 11, 4. 17. 18.; Richter 1, 19. 4, 3 ff.), besonders im Norden, wie in Aegypten. Man vergleiche auch die Inschriften des Thuthmosis, Lepsius, Denkm. Abth. III, 31 b., wo Pferde und Wagen als Tribut eben dieser Stämme erwähnt sind. Daher die Ortsnamen Bet-markabot (Haus der Kriegswagen) und Chaẓar-susah (buchstäblich soviel als „Stuttgart") oder Chaẓar susim (1. Jos. 19, 5. 1. Chr. 4, 31). Dagegen findet sich von dem in der nachchristlichen Zeit so berühmten arabischen Pferde in der biblischen Zeit keine Spur; die Araberstämme werden oft, und immer mit Kameelen geschildert, mit denen sie plötzlich hereinfallen und ebenso schnell wieder verschwinden. Es hängt dies damit zusammen, daß vom Reiten auf Pferden (welche Gebrauchsweise den Arabern das Pferd erst wichtig machte) in den älteren Büchern der Bibel überhaupt nicht die Rede ist, da rakab, wo man diese Wurzel so verstehen könnte, das Besteigen des Wagens oder das Fahren auf demselben bedeutet. Die arabische Wurzel sûsa beherrschen, vorstehen, woher siâsatun, Politik, wird in sâisun zu der besonderen Bedeutung equiso, Pferdewärter, Pferdeknecht, verwendet, und es fragt sich daher, ob wir hier eine wirkliche oder nur scheinbare Etymologie vor uns haben; im ersteren Falle wäre sus vielleicht von der Lenkung oder Wartung, oder auch als Weidethier benannt, wie jumentum vom Schirren. Aber auf der anderen Seite heißt in einer großen Reihe von afrikanischen Sprachen das Pferd so, die Stute sosa oder so-muso. — Wie verhält sich das ebenfalls in verschiedenen Sprachen Afrika's (Mampa, Orungu, Kabenda, Musentandu, Kasandsch, Nyombe, Ngola, Pangela, Songo, Kiriman, Matatan) vorkommende kavalu, Pferd, (in Nkele nkavela, in Ndob nyam tebale, in Baseke nkalba), zu caballus? In Kasandsch und Ngola lautet der Plural tubalu, in Nyombe mimvalu, in Musentandu mvalu, was in Mimboma und Basunde als Singular mit dem Plural mimvalu, mivalu erscheint. Die Veränderung der Anlautsilbe im Plural, wesentlich Verstümmelung in Folge eines Präfixes, ist kein Beweis gegen Entlehnung. Aehnliches ist an Sanskritfremdwörtern im Malaiischen vielfach nachgewiesen. — Ueber Löwe scheint soviel festzustehen, daß das deutsche Wort zunächst aus dem Lateinischen,

und das slavische wieder aus dem deutschen entlehnt ist. Wahrscheinlich ging der Name von den Semiten einerseits zu den Griechen, andererseits, wohl aus Assyrien, zu den Aegyptern über. — Zu wichtigen Fragen gibt kaf Veranlassung, welches sich über der Abbildung eines gelblichen geschwänzten Affen („ἔστι δ' ὁ μὲν κῆβος πίθηκος ἔχων οὐράν," sagt Aristoteles, Thiergesch. II, 8) als Name einer besonderen Species in einem Grabe zu Beni-Hassan findet (Rosellini, mon. civ. tav. XXI, fig. 6, 7; Text I, p. 213), mehr als siebenhundert Jahre vor Salomo, in dessen Geschichte das hebräische qof zuerst vorkommt. Es ist ohne Zweifel das Sanskritwort kapi, vielleicht durch ein semitisches Organ hindurchgegangen. Aber das Wort gehört der ältesten Sprachperiode, der der neun ersten Bücher der Rik-Sanhita, noch gar nicht an. Sollen wir nun daraus schließen, daß diese älter als das 17. Jahrhundert v. Chr. sind? Dies wäre jedenfalls ein höheres Alterthum, als wir ohnedies für sie anzunehmen geneigt gewesen wären. Max Müller setzt die Tschhandas-Periode, freilich nur im Minimum, in die Zeit von 1200—1000 v. Chr. Oder, wenn die sprachlichen Gegensätze der im engsten Sinn vedischen Literatur gegen das sich später ausbildende Sanskrit local sein sollten (wofür Manches spricht), und kapi in einer vorvedischen Zeit von einem südlicheren Punkte als dem Induslande aus nach Aegypten gekommen wäre, so würde die Einwanderung der Arier in die Gangeshalbinsel nicht so jung sein können, als bisher angenommen wird: und ich muß gestehen, daß ich diese Annahme, wonach die Bevölkerung des eigentlichen Indiens durch Indogermanen jünger als die Rik-Sanhita wäre, für nichts weniger als bewiesen halte. Aus der Sanhita selbst ergibt sich Nichts, als daß die Sänger derselben im Nordwesten wohnten; die darin besungenen Kämpfe sind mythisch, nicht historisch. Daß übrigens kapi ein ursprüngliches Sanskritwort ist, geht aus der deutlichen Etymologie hervor: es heißt gelb, roth, braun, wie kapila, (vgl. kapingala u. s. w., Anm. 36), nicht etwa umgekehrt, so daß die Farbe aus „affenfarbig" zu erklären wäre. Unmöglich ist die Erklärung des Thiernamens aus der Wurzel kamp, zittern, die von Weber versucht und von Böhtlingk-Roth und Benfey gebilligt worden ist. — Wenn es auffallen kann, daß für ein in Afrika heimisches Thier sich in Aegypten ein indischer Name findet, so hat der heutige Name des Nashorns, kargadan, den Barth in Bornu vorfand, dieselbe Wanderungsgeschichte aufzuweisen, da es die persisch-arabische Form des bei Aelian (Thiergesch. 16, 20) vorkommenden indischen καρτάζωνον ist. (Barth, centralafr. Voc. III, 194). In einem Elephantennamen haben wir muthmaßlich den ganz analogen umgekehrten Fall vor uns: das persische pîl, arabisch fîlun, auch im Sanskrit pîlu (aber Fremdwort, s. das Petersb. Wörterb.), erklärt sich, wie ich glaube, aus elu, dem Namen des Elephanten im Temaschirht, wenn wir annehmen

dürfen, daß dasselbe von ägyptischen Zwischenhändlern mit dem ihrer Sprache angehörigen Artikel versehen worden sei. Diese Vermuthung findet einige Unterstützung in dem, was Barth (Reisen V, S. 194) über den Handelsverkehr der Berbervölker mit Aegypten bemerkt. Er theilt eine an Burrum haftende Tradition über den Zug eines Pharao nach dieser Gegend mit, und sagt: „Dabei ist es von großem Interesse, zu beachten, daß dies der Punkt ist, wo sich der große Fluß, der hier in schöner Biegung seine bisher west-östliche Richtung in eine südliche verwandelt, Aegypten am meisten nähert. Wir müssen ferner in Betracht ziehen, daß die Bewohner der Oase von Audjila, die auf der großen Handelsstraße von Aegypten nach diesen Gegenden liegt, die Ersten waren, welche diesen westlichen Theil des Sudans dem Verkehre der Araber eröffneten, und so finden wir in neuerer Zeit schon im Anfange des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung den Islam und die Formen königlicher Herrscherwürde von dorther eingeführt. Die ganze Geschichte Sonrhay's weist nach Aegypten; die Angaben über die von den Nasamonen verfolgte Straße setzen, wenn richtig auf der Karte niedergelegt, deren Reiseziel in diese Gegend." Sollte nun gar auch unsere griechische Bezeichnung an dasselbe Berberwort, mit einem noch unverständlichen Zusatze, anzuschließen sein? Das gothische ulbandus, Kameel, ist ohne Zweifel entlehnt aus elephantus, und hiermit bleibt für die slavischen Benennungen des Kameels, die auf die Form velband zurückgehen (russisch verblud, woraus erst wieder das litthauische verbludas), nur Entlehnung aus dem Gothischen übrig. Das ägyptische ebo (woraus man ebur zu erklären versucht hat), trifft mit dem indischen ibha so zusammen, daß man annehmen muß, dieses in den Veden noch nicht Elephant bedeutende Wort sei in Folge der Bekanntschaft mit dem ägyptischen zu dieser Bedeutung gelangt. — Der griechische Name der Antilope Oryx, die auf ägyptischen Denkmälern so häufig ist, gehört ebenfalls der Temaschirhtsprache an. Er ist das bei Barth (Reisen V, 686) vorkommende t-urik. — Dagegen führt der indogermanische Name des Hundes auf einen uralten Völkerverkehr im östlichsten Asien. Die chinesischen Namen khiuan und keu, birmanisch khuê, stehen der indogermanischen Urform (kuan, kvan) äußerst nah; auch das türkische kjöpek läßt sich noch vergleichen, besonders in Anbetracht der russischen Form sobaka, und des von Herodot als medisch angeführten spaka. Die Zähmung und Abrichtung des Hundes ist übrigens in Asien und Europa wohl kaum so alt, als gewöhnlich geglaubt wird. Layard hat auf den Jagdscenen grade der ältesten assyrischen Denkmäler keinen Hund dargestellt gefunden. In der Bibel findet sich keine Spur von der Verwendung des Hundes zur Jagd, so sehr auch z. B. in der Geschichte Esau's sich Gelegenheit geboten hätte. Der Hirtenhund ist nur Hiob 30, 1 und Jes. 66, 10 f. erwähnt; und das Schweigen in den

älteren Schriften ist gewiß nicht zufällig, mitten unter den lebendigen Darstellungen aus dem Leben eines Hirtenvolkes, dessen Könige von der Heerde hinweg zum Throne geführt werden. Jakob, als er Laban's Schafe hütete, und er „bei Tag von Hitze, bei Nacht von Kälte verzehrt wurde, und der Schlaf von seinen Augen wich" (1. Mos. 31, 40), hatte offenbar keinen Hund zur Seite. An allen Stellen, außer den beiden zuerst angeführten, erscheint der Hund stets als ein verächtliches und höchst gefährliches Thier, neben Löwen, Büffeln u. s. w., ein Thier, das Leichen frißt und das Blut der Getödteten leckt. Jer. 15, 3 wird mit der Sendung von vier Plagen gedroht: „Des Schwertes zum Morden, der Hunde zum Schleifen der Leichen, der Vögel des Himmels und des Wildes der Erde zum Fressen und Verderben." — Die Griechen, bei denen Jagd- und Haushunde so alt als ihre Geschichte sind, haben dieselben wahrscheinlich von Aegypten aus kennen gelernt, wo die Zucht der mannigfaltigsten Spielarten schon in sehr alter Zeit bekannt war. Doch sind auch den biblischen ähnliche Stellen bei Homer noch häufig. Bei Persern und Indern scheinen die Ansichten über den Hund mit zu den Unterscheidungslehren gehört zu haben, die eine religiöse Spaltung zwischen beiden Völkern bilden. In den Zendschriften zeigt sich eine überschwengliche Verehrung und wahrhaft zärtliche Sorgfalt gegen den Hund, über dessen Behandlung in Krankheiten Ahuramazda selbst Maßregeln offenbart, und mit dem die Priester verglichen werden; ein höchst heiliges und gutes Thier, das Widerspiel des Wolfes. Der Anblick des Hundes wirkt für die Sterbenden, von Hunden (die eigens dazu abgerichtet wurden) zerrissen zu werden, für die Todten beseligend. Bei den Indern findet sich nichts Analoges. Hier ist der Hund ein unreines Thier; läuft er über die Opferstätte, so ist das Opfer gestört. Man muß sich hüten, die Rolle, die der Hund als Wächter der Unterwelt und mythischer Schätze auch bei Indern und Griechen spielte, aus seinem wirklichen Wächteramt auf der damaligen Erde abzuleiten. Er bewacht in der Mythologie nur wie die Drachen und andere Ungeheuer. Die wüthenden Hunde des Aktäon sind ein Nachklang der ursprünglichen Vorstellungen, während der Hund des Odysseus, ohne Zweifel ebenfalls dereinst ein Attribut des Todes, des Hermes als „Zorngottes", im Homer mit so viel Zartheit dargestellt wird. Wenn A. Weber in seinen „Indischen Skizzen", den Culturzustand des indogermanischen Urvolkes schildernd, sagt: „Der Hund beschützte die Heerde" (S. 9), so ist dies offenbar zu viel aus der Gemeinsamkeit des Namens geschlossen, und ich halte es für wahrscheinlicher, daß jenes Urvolk den Hund nur in ungezähmtem und mindestens halbwildem Zustande gekannt habe. Die „indischen Hunde" der Perser bei Herodot (I, 192) kommen natürlich für eine soviel ältere Zeit nicht in Betracht. — Ueber Fuchs und Schakal s. Anm. 88.

113 (S. 294.) Entlehnung zwischen Semiten, Indogermanen und Aegyptern. — Daniel 3, 5. 10. 15. Vers 10 ist sîfonja geschrieben. Das griechische συμφωνία bedeutet dasselbe Instrument (Schalmei) wahrscheinlich bei Pollux 26, 10, 5. Auch verweist Gesenius auf Servius zu Aen. XI, 27 und Isidori Or. III, 21 und auf das italienische sampogna; vielleicht aus σίφων, Röhre. — In psanterin zeigt sich, wie Renan bemerkt (hist. gen. des langues sém., p. 278 note 1), ebenso wie in Sanhedrin aus συνέδριον schon die vulgärgriechische Endung in für ιον, woraus noch später i ward. — Aus sambuca ist franz. saquebute, also wohl auch unser Sackpfeife entstellt. — Sollte viola, mittellat. vitula, mit dem indischen vînâ in Verbindung zu bringen sein? — Zu dundubhi und dem hebr. tof sind noch die gleichbedeutenden arabischen dubdâbun und duffun zu stellen. — Das hebräische lischkah (oder nischkah), Halle, Gemach (einmal 1 Sam. und 2 Kön., häufig bei Jeremia, Ezechiel, Nehemia), ist entlehnt aus λέσχη, das sich schon in der Odyssee findet. Umgekehrte Entlehnung hat besonders bei Namen von Naturproducten stattgefunden, z. B. σίκυς Gurke, qischschû; man vergleiche die interessante, von Benfey (gr. Wurzell. I, 442) aufgestellte Reihe: hebr. schiqmah, slav. smokva, goth. smakka, συκάμινος, συκέη, ficus, Feige. Βάτραχος ist von Frosch zwar schwerlich zu trennen; aber noch weniger von dem allgemein semitischen ṣefardeâ, dem es in einer frühen Zeit (etwa in einer Form σφαρδαχος) entlehnt worden sein muß. Auch σκορπίος erinnert auffallend an âqrab. Das bereits der Genesis angehörige pilegesch, chald. pilakta, πάλλαξ, pellex, ist jedenfalls schon im Hebräischen Fremdwort. Ξίφος, Schwert, ist vielleicht das ägyptische schopsch; κάραβος, Käfer, vielleicht chepr. Κιβωτός, Kasten, „Arche", ist gewiß richtig als dissimilirt aus dem chaldäischen tebûta, hebr. tebah erklärt worden; dieses selbst ist aber wahrscheinlich das ägyptische teb (Ewald, angef. v. Rénan p. 191). — Sehr räthselhaft sind einige Wörter, die durch den semitischen und indogermanischen Sprachstamm zugleich hindurchgehen, so daß man versucht wird, an Entlehnung schon unter den Urvölkern zu glauben. So vor allem qeren, Horn, cornu u. s. w. (s. Diefenbach, goth. Wörterb. II, 539), während man doch schwerlich die Bekanntschaft mit gehörnten Thierarten den Semiten wird absprechen wollen. Vgl. schor, ταῦρος, Stier. Ὄσχη, ὄρχις könnten vom hebr. eschek, äth. eskit, vgl. arab. iskatun, entlehnt scheinen; aber wie verhält sich dazu das sanskr. muschka, das die beiden Bedeutungen des hebräisch-arabischen Wortes hat?

114 (S. 295.) Jambl. adhort. ad phil. Symb. 34, p. 372 ed. Kiessling. — Eust. 1397, 47. Mart. Capella ed. Kopp lib. 4, §. 337 mit Kopp's Noten; lib. 6 §. 575. 586.

115 (S. 296.) Plutarch's „Ob ein Greis die Verwaltung" u. s. w.

p. 786. Vgl. Cic. Tusc. 5, 23: a pulvere et radio mit Bezug auf Archimedes; de fin. 5, 19. Archimed's Tod s. Liv. 25, 31. Val. Max. 8, 7 scheint anzunehmen, daß der pulvis, worauf Archimed Figuren gezeichnet, sich auf dem Boden befunden habe, da er ihn in terram blicken läßt. Nach Plutarch (Marc. 19) war Archimedes auf seinem Zimmer in mathematische Zeichnungen vertieft, als Syrakus eingenommen wurde. Ein Soldat drang in sein Zimmer und tödtete ihn trotz seiner Bitte, ihn zuerst seinen Beweis vollenden zu lassen. Nach einer andern Erzählung (ebd.) wurde er auf der Straße ermordet, indem Soldaten ein Kästchen mit Instrumenten, das er trug, für einen Schatz hielten.

116 (S. 296.) Kosmos II, S. 454 ff. — Nach Hadschi Chalfa hieß das Rechnen mit den indischen oder überhaupt mit Ziffern hisabu tachtin va turabin; tacht, das persische Wort für Thron, Sänfte, ist hier wohl abacus: also ratio abaci et pulveris. Eine andere Benennung ist hisabu tachtin va milin; milun ist Sonde (μήλη), Rührstab, vermuthlich also auch radius.

117 (S. 296.) Liv. 39, 6.

118 (S. 297.) „In von Murr's Journal zur Kunstgeschichte u. z. allg. Lit. VI, Nürnberg, 1778, S. 195—213 befindet sich ein Aufsatz von den Sprachen in Brasilien. Darin aus der lingua Brasilica vulgaris . . . . : 1 ojepe 2 mocoi 3 moçapyr . . Non plus ultra hodie numerant; legi nihilominus 1754 Abraxiensi nostra in missione ad fluvium Madeira in America, numerum quartum, sive 4, per monherondye expressum: grammatica fuit Brasilica, eaque antiquissima, auctore Ven. P. Josepho Anchieta anno 1597, 9. Junii Retiribae in Brasilia defuncto thaumaturgo et apostolo gentis illius, quam totis 44 annis indefessus excoluit. Reperi eadem in grammatica etiam 5, ambó: sed uterque hic numerus modo jam exolevit. Numeros igitur reliquos a Lusitanis mutuos accipiunt, videlicet 4 quatro 5 cinco etc.“ Pott, Zählm. S. 7.

119 (S. 298.) Ueber die hebräischen Zahlwörter für 6 und 7 siehe eine ähnliche Bemerkung Bopp's in seiner Untersuchung über die malayisch-polynesischen Sprachen, Berl. Abh. 1840, S. 211. — Das Suaheli, worüber wir wichtige Abhandlungen von Ewald und Gabelentz besitzen (Ztschr. d. d. m. G. I, 44 ff. und 238 ff.), ist voll von arabischen Fremdwörtern, z. B. damu Blut, karibu nah, farahu Freude, haribu zerstören, kulla alle; dahin gehören die im Text angeführten Zahlwörter. In Paar, par, haben wir, um des darin liegenden Nebenbegriffs willen, selbst ein Zahlwort für zwei entlehnt.

120 (S. 300.) Indische Skizzen, S. 8.

121 (S. 301.) Lassen's indische Alterthumskunde I, 855. 544.

[122] (S. 301.) Hesych. erklärt *βορβορυγη* durch *κορκορυγή*, und *βορβορύζει* für kyprisch statt *γογγύζει*. Vgl. auch Suid s. v. *βορβορυγμός*.

[123] (S. 301.) Zeitschr. f. v. Sprachf. I, 382.

[124] (S. 301.) Roth, zur Literatur und Geschichte des Weda, S. 16. Vgl. M. Müller's Rigveda oder die heiligen Lieder der Brahmanen, Leipzig 1857, S. 12. Desselben history of ancient sanskrit literature, besonders S. 230—249 über Çaunaka, wo Böhtlingk's Untersuchungen über Panini's Zeitalter aufs neue geprüft und ergänzt werden, um sodann ein Glied in dem bewunderswerthen chronologischen Ganzen zu bilden, das uns bis in die Urzeit der indogermanischen Bildung zurückführen soll. Jedermann muß die überraschende Aehnlichkeit des Verfahrens der Inder bei Abfassung der Pratiçakhja's und Anukramani's mit dem der Massoreten auffallen. Der Gedanke, die Bestandtheile eines heiligen Buches, von den Versen bis auf Elemente der Wörter herab, zu zählen, ist gewiß etwas, dessen zweimaliges Vorkommen einige Verwunderung erwecken darf. Auch der Zweck ist beide Male derselbe, nämlich den Text vor Verfälschung zu bewahren. Bedenken wir, wie viele Vergleichungspunkte die Brahmana's in ihrem Verhältniß zu den Hymnen bei aller sonstigen Verschiedenheit mit dem Talmud und seiner Stellung zur Bibel bieten, so wird man schwerlich umhin können, eine äußere Ursache für diese Uebereinstimmungen aufzusuchen. Gerade um die Zeit, auf die es hier ankommt, etwa ein Jahrhundert nach Alexander, drängt sich alles zusammen, um die geistigen Beziehungen Vorderasiens zu dem Osten sehr lebhaft erscheinen zu lassen. — Die wesentlichste Verschiedenheit der Massora von den Pratiçakhja's besteht darin, daß jene sich mit aller Bestimmtheit einem geschriebenen Texte anschloß, während die Veden nach Max Müller um jene Zeit nicht schriftlich existirten, jedenfalls von religiösem Standpunkte consequent als etwas Ungeschriebenes behandelt wurden. Die zweite Hauptaufgabe der Massora bestand demnach darin, die mündlich tradirte Aussprache des geschriebenen Textes ebenso, wie diesen selbst, unverfälscht zu erhalten. Hieraus entwickelte sich ein Accent- und Vocalschriftsystem, das schon als selbstständige Fortsetzung der Entwicklung der Buchstabenschrift von höchstem Interesse sein muß.

[125] (S. 301.) Petersb. Wörterb. s. v. atisparça.

[126] (S. 301.) Nach Benfey ist barbara aus dem Griechischen entlehnt. Von re varvara im Hitopadeça könnte dies gelten. Ob aber von barbaratâ?

[127] (S. 302.) Cic. de or. 1: „Rhetorik".

[128] (S. 302.) Ovid. V trist. X, 37.

[129] (S. 303.) Strab. XIV, 662.

[130] (S. 303.) J. Alt. I, 855. Çatapathabr. 3, 2, 1, 24, wird

gesagt, daß ein Brahmane nicht falsch sprechen solle (na mlecchet), wie die Dämonen thun, indem sie statt he'rajo (Feinde!) sagen: he'lajo oder he'lavo (S. Weber ind. Lit. S. 170). Nach Muir ist dieses alavah die aus dem Sanskritworte arajah entstandene Form des (prakritischen) Magadhi-Dialectes (s. Kuhn's Anzeige von Muir's original Sanskrit Texts, Parts II. III. in Beitr. III, S. 242). Es ist vielleicht zufällig, aber immerhin bemerkenswerth, daß auch hier die Verderbung des r in l den Barbarismus ausmacht. Auch die ägyptische Sprache, die der hebräische Ausdruck als barbarisch bezeichnet, ist bekanntlich in Beziehung auf die Unterscheidung zwischen r und l unvollkommen. Wenn vergleichbare Wörter, z. B. Eigennamen, mit solchen Abweichungen der Aussprache dem Begriff des Barbarismus zu Grunde lagen, so mochte das in dem Worte enthaltene r oder l auf eine Abweichung gerade in dieser Richtung führen, und ebenso das l in mleccha.

131 (S. 303.) Welsch. — Ztschr. II, 252 ff. Vgl. Pott ebd. 114, wo auch aus Miklosich radd. p. 10 angeführt ist: „slavi enim homines latine loquentes vlachy (balbos) appellabant." Dagegen schreibt Miklosich im XII. Band der Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1861 (s. Diefenbach's Anzeige, Ztschr. XI, S. 282), dem Namen Wlachen die Grundbedeutung „Celten" und celtischen Ursprung zu; die Deutschen hätten ihn auf die Romanen angewandt, die Slaven ihn von den Deutschen ebenso angenommen. Diefenbach knüpft an einen von Künßberg auf andere Weise mit dem Worte in Verbindung gebrachten gallischen Völkernamen an, der von Cäsar erwähnt wird: „Die Germanen nannten nicht bloß die romanisirten Kelten Walchen, sondern auch, in Britannien sicher, die bis heute in ihrer Volksthümlichkeit verbliebenen. Nun waren die ersten Kelten, welche sie als unmittelbare Nachbarn kennen lernten, wahrscheinlich die Volcae Tectosages (Caes. B. G. VI, 24, 59), und nach zahlreichen Analogien konnten sie den Sondernamen der herkynischen Nachbarn für deren sämmtliche Stammverwandte beibehalten, und der gallische Wolk ein deutscher Walh, Wealh werden." Ob demnach eine Zusammenstellung mit mleccha überhaupt noch möglich bleibt, muß ich dahingestellt sein lassen.

132 (S. 303.) Ztschr. II, 258.

133 (S. 304.) S. Adelung unter Rotwelsch.

134 (S. 304.) Vgl. Rénan, hist. gén. et syst. comp. des langues sémitiques. Paris 1855, p. 33, not. 3.

135 (S. 305.) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, 9. Vorl., S. 313 der Böttger'schen Bearbeitung.

136 (S. 306.) Ebend. II, 3. Vorl., S. 94.

137 (S. 306.) Aeschines 84, 6. Vgl. Demosthenes, S. 319, 12. Pollux verbindet (IV, 69) τόνον καὶ ἰσχὺν τοῦ πνεύματος, vom Flöten-

spieler, wie Lucian (Lob des Dem. cap. 7): *διαρκεστέρῳ τόνῳ πνεύματος* vom Schauspieler.

138 (S. 306.) Xenophon, über die Jagd, 6, 20.

139 (S. 307.) *Τόνος*. — Sext. adv. mus 46, p. 366: „*Τῶν συμφώνων διαστημάτων τὸ μὲν πρῶτον καὶ ἐλάχιστον διὰ τεσσάρων* (Quarte) *οἱ μουσικοὶ προσαγορεύουσι· τὸ δὲ μετὰ τοῦτο μεῖζον διὰ πέντε* (Quinte), *καὶ τοῦ διὰ πέντε μεῖζον τὸ διαπασῶν* (Octave). *Πάλιν δὲ τῶν διαφώνων διαστημάτων ἐλάχιστον μέν ἐστι καὶ πρῶτον παρ' αὐτοῖς ἡ καλουμένη δίεσις, δεύτερον δὲ τὸ ἡμιτόνιον, ὅ ἐστι διπλοῦν τῆς διέσεως, τρίτον ὁ τόνος, ὅς ἐστι διπλάσιον τοῦ ἡμιτονίου.*" Aristox. harm. el. I, 21 (Meib.): „*ἔστι δὴ τόνος ἡ τῶν πρώτων συμφώνων κατὰ μέγεθος διαφορά.*" Ueber den Gegensatz von *τόνος*, Spannung, ganzer Ton, und *δίεσις*, Nachlassung, Theil eines ganzen Tones (vom halben bis zum Viertelston) s. Plut. über die Seelenschöpfung im Timäus, S. 1019. Die Pythagoreer bezeichneten den musikalischen Intervall *τόνος* mit 27, der Zahl der Tage des periodischen Monats (ebd. S. 1018). Plinius (II, 20) sagt, daß Pythagoras die Entfernung des Mondes von der Erde *τόνος* nenne, und entsprechend die Entfernung des Mercur Halbton u. s. w.

140 (S. 307.) *Τάσις*. — De san. tuenda 5, 10 (von der Erhebung der Stimme bei Declamirübungen). Chrysippos (bei Plutarch, Widersprüche der Stoiker §. 28, S. 1047) erwähnt die der Stimmhöhe entsprechende Action des Redners mit dem Ausdruck „*τῶν οἰκείων ὑποκρίσεων κατὰ τὰς ἐπιβαλλούσας τάσεις τῆς φωνῆς*," also wie *τόνος τῆς φ.* In grammatischem Sinn findet sich bei Porphyr (*περὶ προσῳδίας* in Villois. anecd. II, 103) die Definition ausgeführt: *ἡ προσῳδία τάσις ἐστὶ φωνῆς ποιά, ἤγουν ποιότητά τινα ἔχουσα ἦχον· ἢ γὰρ ἐπιτεταμένη ἐστίν, ἢ ἀνειμένη, ἢ μέση.* Unter Prosodie, heißt es ferner (S. 105), seien nicht nur die Accente zu verstehen, wie Einige, durch das Wort *τάσις* irregeführt, gemeint hätten, sondern auch Quantität u. s. w. Dann wird (S. 109) vom Accent gesagt: *τόνος οὖν ἐστὶν ἐπίτασις, ἢ ἄνεσις, ἢ μεσότης συλλαβῶν εὐφωνίαν ἔχουσα. Τὸ μὲν οὖν ἐπίτασις ἐτέθη καὶ ἐν τῷ ὁρισμῷ διὰ τὴν ὀξεῖαν, τὸ δὲ ἄνεσις διὰ τὴν βαρεῖαν, τὸ δὲ μεσότης διὰ τὴν περισπωμένην.* Bei Aristoxenos (p. 10) heißt *ἐπίτασις* die Steigerung des Tones von der Tiefe zur Höhe, *ἄνεσις* die Senkung von der Höhe zur Tiefe, was dem Gegensatz von *τόνος* und *δίεσις* parallel ist. Ebenderselbe erklärt *τάσις* (relative Höhe): *οἷον μονή τις καὶ στάσις τῆς φωνῆς.*

141 (S. 307.) In der fälschlich dem Euclid zugeschriebenen introd. harmonica lesen wir zwar (p. 19 Meib.): „*τόνος δὲ λέγεται τετραχῶς· καὶ γὰρ ὡς φθόγγος* (Ton), *καὶ ὡς διάστημα* (Intervall), *καὶ ὡς τόπος φωνῆς* (Tonart), *καὶ ὡς τάσις* (Höhe);" aber die erste dieser Bedeutungen

wird nur auf den Dichterausdruck ἑπτάτονος λύρα gestützt, und dieser heißt vielmehr „siebensaitig“, vgl. dort den Gegensatz δεκάχορδος. Bei den Definitionen im Eingange derselben Schrift bekommt τόνος nur die dritte Bedeutung und ist von φθόγγος unterschieden. Richtiger sagt auch Aristid. Quint. de mus. lib. I, p. 22: τόνον δὴ κατὰ μουσικὴν καλοῦμεν τριχῶς· ἢ γὰρ ὅπερ τὴν τάσιν, ἢ μέγεθος ποιὸν φωνῆς, οἷον ᾧ διὰ πέντε τοῦ διὰ τεσσάρων ὑπερέχει, ἢ τρόπον συστηματικὸν οἷον Λύδιον ἢ Φρύγιον. Aristoxenos, ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles, gebraucht τόνος nur in den letzten beiden Bedeutungen; von einer Vermischung mit φθόγγος ist bei ihm keine Spur; der Gegensatz zwischen beiden Wörtern tritt besonders in seinem dritten Buche scharf hervor. Die Verwechselung, die den Gebrauch des Wortes in den modernen Sprachen bestimmt hat, ist sehr jung, und hängt mit der oft mißverständlichen Verwendung zusammen, die die Trümmer der alten Wissenschaft bei dem Aufbau dieser Sprachen gefunden haben. Man kann mir noch die platonische Stelle (Staat X, 617) entgegenhalten: „φωνὴν μίαν ἱεῖσαν, ἕνα τόνον“, von den acht Sirenen, welche je auf einer der von den Seligen zu erschauenden Himmelssphären (ohne Zweifel der Reihe nach) einen Ton singen, so daß aus allen acht eine Octave gebildet wird (ἐκ πασῶν δὲ ὀκτὼ οὐσῶν μίαν ἁρμονίαν ξυμφωνεῖν); ich bin aber fest überzeugt, daß das ganz müßige ἕνα τόνον eine irrthümlich (vielleicht aus Plutarch, Seelensch. 1029) in den Text gekommene Glosse ist, und Plato vielmehr Ton durch φωνή ausgedrückt hat.

142 (S. 308.) Sen. nat. quaest. II, 56.

143 (S. 309.) Ztschr. f. vgl. Spr. IV, 7; auch II, 237. Leo Meyer (vergleichende Gramm. des Lat. und Griech. I, S. 406) nimmt zwei verschiedene Wurzeln tan an: dehnen, wozu er tener und tenuis rechnet, und tönen, wozu er tonitru, Donner, τόνος und Sanskrit tâna stellt. Aber dieses tâna als musikalischer Kunstausdruck ist wohl griechisches Fremdwort, ebenso wie vielleicht das in Verbindung damit im Pantschatantra vorkommende grâma, Tonleiter, γάμμα, worüber oben Anm. 103. In der bei alten Grammatikern vorkommenden Bedeutung einer einförmigen, accentlosen Recitation, Monotonie (Katjajana bei M. Müller Z. d. d. m. G. IX, p. XLVI) kann tâna kaum etwas anderes sein als „Dehnung“ der Aussprache.

144 (S. 309.) Vgl. Kuhn, Ztschr. VI, 152 ff.

145 (S. 311.) Plato, Staat II, 364 e.

146 (S. 311.) Grimm, die Namen des Donners, Abh. der k. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1854, S. 318.

147 (S. 311.) S. Zenodot's und eines Ungenannten Verzeichnisse von Thierstimmen hinter Valkenaer's Ammonios S. 228 f.

148 (S. 312.) Aristophanes Ach. 548.

149 (S. 312.) Ztschr. IV, 8.

150 (S. 314.) Richard Lepsius, über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in den indogermanischen, semitischen und koptischen Sprachen. Berlin 1836, S. 108.

151 (S. 314.) Klaproth's Asia polyglotta, Sprachatlas, Tafel XI.

152 (S. 314.) S. Castren's Versuch einer jenisei-ostiakischen Sprachlehre, herausgegeben von A. Schiefner. Petersb. 1858, §. 86 und 149.

153 (S. 314.) S. Schott, in Abh. der Berl. Akad. 1858, S. 13.

154 (S. 314.) Kawisprache II, 261.

155 (S. 315.) Bopp, die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indo-europäischen, Abh. der Berl. Akad. 1840, S. 195. Vgl. die ähnliche Bemerkung von Du Ponceau, mémoire, p. 59.

156 (S. 315.) Buschmann, systematische Worttafel des athapaskischen Sprachstammes, S. 522 und S. 547 Anm. Desselben Abhandlung über das Apache (Abh. der Berl. Akad. 1860, S. 237.)

157 (S. 315.) S. Pott, die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile, Halle 1847, S. 46.

158 (S. 315.) Zimmermann, a grammatical sketch of the Akra or Gã-Language. Stuttgart 1858, II, p. 410.

159 (S. 316.) A. de Humboldt, essai politique sur le roy. de la Nouvelle-Espagne, p. 332 (die Orthographie ist die spanische). Vgl. Pott, S. 63.

160 (S. 316.) Latham, elements of comparative philology, London 1862, p. 408. Du Ponceau, mémoire, S. 59. Pott, S. 65 und 68.

161 (S. 316.) Koelle, polyglotta Africana, London 1854. Die Zahlwörter der Fulbe von 1—10 sind: go, didi, tati, nai, dschoï, dscho ve go, dscho ve didi, dscho ve tatti, dscho ve nai, sappo. S. Barth's Centralafrikanische Vocabularien. Gotha 1862, I, S. 8—10.

162 (S. 316.) Im Haussa ist schidda, im Maba settal sechs. Barth leitet das erstere von scha dea, „und eins"; er bestreitet die Herleitung Schön's aus dem Arabischen, gibt diese aber für das Maba-Wort zu. Wahrscheinlich ist auch in diesen beiden Zahlwörtern die Zahl drei enthalten, wie in dem der Galla.

163 (S. 317.) Klaproth, Asia polyglotta, p. 171.

164 (S. 317.) Grey, a vocabulary of the dialects of South Western Australia, 2. ed. London 1840. Preface p. XXII. Latham p. 351 ff.

165 (S. 318.) Die Zahlwörter der Batta (hido, pe, makin, fat, tuf, tokuldaka, tokulape, farfat, tambida, bu) s. Ztschr. d. d. m. G. VI, 413, von Barth, Auszug aus einem Briefe an Dr. Beke. — Tarahumara Pott S. 10 ff.

166 (S. 318.) Tahkali s. Buschmann, in Berl. Abh. 1855 „der athapaskische Sprachstamm.“ S. 207 f. Derselbe ebendas. 1860 „das Apache“, S. 236 f.

167 (S. 318.) Klaproth's Sprachatlas LVI. Vgl. malgok, zwei, in Polarasien.

168 (S. 318.) Logone: 3 gachkir, 4 gade, 6 venachkir, 8 venyade. (Barth, Centralafrikanische Vocabularien.)

169 (S. 318.) Zählmethode S. 123 und 144.

170 (S. 319.) Zählung der Bassuto. Sanskritzahlwort bei denselben. — Benfey's Wurzellexicon I, 243, und kurze Sanskritgr. S. 323, Anm. 1. — Eine sehr wichtige Bestätigung und Erläuterung für die Etymologie des Zahlwortes und den ganzen im Text behandelten Gegenstand, sei es mir gestattet, aus Schrumpf's Abhandlung „Sessuto. Ein Beitrag zur südafrikanischen Sprachenkunde“ (Ztschr. d. d. m. G. XVI, 448) hier nachzutragen. „Die Adjectiva numeralia in der Sessuto-Sprache“, heißt es daselbst (S. 463), „sind sehr weitläuftig und etwas unbeholfen. Deswegen ist eben das Zählen, wenn die Zahl der zu zählenden Gegenstände beträchtlich ist, eine für den Eingeborenen fast riesenhafte Sache. Beim Aufzählen, wenn es über Hundert geht, müssen in der Regel immer drei Mann zusammen die schwere Arbeit verrichten. Einer zählt dann an den Fingern, welche er einen nach dem andern aufhebt, und damit den zu zählenden Gegenstand andeutet oder wo möglich berührt, die Einheiten. Der Zweite hebt seine Finger auf (immer mit dem kleinen Finger der linken Hand beginnend und fortfahrend bis zum kleinen Finger der Rechten) für die Zehner, so wie sie voll werden. Der Dritte figurirt für die Hunderte. Mit den ersten Zahlen engue (eins), peli (zwei), taru (drei), 'ne (vier), tlanu (fünf) etc. würde man schon auskommen. Aber mit acht, e robileng meno e le meli (d. h. wörtlich: es sind gebrochen, welche sie sind zwei Finger), sowie mit neun, e robileng mono o le mong (er ist gebogen Finger, er ist einer), fallen wir in die schwerfälligste Zählmethode, die man sich denken kann.“ Schrumpf's Auffassung von „gebrochen“ als „gebogen“, — wenn sie sicher steht — würde für Entstehung aus mimischer Bezeichnung, und zugleich sehr für Benloew's Erklärung von acht als „les deux recourbés“ (v. anc, s. o. Anm. 60) sprechen. — Ich bemerke noch, daß taru, drei, mit dem polynesischen Zahlwort zusammentrifft und vermuthlich entlehnt ist. Vgl. noga, Schlange, (Casalis, ét. sur la langue séchuana, p. 2) mit sanskr. nâga, und siehe Anmerk. 104 und S. 381.

171 (S. 320.) In dem mehrfach angeführten Werke: „Die quinäre und vigesimale Zählmethode“.

172 (S. 326.) Hair, âsum. Die samaritanische Wurzel gedal. — Notker Ps. 46, 5. Ulfilas, Ep. ad Rom. 9, 12. Die Tradition

hat nie über die Auslegung „älter“ und „jünger“ geschwankt; vgl. Targ. Jon. zur Stelle. Es liegt indessen in dem hebräischen Ausdruck noch der Doppelsinn: „(ein Volk wird mächtiger werden, als das andere) und das zahlreichere wird dem geringeren dienen.“ So Jes. 60, 22: der Geringe (haṣṣair) wird zu einem zahlreichen (àṣum) Volke werden. Àṣum heißt nicht mächtig, wie es übersetzt zu werden pflegt, sondern zahlreich; von einem mächtigen Individuum kann das Wort nicht gebraucht werden. Die Substantive òṣem, òṣmah, die (im Ganzen dreimal) für „Stärke“ vorkommen, sowie ohne Zweifel ein späterer (mit dem Arabischen zusammentreffender) Sprachgebrauch scheinen zu dieser Mißdeutung geführt zu haben, die für das Zeitwort nur an drei Stellen im Buch Daniel einen Anhalt hat (8, 8. 24. 11, 23.) und durch alle Uebersetzungen und Commentare hindurchgeht, aber durch den Zusammenhang und oft auch den Parallelismus widerlegt wird. Das Adjectiv ist durchaus synonym mit rab; der Plural àṣumim heißt auch, wie rabbim, (die Vielen, Mehreren) Ueberzahl, Menge; so: baàṣumâv (Ps. 10, 16), wie rabbâv (Job. 16, 13), seine Schaar. Daher die Verbindung àṣum varab, von einem zahlreichen Volk (5. Mos. 9, 14. 26, 5; umgekehrt: 2. Mos. 1, 9. 5. Mos. 7, 1. Joel 2, 2, und in Zeitwortform 2. Mos. 1, 7. 21.). Ṣair kommt sonst in der Genesis nur für „jünger“ vor (48, 14. 43, 33. 19, 31. 34. 35. 38. 29, 26.), überall im Gegensatz zu erstgeboren, ebenso Jos. 6, 26.; 1. K. 16, 24.; jung (mit dem Zusatz „an Tagen“) Job. 32, 17. 30, 1.; gering an Zahl heißt es nur Micha 5, 1., da der Begriff „wenig“ der Ableitungsform misàr eigen ist; an den übrigen Stellen tritt die Bedeutung „mißachtet,“ die auch das Verbum hat (vgl. Job. 14, 20), deutlicher hervor. Die Nebenbeziehung auf das Bevölkerungsverhältniß der Nachkommenschaft ist in dem absichtlich dunkeln prophetischen Ausspruch gewiß nicht zufällig; aber der Zusammenhang, wo die Erstgeburt Esau's und sein Verhalten in Betreff derselben erzählt wird, sowie die Stelle in dem Segen Isaak's: „Sei Gebieter deiner Brüder“ (27, 39) und seine Mittheilung darüber an Esau: „Ich habe ihn dir zum Gebieter gemacht und alle seine Brüder ihm zu Knechten gegeben“ (37) zeigt, daß die Persönlichkeit der Stammväter jedenfalls zugleich ins Auge gefaßt ist. — Im Syrischen ist zúro „klein“, im talmudischen Dialect zuṭra, zuṭa, mit einer Verwechslung von ' und t. — Seit rabbu als assyrischer Ausdruck für „groß“ feststeht, ist die Isolirung des hebräischen gadol, welche mit der oben vermutheten Stellung der Sprache innerhalb des Stammes übereinstimmt, noch weiter bestätigt. Zwar wird in den interessanten samaritanischen Liedern, die Gesenius veröffentlicht hat, die Wurzel gedal mehreremale für groß verstanden; aber irrthümlich, da sie vielmehr absondern bedeutet. Die ersten Verse sind zu übersetzen: „Schöpfer der Welt, wer schätzt deine Größe

(rabjanak), du hast sie mit Größe (rebu) in sechs Tagen geschaffen. In deiner wahren, großen (rabba) Lehre lesen und erkennen wir: an jedem Tage von ihnen hast du Schöpfungen gesondert (gaddalt); gesondert (gedilin) durch deine Weisheit, thun sie deine Größe (rebutak) kund, zeigen, daß deine Gottheit nur dir allein (legadlak) gehört." Die Sonderung der Schöpfung ist eine Anspielung auf den ähnlichen, mehreremale wiederholten Ausdruck des ersten Capitels der Genesis. Gadlak, „du allein", steht auch Lied 2, Z. 1: „Du allein bist Schöpfer und Alles ist durch deine Hand geschaffen"; Z. 3: „Du bist einzig für dich allein (legadlak)"; Z. 12: „Du selbst (legarmak) hast geschaffen, und du allein (legadlak) seiest gelobt." Es gleicht also dem hebräischen lebaddeka, ebenfalls von dem Grundbegriff „absondern", und ist verwandt mit dem hebr. gazal, losreißen, rauben. Der Begriff groß ist dagegen, wie man bemerken wird, auch hier immer mit der Wurzel rab gegeben, wie von dem aramäischen Charakter des samaritanischen Dialectes zu erwarten ist.

173 (S. 326.) Vgl. Pott, etym. Forschungen, erste Ausg. II, 254. Grimm, d. Gr. III, 651.

174 (S. 332.) Klaproth, Asia polygl., S. 242. Vgl. Humboldt, über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachb., S. CCCC. Pott, etym. Forsch., 2. Aufl. II, 1, 852; Ders. Ztschr. II, 126, und Ersch und Gruber „Geschlecht" S. 409. Eine auf Ehrfurcht deutende Bezeichnung des älteren Bruders im Sanskrit scheint auch arka zu sein, s. B.-R. u. d. W.

175 (S. 332.) Riggs, grammar and dictionary of the Dakota-language, Washington 1852.

176 (S. 334.) Bruderpflicht nach den „heiligen Geboten" der Chinesen. — Meng-tse, Abschn. Kao-tse, 2. Das erste der sog. heiligen Gebote, die von dem Kaiser Kang-hi verfaßt, und von seinem Nachfolger Jung-tsching commentirt, dem Volke wie eine Art politischer Predigt officiell und regelmäßig vorgelesen und erklärt werden, lautet: „Uebe Elternliebe und Brüderlichkeit (hiao ti), um den Pflichtverhältnissen der Menschen zu genügen." Dazu heißt es in der Erklärung Jung-Tsching's: „Täglich, beim Ein- und Ausgehen, müssen die Jüngeren die Aelteren um Erlaubniß befragen. Beim Essen und Trinken ihm den Vorrang lassen, im Gespräch ihm nachgeben, im Gehen hinter ihm zurückbleiben, im Sitzen und Stehen den niedrigeren Platz einnehmen: das sind die Pflichten des jüngeren Bruders."

177 (S. 334.) Pflichten der Brüder nach griechischen Schriftstellern. — Il. 6, 518. 10, 37. 22, 229. 239. Ueber die gegenseitigen Pflichten des älteren und jüngeren Bruders finden wir selbst bei Plutarch Sätze wie die folgenden: „Da den Aelteren Fürsorge, Führung,

und Ermahnung obliegt, den Jüngeren aber Ehre, Nacheiferung und Folgsamkeit —" und: „Unter den vielen Ehrenerweisungen, die den Jüngern gegen die Aelteren geziemen, findet der Gehorsam die größte Anerkennung." (Ueber die Bruderliebe, S. 487.) Vgl.: „wie ein Vater oder älterer Bruder", Plato, Apologie, S. 31. Gastm. S. 220.

178 (S. 335.) Ausdeutung. „Jedem das Seine." — Daß diese Art der Deutung (für die übrigens nur im Hebräischen ein Kunstausdruck ausgeprägt wurde, nämlich midrâsch), bei orientalischen Völkern ziemlich allgemein ist, wird man weniger auffallend finden, als daß sie selbst Plato in aller Form auf die Gedichte älterer Lyriker und Homer's angewendet hat. Man vgl. z. B. die Behandlung des Satzes von Simonides, der durch Aufnahme als Definition von Seiten der römischen Rechtslehrer (schon Cic. de fin. 5, 23) bekannt geworden ist: „Jedem das Seine geben, sei gerecht." Staat I, p. 331 ff.

179 (S. 335.) Manu IX, 108—110. Specielle, den bisher angeführten analoge Regeln über das Betragen gegen Aeltere, M. II, 119 ff.

180 (S. 337.) Althochd. Uebers. von Mart. Cap. de nuptiis, herausgegeben von Graff, Berlin 1837, S. 127. — Frotoro, wörtlich „klüger"; klug und dumm sind bekanntlich in der altdeutschen Literatur Synonyma für alt und jung.

181 (S. 340.) Ebend. S. 64. Hymn. hom. Merc. 431. Plato, Gesetze IX, 855: ἑξῆς . . . κατὰ πρέσβιν ἱζέσθω.

182 (S. 341.) Hehr, höher. Frau. — Diefenbach spricht sich (goth. W. II, 491, wo der sprachliche Stoff mit größter Vollständigkeit gesammelt ist) zweifelnd über das Wort aus; er sagt von hêr: „trotz der comparativen Bedeutung ist in diesem r kein Comparativsuffix zu vermuthen." Aber besonders das Angelsächsische scheint mir dafür entscheidend, daß hehr allerdings ein Comparativ von hoch ist. Die Bedeutungen von hearra: höher und Herr, lassen sich nur mit der äußersten Willkür auseinanderreißen. Die Gewohnheit, in hea das auslautende h ausfallen zu lassen, besonders beim Antritt eines Consonanten (heane, altum, headho, altitudo, Grimm, d. Gr. 3. Ausg. 1, 367), die Analogie, welche darin mit neah oder nea, nah, (nean, prope ebd.) besteht, lassen es mir ganz unmöglich erscheinen, hear von near zu trennen, und nicht jenes aus heahr, wie dieses aus neahr zu erklären. Warum sollte nun nicht auch wie in nearer ein weiterer Comparativ von hear gebildet worden sein, nachdem die erste Comparativbildung nicht mehr als solche gefühlt war? Der Abfall des h ist überdies auch im Altnordischen wie in nâ, so in hâ (Nom. hâr, goth. hauhs, hoher) gewiß, und die dabei stattfindende unregelmäßige Verwandlung von auh in â (Grimm, ebendas. S. 457 und 475) ist, wenn wir den Comparativ haerri und Sup. haestr vergleichen (Diefenbach a. a. O.), ganz mit der im Althochdeutschen analog:

die Form hôiro (aus hau-iro) ging in hêro (aus ha-iro) über. Die Ursache dieser Unregelmäßigkeit ist wohl das unverträgliche Zusammentreffen sämmtlicher drei Grundvocale, nachdem das h ausgefallen war. Der Ausfall des h selbst ist aber wahrscheinlich in die Zeit noch vor der Spaltung der germanischen Sprachen zurück zu datiren. Wie aus magis vermuthlich schon vor der Lautverschiebung mais wurde, (ein dem späteren romanischen absolut gleicher Vorgang), so scheint von nah und hoch besonders im Comparativ eine Form mit abgefallenem Stammesauslaute dem germanischen Urvolk schon gemeinsam gewesen zu sein, da das Nordische, Angelsächsische und Hochdeutsche in Beziehung auf beide Adjective darin übereinstimmen. Warum aber gerade diese beiden? Wahrscheinlich hatten sie kv zum Auslaute: für hoch zeigen es die verwandten Wörter cacumen Gipfel, sanskr. kakud, kakubh; für nah das goth. nehv, Compar. nehvis. Das goth. hauhs ist also aus hahvs entstanden, und die verkürzten Comparative scheinen zuerst havis, nâvis gelautet zu haben (nach derselben Analogie wie goth. naus, navis, Todter, s. Anm. 41). Die Ableitung von hehr und Herr aus goth. hais, Fackel (Grimm, a. a. O., S. 94) wird, wie ich glaube, durch die im Texte aufgestellte Begriffsanalogie widerlegt. — Auch das gothische frauja, Herr, nebst Frau und Frohn, gehört jedenfalls, wie πρέσβυς, zu den zahlreichen Weiterbildungen aus dem Stamme von vor; vgl. etwa sskr. prâcja, der vordere, oder slavisch pervyj, der erste.

183 (S. 341.) Isidor. or. 7, 12. S. Diez, rom. W. signore. W. Grimm in Abh. der Berl. Akad. 1849, S. 415 ff., 1851, S. 235 ff., wo besonders die Verbindung mit vasallus bemerkenswerth ist.

184 (S. 343.) Cädmon's Genesis, V. 246 ff.

185 (S. 343.) Et. F. 1. Aufl. II, 288.

186 (S. 346.) Kölle, polygl. Africana 22, III, C a bis m.

187 (S. 346.) Zimmermann, Acra-lang., p. 357.

188 (S. 349.) Waitz, Anthropologie der Naturv. III, 17.

189 (S. 349.) Ebendas. III, 142.

190 (S. 349.) Pickering, über die indianischen Sprachen Amerika's, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj, Leipzig 1834, Anmerk. 5, S. 63.

191 (S. 352.) Sollte auch θεός hierher gezogen werden dürfen? Deus (eigentlich dius, wie eunt für iunt) scheint mir nur als Entlehnung aus dem Griechischen erklärlich zu sein; wenigstens ist seine Zusammenstellung mit divus, dies, δῖος, Ζεύς, deva u. s. w. ebensowohl mit Schwierigkeiten — wenn auch kleineren — verbunden, wie die der letzteren Wortreihe mit θεός und θεῖος.

192 (S. 355.) Castren's Vorlesungen über die finnische Mythologie, aus dem Schwedischen übertragen von Schiefner 1853, S. 27 f. 30.

Mordtmann stellt dem aga, älterer Bruder, pascha mit der Bedeutung jüngerer Bruder entgegen, mit der Bemerkung, daß das heutige Türkisch diese Bedeutungen vergessen habe. (Ztschr. d. d. m. G. XVI, 54.) Pascha als Anrede an Jüngere ist noch jetzt nicht ganz ungebräuchlich. Das gegenwärtige türkische karndasch entspricht begrifflich und etymologisch genau den jüngeren Bildungen ἀδελφός, sodara u. dgl.

193 (S. 356.) Kawisprache II, 442.

194 (S. 360.) Manu IX, 97. William Jones hat zu seiner Uebersetzung des Manu aus Madanaratnapradipa die gesetzlichen Autoritäten gefügt, welche diese und andere dem späteren brahmanischen Bewußtsein höchlich widerstrebenden Bestimmungen für das vierte Weltalter, mit anderen Worten für die ganze eigentlich menschliche Vergangenheit, als nicht mehr gültig betrachten, da von da an die Menschen zu tief gesunken seien.

195 (S. 363.) Du Ponceau, mémoire etc. p. 151 f.

196 (S. 363.) Schoolcraft, the American Indians, Buffalo 1851, S. 267.

197 (S. 364.) Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus, Berlin 1860, S. 230.

198 (S. 364.) Bopp, vgl. Gramm. §. 113. Ewald, Ztschr. d. d. m. G. I, 49.

199 (S. 365.) Lateinische Genusregeln. Differenziirung. — So gewiß es ist, daß die Scheidung in Genera zuerst von wirklichen Anschauungen ausging, so wenig ist es doch zu bezweifeln, daß diese Scheidung in der Folge, wo keine anderen Gründe mehr vorhanden waren, sich anstatt derselben mit der lautlichen Analogie begnügte und ganze Classen von Substantiven einem Genus zuwies, das vielleicht einem derselben dereinst aus begrifflichem Grunde zugekommen war. Das Lateinische ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Hier sind z. B. die mit Muta auslautenden Stämme Masculina oder Feminina, mit alleiniger Ausnahme von caput (occiput, sinciput), haleo, lac und cor. Warum das? Weil die lateinische Sprache die auslautende Muta im Nomen vermied, und derselben bei allen anderen Wörtern durch die Annahme des Nominativ-s aus dem Wege ging, dieses aber mit dem Neutrum nicht verträglich ist. Man wies also um eines bloßen Lautgesetzes willen eine ungemein beträchtliche Anzahl von Substantiven einem der beiden lebendigen Genera zu. Bei cor (aus cord, das Herz) war dies nach Wegfall des d überflüssig; bei lac verhinderte wohl der Wegfall des t eine weitere Veränderung; es bleibt also als einzige Ausnahme caput (das Haupt) zurück. Hâlec (woraus Häring) ist auch fem. (vielleicht jedoch nur in der Form halex); wie denn auch die Bedeutung zwischen Salzfisch und Lake schwankte. Alle anderen Neutra mit auslautender Muta traten

also in eine der beiden anderen Kategorien über; und zwar, wie es scheint, besonders in die des Femininums. Denn außer den beiden Endungen ex, gen. icis, und es, gen. itis, gibt es im Ganzen kaum 12 solcher Masculina (pes, lapis, paries, fons, mons, pons, dens nebst bidens und tridens, rudens, grex, calix, fornix, sorix und die schwankenden varix, adeps), abgesehen von griechischen Fremdwörtern, sowie von einigen elliptisch gebrauchten Adjectiven (z. B. oriens, auch quadrans nebst allen Theilen des as). Umgekehrt ist merges weiblich, und ebenso von Wörtern auf ex: die Pflanzen ilex, vitex und carex; forfex, forpex (ex ist nicht Endung); schwankend: rumex und cortex; Neutrum ist das Kraut atriplex (atriplexum), *ἀτράφαξις*, als wäre es ein Adjectiv auf plex. Daß die Neutra der sogenannten Adjective Einer Endung das s nicht verlieren, hat natürlich ebenfalls nur in dem erwähnten Auslautgesetze seinen Grund. Das Griechische, in welchem ein ähnliches Gesetz noch umfassender und durchgreifender gilt, indem es auslautende Muta in keinem Worte duldet, und überdies auch nicht auslautendes l und m (das im Lateinischen in den Flexionsendungen auslautet, den Stamm nur in hiems schließt) hat aus demselben Grunde die Neutra solcher Adjective ganz geopfert. Die lateinischen Themen auf l, n, r, s, denen ein anderes Lautgesetz die Annahme des Nominativ-s verbietet, fangen eben darum an, sich dem Neutrum zuzuneigen. Man würde daher nach der Analogie von corpus u. s. w. auch in lepus, und nach der von jus, pus, rus, crus, rus, in mus und tellus ein Neutrum zu erwarten gehabt haben, wenn die Bedeutung nicht der Analogie entgegengewirkt hätte. Man kann in Beziehung auf mus an die längere Sanskritform mûschas, in Beziehung auf vultur an vulturius und gridhras (also vulturus) denken; doch scheint mus jedenfalls die ältere Form zu sein. Das Gesetz, keine Thiernamen sächlich werden zu lassen, scheint der Gesammtsprache der Indogermanen schon eigen gewesen zu sein, und mus ist daher im Sanskrit nur verlängert worden, um das Nominativ-s anhängen zu können. Das Griechische ist in Hinsicht der Gewohnheit, Verkleinerungen als Neutra zu behandeln, davon abgewichen (z. B. in *τὸ θηρίον*), dann in uneigentlichen Thiernamen: *τὰ πρόβατα, τὰ μῆλα, τὸ ζῶον, τὸ ἄλογον* (neugriechisch: das Pferd). Noch weiter geht das Germanische. Griechen und Germanen sagen im Gegensatze zu Indern und Römern: der Mann, die Frau, das Kind; neben garbha steht griechisch *τὸ βρέφος*, gothisch kalbô (weiblich, von einem weiblichen Thier), aber hochdeutsch das Kalb, in der Mehrheit mit der das Sächliche charakterisirenden Endung er, und das Rind, Pferd, Roß, Schaf, Schwein, Lamm (die beiden letzteren schon gothisch): als ob, in Folge steigenden Bewußtseins des Menschlichen, das Thier in die entgegengesetzte Kategorie gedrängt worden wäre. Die Seltsamkeit,

das Weib zu sagen (eine Art Verkleinerung), ist bekanntlich erst neuhochdeutsch. So eng also die Unterscheidung der Genera mit wirklichen Anschauungen verknüpft ist, so sehen wir sie doch andererseits auch, sobald diese ihre Wurzel abstirbt, dem Zufall anheimfallen. Der lateinische Auslaut i, der volle Freiheit hat, sich allen Kategorien anzuschließen (dem Neutrum als e in mare, dem Masc. und Fem. als is) vertheilt sich ganz willkürlich auf dieselben. Viele griechische Endungen, ja Wörter, schwanken in Beziehung auf das Genus; der Gebrauch hat bei manchen in dem einen Dialect ein anderes Genus als in dem anderen festgestellt, oft auch die Bedeutung nach dem Genus geschieden. Der letztere Vorgang führt auf das Walten des Zufalls in der Sprache zurück, das in der That hier unverkennbar ist. Für die Begriffsscheidung von animus und anima mag irgend ein künstlicher Anhalt aufzufinden sein; aber wenn man althochdeutsch der und das Meer ohne Unterschied (gothisch sogar die Meer), wie la mer neben il mare, dagegen nur der See sagte, und etwa seit dem 14. (oder gar 16.) Jahrhundert die Doppelform der und die See mit dem Begriffsgegensatz auftritt, der der früheren Zeit fremd war (s. Weigand syn. Wb. Nr. 1289, S. 369 und 371), so wird eine weitere Erklärung schwerlich versucht werden können.

200 (S. 366.) Schleicher, die Genusbezeichnung im Indogermanischen, Beitr. III, 92. Comp. §. 244. Bopp v. G. §. 134. 152.

201 (S. 367.) Art. „Geschlecht (grammatisches)" in Ersch und Gruber's Encyclopädie LXII, S. 393—460. Tindall, a grammar and voc. of the Namaqua-Hotentot language, p. 26.

202 (S. 367.) Hahn, Grundzüge einer Grammatik des Herero, Berlin 1857, S. 18.

203 (S. 370.) Vgl. Gr. 2. Aufl. S. 245. W. v. Humboldt, „Ueber den Dualis." Berlin 1827. Von der Verbreitung des Duals ist die Rede S. 9 ff.

204 (S. 372.) Semitische Dual- und Pluralendung. — Nehmen wir an, daß aus avama sich ajama, und aus diesen beiden Urformen dann auma und aima, ohne Unterschied der Bedeutung gebildet hätten, so würde die Scheidung der Formen und Bedeutungen sich folgendermaßen ergeben. — Aus aima entstanden die hebräischen Formen sowohl des Duals als Plurals (ajim und îm, nebst ê.) In einigen Fällen lautet der hebräische Plural nach m auch în und î (melakîn, jamîn, ammî). In den übrigen Zweigen des Sprachstammes ist die Verwandlung des m der Endung in n allgemein. Im Arabischen wurden die beiden Formen, die mit au und die mit ai, zur Unterscheidung des Nominativs von dem obliquen Casus benutzt. In Beziehung auf den Unterschied von Dual und Plural herrscht derselbe Gegensatz, wie

im Hebräischen. Die diphthongische Form ist dem Dual, die zur einfachen Vocallänge geschwächte dem Plural eigen. Daher nom. dual.: âni (für âna, durch Vocaldissimilirung s. Anm. 43, und dies für auna, nach dem bekannten Lautwandel, wonach z. B. auch die hebräische Endung ôt arabisch zu ât wird s. Anm. 25), cas. obl. ajni (für ajna, ebenfalls dissimilirt); nom. pl. ûna, c. obl. îna. Im Für- und Zeitwort ist die Dualendung â (für au) gegen û des Plurals. Aethiopisch: Plural ân (aus aun: das Aethiopische stimmt in der Verwandlung von au in â mit dem Arabischen überein); die Zehner, die hebr. auf îm, arab. ûna enden, zwanzig eingeschlossen, haben äth. â; der Dual, nur erhalten in kelee, zwei (hebr. kilajim, zweierlei, arab. kilâni, beide), lautete ê (aus ai). Aramäisch: In den ältesten chaldäischen Stellen (Dan. 2, 34. 45. 7, 4) heißt Hände, Füße: jedajin, raglajin, später dem syrischen entsprechend jedîn, raglîn, scheinbar mit der Endung der Mehrheit, aber auch nur scheinbar, da diese bei jenen weiblichen Wörtern nicht die männliche Endung în hätte sein dürfen. Hier ist also die Dualendung ain in în geschwächt; dagegen geht mâtajin, zweihundert, (Esra 6, 17) in derselben späteren Zeit in mâtân über. Dies ist sonst die aramäische weibliche Mehrheitsbildung, mit der also hier scheinbar die des Duals zusammenfällt, wieder nur scheinbar: denn das fem. pl. steht hier daneben, und heißt meân. Die syrische Form für zweihundert ist mâtên, und bei allen Aramäern heißt zwei: terên, fem. tartên, der einzige mit einer selbstständigen Endung versehen gebliebene Dualrest des aramäischen Sprachzweigs. Was die weibliche Mehrheitendung ân betrifft, so ist hier die Schwächung von m zu n als Femininalbezeichnung benutzt, wie in den Endungen tem, ten u. a.; ob der Vocal aus au hervorgegangen, wie in der anderen weiblichen Mehrheitsendung ât, oder aus ai, wie in der männlichen Mehrheitsendung ajja, syrisch ê, bleibt zweifelhaft. — Wenn man die verschiedenen Formen au, ai, û, î, mit und ohne Zusatz eines ma, m, oder na, n, vergleicht, so muß man ihre Functionen für bloße Differenziirung einer ursprünglich ungetrennten halten. Da die Endung des Femininums der Mehrheit in den verschiedenen Sprachen (ot und ât) unzweifelhaft aus aut hervorgeht, t aber eben so sicher das Feminin bezeichnet, so bleibt für die Mehrheit hier wieder au übrig, so daß wir in au-ma eine Zusammensetzung zweier Suffixe vor uns haben. — Ich erwähne noch, für májim, schamájim, als Pluralformen, die analoge chaldäische banájin, bauende (Esra 4, 12 u. ö.). Für die Entstehung von ajim aus aum bietet schamerajin, Samaria, die chaldäische Form für schomeron, eine merkwürdige Analogie. Ein ähnlicher Lautübergang ist der von u zu i im hebr. und aram. êm, Mutter (für imm), arab. ummun; hebr. hêmma, hêm, sie (pl.) chald. himmon, arab. hum; weibl.: hebr. hênna, arab. hunna; hebr. lakem

euch, chald. lekom, arab. lakum u. s. w. Die letzten Beispiele zeigen wieder die Mehrheitsendung aum mit ihren Entartungen, und wir sehen Differenzirungen wie: um Mascul. un Femin., oder im Syrischen ûn Mascul. ên (aus ain) Femininum.

205 (S. 373.) Fr. Müller, der Dual im indogermanischen und semitischen Sprachgebiet. Wien 1860, S. 8.

206 (S. 375.) Semitische Comparativform. „Der jüngste Tag." Rabbuni. Vor. — Wahrscheinlich ist schilschom, vorgestern, eigentl. der dritte, dieselbe Form; vielleicht auch issaron, Zehntel. Wie das arabische thunjânun, der zweite, und schilton neben arabisch sultânun, chald. scholtan beweisen, ist die Form dissimilirt (s. Anm. 43); sie sollte schultaun u. s. w. heißen. Der Umkreis der dazu gehörigen Wörter ist sehr groß. Die Bedeutung der Form ist nicht bloß und nicht zuerst comparativisch; sie bildet u. A. nomina agentis, Abstracta und Vergrößerungsformen, woran der Comparativ sich zu knüpfen scheint. Im Chaldäischen findet sich âd ochorên, zuletzt (Dan. 4, 5; über die Endung ên s. Anm. 204). Die Bedeutung von acharon als zugleich comparativisch und superlativisch geht aus 1. Mos. 33, 2 hervor: „die erste (rischonah) ... die folgenden (acharonim) ... die letzten (acharonim)." — Der Ausdruck „jüngster Tag" ist zunächst Uebersetzung von dies novissimus, welches Jes. 30, 8 und Spr. Sal. 31, 25 für jom acharon (Zukunft, späteste Zukunft) steht; aber auch beacharit hajjamim wird in novissimis diebus übersetzt (so auch LXX Spr. 31, 25, wie Jes. 2, 2). Uebrigens gehören reschit und acharit zu den Wörtern, die keinen Artikel annehmen können (Anm. 27), womit eine bekannte Streitfrage über die Auslegung von 1. Mos. 1, 1 sich erledigt. — Was rabbuni betrifft, so verhält es sich zu ribboni, wie Schamschun oder Schemschun der syrisch-arabischen Aussprache zu dem hebräischen Namen Simson's; es ist also aramaisirte Aussprache des hebräischen Wortes, wogegen rabbân das im Aramäischen entsprechende ist. Die Uebersetzung des letzteren durch „unser Herr" ist falsch; es ist in dem Wort kein Pronomen enthalten, so wenig wie in rabbânân, Herren, Lehrer, (Mehrheit des vorigen, wie abahan, Väter): „unsere Herren" müßte rabbâtânâ heißen. Auch wird rabbânân in hebräischen Texten immer durch chakamim „Weise" wiedergegeben. Man vergleiche bet-rabbân, „Lehrerhaus", Schule. — Vor (althochdeutsch fora, sanskr. parâ) und für (ahd. furi, sskr. pari) sind höchstwahrscheinlich Flexionen ähnlicher alter Comparative von ab (sskr. apa, ἀπό, vgl. apara). Eine Menge von Weiterbildungen aus der scheinbaren Wurzel dieses Comparativs zeigen die erstaunliche Keimkraft, die den indogermanischen Wortstämmen eigen ist; so im Deutschen: Fürst, Frau, fromm, frommen, fremd, früh, fern, firn, fort, fördern, fordern (eig. s. v. a. vorfordern), und vielleicht Frist und

frisch, das wohl eigentlich „später, vorgerückter" bedeutet, während das so nahestehende priscus die genau entgegengesetzte Bedeutung „früher, alt, veraltet" hat.

[207] (S. 376.) Grimm, d. Gr. III, 583, wo er auch für nothwendig hält, „daß aus dem ersten Grad der zweite, aus diesem aber der dritte hervorsteige." S. 565 stellt er eine Trilogie des Activs, Passivs und Mediums, der Genera des Substantivs und der Grade nebeneinander. Siehe dagegen Leo Meyer in dem unter Anm. 218 angeführten Aufsatz über Tempusbildung, nach Ewald. Bopp leitet (vergl. Gr. §. 291) den Superlativ aus dem Comparativ ab, fügt jedoch hinzu: „obwohl ich keine theoretische Nothwendigkeit annehme, daß der Superlativ durch die Stufe des Comparativs müsse hindurch gegangen sein."

[208] (S. 378.) Carey, a grammar of the Teloogoo language, S. 78. Andere Beispiele s. Pott, Zählmeth. S. 108 Anm.; Etymol. Forsch. II, 705; „Person (grammatische)" in Ersch und Gruber's Encyclopädie S. 59, und „Geschlecht (grammatisches)" ebd. S. 411 Anm.

[209] (S. 379.) H. C. v. d. Gabelentz, die melanesischen Sprachen. Leipzig 1860, S. 90.

[210] (S. 381.) Ebendas. S. 258.

[211] (S. 381.) Uta als einfach zwischenstehende Partikel ist dem Rigveda und den altpersischen Inschriften eigen; ca findet sich in den letzteren nur ausnahmsweise. Dagegen hat das Zendavesta das postpositive ca, kaum ein einzigesmal (Jaçna 9, 72) dafür uta; an den wenigen, auffallend vereinzelten Stellen, wo dieses Wort sonst vorkommt, steht es correlativ (11, 4), oder es hat eine andere, emphatischere Bedeutung als und.

[212] (S. 382.) Einfluß fremder Schriftsprachen. Neuschwedisch. Aethiopisch. — Bopp, mal. polyn. Spr. Berl. Abhandl. 1840, S. 210. Buschmann, Kawispr. III, 779 ff. Schon W. v. Humboldt hatte „eine aus viel ältern Zeiten, als die Uebertragung ganz geformter Sanskritwörter in die malayischen Sprachen herstammende, tiefliegendere Verwandtschaft beider Sprachen" in den Pronomen gefunden (Kawispr. II, 40, 70.). Gegen Bopp's Ansicht hat sich neuerdings auch Fr. Müller in seiner vortrefflichen Bearbeitung des linguistischen Theils der „Reise der österreichischen Fregatte Novara" (Wien 1867), die ich leider nur noch zu dieser Bemerkung benutzen konnte, entschieden ausgesprochen. — Ein deutliches Beispiel von der eindringenden und umbildenden Gewalt der Entlehnung auf die Sprache, liefert das Neuschwedische, oder überhaupt Neunordische, das dem Neuhochdeutschen ganz unvergleichlich näher steht, als die altnordischen Dialecte, wobei noch besonders auffallen muß, daß nicht nur der Sprachvorrath, sondern der ganze Satzbau unter Einwirkung einer fremden Sprache gerathen ist, die doch wesentlich als Schriftsprache Einfluß geübt haben muß. Aehnliches

läßt sich am Niederdeutschen beobachten, obwohl es hier weniger auffallend ist. — Von dem äthiopischen Satzbau, der, wie Dillmann (Gramm. S. 3) bemerkt, „durch seine Geschmeidigkeit, Mannigfaltigkeit und bewundernswerthe Fähigkeit, längere Redetheile einander unterzuordnen und einzuordnen, dem griechischen auffallend ähnlich ist,“ kann ich eine der griechischen Literatur gegenüber selbstständige Entfaltung, wie sie derselbe Schriftsteller gleichwohl annimmt, unmöglich glauben; die Annahme der Schriftrichtung von links nach rechts bei einem Alphabet semitischen Ursprungs, zeigt die Bedeutung griechischer Schriftwerke für die äthiopische Literatur deutlich genug.

213 (S. 383.) „Ueberblick des großen Oceans, seiner Inseln und Ufern.“ Chamisso's Werke, IV. Band.

214 (S. 383.) Humboldt, Kawisprache, II, 261. Vgl. Buschmann III, S. 807.

215 (S. 383.) Paar. — De Sacy. gr. ar. I, §. 702. 709. Humboldt, über den Dualis, S. 18. Der Begriff einer kleinen Vielheit hat sich in unserem Fremdworte paar sogar an den einer zusammengehörigen Zweiheit angeschlossen. Der große Unterschied gegen Zustände, wie die Australiens, beruht darauf, daß wir förmliche Zahlwörter daneben zur Verfügung haben.

216 (S. 384.) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus, Ende. Buschmann in Kawispr. II, 269 ff.

217 (S. 384.) Gabelentz, S. 23. Vgl. Pott, über North-Island in Ersch und Gruber's Encycl. Art. Geschlecht (gramm.) S. 428.

218 (S. 385.) Grey, voc. of the dial. of S. W. Austr. p. XXI, sq. und 104.

219 Mémoire, p. 155.

220 (S. 386.) Pickering a. a. O., S. 4 ff.

221 (S. 388.) S. Leo Meyer, „über Tempusbildung und Perfecta mit Präsensbedeutung“ in Or. und Occ. I, 201. Fr. Müller, „Einiges zur Theorie des semitischen Verbalausdrucks,“ ebd. III, 327 ff.

Berichtigungen.

S. 136 Z. 5 kaher lies khaher
S. 142 Z. 14 germanischen lies germanischen, slavischen
S. 152 Z. 27 ἀμμος lies ἄμμος
S. 177 Z. 18 pa-na-da-ta-sa lies pa-da-ta-va-sa
S. 185 Z. 15 qassada lies qaşada
S. 255 Z. 27 âdâ lies adâ
S. 255 Z. 29 âdadâ lies adadâ.
S. 311 Z. 15 ὁμάζώ lies ὀμάζω.

In demselben Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schillers
sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Im Verein mit

A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Vollmer

von

Karl Goedeke.

Erster und zweiter Theil. gr. 8.

Preis jeden Theils fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren liegen die Werke Schillers in zuverlässigen und correcten, durch Professor Joachim Meyer besorgten Ausgaben vor Augen, und der Dichter steht lange schon in seiner echten und wahren Gestalt vor seinem Volke. Es blieb noch eine andere Aufgabe zu lösen, ihn in seiner historischen Entwicklung und die Geschichte seiner Werke urkundlich darzustellen. Die Familie des Dichters und die Verlagshandlung haben sich seit langer Zeit, wiewohl vergeblich, bemüht, den Anforderungen auch nach dieser Seite hin zu genügen, sind aber bisher ohne ihre Schuld, theils weil gemachte bündige Zusagen unerfüllt blieben, theils durch den Tod Joachim Meyers daran verhindert gewesen, bis sie in Verbindung mit den gegenwärtigen Herausgebern die gegenwärtige Ausgabe vorzulegen vermochten. Dieselbe beruht auf vielseitiger Unterstützung; sie hat den reichen handschriftlichen Nachlaß des Dichters im Besitz seiner Tochter, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, vielfache Theatermanuscripte und den vollständigen literarischen Apparat der Verlagshandlung, in deren Besitz auch sämmtliche Sammlungen J. Meyers übergegangen sind, vollständig benutzt und ist nach dem umfassendsten Plane ausgeführt worden. Sie enthält mit Ausschluß der Briefe, Alles, was der Dichter für die Oeffentlichkeit oder in künstlerischer Form geschaffen hat, in chronologischer Reihenfolge von den frühesten Jugendversuchen bis zu den Entwürfen, vor deren Ausführung der Tod ihn abrief. Durchweg sind die ältesten Texte, welche den Handschriften des Dichters am nächsten stehen und sich als die vollständigsten erweisen, zum Grunde gelegt; über die Abweichungen der späteren Drucke, sowohl über die von Schiller selbst veranlaßten, als über die von andern Herausgebern vorgenommenen Aenderungen, wird in den Anmerkungen unter dem Texte die vollständigste Rechenschaft gegeben, so daß jedes einzelne Werk in seiner ursprünglichen Gestalt und in jeder im Ganzen wie im Einzelnen geschehenen Umgestaltung vor Augen liegt. Die Geschichte des Dichters, wie die Geschichte des Textes seiner Werke ist urkundlich erschöpft. Die Herausgeber haben dieselben Grundsätze der objectiven Kritik durchgeführt, so daß, trotz der verschiedenen Bearbeiter einzelner Werke, durchgängige Gleichheit der Behandlung erreicht ist. Die Ausgabe, die im Manuscript vollendet ist und im Druck rasch gefördert wird, umfaßt 15 Theile und zwar: I. Jugendversuche; herausgegeben von Dr. K. Goedeke in Göttingen; II. Die Räuber (Schauspiel und Trauerspiel nach den Drucken und Theatermanuscripten), Wirtembergisches Repertorium; herausgegeben von Dr. W. Vollmer in Stutlgart; III. Fiesko

(Druck und Bühnenbearbeitung); Kabale und Liebe; Rheinische Thalia; herausgegeben von Dr. W. Vollmer; IV. Leipzig-Dresdner Zeit (Gedichte; Uebersetzungen; Verbrecher aus Infamie; Philosophische Briefe; Geisterseher); herausgegeben von K. Goedeke; V. Don Karlos (Thalia; Ausgabe; Bearbeitung in Prosa); herausgegeben von Hofrath H. Sauppe in Göttingen; VI. Weimar und Jena (Gedichte. Griechisches Theater. Virgil. Spiel des Schicksals; Menschenfeind); herausgegeben von K. Goedeke; VII. Abfall der vereinigten Niederlande; herausgegeben von Dr. A. Ellissen in Göttingen; VIII. Geschichte des dreißigjährigen Krieges; herausgegeben von Dr. H. Oesterley in Göttingen; IX. Kleine historische Abhandlungen; herausgegeben von Dr. W. Müldener in Göttingen; X. Aesthetische Abhandlungen und Recensionen; herausgegeben von Dr. R. Köhler in Weimar; XI. Gedichte; herausgegeben von K. Goedeke; XII. Wallenstein; Maria Stuart; herausgegeben von Dr. H. Oesterley; XIII. Macbeth; Jungfrau von Orleans; Turandot; herausgegeben von Dr. W. Vollmer; XIV. Braut von Messina; Parasit; Neffe als Onkel; Tell; herausgegeben von Dr. H. Oesterley; XV. Huldigung der Künste; Phädra; Nachlaß; herausgegeben von K. Goedeke.

Schillers
Dramatische Entwürfe

zum erstenmal veröffentlicht

durch

Schillers Tochter

Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm.

gr. 8. broch. fl. 1. — oder 18 Ngr.

Aus „Schillers Kalender" wissen wir, daß der Dichter sich mit den verschiedensten theatralischen Entwürfen trug und, nachdem er einmal die Technik des Dramas sich vollständig zu eigen gemacht hatte, Jahr für Jahr die deutsche Nation mit einer neuen Schöpfung seines Genius zu beschenken gedachte. Er hinterließ auch in der That eine Anzahl solcher Entwürfe, von denen die einen, in der Veranlagung und im Grundriß fertig, nur noch der Ausführung im Einzelnen bedurften, während andere nicht viel weiter als über die allgemeine Skizzirung der Handlung und der Charaktere gediehen waren. Diese nachgelassenen Entwürfe nun werden hier von der Tochter unseres Dichters nach dessen eigenhändigen Handschriften mit gewissenhafter Treue zum ersten Mal veröffentlicht, und die deutsche Nation wird auch bei diesem Anlaß wieder schmerzlich empfinden, welch ein Schatz ihrem literarischen Reichthum entgangen ist, als der Tod den Dichter mitten in seiner Laufbahn nach den höchsten Zielen der dramatischen Dichtkunst vor der Vollendung dieser, so vieles Herrliche versprechenden Entwürfe abgerufen hat.

Ursprung und Entwickelung

der

menschlichen Sprache und Vernunft.

Von

L. Geiger.

Zweiter Band.

(Aus dem Nachlaß des Verfassers.)

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1872.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Die Leser dieses zweiten Bandes werden es mir verzeihen, wenn ich denselben streng nach dem Manuscripte veröffentliche. Nur offenbare Schreibfehler habe ich mir zu verbessern erlaubt, sowie ich Lücken auch nur soweit ergänzte, als es sich aus des Verfassers anderweitig vorliegenden Notizen thun ließ und unumgänglich nöthig erschien. — N oder eckige Klammer zeigt an, wo eine Anmerkung beigefügt werden sollte. — Ueber die blaue Farbe u. s. w. fanden sich nicht allein mehrfache Entwürfe, sondern sogar zwei vollständige, vielfach in einander übergehende Arbeiten vor; sei es nun, daß die eine von diesen noch von der Zeit herrührt, da der Verfasser einzelne Theile seines Werkes vor etwa zwanzig Jahren (damals leider ohne Erfolg) an seinen jetzigen Verleger zur Ansicht sandte, oder daß sie, analog dem von mir dem zweiten Buche zur Ergänzung angeschlossenen Fragment, für besondere kürzere Veröffentlichungen bestimmt war. Da ich keiner den Vorzug zu geben wagte, ließ ich beide aufnehmen, wodurch freilich Wiederholungen unvermeidlich wurden.

Andererseits entspricht im zweiten Buche der Inhalt der einzelnen Kapitel (die ich nach vorhandenen Andeutungen eintheilte) nicht vollständig dem an die Spitze gestellten Verzeichniß des Verfassers, weil dieser unermüdlich neue Belege für seine Behauptungen aufsuchte und sie noch dem Texte einzufügen oder in Anmerkungen zu behandeln beabsichtigte.

Theilweise sind sie übrigens in den von ihm selbst herausgegebenen Werken und in den „Vorträgen" schon benutzt.

Das Inhaltsverzeichniß des dritten Buches geht etwas weiter, als die Ausführung im Texte gediehen ist; das oben Gesagte gilt auch hier.

Ueberhaupt beabsichtigte der Verfasser, den ganzen zweiten Band einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen. Ich habe davon nur den größeren Theil des ersten Kapitels des zweiten Buches vorgefunden und benutzt.

Fälle von ungenauer Transscription fremder Wörter (in welcher sich der Verfasser in den verschiedenen Perioden seiner Arbeiten nicht gleich blieb) werden dem Gelehrten kein Hinderniß sein, dem Laien nicht auffallen. Auch Druckfehler ließen sich bei meiner Entfernung vom Druckorte nicht vermeiden. So steht z. B. S. 64, Z. 5 v. u. *κόθιρα* und *κάθορνος* für *κιθάρα* und *κόθορνος*.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unerwähnt lassen, daß im ersten Band u. A. S. 408, Z. 16 v. u. dürsten statt satt sein stehen geblieben ist, wie auch in den „Vorträgen" S. 66, Z. 3 Lautbeziehung statt Lautbezeichnung.

Schließlich richte ich an den Leser die Bitte, die Nachsicht, welche ich bei Herausgabe der „Vorträge" in Anspruch zu nehmen mir erlaubte, mir bei vorliegender Veröffentlichung gleichfalls zu Theil werden zu lassen.

Frankfurt a. M., August 1872.

Alfred Geiger.

Inhalt.

Zweites Buch. Seite

I. Der Begriff in Abhängigkeit von der Culturentwickelung. Gegensatz von Werkzeug, Geräthe und Waffen. Die Waffe genetisch benannt. Schwert und Messer; Keule, Speer und Pfeil. Der Bogen und seine Beziehung zum Arme. Geräthe vom Bereiten benannt. Das Gefäß geht von der Anschauung des hohlen Dinges aus. Seltenheit seiner Benennung vom Zwecke. Becher und Bach. Menschlich-genetische Bezeichnung von Naturgegenständen. Faß, nicht von fassen. Zusammenhang zwischen den Begriffen zubereiten und verbinden. Gefäßnamen, denen die Anschauung der hohlen Hand zum Grunde liegt. Sprachliche Auffassung der Hand, nicht die des Aristoteles. Große Ausdehnung des Begriffes der Gelenkbiegung; Unzulänglichkeit der classificirenden Methode in der Etymologie. Andeutung des Stoffes in den Gefäßnamen. Schale, Scherbe, Knochen und Schädel. Phänomenales Princip der Namengebung. Holzgeräthe. Holz und Baum. Max Müller's etymologische Schlüsse über Föhren-, Eichen- und Buchenvegetation. Schwankende Baumbenennungen. — Das Fell, seine Verwendung und Benennung. Die Haut, anthropogenetisch bezeichnet. Haut und Rinde. Die Pflanze, von der Sprache als Thier betrachtet. Gegenstände von theils genetischer, theils teleologischer Benennung. Wagen und Rad; der Wagen ein Naturgegenstand 3

II. Zeitverhältniß zwischen Bereitung und Benennung. Hut, Helm. Ob die Sprache eine Zeit vor dem Werkzeuge aufweise? Werkzeuge von den mit ihnen verrichteten Thätigkeiten benannt. Ursprung der Begriffe für diese Thätigkeiten. Sie gehen von solchen aus, bei denen nur natürliche Organe des Körpers ins Spiel kommen. Scheren und Scheere. Lange Fortdauer der anfänglichen Gewohnheit, Schafe zu rupfen. Mahlen und Mühle. Bohren. Thiernamen, von hierhergehörigen Thätigkeiten entlehnt — Maulwurf, Eidechse, Maus, Wiesel, Ratz, Eichhorn, Kaninchen, Dachs. Insectennamen: Schabe, Motte, Mücke, Käfer. Verhältniß von thierischen und menschlichen Thätigkeiten in der Sprache; jene ist ihr primär. Ausnahmsstellung der Spinne. Die Indogermanen haben keinen gemeinsamen Namen für sie 44

III. Hohes Alter der Webekunst. Ursprung des Begriffes derselben. Weben geht auf Flechten zurück. Pflanzen die vom Flechten benannt sind. Weide — Schilf, Binse — Flachs. Begriffe

Seite

der Noth, Nothwendigkeit, Verwandtschaft — Nähen — Faden, Strick — Spinnen — Knüpfen. Welches das erste Geflecht gewesen? Uebergang aus Naturanschauung. Pflanzen und Haare. Haarflechte und Zopf. Wolle. (Weitere Verfolgung dieser Begriffsgruppe.) Knüpfen und Kneten. Bilden. Urgestalt des plastischen Kunsttriebes. Der Töpfer. Alter Dualismus des Handwerks. Hesiod über den Künstlerneid. Begriff der weichen Masse; Wasser und Erde. Chaos des Begriffs . . 76

IV. Malen. Goethe über den Naturtrieb des Färbens. Welches die erste Verwendung der Farbe gewesen sei? Zusammenhang zwischen Malerei und Schrift. Schrift eine instinctive Schöpfung. Hieroglyphe. Ob es jemals eigentliche Bilderschrift gegeben? Malerei geht eher aus der Schrift hervor als umgekehrt. [Die Anaglyphen der Aegypter nach Champollion. Aehnliches bei den Mexikanern. Warum die Götter der Aegypter Schriftzeichen hießen?] — Analoge Entwickelung der Worte malen und schreiben. Höheres Alter des letzteren Begriffes. Der Begriff schreiben führt auf graben zurück, warum? Frage nach dem ersten Schreibstoff. Buch, Buchstabe. Welches der erste Gegenstand der Schrift gewesen? Monumentale Anwendung. In Felsen geritzte Schrift der Indianer — und Imoscharh; — nicht primitiv. Ursprünglich religiöser Charakter der Schrift. Ihre Heiligkeit bei Aegyptern und Chinesen. Zeichen, zeichnen. Der menschliche Körper ältestes Schreibmaterial. Verbindung der Begriffe schreiben und die Haut ritzen — bei den Griechen und Semiten. Tättowirung bei den oceanischen Völkern auf Schrift übertragen. Große Verbreitung jener Sitte im Alterthum: bei Thraziern — Armeniern — wilden Völkern auf ägyptischen Darstellungen. Brandmarkung ursprünglich Tättowirung; ihr Gebrauch zu diesem Zwecke bei Persern, Griechen, Chinesen. Acupunctur eine chinesische Erfindung, vielleicht ebenso entstanden. Pferdezeichen. Zeichenalphabet der Kaukasier zu diesem Zwecke. Die Erzählung Herodot's von Histiäus. Die Tättowirung ist theils Malerei theils bloßes Lineament. Grabdenkmäler der Maori nach Hochstetter. Vermuthlicher Rest eines Tättowirungszeichens im Alphabet. Heiligkeit desselben, wie des Tättowirens überhaupt. Verwandte Entwickelungen in der Gangsprache und dem Barmanischen. Uebergang vom Tättowiren zu symbolischen Bildern. Totem (NB. rothe Hand). Beschriebene Blätter der Maori. Europäische Analogien. Tättowirung bei Soldaten und Matrosen 94

V. Bekleidung und Nacktheit. Der Begriff der Entblößung geht ursprünglich auf Hautlosigkeit, nicht auf Mangel an Bekleidung. Dépouilles. — Kleider anziehen, ein secundärer Begriff. — Nahrung. Kochen aus braten entwickelt, backen

Seite

damit identisch. Anwendung des Feuers dabei nicht uralt. Ableitung aus Reifen durch die Sonne, Eßbarwerden, Weichwerden. Gar. — Brod wird in den Sprachen nicht als etwas Bereitetes aufgefaßt, im Gegensatz zu jüngeren Backwerken. Bäcker waren den Römern lange unbekannt. Vermischung der Begriffe Brod und Fleisch in den semitischen Sprachen. Eine merkwürdige Consequenz der Sprache in der Benennung des Leibes. Fleisch soviel als Gegessenes. Abweisung einiger falschen Ableitungen von Wörtern dieses Sinnes. Zusammenhang der Begriffe Brod und Fleisch auch im Griechischen. Griechisches Wort dieses Begriffes im Zusammenhange mit Sarkasmus. Haut und Fleisch sind verwandte Begriffe; wieso? Schlüsse auf die menschliche Nahrung in der Urzeit. Metzger, Messer 127

VI. Wohnung. Ihr Begriff geht von bloßer Niederlassung aus. Bauen. Begriff der Erde und des Menschen. Das Haus. Welt und Ewigkeit. Der Acker ist vielleicht von der Wildniß benannt. Dorf, Volk. Deutsch bedeutet heidnisch. König. Mann und Weib zuweilen aus dem Begriffe König oder Herr benannt. Dorf, Stadt, Hof, Garten, Zaun sind ursprünglich vereinigte Vorstellungen 143

VII. Gefühlsentwickelung. Aesthetisches Gefühl in der Sprache wenig wirksam. Geringer Sinn der Urzeit für landschaftliche Reize. Auch das praktische Interesse hat wenig Einfluß auf die Benennung. Abweisung einer von ästhetischen Motiven ausgehenden Ableitung des Wortes Wein. Das Wort auch semitisch; dagegen nicht uralt indogermanisch. Soma der Inder. Wein und Blut. Der Genuß des Weins ist religiösen Ursprungs. Aeltere berauschende Getränke bei Griechen, Germanen, Scythen, Slaven, Galliern, Spaniern, Armeniern, Aegyptern, Chinesen. Der Meth. Vorderasien die wahrscheinliche Heimath des Traubenweins. Verhältniß von vitis und vinum. Benennung des Weines geht von dem allgemeinen Begriffe dicker Flüssigkeit aus. Ferneres Beispiel irriger ästhetischer Wortableitung, belette 158

VIII. Sittliche Begriffe. Schlichtheit und Unschuld der Benennung. Unempfindlichkeit der ersten Sprachstufe für Zartgefühl wie für Frivolität. Die Entwickelung allgemeiner ethischer Begriffe fällt in die geschichtliche Zeit. Sittliche Sonderbegriffe führen auf physische Grundbedeutungen. Beispiele: Grausamkeit und Milde — Weichlichkeit, Feigheit und Faulheit. — Die Begriffe gut und schlecht gehen oft von der gleichen Grundbedeutung aus. Frivol. Feig im Alterthum soviel als sterbend. Sterben gleichbedeutend mit Verderben. Böse soviel als verdorben. — Sittliche Gleichgültigkeit der Urbedeutung mancher Worte im Gegensatz zu ihrem gegenwärtigen Gebrauch. Mord,

Seite

Todtschlag, Schlacht, Schlachten und Schlagen. Laster kommt dem Begriffe nach von lästern. Schande und Scham geht von der Bedeutung verletzen aus. Ebenso Betrug. Lüge, von irrthümlicher Unwahrheit nicht scharf geschieden. Ursprung des Begriffes. Wahrheit, Treue, Glauben. Zusammenhang dieser Begriffe; sie gehen von Sicherheit und Festigkeit aus. 171

IX. Ethisch-sociale Entwickelung. Arm, setzt ursprünglich kein Besitzverhältniß voraus. Arbeit und Leiden, der Urzeit dasselbe. Der Begriff der Arbeit entwickelt sich aus Mühsal. Zusammenhang mit Armuth und Knechtschaft. Standesunterschied ebenso alterthümlich als Arbeit. Arbeit bei den Herero geht auf Jagd, bei Homer auf Kampf. Zusammenhang desselben Begriffes mit Krankheit; sie wird als Schwäche gefaßt. Zusammenhang mit schlecht. Ob das deutsche Arbeit mit arare verwandt sei? Barmherzig. Travail, ein Beispiel analoger Entwickelung der neuesten Epoche. Semitische Analogien. — Ob die ethische Begriffsentwickelung einen Schluß auf ethische Gefühlsentwickelung erlaube? Unterschied der von dem Begriffsvermögen abhängigen subjectiven Welt gegen die objective. Sittlicher Zustand der Urwelt. Tugend und Laster treten erst auf der Schwelle der Menschheit in die Erscheinung. . 190

X. Körperliche Entwicklung des Menschen. Wie sich die Sprache zu einer solchen verhalte? Positives hierüber ist aus ihr nicht zu erwarten. Sie zeigt eine gewisse Gleichgültigkeit in Betreff der Unterschiede des menschlichen und thierischen Organismus. Stirn. Auffallende Umschreibungen derselben. Ursprung der Benennung. Mund, ist nicht immer als Oeffnung benannt. Zusammenhang der Benennung mit sehr ursprünglichen Anschauungen. (Zehen und Finger in der Sprache nicht ursprünglich geschieden.) Gebrauch der Zehen bei Naturvölkern. Vigesimalsystem. Anschauung menschlicher Körpertheile geht oft von der thierischen aus, und enthält keine Aufschlüsse über menschliche Gestalt. — (Das Haarsträuben, gegenwärtig bloße Phrase, und mißverstanden. Schärfere Beobachtung des Körperlichen im Alterthum. Bedeutung selbst später Schriftsteller des Alterthums in diesem Sinn.) — Zusammenfassung der Entwicklung des Objectes und Gegensatz zu der des eigentlichen Sprachvermögens. . 208

Fragment 220

Drittes Buch 241

Inhaltsverzeichniß 243

Nachtrag 390

Zweites Buch.

Digitized by Google

I.

Der Begriff in Abhängigkeit von der Culturentwickelung. Gegensatz von Werkzeug, Geräthe und Waffen. Die Waffe genetisch benannt. Schwert und Messer; Keule, Speer und Pfeil. Der Bogen und seine Beziehung zum Arme. Geräthe vom Bereiten benannt. Das Gefäß geht von der Anschauung des hohlen Dinges aus. Seltenheit seiner Benennung vom Zwecke. Becher und Bach. Menschlich-genetische Bezeichnung von Naturgegenständen. Faß, nicht von fassen. Zusammenhang zwischen den Begriffen zubereiten und verbinden. Gefäßnamen, denen die Anschauung der hohlen Hand zum Grunde liegt. Sprachliche Auffassung der Hand, nicht die des Aristoteles. Große Ausdehnung des Begriffes der Gelenkbiegung; Unzulänglichkeit der classificirenden Methode in der Etymologie. Andeutung des Stoffes in den Gefäßnamen. Schale, Scherbe, Knochen und Schädel. Phänomenales Princip der Namengebung. Holzgeräthe. Holz und Baum. Max Müller's etymologische Schlüsse über Föhren-, Eichen- und Buchenvegetation. Schwankende Baumbenennungen. — Das Fell, seine Verwendung und Benennung. Die Haut, anthropogenetisch bezeichnet. Haut und Rinde. Die Pflanze, von der Sprache als Thier betrachtet. Gegenstände von theils genetischer, theils teleologischer Benennung. Wagen und Rad; der Wagen ein Naturgegenstand.

Die durchgängige Gleichmäßigkeit der Anschauungsentwickelung, welche eine aufklärende Verknüpfung alles Denkens auf dem ganzen Erdkreise ermöglicht, verweist auf eine eigentlich jenseits der Sprache liegende Unterlage des geistigen Gesammtzustandes zurück, der sich seinerseits ohne äußerliche Veranlassung oder dauerndes Bindemittel während eines

unermeßlichen Zeitraums gleichmäßig mehrfach neben einander umgestaltete. Wie wir den überall gleichen Keim des Familienlebens und die Aehnlichkeit seiner frühesten Entfaltungen zu einer mehr vergeistigten Gesellschaft aus den Wortentwickelungen hindurchblicken sehen, so tritt uns in anderen ebenso bestimmt vorgezeichneten Processen das unbedingt naturgesetzliche, übereinstimmende Wachsthum der äußeren Lebensformen und Culturmittel der Menschen mit um so reizenderer Klarheit aus fernem Dunkel der Zeiten entgegen, als es die Möglichkeit menschlichen Handelns selbst ist, deren erste Geschichte, und ursprünglichste Erscheinung, vor welcher alles Thun des Menschen kaum noch menschliche Spuren trägt, wir in den Worten und ihren Bedeutungsgesetzen lesen.

Gehen wir, bei der Betrachtung der Art, wie die Sprache sich der Gegenstände allmählich durch Benennung bemächtigt, von denjenigen aus, die ihrer Natur nach jünger als der Mensch sein müssen, indem sie erst durch seine Verstandesthätigkeit entstehen, so werden wir zu einer Dreitheilung derselben in Geräthe, Werkzeuge und Waffen von der Sprache selbst durch einen in ihr obwaltenden Gegensatz der Anschauung angeleitet, der als ein Gesetz betrachtet werden kann. Geräthe aller Art finden sich nämlich ungemein oft, ja in der Regel von ihrer Bereitung benannt; Werkzeuge fast niemals. In der Mitte zwischen beiden steht die Waffe; jedoch so, daß auch hier die Bezeichnung nach dem Gebrauche die Ausnahme bildet. Vergleichen wir z. B. die Benennung des Schwertes und des Messers, so zeigt sich das letztere, wo sich ein Wort für seinen Begriff überhaupt in seinem Ursprunge nachweisen läßt, immer nach seinem Gebrauche oder seiner Thätigkeit

als schneidendes Ding gefaßt, das Schwert hingegen, wo es seinem eigentlichen Begriffe nach bezeichnet ist, überall als etwas Geschärftes, Geglättetes. So hängt gladius (von der Wurzel hlath) deutlich mit glaber und unserem eigenen glätten zusammen; ξίφος steht der Wurzel von schaben nur um Weniges ferner: doch ist für dieses Wort und das gleichbedeutende arabische saifun ägyptischer Ursprung nicht ganz unwahrscheinlich. Zu dem hebräischen chereb findet sich eine arabische, das Schärfen des Schwertes bezeichnende Wurzel. Entgegengesetzte Fälle, wo der Begriff der Waffe auf den des Messers zurückführt, sind aus wirklicher Uebertragung des Gebrauches des Gegenstandes zu erklären, da ja das eigentliche, als Werkzeug entstandene Messer selbst vielfältig als Waffe verwendet worden ist. So ist wohl die von Schiefner bemerkte Verwandtschaft des ostjak-samojedischen teaga, Tungusenschwert, mit dem in der Tawgy-Sprache und in Kamassinschen vorkommenden tagai, Messer, zu verstehen; mit welchen Wörtern auch vielleicht das noch nicht erklärte, bekanntlich erst im 15. Jahrhundert eingeführte Degen in Zusammenhang gebracht werden kann.

Die Keule hat in der Regel von ihrer knorrigen, wulstig zulaufenden Gestalt den Namen. Der Wurfspieß findet sich zwar hie und da vom Werfen benannt, um diese seine Bestimmung ausdrücklich hervorzuheben: aber bei Weitem am Häufigsten und offenbar auch Ursprünglichsten ist der Begriff Speer von der geschärften Spitze oder dem glattgeschabten Schafte ausgegangen, wovon im Griechischen ξυστόν ein deutliches Beispiel bildet, von ganz sichtbarer Abkunft aus ξύω, schaben, und das bei Homer so gewöhnliche δόρυ deutet zugleich auf das Holz als Stoff des immer wesentlich

als Schaft angeschauten Speeres, während der Begriff des Stoßens, Verwundens, Tödtens uns gewiß mindestens ebenso geeignet zur Bildung eines Waffennamens erscheinen könnte. Ebenso pflegt bei dem Begriff des Pfeiles der für unsere Vorstellung so naheliegende Gedanke des Geschosses zurückzutreten, und nur der Stoff, ein dünnes Holzscheit, ein Rohr, zur Namengebung verwendet zu werden. Bei dem Bogen ist oft die gekrümmte Gestalt als das Motiv der Benennung nachweisbar, wie in dem deutschen Worte so bestimmt hervortritt. Das diesem entsprechende griechische *πῆχυς*, Arm, besonders der Unterarm bis zum Ellnbogen, und darum auch Elle, ist bei Homer zugleich noch ein Theil des Bogens; genau wie bâhu im Sanskrit, wo nur die Bedeutung Elle nicht in dem Worte vorhanden ist. Auch *βραχίων*, Arm und Oberarm (woraus im Lateinischen brachium entlehnt ist) gehört zu derselben Wurzel: die beiden einander durch erklärliche Vorgänge unähnlich gewordenen Grundformen derselben scheinen favh und farh gewesen zu sein. Eine fernere dem deutschen biegen entsprechende Sanskritform ist bhuǵ, und auch bhuǵa heißt Arm; Bug, das jetzt auf das obere Gelenk eines thierischen Vorderbeines beschränkt ist, bedeutet noch im . . . . . . auch das des Oberarmes; also ganz das gleiche Verhältniß wie zwischen Arm und dem lateinischen armus, Bug, welches, nach Festus, ehedem auch vom menschlichen Oberarme galt. Armilla, Arm- oder Halsband, hat mit armus jene in der Sprache nicht seltene Wahlverwandtschaft, bedeutet im Uebrigen aber nur wie das altdeutsche boug (Ring für Haupt, Hals oder Arm), etwas Gekrümmtes, den Ring im Allgemeinen. Mit Arm hat schon Benfey die Sanskritwörter arâla krumm, aratni

Elle, zusammengestellt, wie denn der Begriff des Armes durchaus von der Krümmung, der Gelenkbiegung (z. B. auch in ἀγκών, ἀγκάλη, πυγών) ausgeht. Auch ὠλένη Arm, Ellnbogen, könnte lautlich sehr wohl [NB. Curtius] mit Arm direct verwandt sein; dann hätten wir ulna und Elle, gothisch alleina, für Entlehnungen aus dem Griechischen anzusehen: doch findet sich bei Grammatikern auch ὦλος und ὠλήν. Jedenfalls heißt das Wort Elle schon so viel als Ellnbogen, und ebenso in dieser Zusammensetzung, enthält also zwei ursprünglich Dasselbe, nämlich Armbiegung bedeutende Wörter zu gegenseitiger Aufklärung. Der Bogen, dieses unter allen Völkern so früh und allgemein verbreitete und gleichwohl schon eine Art von Maschine darstellende Geschoß, findet demnach, so scheint es, in der Krümmung des Armes sein Vorbild. Das semitische Wort, im Hebräischen qeschet, hat im arabischen qausun noch die Bedeutung Ellnbogen und kommt ebenfalls von einer Wurzel, welche krümmen, krumm sein, und Verkrümmung des Rückens und auch das Biegen des Armes bedeutet. Βιός ist ohne Zweifel aus den mit gv anlautenden Wörtern wie γυιός, γύης, γύαλον, γυῖον zu erklären, welche die Begriffe Krümmung, Lahmheit, Krummholz und Glied oder Gelenke enthalten. Das Sanskritwort dhanu, Bogen, gehört, wie ich glaube, zu dem griechischen θέναρ innere, hohle oder flache Hand (auch althochdeutsch tenar), Sohle des Fußes, Höhlung des Altars, Boden des Meeres; denn auch ἀγοστός ist zugleich hohle Hand, Ellnbogen, Arm, und dhanu heißt überdieß noch „Klafter," was (nach Servius) auch die ursprüngliche Bedeutung von ulna gewesen sein soll. Der allgemeine Begriff der Waffe faßt sie meistens nur als ein Geräth, als

etwas Bereitetes auf. Als Grundbedeutung des deutschen Wortes vermuthet Diefenbach Geräthe, und führt das wetterauische Dialectwort wapenschmidt an, mit der Erklärung: Schmied, der nicht Hufschmied ist; also für Zeugschmied, wie umgekehrt in Zeugmeister und dergleichen Zeug für Waffe steht. Ὅπλον geht ebenfalls vom Begriff des Geräthes auf den der Waffe, und zuletzt auf den noch specielleren des großen Schildes über; das Zeitwort (ὁπλίζω, ὅπλομαι) heißt ganz allgemein bereiten, z. B. auch von Speisen. Ebenso verhält sich τεύχεα zu τεύχω und ἔντεα zu ἐντύνω; und auch arma entwickelt seinen Begriff auf dieselbe Weise.

Hat sonach die Waffe die meisten und ohne Zweifel ältesten Bezeichnungen theils von ihrem Stoffe, theils, und zwar noch gewöhnlicher, von der Form erhalten, die sie bei der Bereitung angenommen, oder in der sie, wie dies namentlich von der Keule gelten kann, schon fertig gefunden worden ist: so finden wir bei den Werkzeugen das von Ausnahmen noch weniger durchbrochene gegentheilige Gesetz, daß sie alle auf die Thätigkeit und bereitende Arbeit, zu welcher sie der Mensch verwendet, zurückführen. Diese Bezeichnungsweise liegt in vielen Beispielen offen da; ich will daher nur einige besonders auf die allgemeine Gesetzlichkeit derselben hinweisende Fälle erwähnen. Barth, in seiner vortrefflichen „Sammlung und Bearbeitung Central-Afrikanischer Vocabularien" führt in dem Kapitel über die Sprache der Fulbe (II. Abth. S. CXXXVIII.) als Substantiva mit einer doppelten Endung der Grundform ir und gel folgende auf: daru-r-gel... Bootes.[1]

[1] Die betreffende Stelle lautet wörtlich:
„Wir haben nun auch . . . . eben diese Endung el, gel, gol u. s. w. in Verbindung mit der Silbe ir, verstümmelt r.

Die Auffassung des Spiegels als eines Werkzeugs zum Sehen ist in der Sprache allgemein, von miroir, looking-glass, speculum bis z. B. zu den semitischen Sprachen, wo er mit verschiedenen Namen je nach den für sehen gangbaren Wurzeln bezeichnet wird, oder der Dinka-Benennung tjangtjang von tjeng oder ting sehen, betrachten, zielen, tidsch, erscheinen, zeigen. — Daß die Nadel vom Nähen benannt ist, stimmt z. B. mit dem griechischen ῥαφίς und ..... überein, und wir selbst gehen hier so weit, dieselbe Bezeichnung sogar auf das Nadelholz zu übertragen; ein gewiß auffälligeres Verfahren, als wenn das lateinische acus und das französische épingle (spinula) die Nadel als Stachel oder Dorn auffassen, wobei übrigens der Begriff von der Verwendung als Stecknadel ausgeht, da die Nähnadel erst aus der viel älteren Ahle hervorgegangen ist, welche zum Zusammennähen von Leder oder Häuten diente. Im Lateinischen heißt die Ahle subula, welches mit dem polnischen szydlo (russisch schilo) und schwedischen syl — abgesehen

Dahin gehören däru-r-gel, „das Instrument (sich) zu sehen“ d. h. der Spiegel, von mé-dō dära „ich sehe“;

bind-ír-gul „das Ding zum Schreiben“, „die Feder“, von mé-dō wind-a „ich schreibe“;

nyo-r-gal „das Ding zum Nähen“, „die Nadel“, von mé-dō nyō-a „ich nähe“;

mábu-r-gel „das Ding zum Schließen“, „das Schloß“, von mé-dō mábi „ich schließe“;

omt-ír-gel „das Ding zum Oeffnen“, „der Schlüssel“, von mé-dō omti „ich öffne“.

Ja wir haben selbst einen dem letzteren synonymen Ausdruck mábi-t-ír-gel von mé-dō má-bi-ta der negativen Form von mábi.

Ganz ähnlich haben wir nun auch zu erklären korb-ír-gel lāna und lau-ír-gel lāna für „Ruder“ und „Steuer“, indem das letztere mit lau-el „Pfad“ verglichen, die Grundbedeutung zu haben scheint „das Richtwerkzeug des Bootes“. Anm. d. Herausgebers.

nur vom Genus — identisch ist, deutlich abgeleitet von suo, polnisch szy-, schwedisch sy, nähen, und zusammenhängend mit sutor, Schuster. Das griechische ὄπεας (äolisch ὔπεας) erklärt Benfey (I, 287) nebst ἠπητής Flicker aus der Sanskritwurzel vap weben, nähen [NB. acus vielleicht wie acia von ἀκέομαι]. Auch verschiedene semitische Wörter haben dieselbe Ableitung. Im Arabischen kommt michrazun von einer Wurzel, in der sich die Begriffe Leder, Schläuche, Schuhe nähen, Schuster, Perlen- und Muschelschnur, als mittelst Durchbohrens an einander gereihte Dinge, zusammenfinden; michṣafun von einem Zeitworte des Häutens und Zusammennähens von Leder. Das schon im Pentateuch vorkommende marṣeâ, Ahle, (die Nadel ist in den biblischen Büchern nicht erwähnt) zeigt besonders im Arabischen die Grundbedeutung ineinanderstecken und so befestigen, z. B. festspießen, aber auch sonst verbinden und verflechten, woran sich denn auch wieder raṣîâtun, Beeren- oder Perlenschnur, schließt. Das letztere Wort heißt übrigens auch Riemen, wie im Chaldäischen reṣûâh, woneben raṣṣeân Schuster; und so dürfen wir Ahle (althochdeutsch ala) vielleicht mit dem altnordischen âl, Riemen, zusammenstellen. Ob das in einem (jedoch schwerlich ächten) Rigvedaliede vorkommende ârâ (cf. ἄρις, ἀρτίς) mit Ahle identisch sei, vermag ich nicht zu entscheiden. In der Bezeichnung der Schreib-Feder geht die Fulbesprache weiter als viele, die dieselbe nach dem Stoffe, z. B. als Rohr oder Vogelfeder bezeichnen; doch gibt es, neben solchen relativ modernen Bezeichnungen, auch solche wie γραφίς, γραφεῖον, woher Griffel. Den Schlüssel als ein Werkzeug zum Oeffnen zu benennen, ist auch die Gewohnheit der semitischen Sprachen; übrigens glaube ich

den zweiten von Barth angeführten Ausdruck wirklich als Werkzeug zum Schließen und nicht negativ auffassen zu müssen, da die negative Bedeutung der Ableitungssylbe ta nur in dem Vocale a zu liegen scheint. [russisches lo (alo), poln. dlo (adlo) = ὅπλον Blum.]

Das griechische ἄκμων, Amboß, ist von Benfey mit dem sanskritischen açman (russisch kamen), Stein, zusammengestellt worden, und gewiß ist gegen die Voraussetzung, daß der älteren Zeit zum Amboß ein bloßer Stein gedient, nichts einzuwenden: aber da die Bedeutung Stein im Griechischen sich nicht findet (ebensowenig wie die von Amboß in den verwandten Sprachen), so stehen andere Vermuthungen jedenfalls noch offen, die etwa das Wort einer Begriffsbildung wie in incus, althochdeutsch anaboz und anafaiza und russisch nakovalnja, ein Ding um darauf zu schmieden oder zu hauen, näher führen könnten. Vielleicht ist der Grundbegriff Erhöhung (wie im arabischen álâtun, Amboß) worunter sich sowohl das im Zend und Persischen lebendige açmân, Himmel, welche Bedeutung aber auch im griechischen ἄκμων aus Hesych nachgewiesen worden ist, als ἀκμή, das Höchste, der Höhepunkt, ordnen, und wozu sich im Lateinischen acervus, Haufen, vergleichen ließe; falls die Wurzel reduplicirt war, so schließt sich auch cacumen, Gipfel, und unser eigenes hoch an. Die aus dem Lateinischen, Deutschen und Russischen angeführten Wörter haben übrigens eine bis in einzelne Bestandtheile gehende Analogie, welche Beachtung verdient.

Wir werden somit auf eine umfassendere Gruppe von Gegenständen geführt, zu denen die Waffe nach dem Urtheile der Sprache selbst gehört. Von den Geräthen, welche nicht Werkzeuge sind, schließen sich diejenigen, deren sich der Mensch

zu seinen eigenen Bewegungen, zur Unterstützung oder Beugung seines Körpers bedient, theilweise dem Grundsatze an, von ihrem Zwecke benannt zu werden. Eine Unzahl anderer, höchst verschiedenartiger, in Form und Anwendung weit auseinandergehender Geräthe hingegen sind genetisch, nach ihrem Ursprunge aus Menschenhand, nach der Bearbeitung die zu ihrer Entstehung geführt, nach der Gestalt welche die Bereitung ihnen aufgedrückt, zum geringern Theil auch wohl nach dem Stoffe bezeichnet. Während in den allgemeinen Wörtern für Geräth der Begriff des Bereitens, Zurüstens, zu liegen pflegt, tritt in einer großen Menge von Einzelnamen der Gefäße die Anschauung des hohlen Dinges hervor, woher denn auch ziemlich unähnliche derartige Gegenstände im Worte oft in sehr nahe Berührung treten. Wir finden z. B. eine solche Reihe griechischer Namen, die mit der Wurzel von Lücke und Loch mehr oder weniger verwandt sind und in *λάκκος* Grube, *λακίς* Erdriß, *λακκίζω*, *λαχαίνω* und *λογγεύω* graben, ihre Grundbedeutung erkennen lassen. Dahin gehören *λέκος* Schüssel, *λεκάνη* oder dorisch *λακάνη* dasselbe, nebst *λεκάνων* Teller; *λάκαινα*, ein Trinkgefäß, scheinbar „das lakonische"; *λάγηνος*, *λάγυνος*, lagena, Flasche; *λήκυθος* Oelflasche; aber auch *λικμός* Worfschaufel, *λίκνον* dasselbe, auch Wiege und ein wohl kelterähnlicher, bacchischer Opfertrog. Im Lateinischen sind damit zu vergleichen: lanx, Schüssel, Wagschale; lacuna, Lücke; lacus, See, das . . . . . . loch und deutsche Lache; lacus, Fach, Behältniß; laquear, lacunar Felderdecke; loculus Gefach, Kasten, Sarg, oblaqueare umgraben.

Wie neben diesen Wörtern *λαυκανία*, Kehle, Schlund, so scheint neben einem andern Worte dieser Bedeutung, *λά-*

ρυγξ, auch λάρναξ, Kasten, Urne, zu stehen. Eine fernere Reihe bilden λέβης, labrum, Becken, λίβυς, Urne, λαβρώνιος, ein großer Becher, und unser Löffel. [NB. Laube, libra.] Ληνός, Trog, Kelter, Höhlung zur Einfügung des Mastbaums, Sarg, gehört zu dem lateinischen lenis . . . . lenunculus ein kleines Fahrzeug.

. . . .

Ableitungen von Namen der Gefäße aus deren speciellem Gebrauch sind sehr vereinzelt und zuweilen ein Mißverständniß, welches freilich hie und da von der Sprache selbst getheilt zu werden scheint. Πύελος wird seit Buttmann von πλύνω, waschen, abgeleitet, da es für Badewanne und Waschtrog gebraucht wird; aber bei Homer ist es ein Futtertrog, und überhaupt kommt es für verschiedenartige Gefäße, auch den Sarg, und ferner für die Fassung des Steines am Ringe vor; es ist also eher mit πυτίνη Flasche zu vergleichen. Χύτρα, Topf, pflegt von χέω, gießen, abgeleitet zu werden: aber die jonischen Dialectformen κύθρα und κύτρα (analog dem κίθων für χίτων) deuten auf eine Wurzel χυθ, deren allgemeine Bedeutung aus χύτρινος (κύθρινος), tiefe Stelle im Wasser, hervorgeht. Noch weniger dürfen χόος und χοεύς, Maß und Scheffel, aus χέω hergeleitet werden: sie nebst χόανος Schmelztiegel, Form der Erzgießer, Trichter, Gehirnhöhle (die auch ληνός und πύελος heißt), gehören zu χάος, Kluft; ebenso χοῖνιξ Getreidemaß, Büchse des Rades, Bock zur Fesselung der Beine, und andere hohle Dinge. Selbst von Gosse möchte ich nicht an einen Zusammenhang mit gießen glauben: es ist ursprünglich mit Gasse gleichbedeutend, dessen gothische Urform gatvo nicht aus der

Wurzel gehen hergeleitet werden sollte; im Altnordischen stehen nebeneinander gat, Loch (so auch im Holländischen), gata, Weg, und gattu, Thüre, das englische gate, Thor. Auch das griechische λαύρα ist beides: Gasse, Hohlweg, „hohle Gasse", und Gosse; es ist ohne Zweifel gleichen Stammes mit λύρα, Leier, — denn musikalische Instrumente schließen sich in der Bezeichnung sehr gewöhnlich den hohlen Gefäßen an — und erinnert auch an die obenerwähnten λάρυγξ, Schlund, λάρναξ, Kasten. — Bei poculum, Becher, läßt sich die Ableitung vom Trinken nicht wohl verkennen, wenn nicht etwa bloße Annäherung stattgefunden hat, wie in dem späten Pokal (von βαύκαλις, italienisch boccale, wie von bocca); aber die weit größere Mehrheit der gleichbedeutenden Namen schließt sich der allgemeinen Regel an. Κύαθος z. B. erklärt sich durch κύαρ, Höhle, Nadelöhr, innere Höhlung des Ohres; Becher durch Becken und Bach. Das letztere Wort geht von der gehöhlten Rinne aus, durch welche das Wasser seinen Lauf nimmt, der homerischen κοίλη χαράδρη, beim Flusse ebenfalls Becken genannt. Das hebräische nachal heißt Thal und Bach, von einer Wurzel, welche theilen (vom Besitze) heißt, aber mit der umfassenderen chalal, reißen, durchbohren, in Verbindung steht, worunter z. B. die Benennungen des Fensters und der Flöte fallen. Das arabische vâdin, das so oft einen Bestandtheil geographischer Benennungen bildet (auch in Quadalquivir) heißt ebenfalls Thal, Bach, und Flußbette. Wir haben hier einen jener überaus häufigen Fälle vor uns, wo auch Dinge genetisch, nach Analogie ähnlicher, von Menschenhand gestalteter bezeichnet sind; wie wir noch jetzt von der Spitze der Berge sprechen, obwohl Spitze eigentlich nur das Gespitzte,

Spitzgemachte ist: solcher Ausdrücke wie Bergkessel, Krater nicht zu gedenken, welche bloße Uebertragungen sind.

Gefäß, und das eigentlich seiner Bedeutung nach ebenso allgemeine, wie Rath zu Geräth dazu sich verhaltende Faß, scheinen mit aller Bestimmtheit eine Etymologie von fassen, und eine Zusammenstellung auch mit Fessel zu fordern. Aber wir treffen in diesen Wörtern vielmehr wieder auf einen jener Fälle, die uns vor dem Allzunaheliegenden in der etymologischen Vergleichung zu warnen geeignet sind. Die Bedeutung „enthalten" ist eine der jüngsten des Wortes fassen, das sich, wie Adelung bemerkt, in seinen Uebertragungen nach dem lateinischen capere gebildet hat; eine der ältesten dagegen ist bereiten, und die dereinst, wie die Verwendungen in Uebersetzungen bezeugen, sehr lebendig gefühlte Begriffsgleichheit von Faß mit σκεῦος, sowie das schwedische fata-bur, Geräthkammer, ordnet das Wort der allgemeinen Regel ein. Was das Verhältniß zu Fessel (πέδη, impedire) und zu fassen im Sinne von packen betrifft, so erklärt sich dasselbe daraus, daß das Bereiten selbst, auch in manchen der schon angeführten, dem Begriff Geräthe zum Grunde liegenden Wurzeln, vom Binden, Verbinden, Fügen ausgeht. Diese Bedeutung tritt z. B. in dem Stamme von Geschirr hervor; ὅπλον hat außer den beiden Hauptrichtungen, nach welchen sich dieses und andere sinnverwandte griechische Wörter verzweigen, nämlich der Waffe und dem Schiffsgeräthe, auch die des Taues, welche letztere (unter Absonderung der übrigen Bedeutungen) Benfey aus der Wurzel vap, weben, erklärt, ganz so, wie πόδες, Taue, lautlich mit Faß zusammenfällt. Daß auch τεύχω von der Urbedeutung des Verbindens ausgeht, werde ich bei Gelegen-

heit des Wortes Tochter wahrscheinlich zu machen suchen. Einen deutlichen Uebergang von Verbinden zu Bereiten zeigt das lateinische par, gleich, entsprechend, Paar, separ und dispar, gesondert, verschieden, comparo, vergleichend zusammenstellen und anschaffen, separo und disparo, trennen, paro, bereiten, reparo, wieder herstellen. — Möglich ist es, daß die spätere Vorliebe des Wortes Faß für die Bedeutung des gebundenen Holzgefäßes ein Gefühl des Urbegriffes zur Ursache hat.

Manche Gefäßnamen berühren sich so mit den Begriffen der hohlen Hand, daß es nahe liegt, diese als ihr Vorbild aufzufassen. *Κοτύλη*, von welchem Worte griechische Grammatiker uns mittheilen, es habe ehedem alles Hohle bedeutet (ein nicht uninteressantes Zeugniß für die ursprüngliche Allgemeinheit oder richtiger Begriffsweite der Wortbedeutungen) heißt bei Homer Hüftpfanne und Becher, bei anderen Schriftstellern aber auch hohle Hand, hohler Fuß, und ein gewisses Maß. Aus einem solchen Begriffsursprunge erklärt es sich am leichtesten, daß der Begriff hohl auch aus gebogen, krumm entspringt. Die Hand selbst gehört zu der nicht unbeträchtlichen Menge von Gliedern, die als Gelenke aufgefaßt zu sein pflegen, so daß dabei entweder, wie gewöhnlich, das Handgelenk, oder, was zu der Anschauung der hohlen Hand führt, die der Finger ins Auge gefaßt sind. Wahrscheinlich war das Armgelenk der frühere Gegenstand der Bezeichnung, und ging von da die Benennung zuerst auf das Handgelenk über. Manche Wörter, z. B. das griechische *χείρ*, schwanken zwischen der Bedeutung Hand und Arm. In *ἀγοστός* haben wir sogar den Begriff der hohlen Hand mit der des Ellnbogens vereinigt gesehen. Sollte aus diesem Worte das sanskri-

tische hasta erklärt werden dürfen? — Das russische ruka, Hand (litthauisch ranka), ist wahrscheinlich wurzelverwandt mit luka, Krümmung, Bucht und luk, Bogen (zum Schießen), Reif; mit dem litthauischen rinkis, Kreis, vielleicht mit dem lateinischen arcus, Bogen, und überhaupt der ganzen ursprünglich mit einer Consonantengruppe anlautenden Wurzelkette von gewaltiger Ausdehnung, zu der ranken und lenken, also Gelenke selbst gehört. ..... Manus heißt nicht bloß Hand, sondern (wie in manica, Aermel) auch Arm; in einigen Ableitungen scheint es Haken zu bedeuten. Wenn μάνος, monile, Halsband, nicht Fremdwörter sind, so unterstützen sie gleichfalls die Ableitung von einer Wurzel des Krümmens. Mentum, Kinn, womit, nach dem (von Diefenbach angeführten) schottischen munds, die Kinnbacken, zu schließen, Mund verwandt ist, kann keine andere Grundbedeutung haben: das ihm lautlich so nahestehende weibliche munt aber hat im Althochdeutschen (und ebenso mund im Altnordischen und Angelsächsischen) die Bedeutung Hand, und ist also das mit einer Endung (ursprünglich th) vermehrte manus. — Das sanskritische pâni, Hand, kann als aus pârschṇi entstanden betrachtet werden: pârschṇi heißt Ferse, und ist von Benfey mit diesem deutschen Worte, gothisch fairzna, dem slavischen plesna, Fußsohle, dem griechischen πτέρνα, Ferse, sowie mit perna, πέρνα, Schinken, und compernis, mit zusammengebogenen Knien behaftet, verglichen worden: nun bedeutet πτέρνα aber auch den dünnen Theil des Fußes oberhalb der Knöchel, die Hesse, und wir sehen in Hesse, Häkse, Hacke ebenfalls den Begriff Kniebug, besonders an den Hinterfüßen größerer Thiere mit dem der Ferse vereinigt — in „Hexenschuß" sogar noch einen dem entsprechen-

den coxa näherstehenden erhalten —; wir können also schließen, daß auch Ferse eine zunächst von der Gelenkbiegung des Knöchels ausgehende Benennung ist: an diese Bedeutung aber konnte sich sehr wohl in dem Sanskritworte auch die des Handgelenkes schließen. — Kara wird von Bopp und Böhtlingk-Roth als die „vor Allem Thätige" von der Wurzel kar, thun, abgeleitet; gegen den Geist der Namengebung, welcher die Hand noch nicht das aristotelische Werkzeug der Werkzeuge ist: die Ableitungen karabha, die Hand vom Handgelenke bis zu den Fingern, karaka, Wasserkrug und als solcher dienende gehöhlte Kokosnuß, und die Zusammensetzung karakulaça, die hohle Hand als Trinkgefäß (kalaça entspricht den Wörtern κάλυξ, κύλιξ, calix, woher Kelch) verweisen auf eine andere Bedeutung der Wurzel kar oder skar (krî) nämlich graben, höhlen, die sich besonders in der Zusammensetzung mit ud, aus-, findet, und aus welcher in diesem Falle der Begriff der hohlen Hand hervorgegangen ist. Hand tritt dem Laute nach zu κανθός, Augenwand oder Augenwinkel, und Reif um das Rad, κανθώδης, gekrümmt; aber κόνδυλος, Fingergelenk, gehört zu derselben Wurzel, wie die Doppelform κονδύλη und κανθύλη, Geschwulst, beweist. Man vergleiche auch κύνδαλος, Pflock, κορδύλη, Geschwulst und Keule, von der Rundung, κορδίνημα, Schwindel, den bekannten komischen Tanz Kordax von wirbelnder Drehung. Κερκίς, nach Pollux der kleinere Knochen am Ellnbogen (auch das Schienbein), ist etymologisch nicht wesentlich verschieden von καρπός, Handwurzel; dieses Wort wird von Benfey zunächst zu κόλπος, Busen, und κάλπις, κάλπη, Krug, gestellt. Ebenso schließen sich Gefäßnamen an κανθός an, wie κανθίαι, κανθήλια, Bütten, κόνδυ, ein Trinkgefäß

und Maß für Flüssigkeiten [NB. soll persisch sein]; κηθίς, Würfelbecher; κώθων, ein Trinkgefäß; ferner κίθαρις, Zither; κόθορνος, Kothurn, welches sich zu den Gefäßnamen verhält, wie das französische botte zu Butte, bouteille, πίθος u. s. w.; endlich κώδων Dromete, κώδεια Kopf und Mohnkopf. Krug ist von Grimm mit dem altnordischen krôkr, Haken, Krümmung verglichen worden. Ein anderes sehr deutlich mit der Krümmung, und zwar namentlich der Gelenke zusammenhängendes Wort ist ἄγγος, ἀγγεῖον, Gefäß. Mit κύπτω, sich bücken, steht eine lange Reihe von ähnlich entwickelten Wörtern in Verbindung: κυφός, gekrümmt (durch das Alter), κῦφος, Buckel, κύφων, Krummholz, κύβδα, mit vorwärts gebeugtem Kopfe, κυβάζω, umstürmen, κυβιστάω, ein Rad schlagen, κύβωλον und κύβιτον, cubitus, Ellnbogen. Daneben κύμβη und κύμβος Becken, hohles Gefäß, Sanskrit kumbha, Krug; κύμβαλον, Becken, Cymbel; κύμβαχος, kopfüber, und als Hauptwort: Helmspitze, wie denn der Helm von der Wölbung benannt zu werden pflegt; κύβας, Sarg; κύπελλον, Becher; κυψέλη, Kasten, Thongefäß, Korb, Bienenkorb, Höhlung des Ohres. Von κύβος, Würfel, kann man zweifelhaft sein, ob die Gestalt bei der Benennung in Betracht gekommen ist; ἀστράγαλος geht von der Bedeutung Genick, Halswirbel und Knöchel des Fußes, Sprungbein zu der der Würfel über, die ursprünglich aus solchen Sprungbeinen bestanden. Talus, taxillus, ist Knöchel des Fußes und Würfel, verwandt, wie es scheint, mit τόξον, Bogen. Da nun κύβοι auch die Rückenwirbel heißen (wie Pollux berichtet, angeführt von Benfey II. 325), welche Bedeutung sich zunächst an cubitus schließt, so bezeichnet auch dieser Ausdruck die Würfel vielleicht als

Wirbel (was auch das deutsche Wort möglicherweise beabsichtigen könnte), mit einer unwillkürlichen Einmischung des Bildes wirbelnder Bewegung gleich der des radschlagenden Gauklers (κυβιστητήρ). Doch geht die Wurzel auch auf rundliche, keulenartige Gegenstände, also auf die Bedeutung der convexen Krümmungsfläche, über. Besonders scheint dies von einigen Fischnamen zu gelten, unter deren Benennungen überhaupt manche auf keulenförmige, kuglige Gestalt gehen; κωβιός, κυβείας, κύβιον sind kleine Thunfischarten, von denen die letztere auch κορδύλη, Keule heißt: aus diesem Wortkreise stammt vielleicht Caviar [cf. κέφαλος, κεφαλῖνος, κυπρῖνος, caphara]. Die alten Grammatiker glaubten unter κύβιον ein kubisches Stück gesalzenen Fisches verstehen zu müssen, oder erklärten den Namen aus einer angeblichen Gewohnheit der Thunfische, in kubisch gestalteten Massen zu schwimmen. —

Die deutsche Sprache hat sich übrigens viele Worte aus dem hier behandelten Stamme, der auch in den romanischen Sprachen stark vertreten ist, durch Entlehnung angeeignet: so Kufe, Kübel, Kumpen, Kuppel, Kappe, Koppe, Kapuze, und auch Kopf in seinen beiden Bedeutungen von Gefäß und Haupt. Wahrscheinlich ist caput, Haupt, ebenso wie Haube derselben Wurzel zuzutheilen, nicht aber (mit Benfey) kapâla Schädel, für welches wir unter einer anderen Begriffsgruppe Analogien finden werden, und ebensowenig κεφάλη, Kopf, welches zwar der Begriffsentwickelung nach hierher gehören könnte, aber, wie das althochdeutsche gebal zeigt, einen aus χ entstandenen Anlaut hat. Die Trennung der Wurzeln mit schließender Aspirata oder Media von denen mit p ist in diesem Falle kaum möglich; die Herbeiziehung der im Anlaute abweichenden würde verwandte Bezeichnungen in Menge er-

geben, aber auch ohne Grenzen sein. Die Anschauung der gekrümmten Gegenstände, besonders der Körpergelenke ist durch die verschiedenen Laute gewaltig verbreitet, und widerstrebt der Einschränkung auf bestimmte Wurzelformen. Es würde z. B. nicht genügen von κάμπτω auf γνάμπτω, biegen z. B. der Knie, überzugehen; wir müßten auch γόνυ, Knie, selbst, ja γένυς, Kinn, in Erwägung ziehen: zugleich aber steht σφόνδυλος, Wirbel, besonders des Halses, zu dem obenerwähnten κόνδυλος, Fingergelenk, in einem auffallenden Verhältniß. Unter solchen Umständen müssen wir von der nach Stämmen classificirenden Methode abgehen, und an der Hand gesicherter Analogien über nachweisbare Bedeutungsübergänge zu den Uranschauungen aufsteigen. Auf der anderen Seite müssen wir uns bei vielen Gefäßnamen an der Gewißheit genügen lassen, daß sie von dem Grundbegriffe des hohlen Dinges ausgegangen sind, ohne entscheiden zu können, ob dieser selbst aus biegen oder graben entspringt, weil beide Bedeutungen in gleichlautenden Wurzeln neben einander stehen. So macht z. B. das sanskritische kûpa, Höhle, Brunnen, zweifelhaft, ob nicht κύπελλον zu der Grundbedeutung graben zu ziehen sei; und ebenso sicher wie der Begriff biegen in κύπτω und κάμπτω, ist graben in σκάπτω, russisch kopatj, enthalten, und in σκύφος und ähnlichen Wörtern für den Becher und andere Gefäße verwandt.

Es bleibt noch übrig, von einigen Benennungen zu sprechen, die Schlüsse auf die Stoffe der Gefäße gestatten. Merkwürdige, verschiedentlich auf ähnliche Weise zum Vorschein kommende Wörter sind κέραμος, Scherbe, testa, hebräisch cheres, welche mit einander gemein haben, daß sie für irdene Gefäße und zugleich für Bruchstücke, besonders aber für den

Stoff solcher Gefäße gebraucht werden, und daß sie von der Bedeutung schaben ausgehen. Schon um dieser Grundbedeutung willen kann der angegebene Gebrauch der Wörter nicht der ursprüngliche sein. Auch ὄστρακον gehört genau in diesen Kreis: es ist die beim Ostracismus gebrauchte Thonscherbe, ferner thönernes Wassergefäß und Bruchstück eines solchen; ὀστράκινος heißt irden, ὀστρακοποιός Töpfer, wie κεραμεύς. Aus demselben Worte in einer späteren Verwendung für „Boden aus zerschlagenen Scherben" (ὀστρακοκονία, ostracum) ist Estrich entstanden. Aber in den ältesten Stellen (Hom. hymn. Merc. 33. Batr. 296) ist ὄστρακον die Schale von Krebsen oder Schildkröten, und auch für die des Eies findet es sich gebraucht; ζῶα ὀστρακηρά sind Schalthiere, und ὄστρεον, woher Auster, nebst ὄστακος, ἄστακος, Meerkrebs, zeigen die Ursprünglichkeit dieser Bedeutung. Der Begriffsübergang von hier aus zu Gefäß ist nicht selten, und Diefenbach knüpft an das doppeldeutige deutsche Wort die Vermuthung, daß die erste Trinkschale aus einer Muschelschale entstanden sei. Cochlear, κοχλιάριον, (cuiller), Löffel, kommt von cochlea Schnecke, dem griechischen κοχλίας, woneben mehrere Namen von Muscheln κόχλος, κάλχη und χάλκη, κογχή nebst κογχύλη, Conchylie. Μῦς, Muschel (musculus), μύαξ, mitulus, Miesmuschel, haben neben sich: μύαξ, μύστρον, μυστίλη Löffel. Aber dieser letztere Fall ist unstreitig so zu erklären, daß beide, Muschel und Gefäß, selbstständig als gehöhlte Dinge aufgefaßt sind, und μυστίλη soll sogar eigentlich ein zum Löffel ausgehöhltes Stück Brod bedeutet haben. Auf ähnliche Weise hat mit Recht Benfey das Verhältniß der beiden Bedeutungen von χέλυς, Schildkröte und Leier, er-

klärt. Die Benennungen der Schalthiere gehen regelmäßig von der Schale aus. Aber zu Gefäßen sind gewiß Schalen von Pflanzen (z. B. von Kürbissen, oder wie an dem obenerwähnten karaka ersichtlich, Kokosnüssen) ebenso früh als die der Schalthiere benutzt worden; und wie in dem deutschen Worte, so vereinigen sich diese Bedeutungen noch in vielen anderen Stämmen. So muß das Trinkgeschirr λεπαστή nicht von der Muschel λέπας abgeleitet werden, sondern beide von der Wurzel λέπω, schälen, woher auch λεπίς, Eier-, Nuß-, Zwiebelschale, Fischschuppe, λέπος, Hülse der Bohne, Schuppe, λοπός, Schale z. B. der Zwiebel, λοπάς, Schüssel; desgleichen ist λέβης Kessel, Waschbecken, λοβός, Hülse, Schote, λεβηρίς, dasselbe, und abgestreifte Haut der Schlange. Alle solche Dinge führen in der Sprache unter unzähligen Formen eine Art genetischer Bezeichnung, die man eine ideal-genetische oder phänomenale nennen könnte: die Schuppe des Fisches wird in dem Augenblicke Sprachgegenstand, wo sie abgelöst, abgeschabt, wo sie eigentlich erst Schuppe wird und für die Wahrnehmung als etwas Selbstständiges entsteht. Nicht nur die Schale der Hülsen- und Schotenfrüchte, sondern auch diese selbst pflegen von hier aus benannt zu sein. So läßt sich z. B. mit den Wörtern des zuletzt angeführten Stammes lupinum, Feigbohne, mit den Namen der Conchylien κόγχος Linse, κέγχρος Hirse und andere kleine Körner, κάχρυς Gerstenkorn, τὰ κίχορα Cichorien, cicer die Kichererbse, mit ὄστρεον vielleicht ὄσπριον Hülsenfrucht, Bohne, vergleichen; ὀστρακίς ist die Schale der Piniennuß und diese selbst.

Was das deutsche Schale betrifft, so findet es sich zuerst im gothischen skalja als Uebersetzung von κέραμος mit

mit der Bedeutung Ziegel; in anderen Dialekten bedeuten identische oder ganz nahe verwandte Wörter einerseits Becher, Schüssel, Trog, Wage (oder Wagschale) und Hälfte des Messerheftes (Messerschale), andererseits auch noch Rinde, Schuppe, und Schiefer, welcher letztere Gegenstand, als dünne losgeschälte Steinscheibe, ebenso wie Scheibe selbst, überhaupt zu der Kategorie der auf dieselbe Weise genetisch benannten Dinge gehört; ferner ist das nordische skâl (wie Diefenbach anführt) auch noch Höhlung im Erdreich und in gewissen Knochen, das englische skull (althochdeutsch sciulla), Schädel, Hirnschale, und endlich in derselben Sprache a scale of a bone ein Knochensplitter. Vergleicht man nun mit diesem Begriffskreis die schwedischen skärf Scherflein, Heller, skärfva Scherbe, benskärfva Knochensplitter, stenskärfva Steinsplitter, skärfva sig sich schiefern, skärfvig schieferig, blätterig, skärfvel Scheibe, so ergibt sich, daß Scherbe, Scheibe, Schiefer, Schelfe (so viel als Schale, das lateinische siliqua, Schote) und Schorf ihrem Begriffe nach unter sich und mit Schale identisch sind: die kleine oder Scheidemünze, der Schilling, griechisch κέρμα, von demselben Stamm wie κέραμος, ist als Metallsplitter aufgefaßt. Die Bedeutung Knochensplitter findet sich auch in dem überhaupt ganz übereinstimmenden testa; es heißt außerdem: irdenes Gefäß, Thonscherbe z. B. des Ostracismus, Ziegel, Schale der Schnecke, des Eies; testaceus irden, und mit Schalen bedeckt (vom Krebse); pavimentum testaceum Estrich, testatim in Bruchstücken, testudo Schildkröte, testus auch Fischbein; testum Pfannerde, irdener Ofen. Tessera ist, wenn ich nicht irre, ebenfalls aus testa zu erklären; es bedeutet am Gewöhnlichsten Würfel, aber auch Steinchen des

Mosaikbodens, Marke, z. B. die, welche nach einer im Alterthum verbreiteten Sitte Gastfreunde mit einander brachen und theilten, um sich durch die auf einander passenden Theilungsflächen bei der Wiederbegegnung auszuweisen: in dem merkwürdigen Reste der carthagischen Sprache, welche Plautus in dem Gebete des Puniers uns erhalten hat, heißt diese tessera hospitalis: chyrs, Scherbe. — Der Begriff Knochensplitter führt dazu, mit *ὄστρεον* auch *ὀστέον* Knochen zu verbinden; um so mehr, als dieses Wort zugleich für den Kern des Steinobstes gebraucht wird, und so dem erwähnten *ὀστρακίς*, Piniennuß oder Schale derselben, ziemlich nahe tritt. Der Stein des Obstes wird den Knochen gleichgestellt, nicht bloß wegen der Härte, sondern noch mehr als der inmitten der Speise zum Vorschein kommende ungenießbare Rest. Bein, die eigentliche ursprüngliche Benennung des Knochens in dem deutschen Sprachstamme, scheint in demselben Sinne mit bohnen und dem gothischen bnauan, reiben, zusammengestellt werden zu müssen. Auch semitische Wörter, welche Knochen bedeuten, haben die Verbalbedeutung abnagen auf eine Weise neben sich, die eine secundäre Entstehung der letzteren unwahrscheinlich macht. Die russische Form des Wortes *ὀστέον*, os, sanskritisch asthi (Knochen und Stein des Obstes) ist kostj, welche zeigt, daß der Anlaut der übrigen Sprachen verstümmelt ist, und eine Vergleichung selbst mit testa nicht unmöglich erscheinen läßt. Das russische Wort bedeutet auch Gräte, ferner Würfel (wie *ἀστράγαλοι*) und (mit Ableitungssilben) ebenfalls Stein des Obstes; kusatj beißen, kusok Stück und Bissen, können für die Ableitung aus nagen angeführt werden. Die Unsicherheit dieser Ableitung, die ich willig gelten lasse, da der Begriff Knochen auch noch

andere Ursprünge aufweist, trifft indessen nicht zugleich den Satz, daß testa und der Bedeutungskreis von Schale überhaupt auch abgenagte Knochenstücke einschließt. Es ist dies besonders an dem Begriffe Schädel sichtbar, über welchen in den romanischen Sprachen testa, tête sogar zu dem des Kopfes vorgeschritten ist; ebenso wie das italienische coccia Kopf, neben coccio Scherbe (nach Diez) aus concheus. Das sanskritische kapâla, dessen Wurzel mit der von Hafen (Topf), κάπη, Krippe, übereinkommt, vereinigt (bei Böhtlingk-Roth) die beiden Bedeutungen: „Schale oder Schüssel; Scherbe; Schädel, Schädelknochen; Schale des Eies, der Schildkröte; Pfanne am Schenkel des Menschen oder Thieres, überhaupt ein schalen- oder scheibenförmiger Knochen.“ In solchen Wörtern ist also Schädel die hohle ausgenommene Hirnschale des todten Thieres; und wenn es eine bei rohen Völkern, auch den germanischen des angehenden Mittelalters gewöhnliche Sitte ist, die Schädel ihrer Feinde zu Trinkgefäßen zu nehmen, so macht dies schon an und für sich die Geneigtheit, den thierischen Schädel überhaupt als Trinkschale anzusehen und zu verwenden, und eine Rücksicht hierauf bei der Benennung wahrscheinlich. Im Ganzen haben wir demnach als Grundstoff der ältesten Schale oder Scherbe mit Wahrscheinlichkeit die harten Reste sowohl der Pflanzennahrung als der thierischen anzusehen, und zwar was die letztere betrifft, nicht nur die Gehäuse der Schalthiere, sondern dazu geeignete gehöhlte Thier- und wohl auch Menschenknochen aller Art. Das Thongefäß scheint diesen nachgebildet, und die irdene Scherbe, die abgelöste Scheibe an der Sonne gehärteter Erde sich in der Vorstellung zunächst an das Knochenstück angeschlossen zu haben.

Als Material einer Reihe anderer der Verwendung im täglichen Leben geweihter Kunsterzeugnisse ist unzweifelhaft nach dem Willen der Sprache das Holz zu denken. Besonders gilt dies von mancherlei Geräthen, die nicht Gefäße sind, und bei denen daher auch die Grundvorstellung des Höhlens als der zu ihrer Entstehung führenden Thätigkeit nicht erwartet werden kann. Die Namen des Tisches z. B. führen ebenfalls auf Wurzeln mit dem Begriffe des Schabens, aber so, daß dieser Gegenstand als ein geschnittenes Brett, oder behauenes, entrindetes, geglättetes, und überhaupt bearbeitetes Holzstück aufgefaßt erscheint. Das Holz, dessen Namen in ὕλη und materia zur Unterlage allen Begriffes vom Stoffe überhaupt geworden ist, bildet das herrschende Material der Urzeit, und ist selbst nach einer ähnlichen Bearbeitung benannt. Hiervon haben wir ein sehr deutliches Beispiel in ξύλον; das schon in der Bedeutung Schaft erwähnte δόρυ bezeichnet außerdem das Holz als Stoff, und wird schon von den Alten aus der Grundbedeutung entrinden abgeleitet; es ist besonders wichtig wegen seiner Verbreitung durch den ganzen indogermanischen Sprachstamm. Daß gerade das Entfernen der Rinde zu dem Begriffe Holz führt, und nicht etwa das Fällen des Baumes, läßt sich aus zwei verschiedenen Gründen erklären, die wahrscheinlich beide zugleich in Anschlag zu bringen sind. Erstens ist der Begriff Holz ohne Zweifel älter als der Besitz von Werkzeugen, die zum Fällen desselben genügend sind; zweitens aber gilt hier wieder das phänomenale Princip der Benennung, indem das Holz, eigentlich das Fleisch des Baumes unter der Rinde zum Vorschein kommt, sobald diese sich ablöst. Höchst merkwürdig aber ist es, daß auch der Baum erst vom Holze benannt ist, und

also seinen Namen als ein lebendiges Holz von einer menschlichen Thätigkeit entlehnt. In den zahlreichen zu δόρυ gehörigen Wörtern wechseln die Bedeutungen Holz und Baum; ἡ δρῦς, Baum und Eiche, steht neben dem neutralen δόρυ, wie das hottentottische haip (männlich) Baum, neben haii (geschlechtlos) Stab, Stock. Ebenso sind im englischen tree, im gothischen triu, in den russischen derevo, drova die Bedeutungen Holz und Baum vereinigt, wie auch sonst in den verschiedensten Sprachen: aber in den Sanskritwörtern dru und dâru herrscht gerade in der ältesten Zeit die Bedeutung Holz vor, die sich aus der Ableitung, sowie aus einigen Namen hölzerner Gefäße wie droṇa, δροίτη, Wanne, welche aus der gleichen Wurzel mit den Wörtern für Holz herzuleiten sind, als die ursprüngliche erkennen läßt. Das hebräische éṣ enthält ebenfalls die beiden Begriffe Baum und Holz, und daß der letztere auch hier der ursprüngliche ist, ergibt sich nicht bloß daraus, daß das entsprechende chaldäische 'â nur Holz und nicht Baum heißt, was aus Bedeutungsverlust erklärt werden kann [NB. äth.], sondern — und dies ist auch in kritischer Hinsicht von Interesse — noch aus der Literatur selbst. In den ältesten Stellen (z. B. durchaus im Pentateuch) heißt nämlich éṣ sowohl Baum als Bäume; die Mehrheit éṣîm in diesem Sinne findet sich noch nicht: éṣîm heißt vielmehr überall nur Holzstücke. Dabei ist diese Mehrheit, wie ganz analog auch bei eben, Stein, der Fall ist, der eigentliche Ausdruck für den Stoff, sofern er aus einzelnen Stücken besteht, so daß ein Haus als aus Holzen oder Steinen, anstatt aus Holz oder Stein, gebaut bezeichnet wird; während also éṣ in der Einheit in jenen ältesten Büchern Baum und Bäume heißt, so ist um-

gekehrt éṣîm, in der Mehrheit, nur Holz, sei es als Baustoff, als Brand des Altars oder als Brennstoff, im Walde gehauen und gesammelt. Aehnlich heißen in den Vedahymnen vanâni die Holzstücke des Feueropfers. Dagegen findet sich in späteren Stellen éṣîm auch für Bäume, nämlich in dem Buche der Richter in der bekannten Fabel (9, 8 ff. auch 48), je einmal in dem ersten Buch der Könige (4, 33), in der Chronik (1, 16, 33), dem Hohenliede (2, 3) und dem Prediger (2, 6), zweimal in den Psalmen (96, 12. 104, 16), dreimal im Buche Jesaia (7, 2, Ueberschrift; 44, 14. 55, 12), zweimal bei Joel (1, 12. 19) und öfter bei Ezechiel. Das Wort entfernt sich von der Analogie mit dem Stoffnamen Stein und wird Gattungswort. In dem früheren Zustande der Sprache muß also von Bäumen oder auch von einem Baume nur als von Holz die Rede gewesen sein, bis die Individualisirung weit genug fortgeschritten war, damit von mehreren solchen Individuen die Mehrheit gebraucht werden konnte. Das arabische 'iṣun welches wahrscheinlich entspricht, heißt Wald und steht also gleichfalls auf der Stufe des collectiven Gebrauchs. Es verhält sich zu dem Begriff Holz, wie δρίος, δρυμός Wald zu δόρυ, oder wie jaár, im Hebräischen Wald, zu dem punischen Gebrauch des Wortes für Holz. Eine noch junge Entwickelung der Individualanschauung aus Collectivbegriffen zeigt das hebräische áleh Laub, Blatt, wovon nur das Buch Nehemia eine Mehrheit bildet: während bei uns umgekehrt Laub die Bedeutung des einzelnen Blattes und damit die Pluralbildung verloren hat, deren es noch im Mittelhochdeutschen fähig war. [Vgl. den Gebrauch von jonim gegen benê jonah.]

Baum, gothisch bagms, zeigt im englischen beam,

Balken und Strahl, und in Todtenbaum (Bahre) den Grundbegriff Holz. Denn auch Strahl bedeutete wahrscheinlich zuerst Holzscheit; das althochdeutsche strâla ist Pfeil, das russische strjela, woraus das deutsche Wort entlehnt zu sein scheint, Pfeil und Baumstamm; ein ähnlicher Begriffsübergang hat auch bei radius stattgefunden. Graff hat zwischen bagms und fagus, Buche einen Zusammenhang vermuthet; die von den Alten aufgestellte (von Benfey gebilligte) Erklärung des mit fagus identischen, aber Eiche bedeutenden Baumnamens φηγός aus der Wurzel φαγ essen, wegen der eßbaren Eicheln, wofür als vermeintliche Analogie die Eiche aesculus angeführt wird, würde damit den letzten Rest ihrer an sich geringen Wahrscheinlichkeit verlieren. Den Wechsel der Bedeutung von Buche und Eiche in den angeführten Wörtern hat Max Müller auf eine höchst geistreiche Weise mit einem anderen Falle combinirt, wo die Begriffe Eiche und Föhre auf ähnliche Art wechseln, um unter Hinzuziehung des unzweifelhaften Ueberganges der mit aes Erz verwandten Wörter der Germanen auf das Eisen, welcher eine etymologische Spur des entstehenden sogenannten Eisenzeitalters bildet, ebenso ein etymologisches Zeugniß für die von Lyell und Stenstrup aufgestellte Vegetationsfolge der Föhren-, Eichen- und Buchenzeit, und einen geologischen Anhaltspunkt für die Epoche der arischen Wanderung nach Europa zu gewinnen. Ein solches Zeugniß, das bestimmten Völkerindividualitäten ein historisches Dasein in einer Zeit sichern würde, wo es in Dänemark noch keine Buchen, ja noch keine Eichen gab, und dagegen Föhren, welche in historischer Zeit dort nicht fortkommen, anstatt der Buchenwälder den Boden jenes Landes bedeckten, einer Zeit, aus der wir noch jeder Spur mensch-

lichen Daseins überhaupt eine besondere Wichtigkeit beilegen müssen, würde gewiß von dem allerhöchsten Interesse sein. Ohne die Bedeutung dieser Folgerungen zu verneinen, glaube ich doch erwähnen zu müssen, daß in dem gegenwärtigen Sprachbestande die verschiedenen Wortbedeutungen nur neben einander liegen, und daß sogar rein sprachlich genommen, eine größere Wahrscheinlichkeit dafür sprechen würde, daß die betreffenden Baumnamen sich in umgekehrter Richtung entwickelt haben. Quercus, Eiche, hat Müller ohne Zweifel sehr richtig mit dem deutschen gleichbedeutenden fereha, ferch und zugleich auch mit foraha Föhre zusammengestellt; aber da der Begriff Eiche im Lateinischen und Deutschen, der Begriff Föhre nur im Deutschen vorhanden ist, so spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß der erstere Begriff schon vor der Trennung beider Völker in den Worten gelegen habe. Ebenso steht dem vereinzelten griechischen φηγός Eiche bei Römern und Germanen gemeinsam Buche gegenüber; was, wenn diese drei Namen sämmtlich einheimisch sind, viel eher so vorgegangen sein kann, daß die Griechen ein ursprünglich Buche (oder doch mindestens auch Buche) bezeichnendes Wort für Eiche gebrauchten, als umgekehrt. Es gibt übrigens noch ein anderes indogermanisches Wort außer quercus, in dem sich die Bedeutungen Föhre und Eiche vereinigt zeigen: es ist eben jene uralte allgemeine Baumbenennung δρῦς, welche im Griechischen fast nur, im Celtischen (derw) nur Eiche, im Litthauischen (derwa) aber Kienholz heißt. Auch hier spricht die Gemeinsamkeit bei so stark getrennten Stämmen für die Ursprünglichkeit der Bedeutung Eiche. Es scheint, wenn wir den Uebergang von Föhre zu Eiche feststellen wollen, nur die Annahme übrig

zu bleiben, entweder, daß dieser Uebergang vor der Sprachtrennung erfolgt sei, oder, daß er sich an verschiedenen Wörtern und sogar an demselben Worte in mehreren Sprachen unabhängig von einander, in Folge eines Entwickelungsgesetzes wiederholt; und die Ursache eines solchen Gesetzes könnte allerdings das Häufigerwerden der Eiche gewesen sein. Doch läßt sich auch noch ein anderer Grund des Bedeutungswechsels denken: der Uebergang von Brennholz zu Bauholz. Im Griechischen, wo *δρῦς* Eiche heißt, ist *δόρυ*, *δόρατα* das verarbeitete Holz; im Slavischen stimmt derva Brennholz, zu jener litthauischen Bezeichnung der Harzbäume. Dies erinnert an die häufige Erscheinung, daß das Holz geradezu von Brennen, als Brand, benannt wird. Was aber die Vereinigung mehrerer Bäume unter einer wesentlich gleichen Benennung betrifft, so enthalten die hebräischen Wörter êlah, allah, êlon, allon, wenigstens zwei verschiedene Arten, worunter jedenfalls die Eiche, und die aramäischen Sprachen haben îlan zu dem allgemeinen Begriffe Baum verwendet. Dies ist also ein zweiter sicherer Fall, wo unter Baum zunächst die Eiche gedacht worden ist. Ein dritter ist das baskische zuhaitza. Neben dem Worte Eiche stehen eine Menge möglicherweise verwandter, die theils dieselbe, theils auch andere Arten, bezeichnen: so ist *αἰγίλωψ* eine Eiche, *αἰγίς* aber Fichtenholz, *αἴγειρος* Pappel, und mit nahestehendem Begriff *αἰγανέα* Spieß. Mit aesculus hat Schwenck unter Anderem Esche verglichen, und von der letztern ist die Espe, die mundartlich auch Esche heißt, schwerlich zu trennen; *ἄσπρος* ist daneben wieder eine Eiche. Fraxinus ist im Lateinischen Esche, aber da sinus eine Endung für Baumnamen ist, deren Reste sich in ornus, Esche, alnus, lit-

thauisch elksnis, Else, Erle oder Eller und im lettischen drewaksnis ...... erhalten haben, so bleibt in frag der Stamm von Birke zurück. Die Birke heißt russisch bereza, polnisch brzoza, daneben polnisch brzost, Rüster; bor, polnisch: Fichtenwald, russisch: Fichten- und Birkenwald. Im Sanskrit ist bhûrǵa.......

Man wird es nicht unmöglich finden, daß auch Buche und Birke zusammenhänge. Der Ursprung des letzteren Namens ist vermuthlich in Borke, dem nordischen bark, Rinde zu suchen: die Birkenrinde heißt russisch beresta. Daß ein Baum, bei dem die Rinde so früh Gegenstand der Benutzung war, von derselben benannt wurde, ist an sich natürlich. Bei der Linde hat dasselbe stattgefunden. In der ältesten deutschen Stelle (Hildebr.) steht sie für den Schild, und daneben Esche (wie bei Homer) als Lanze. Der Name der Linde in den slavischen Sprachen, lipa, schließt sich dem oben erwähnten umfangreichen Wortstamme von der Bedeutung Schale und schälen, λέπω, an; der griechische, φίλυρα, heißt zugleich Bast, und trifft zusammen mit φλοιός, Baumrinde, φελλός, Kork, Rinde der Korkeiche, und diese selbst. „Man kann nur die Rinde nutzen," sagt Plinius von dieser Eichenart (suber), „welche sehr dick ist, und wieder wächst, wenn sie abgenommen wird. Es gibt Stücke davon, welche zehn Fuß lang und ebenso breit sind. Man gebraucht sie an den Ankertauen, an den Fischnetzen, zum Verspünden der Fässer und zu Winterschuhen für das Frauenzimmer. Die Griechen nennen daher diesen Baum nicht unschicklich den Rindenbaum, und einige heißen ihn weiblichen Ilex. Wo der Ilex nicht wächst, bedient man sich an dessen Statt des suber, und vorzüglich zur Stellmacherarbeit, wie in Elis und

bei Lacedämon. Er wächst auch in Italien und Gallien, aber nicht überall. Auch die Rinde der Buche, der Linde, der Tanne und Weistanne wird von den Landleuten häufig gebraucht. Sie machen daraus Gefäße, Körbe und größere Behältnisse, deren sie sich in der Erndte zur Einsammlung des Getreides und in der Weinlese bedienen, und fassen die Dächer damit ein. Auf frischer Rinde schreibt der Spion an den General, und schneidet, wenn sie noch frisch ist, die Buchstaben hinein." Wenn also Buch, englisch book, wirklich mit Buche (beech) zusammenhängen sollte, so würde der Zusammenhang nur so zu verstehen sein, wie etwa der zwischen liber, Bast, Buch und dem slavischen Namen der Linde, oder wie zwischen φιλύρα in seinen beiden Bedeutungen: Buche selbst müßte Rindenbaum bedeuten. Es gibt also für die Sprache Rindenbäume, wie es Holzbäume gibt; und die ersteren vielleicht früher. Grundverschieden sind freilich beide Benennungen insofern nicht, als auch das Holz als entrindet bezeichnet zu werden pflegt, und also z. B. auch an δρῦς, Eiche, sich δρύψελα, Rinde, δρύπτω, die Rinde abkratzen, reißen. Andere Wege werden wir in der Folge kennen lernen. Im Allgemeinen scheint aber aus obigen Beispielen hervorzugehen: der Baum ist, unter mancherlei Formen und Ideenanschauungen, vom Stoffe und seiner menschlichen Behandlung benannt.

Während nun bei den Namen der erwähnten hölzernen Gegenstände, welche von der Bearbeitung des Stoffes unmittelbar und nicht von dem Namen des Stoffes entlehnt sind, und bei denen die Berührung mit dem Stoffnamen Holz nur dem Ursprunge dieses letzteren Begriffes selbst zuzuschreiben ist, so muß der Zusammenhang bei Geräthschaften

aus gewissen anderen Stoffen einigermaßen hiervon verschieden aufgefaßt werden. Am nächsten stehen einige aus dem Felle der Thiere bearbeitete Dinge; bei diesen kann hie und da sogar bezweifelt werden, ob nicht dasselbe Verhältniß wie das soeben geschilderte anzunehmen sei. Denn das Fell erlangt ähnlich wie das Holz von einer Thätigkeit den Namen, welche, es läßt sich kaum entscheiden, ob mittelbar oder unmittelbar, auch zu den Benennungen der aus Felle bestehenden Geräthe geführt hat, nämlich des Abstreifens, Schindens; und dies Gesetz ist so bestimmt und feststehend, daß selbst die menschliche Haut niemals von einer anderen Vorstellung aus bezeichnet ist. Haut (hide) ist im Englischen, was im Deutschen Fell ist; das deutsche Fell (von fillan, schinden) ist im Gothischen (fill) auch die Haut am Körper des Menschen; ebenso das englische skin, das sogar lautlich eben unserem deutschen Worte schinden entspricht; nicht minder auch die griechischen δέρμα und δορά von eben jenem δέρω, aus welchem wir die Begriffe hölzerner Dinge mancher Art und des Holzes selbst entspringen gesehen haben. Das indische tvac, Haut, ist in ähnlichem Zusammenhange mit tax oder tvax, Holzbehauen, woher taxan, das griechische τέκτων, Zimmermann und Arbeiter überhaupt. In den semitischen Sprachen ist das hebräische geled und seine arabischen und aramäischen Verwandten von der Bedeutung Rinde, Fell und Haut das am Meisten verbreitete und zugleich aufs Einleuchtendste mit einer Verbalwurzel des Entrindens, des Verletzens der Haut zusammenhängende Wort dieses Stammes; doch auch dem hebräischen ór stehen ähnliche Wurzeln nahe. Daß die meisten der erwähnten Wörter auch Leder bedeuten, daß ferner auch die urkundlich bloß in diesem Sinne nachweislichen doch auf

dieselbe Grundbedeutung zurückführen, wird nicht anders erwartet werden: aber auch von den Begriffen gewisser aus Leder oder vielleicht zuerst aus rohem Felle bereiteter Dinge gilt das Nämliche. Es gehört hierher vor Allem mit ziemlicher Beständigkeit der Schlauch, ferner theilweise der Schild, der Riemen, die Peitsche, auch wohl der Panzer, der Schuh und andere Gegenstände. Das griechische σκῦτος, bei Homer Thierfell, bei den späteren Schriftstellern das Hauptwort für Leder (dem wohl auch cutis, ἐγκυτί und Haut nicht ferne stehen) von offenbarem Ursprunge aus einer mit σκύλλω gleichbedeutenden Wurzel, woher σκῦλον, das abgezogene Fell und die dem Feinde abgezogene Waffenrüstung, spolia [gegen Benfey] umfaßt mehrere solche Geräthnamen, und bildet als Zusammensetzung σκυτοτόμος, Lederschneider den Begriff Schuster; im Lateinischen sehen wir scutum, Schild, scutica, Peitsche, scutale, Schleuderriemen, daraus entstehen. Das deutsche Wort Balg bedeutet uns Fell, das Zeitwort balgen ist wie raufen von der Bedeutung an der Haut verletzen auf die des waffenlosen zu solcher Verletzung führenden Streitens übergegangen; im Gothischen jedoch ist balgs Schlauch, wie das entsprechende lateinische follis, im Mittelalter kommt es auch für Schwertscheide vor; umgekehrt ist Schlauch im Englischen (slough) der abgestreifte Schlangenbalg. Das griechische Wort für den Begriff Schlauch, ἀσκός, ist sowohl selbst noch für abgezogene Haut im Gebrauche, als auch durch das Zeitwort ἀσκέω zu den erwähnten Beispielen in deutliche Analogie gebracht; so sehr die Bedeutungen Schlauch und üben, welche die gebräuchlichsten der beiden Wörter sind, für sich berücksichtigt, einander ferne stehen mögen: ἀσκέω nämlich bedeutet noch bei Homer bearbeiten, glätten, und die

Bedeutung üben ist erst, wie in diesem deutschen mit Uebel verwandten Worte und in exercere aus plagen, abmühen, hervorgegangen, weswegen sich die Ascese der Athleten, sowie die spätere cynische und geistliche Selbstqual so leicht an den Begriff des griechischen Wortes anschloß: quälen aber führt vielfach auf Begriffe kratzen oder schinden zurück, z. B. in necken von nagen in einer solchen Bedeutung, sowie auch Leder, mit welchem zunächst ledig, d. i. entblößt verglichen werden kann, auf solche Weise mit Leid zusammenhängt. Daß mit *ἀσκός ἀσπίς*, Schild, zusammengestellt werden müsse, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich; das Wort Schild ist ähnlich herzuleiten: dagegen führt uns das hebräische Wort magen, eine Benennung desselben Gegenstandes vom Gebrauche als „Mittels der Deckung", in die Reihe der zwischen beiden Principien schwankenden Begriffe über. In diesem Falle ist die teleologische Benennung Ausnahme, im anderen tritt sie offenbar gleichberechtigt auf. Stock und Stab z. B. sind meist als Stange, aufrechtstehender Stamm gefaßt; in *σκῆπτρον* und dem hebräischen matteh jedoch unverkennbar als Stütze, als Mittel des Sichstützens. Bank, Schemel, Stuhl, Bett und Wiege sind Begriffe, die oft in einander übergehen; sie alle werden theils von dem Zwecke, theils von der Gestalt, theils von der Bereitung der Gegenstände benannt. Scamnum, Bank, und scabellum, Schemel sind regelmäßige Ableitungen von der Wurzel scabo, schaben; wahrscheinlich sind *θρόνος*, Stuhl, *θρᾶνος*, Bank, z. B. der Ruderer, der Gerber, und *θρῆνυς*, Schemel, ebenso zu erklären; aber *λέκτρον* und lectus, Bett, nebst lectica, Senfte, ferner *κλίνη*, Bett und Stuhl, heißen sämmtlich Lager; solcher Worte wie sella, Sessel . . . . . . Bett ist von der hohlen Gestalt

benannt, ursprünglich als etwas Gegrabenes, wie Flußbette beweist, von derselben Wurzel wie das griechische πυθμήν, Tiefe, Meeresgrund; und wie ferner aus der erst spät geschiedenen Nebenform desselben Wortes Beet ersichtlich ist, welches gleichfalls etwas Gegrabenes bedeutet; eine ähnliche Grundbedeutung muß solium gehabt haben. Im hebräischen ist mittah Lager; aber éres, Bettstelle, welches im Arabischen Thron bedeutet, scheint wie der Stuhl aus dem Begriffe Gestelle, Aufrechtstehendes hervorgegangen zu sein. Das griechische δέμνιον, Bettstelle, ist von der Bearbeitung des Holzes benannt, wie δέμω, bauen, und das verwandte deutsche zimmern. Cunae, die Wiege, ist als hohles Gefäß bezeichnet; während das deutsche Wort den Gebrauch zum Wiegen im Auge hat.

Kleid und Decke kommen oft von Einhüllen, Decken, oder von Anziehen, Sichbekleiden her [gausapa, gossypium]; nicht seltener aber auch von Zerreißen, indem sie alsdann nur ein Stück Tuch bedeuten, welcher Stoff selbst, sowie mancherlei sonst daraus Bestehendes seinen Namen ebendaher leitet. So das griechische φᾶρος, Tuch, Decke und Mantel, ῥάκος, Lumpen und Tuch, das lateinische pannus, Lappen, Tuch, nebst dem deutschen Fahne, welches ehedem Tuch in vielen Gebrauchsweisen bedeutete; und damit zusammenhängend wohl auch palla der Laken, und pallium der Mantel, ferner lacinia, σπάργανον und vieles Andere.

Das Schiff ist ursprünglich nur als Gefäß benannt, wie das französische vaisseau noch heute. Schaff und Scheffel lassen über die Bedeutung des Wortes Schiff und über seinen Zusammenhang mit Schoppen als Gefäß und Maß, mit schaben und schaffen, welches sich von Holzarbeit auf die

Arbeit überhaupt ausgedehnt hat, mit schaufeln, schöpfen und mehreren in Laut und Begriff nahestehenden Wurzeln keinen Zweifel: σκάφος, das Schiff, steht nicht nur neben σκάφη, σκαφίον, σκαφίς, welche die verschiedensten Gefäße, darunter auch die Wiege bezeichnen, sondern es heißt auch selbst zugleich Graben; σκύφος, Becher, und σκυφίον, Hirnschale sind augenscheinlich nur durch die andere Behandlung des im Anlaut dereinst vorhandenen w-Lautes verschieden. Dem hebräischen oni, Schiff, entspricht ein arabisches inâun, Gefäß; das arabisch-syrische, auch im Hebräischen vorkommende Wort safînah hat eine deutliche Wurzel von der Bedeutung des Schabens, Grabens und insbesondere Holzbearbeitens. Auch navis, wozu Nachen gehört, darf nicht mit der Wurzel von na-tare, schwimmen, zusammengebracht werden, welche im Sanskrit snu oder snav lautet, während Schiff naus heißt, wie im Griechischen, nicht snaus; navia ist eine Wanne oder Schaufel (Festus), navale Hafen, aber auch Entennest (Varro) [vergl. naustibulum]; ναός (für navos) der innere Tempelraum, welcher ja auch in der Neuzeit navis, Schiff genannt wird, ist wie viele Wörter ähnlichen Sinnes, wie μέγαρον, wie Zelle und Kapelle, als Tiefe, als hohler Raum gefaßt. Dagegen sind jüngere Worte wie πλοῖον, welches ein Schiff als Transportmittel bezeichnen sollte, oder das aus demselben Stamme, aber selbstständig gebildete sanskritische plava von dem Zwecke des Schiffens benannt; Floß nebst einigen verwandten deutschen Wörtern, im Gegensatze zu den Ausdrücken anderer Sprachen, welche genetisch zu sein pflegen, das auf dem Wasser Treibende, als gar nicht für diesen Zweck bearbeitet gedacht: allgemeiner teleologischer Worte wie Fahrzeug, oder das arabische merkab, welche nicht das Schiff

allein bedeuten und zugleich den jüngsten Bildungen der Sprache angehören, nicht zu gedenken.

Der Wagen ist zum Theil als Kasten und somit gleichfalls als hohles Gefäß bezeichnet. Andere und unläugbar uralte Wörter dieser Bedeutung sind von der Bewegung benannt, wie currus neben currere und Wagen neben wogen, wiegen, bewegen; aber müssen solche Benennungen darum auch nothwendig mit Hinblick auf Zweck und Gebrauch des Gegenstandes aus dem Begriffe eines Werkzeuges der Bewegung gebildet sein? Von dem Worte Wagen ist dieses, wenn wir die entsprechenden griechischen und Sanskritwörter vergleichen, allerdings wahrscheinlich: nicht so von currus. Man wird es vielleicht seltsam finden, daß einem solchen gewiß von zweckbewußter Bereitung ausgegangenen Geräthe, die von gleichem Zweckbewußtsein zeugende Namengebung nicht unbedingt zukommen sollte; man wird, während z. B. für ein Lager oder ein Gewand sehr wohl in der Natur ein kaum der Zurichtung bedürftiger Stoff gefunden werden kann, hingegen einen Wagen kaum für etwas Anderes als für eine wohlberechnete mechanische Erfindung, wie einfach auch immer, halten wollen: und warum möchte ein solcher als Fahrzeug von Anfang an erbauter Mechanismus vom Einherlaufen eher, als vom Fahren und Fortbewegen benannt worden sein? Allein so gewiß es keinen Wagen gibt, der nicht durch Kunst bereitet wäre, und so alt auch nachweislich unter den Menschen diese Bereitung ist, so zeigen sich doch noch Spuren von einer wie es scheint älteren und dieser Bereitung vorgängigen Auffassung des Wagens als eines Naturgegenstandes. In mehreren Wörtern findet sich nämlich eine Vermischung der Begriffe Rad und Wagen; das auffallendste

Beispiel ist das Wort Rad selber, welches in der Literatur zuerst mit der Bedeutung Wagen auftritt, und zwar schon in den Vedaliedern, während die Uebereinstimmung unserer Sprache mit dem lateinischen rota das Alter der Bedeutung Rad gleichfalls außer Zweifel setzt. Der Ursprung des Wortes ist nicht minder klar: es bedeutet etwas Rollendes, Rotirendes; zugleich aber ist die Anschauung des Runden so lebhaft darin enthalten, daß der Begriff rund selbst sich eben an ihm entwickelt, indem nicht nur rotundus, woraus das deutsche rund entlehnt worden, mit rota eigentlich gleichbedeutend ist, und etwas radgleich Rollendes bezeichnet, sondern ebenso das durch den indogermanischen Sprachstamm weit verbreitete griechische *κύκλος*, ein den Kreis in allen seinen Beziehungen, von der sinnlichsten des Kreislaufes bis zu der übertragenen des Cyclus, umfassendes Wort, von der Bedeutung Rad ausgeht, und mit dem indischen ćakra, wie mit dem englischen wheel (und slavischen kol NB.) in dieser Bedeutung zusammentrifft. Und wenn wir im hebräischen ágol rund und ágalah Wagen neben einander finden, so ist der Mittelbegriff Rad, und also hierin der Ursprung der Benennung Wagen auch in dieser Sprache vollständig nachzuweisen. Denn die Wurzel ágal der verwandten Sprachen heißt eilig laufen; und daß sie zu dieser Bedeutung von der des eiligen Rollens gelangt ist, zeigen zwei Stämme, welche wir unmöglich von ihr trennen können, welche vielmehr nur neben ihr stehende andere Arten der Reduplication der einfachen Wurzel gal sind, nämlich galgal und galal. Die letztere ist der gewöhnliche hebräische Ausdruck für den Begriff rollen; galgal aber ist der Wirbel, das was im Wirbel einhergetrieben wird, und der Wirbelwind selbst,

endlich aber auch das Rad. Das davon abgeleitete gulgolet heißt Schädel, gleichfalls von seiner Rundung und der mit ihr verknüpften Eigenschaft zu rollen. Das lateinische currus, Wagen, scheint nur den Begriff des Laufens überhaupt zu enthalten; aber das Zeitwort currere selbst, in seinen Verzweigungen durch den Sprachstamm verfolgt, führt auf die Grundbedeutung rollend laufen und auf Verwandtschaft mit den angeführten ćakra und κύκλος; ebenso wie das griechische τρέχω nur laufen bedeutet, das davon abgeleitete τρόχος aber vorzugsweise den Kreislauf, und τροχός eben den hier besprochenen Kreisläufer, das Rad, sowie Reif und runde Scheibe im Allgemeinen. Nach dieser so tiefgehenden Uebereinstimmung der Sprache in der merkwürdigen Eigenheit, den Wagen erst von dem Rade, oder gar als Rad, zu benennen, dürfen wir wohl glauben, daß sie unter Rad nicht von Anfang an den Theil des Wagens verstanden haben mögen, den wir so nennen, sondern auch schon einen einfachen durch Verbindung der Enden eines biegsamen Holzstückes gebildeten Reif oder eine durchlöcherte Walze, und warum nicht auch einen herabrollenden gänzlich unbearbeiteten Block, und das bevor der Mensch es ersonnen hatte, durch die Verbindung solcher Reife oder Blöcke ein Mittel der Beförderung für sich selber herzustellen? Noch läßt sich eine Nachwirkung aus jener Zeit der Vermischung der Begriffe Rad und Wagen bei sehr vielen Völkern anführen, welche es ziemlich wahrscheinlich macht, daß dereinst der Wagen nur im Rade selbst bestanden, und Wort und Vorstellung von ihm sich ebenso allmählich mit seiner eigenen Umgestaltung verändert hat, wie etwa die des Gartens, des Hauses oder des Gewandes: es ist der so überaus häufig wiederkehrende, ja allgemein menschliche Glaube

der Urzeit an den Sonnenwagen, woneben ganz so oft das Sonnenrad erscheint; gewiß wäre die Menschheit nicht so allgemein darauf verfallen, die Sonne als einen Wagen zu denken, hätte nicht ihre runde den Himmel durchrollende Scheibe allein schon einer solchen Vorstellung genug gethan, bis, nach einem durchgängigen Princip religiöser Entwickelung, die Phantasie des Glaubens ihren ursprünglichen Gegenstand je länger um so weniger deckte, und auf ihrem eigenen Gewichte zu ruhen verwiesen war.

II.

Zeitverhältniß zwischen Bereitung und Benennung. Hut, Helm. Ob die Sprache eine Zeit vor dem Werkzeuge aufweise? Werkzeuge von den mit ihnen verrichteten Thätigkeiten benannt. Ursprung der Begriffe für diese Thätigkeiten. Sie gehen von solchen aus, bei denen nur natürliche Organe des Körpers ins Spiel kommen. Scheren und Scheere. Lange Fortdauer der anfänglichen Gewohnheit, Schafe zu rupfen. Mahlen und Mühle. Bohren. Thiernamen, von hierhergehörigen Thätigkeiten entlehnt — Maulwurf, Eidechse, Maus, Wiesel, Ratz, Eichhorn, Kaninchen, Dachs. Insectennamen: Schabe, Motte, Mücke, Käfer. Verhältniß von thierischen und menschlichen Thätigkeiten in der Sprache; jene ist ihr primär. Ausnahmsstellung der Spinne. Die Indogermanen haben keinen gemeinsamen Namen für sie.

In solchen Thatsachen, deren leicht eine kaum erschöpfbare Menge aufzuweisen wäre, können wir schwerlich eine bestimmt ausgesprochene Richtung verkennen, welche die Kunstthätigkeit des Menschen theils berücksichtigend, theils grundsätzlich außer Acht lassend, überall irgend eine Beziehung gewisser Begriffsursprünge zu jener gewaltigen Wendung menschlicher Lebensweise verräth, die das thierische Dasein wunderbar genug umkleidet hat, um es wenigstens für menschliche Augen in einen scheinbar wurzelhaften Gegensatz gegen das Thierische zu bringen. Warum aber nimmt die Sprache bei Benennung gewisser Gegenstände beharrlich auf ihre Bereitung durch Menschenhand Rücksicht, und verfährt entgegen-

gesetzt bei andern? Es ist wohl zunächst einleuchtend, daß für solche Dinge, die als bearbeitete benannt sind, eine Bearbeitung auch wirklich Gegenstand vorgängiger Erfahrung gewesen sein muß, aber daß umgekehrt Gegenstände, die bei ihrer Namenbildung von anderen Gesichtspunkten aus gefaßt erscheinen, darum auch vor der Bearbeitung benannt und in einer die Kunstfertigkeit an Alterthum überbietenden Periode bereits vorhanden gewesen seien, ist keineswegs eben so gewiß. Wer wollte z. B. behaupten, daß Hut oder Helm, die durchaus von ihrer Gestalt, als spitze, ragende Gegenstände bezeichnet sind, jemals etwa wie Stab und Lager, Naturgegenstände gewesen und als solche ohne Zubereitung gebraucht worden seien? Die Ursache dieser Bezeichnung ist vielmehr, daß Kopfbedeckung das die menschliche, dem Menschen so wichtige Gestalt am meisten Erhöhende und noch höher an ihr Emporragende ist, als das Haupt selber, welches der Sprache bis dahin immer nur als Spitze und Gipfel gegolten hatte. Gleichwohl liegt es nahe von denjenigen Besitzthümern des Menschen, welche von Verfertigung nicht schlechthin abhängig und aller Wahrscheinlichkeit nach älter als alles Verfertigte sind, auch Namen vorauszusetzen, welche auf Verfertigung nicht zurückgehen, und wenn wir solche Gegenstände wirklich vorzugsweise so genannt finden, auch ihre Namen für älter als die der jüngeren zu halten; und auf der anderen Seite wird die hiermit verbundene Vorstellung, daß ein bestimmter Wortvorrath der Sprache älter und ein anderer jünger als ein Zeitraum der ersten Kunstthätigkeit sei, welcher somit innerhalb des Vorhandenseins der Sprache, und gewissermaßen geschichtlich, angenommen werden müßte, auch durch die Erwägung unterstützt, daß die Dinge, welche

ihren Namen von ihrer Bereitung führen, kaum um Vieles später zu solchen Namen gelangt sein werden, als sie überhaupt bereitet zu werden angefangen hatten; denn wie hätte wohl das Wort z. B. den gefällten Baum durch alle seine Verwandlungen als Balken und Brett bis zum Tische verfolgt, wenn das ganze Verfahren der Bereitung, wie der Gebrauch des Tisches nicht eben in gleichen Schritten mit dem Worte entwickelt, sondern alt und den Menschen von jeher eigen gewesen wäre? Zu einer bestimmten Entscheidung jedoch, und, wie ich glaube, zu wirklicher Gewißheit gelangen wir durch die erwähnten Gegensätze über die Frage, ob der Mensch jemals ohne Werkzeuge gewesen? welche Frage einfach zu bejahen uns freilich leichter fallen wird, als die Phantasie sich die ungeheuren Folgen einer solchen Antwort vergegenwärtigt, da Schöpfung eines Werkzeugs nebst demjenigen, was davon erst abhängt, fast das Einzige ist, was das zweckmäßige Handeln des Menschen von dem des Thieres fundamental abscheidet; und das äußere menschliche Leben, ganz ohne Werkzeuge gedacht, vor dem thierischen höchstens nur zweierlei voraus haben könnte, nämlich die wenige Bekleidung, welche unter dieser Voraussetzung möglich ist, falls wir sie überhaupt bei solchen Zuständen wahrscheinlich finden, und die größere Möglichkeit sich gegenseitig zu unterstützen, welche mit der Sprachfähigkeit selber gegeben ist: denn was das Feuer betrifft, so bedurften dessen ohne Zweifel die Menschen nicht eher, als sie sich vermittelst desselben Bedürfnisse geschaffen hatten, wenn wir anders die Heimath der Gattung nicht in kalten, sondern in heißen Ländern suchen müssen; alles Andere aber besitzt das Thier in Folge triebhafter Fertigkeit wohl gar vollkommener, als der von

Werkzeugen nicht unterstützte Mensch. Und soweit würde uns in der That die Begriffsentwickelungsgeschichte in unserer Vorstellung von dem Bilde des Menschen, wie er dereinst gewesen, führen, wenn wirklich in der Sprache das Werkzeug vor unseren Augen entsteht. Ergibt sich nun aus dem Gegensatze, in welchem sich, wie oben gesagt, die Benennung der Werkzeuge gegen die der meisten anderen Geräthe befindet, eine auf dieses Ziel hinweisende Folgerung? Auf den ersten Blick scheint dies keineswegs der Fall zu sein. Daß die Werkzeuge nicht selbst als bearbeitete Dinge bezeichnet sind, ist theils an sich natürlich, weil, wenn es zum Wesen des Werkzeuges gehörte, bearbeitet zu sein, die bekannte Frage: wie denn das erste möglich geworden? allerdings gerechtfertigt sein würde; theils sind sie gerade dadurch daß sie activ benannt sind, den ewigen Naturgegenständen gleichgestellt, und Messer konnte demnach von aller Ewigkeit z. B. einen zum Schneiden verwandten Stein bedeutet haben. So scheint denn gerade hieraus die Unerreichbarkeit einer solchen Zeit, wie die geschilderte, für die Sprache hervorzugehen, da die betreffenden Theile derselben das Werkzeug keineswegs als etwas Neuentstandenes, sondern ebensogut als etwas Uraltes voraussetzen lassen. Allein es kommt hierbei noch eine andere Erwägung in Betracht. Wenn die Werkzeuge von ihrem Zwecke, von ihrer Thätigkeit, z. B. das Messer vom Schneiden, die Scheere vom Scheren, die Nadel vom Nähen benannt sind, was bedeutet denn nun eigentlich diese Thätigkeit, das Schneiden, Scheren, Nähen selbst? Wenn die Wörter die diese Thätigkeit bezeichnen für diese Bezeichnung von Anfang an geschaffen sind, wenn dieselben ihre Urbegriffe sind, dann allerdings zeigt die Sprache solche mit Werkzeugen geübte

Thätigkeit als wenigstens ihr selber gleichzeitig. Aber dem ist nicht so: es läßt sich im Gegentheile zeigen, daß diese Bedeutungen den betreffenden Wörtern nicht ursprünglich sind, daß dieselben vielmehr alle vorher eine ähnliche, aber ohne Werkzeug zu Stande kommende Wirkung bezeichnet haben, und so ergibt sich das merkwürdige Resultat, daß das Werkzeug zwar von seiner eigenen Thätigkeit benannt worden ist, aber nur insofern und sowie sie auch vor ihm und ohne seine Hülfe ausführbar gewesen war; woraus wahrscheinlich wird, daß die vermittelten Handlungen der Menschen nur Entwickelungen aus den unvermittelten sind, d. h. daß das Werkzeug ursprünglich nicht ersonnen, sondern in irgend einem zur vermittelnden Anwendung reizenden Naturgegenstande fast zufällig gefunden ward; und daß eine plötzliche Umgestaltung z. B. des Reißens in das Schneiden niemals stattgefunden hat, sondern nur eine allmähliche, bei welcher das helfende Instrument fort und fort an Selbstständigkeit gewann, wie es ja auch noch heute thut, die menschliche Hand nimmer mehr verlassend und endlich für sich allein arbeitend, als Maschine. Der ebenso allmähliche als vollständige Uebergang des menschlichen durch leblose Hülfsmittel unterstützten Handelns, wenn wir es rückwärts verfolgen, in ein thierisches, geht aus tausenden von sprachlichen Fällen unwidersprechlich hervor: es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß alle Wörter, welche mit Werkzeugen erreichte Wirkungen bedeuten, oder welche die Werkzeuge selbst benennen, von der Anschauung eines thierischen Handelns und Wirkens aus entwickelt sind. Ein Wühlen, Scharren, Nagen, ein Trennen und Verbinden der Dinge durch ungestüme Bewegung von Händen und Füßen, Zähnen und Nägeln, auch wohl des ganzen Baues, ist das

Google

Einzige und Letzte was uns an solchen Worten endlich noch bleibt; auch unterscheidet die Sprache zwischen diesen verschiedenen thierischen Bewegungen nirgends mit Bestimmtheit; und was den Urzustand des Menschen und seine eigene Meinung von seinen Handlungen in ein noch gewisseres und helleres Licht stellt: eben dieselben Worte waren, wie aus etymologischen Erscheinungen nachweisbar ist, ganz ohne Unterschied, wenn nicht vorzugsweise, von Thieren auch selber im Gebrauche.

Wir haben in *δόρυ*, dem englischen tree und ihren Verwandten eine Wortgruppe von uralter Verbreitung für die Begriffe Holz und Baum erkannt; in demselben Stamme aber auch den Begriff Haut und die zu ihm gehörigen Thätigkeitsbegriffe vorgefunden: und zwar gehört gerade die im Griechischen füglich als Wurzel geltende Form, in dem Zeitworte *δείρω*, der letzteren Bedeutung an. Vergleichen wir hiermit die nahestehenden *δρύπτω* und *ἀποδρύφω* von der Wurzel *δρυφ*, so sehen wir auch hier beide Seiten, das Entrinden des Baumes, und das Enthäuten eines thierischen Körpers vereint neben einander; wobei wir, in Anbetracht der Häufigkeit einer solchen Vereinigung, wohl annehmen dürfen, daß für jene Vorstellungsstufe Baum und Thier noch als hinlänglich nahestehende Wesen gegolten haben mögen, um das Abziehen der Haut des einen oder des anderen ziemlich als das Gleiche erscheinen zu lassen: während aber bei einem Worte, an welches sich Zeugnisse von fortgeschrittener Cultur in Bedeutungen wie Schiffbauholz knüpfen, gewiß zunächst an Bearbeitung mittelst künstlicher Werkzeuge gedacht werden wird, beziehen sich die zuletzt verglichenen griechischen Zeitwörter vorwiegend, wie eine zuweilen ausdrücklich hinzu-

gefügte Bestimmung deutlich macht, auf ein Zerkratzen des eigenen Körpers mit den Nägeln; und wenn sich δρέπω, mit dem Begriffe des Abstreifens nicht der Rinde, aber der Blätter und Früchte des Baumes, offenbar ganz nahe an alle diese Worte anschließt, so liefert das unmittelbar daraus gebildete δρέπανον, Sichel, einen deutlichen Beleg für das Gesetz der Entwickelung von Werkzeugnamen, welches wir soeben ausgesprochen haben.

Gehen wir von hier auf δόρπον, Abendmahl, über, so sehen wir denselben Stamm auf das Nagen mit den Zähnen angewandt: denn dieser Begriff ist es, welcher jenem eigentlich ein kleines Mahl bezeichnenden Worte wie vielen ähnlichen zum Grunde liegt; und möge man nun die verstärkte Form δαρδάπτω, zerfleischen, zerreißen, z. B. von Schakalen gesagt, unmittelbar hierher oder zu dem etwas entfernter verwandten δάπτω ziehen, so zeigt doch schon das deutsche der einfacheren griechischen Verbalform entsprechende zehren (aus TARIAN), wie sehr die Gruppe zur Anwendung auch für solche Begriffe geeignet, und daß sie nicht auf die beiden Grundvorstellungen des Häutens und Entrindens eingeschränkt war.

Das deutsche Scheere bedeutet gegenwärtig ein Doppelmesser, ein zweiarmiges schneidendes Werkzeug; es läßt sich von selbst erwarten, daß diese Bedeutung nicht uralt ist, und das Wort vielmehr zu denen zählt, welche ihr Object im Laufe der Zeit vertauscht haben, und von etwas dem Kreise der Urzeit Angehörigen auf etwas verhältnißmäßig Junges übergegangen sind; ein Vorgang, der sich noch täglich wiederholt, und überhaupt in weit stärkerem Maße, als zunächst vermuthet werden möchte, bei Erweiterung des Reiches

unserer Begriffe thätig war. Das schwedische skära, Sichel, und das deutsche Pflugschar, verglichen mit dem Zeitworte scheren (auch im Arabischen heißt ǵazza scheren und mähen, und miǵazzun Sichel) führen zur Annahme, daß das Wort von einem mähenden Werkzeuge mit einfacher Messerform aus durch Uebergang über den Begriff des Scheermessers, eines Geräthes von so altem Gebrauche, daß schon Griechen und Inder das gemeinsame ξυρόν, xura dafür besitzen, in der Folge auf die Bedeutung der Scheere als eines durch einen Halt vermehrten und später verdoppelten Scheermessers, wahrscheinlich zunächst zur Schafschur, gelangt sei.

So früh nun auch die gegenwärtige Bedeutung des Zeitwortes scheren nachgewiesen werden kann, indem sie schon in den verwandten griechischen κείρω und ξυρέω, sowie den ebenerwähnten dem Grundbegriff von Scheren so nahestehenden Hauptwörtern vorhanden ist, so ist sie doch sicherlich nicht die älteste. Noch bis in streng historische Zeiten läßt sich der Gebrauch nachweisen, Schafe nicht zu scheren, sondern zu rupfen. Varro behauptet, daß dies „vor Erfindung der Schur" überhaupt geschehen sei, und erklärt hieraus das lateinische vellus; er spricht aber auch zugleich von Solchen die es noch zu seiner Zeit thaten: und noch Plinius sagt uns geradezu (VIII. 46): „Die Schafe werden nicht überall geschoren; an manchen Orten dauert die Gewohnheit des Rupfens fort." (S. Boch. Hieroz. I. 536). Auf diese Wandlung der Gewohnheit deutet auch das griechische πέκω, welches das Zupfen der Wolle „mit den Händen", wie Homer ausdrücklich hinzufügt, sowie das Kämmen der Haare (lat. pecto), und als späterhin gewöhnlichsten Begriff das Scheren auffaßt. Abgesehen hiervon zeigt κείρω eine ganz ähnliche

Vereinigung von Begriffen, wie wir sie bei dem zuvor besprochenen δείρω gefunden haben: es wird vom Fällen oder Behauen des Baumes und von thierischem Zehren ebenfalls gebraucht, und ist daher auf den Begriff scheren ohne Zweifel von dem des Schabens, Kratzens der Haut mit den Nägeln übergegangen; eine Bedeutung, auf welche für das deutsche Wort seine Verstärkungsform scharren, sowie die Ableitung scëro, althochdeutsch der Maulwurf, vom Scharren benannt, und Scharte, eine Verletzung durch Kratzen, deutlich führen; abgesehen von der großen Menge verwandter Wurzeln, welche alle diesen ganzen Kreis von Anschauungen, das Kratzen mit den Nägeln, Reiben, Kneipen, Zwicken und Raufen zwischen den Fingern, Abstreifen durch Vorüberbewegen der Hand, Scharren mit Füßen oder Klauen, und endlich Nagen und Abweiden mit Zähnen und Schnäbeln enthalten. In welchem Verhältnisse der Ursprünglichkeit und Folge eine jede dieser Anschauungen zu der anderen stehe, ist gegenwärtig noch nicht die Aufgabe meiner Darstellung; es genügt, sie insgesammt unter Ausschließung jedes Gedankens an ein Werkzeug als Auffassungen natürlicher, mit Naturorganen verübter Thätigkeiten zu erkennen.

Schale, dessen Wurzel den vorherbesprochenen lautlich am Aehnlichsten ist, zeigt im Deutschen wiederum den Begriff Entrinden, im Griechischen, in σκύλλω, außer dem des Abziehens der Haut, auch den des Raufens der Haare: mit dieser letzteren Bedeutung trifft unter der Menge von berührenden Wurzelformen am meisten ψάλλω zusammen, wovon eine Ableitung ψαλίς wieder Scheere heißt. Schaben erinnert uns an ein Werkzeug; im Lateinischen bedeutet scabo die Haut mit den Nägeln kratzen; im Griechischen bezieht sich

das entsprechende Wort auf das Graben in der Erde. Sculpo ist meißeln, scalpo auch die Haut kratzen, obgleich beide Wörter eigentlich eines und dasselbe sind. *Γλύφω* ist meißeln, schnitzen, *γλάφω* die Erde scharren, z. B. vom Löwen, glubo schälen, schinden. Die griechische Wurzel *ξυ*, welche obschon mit den Wurzeln, von denen wir hier zunächst ausgegangen, ursprünglich von gleichem Anlaut, in Beziehung auf den Auslaut einfacher, und insofern der Urform, wie es scheint, näher ist, heißt schaben: aber *ψάω*, offenbar eine bloße Nebenform eben dieser Wurzel, geht nebst seinen mannigfachen Erweiterungen unbestreitbar von Begriffen wie reiben und kratzen aus.

Die Wurzel, welche in allen indogermanischen Sprachen zum Ausdrucke der Begriffe mahlen und Mühle verwandt wird, ist ein ebenso bestimmter Beleg allmählichen Ueberganges einer und derselben Vorstellung von dem Gebiete der Naturthätigkeit zu dem der Kunst. Nicht nur, daß noch Weiterbildungen wie zermalmen, gothisch malvjan, eine allgemeinere Bedeutung zeigen, daß im Griechischen *μύλλω*, *μυλιάω*, *μυλλαίνω* mit den Zähnen knirschen, neben *μύλη* eine Verwandtschaft mit der Vorstellung nagen oder beißen wahrscheinlich machen: eine Reihe unläugbar identischer und von einem gemeinsamen Ursprunge ausgegangener Stämme enthalten in übermäßigem Reichthum die verschiedenen Schattirungen eben jener Anschauung des Zerreibens mit mancherlei thierischen Organen, welcher überhaupt eine wahrhaft ungeheure lautliche Ausdehnung über die ganze Sprache zukommt. Diese Stämme, aus den Consonanten m und r oder l, zum Theil mit einem ferneren Consonanten als Auslaut, auch wohl einem s als Anlaut, durchlaufen die ganze Reihe von Vorstellungen,

die zwischen den Begriffen mit den Fingern reiben oder zerreiben, mit den Händen streichen oder mischen, und zerbeißen, verzehren theils in der Mitte liegen, theils auf das unmittelbar Körperliche übertragen, sich an sie anlehnen, oder wie aus solchen Thätigkeiten entsprungene Eigenschaften, z. B. mürbe, mollis, μαλακός, aus ihnen abstammen. So heißt mṛd im Sanskrit zerreiben und reiben z. B. die Stirn mit der Hand, im Lateinischen mordeo beißen, im Griechischen ἀμέρδω berauben, vom Wegreißen benannt, und wie rauben mit raufen und selbst reiben verwandt; mṛģ ist abreiben und streicheln, wie im Lateinischen mulceo; ἀμέργω heißt Früchte abstreifen oder brechen; ἀμέλγο, mulgeo, melken sind hiervon bloß Nebenformen; und wie mṛdu, weich neben mṛd Lehm, weiche Erde, womit einerseits Mulm, Mull, goth. mulda, andererseits Marsch, Moor, Morast, und selbst mare, Meer, zu vergleichen sind, so steht das Sanskritwort mala, Lehm, Schmutz, oder das griechische μολύνω, beschmieren, z. B. mit Lehm, mit Mehl, deutlich genug auch dem Laute nach der Wurzel mahlen nahe.

Ganz ebenso verhält es sich mit den verwandten und nur nach etwas anderer Richtung abweichenden Begriffen bohren, stechen u. s. w. Man vergleiche z. B. terebra, Bohrer mit seiner Wurzel tero, reiben, oder den griechischen Namen für dasselbe Werkzeug τρύπανον mit dem einfacheren τρύω, aufreiben, quälen, τρύμη ein durch Reiben entstandenes Loch, oder den nahestehenden Wurzeln τριβ, τρυγ, θρυφ, θρυχ, τρωγ, τραγ und ähnlichen, welche den ganzen bereits geschilderten Begriffskreis auf sich vertheilen und nebst anderen kürzeren, die mit demselben doppelten Anlaut beginnen, nur Weiterbildungen der Wurzel τείρω,

tero sind: der Begriff bohren hat sich in diesen Wörtern offenbar aus nagen, mit den Nägeln graben, oder die Erde aufwühlen entwickelt; Aehnliches zeigt für das Deutsche die Vergleichung des lateinischen perforare, oder des griechischen φάραγξ, die Erdschlucht, φάρος die Furche, sowie die Erweiterung auch dieser Stämme, wohin namentlich frico, mit den Fingern zerreiben, und frango, brechen, gehören.

Nichts aber ist so sehr geeignet, die Ursprünglichkeit und das hohe Alter der Anschauung von solchen Kunstthätigkeiten als bloß thierischen deutlich und einleuchtend zu machen, als die zahllose Menge von Thiernamen, welche eben von jenen Hanthierungen hergenommen und großentheils auch von solchen Stämmen gebildet sind, die wir heute kaum anders als in streng menschlichem Sinne zur Bezeichnung von Handwerksthätigkeiten aller Art gebrauchen. Die Entstehung solcher Thiernamen ist zugleich eine für die Geschichte der Vernunft so merkwürdige Erscheinung, und als Beispiel für die Gesetzmäßigkeit der Begriffsentwickelung in der Sprache außerdem so lehrreich, daß die Betrachtung einiger Fälle dieser Art und eine ungefähre Bestimmung des Umfangs, in welchem sie vorkommen, hier wohl einigermaßen am Platze gefunden werden mag.

Eine gewaltige Schaar von Thieren nämlich, welche entweder um ihre Nahrung zu suchen oder um sich und ihrer Brut Wohnungen zu verschaffen, sei es die Erde, oder auch Pflanzen durchwühlen oder zernagen, welche als Schmarotzer an anderen Thieren zehren oder sonst die Gewohnheit zeigen, Thiere oder den Menschen selber stechend und nagend zu verletzen, führen unter den mannigfaltigsten Lautformen den eben besprochenen Begriffsreihen angehörige Benennungen.

Um zuerst von den die Erde durchwühlenden Thieren zu sprechen, so finden wir verschiedene Arten solcher Wesen oft mit so eng zusammengehörigen Namen belegt, daß wir eine sehr geringe Bestimmtheit in ihrer damaligen Scheidung annehmen müssen. Das althochdeutsche scëro für Maulwurf ist schon erwähnt; das griechische σκάλοψ oder σπάλαξ von σκάλλω, das der Wurzel scharren so nahe steht, ist nicht minder deutlich; das Wort Maulwurf gehört in seiner ersten Hälfte zu mahlen; das arabische und syrische chuld führt auf die nämliche Grundbedeutung in der Erde graben. Zugleich aber stehen alle diese Wörter mit anderen hierhergehörigen Thiernamen in engster Verbindung. Im Griechischen ist ἀσκάλαβος (auch ἀσκαλαβώτης, καλαβώτης, κωλώτης) — womit sehr wohl auch σαλαμάνδρα wesentlich gleich sein kann — Eidechse; daß aber diese in den Kreis von Thieren gehört, von dem wir hier sprechen, steht durch viele Beispiele fest. So ist Molch verwandt mit Maulwurf und mahlen; der zweite Theil des Namens Eidechse — die erste Hälfte kommt auf die Schlangennamen ahi, ἔχις zurück — ist durch Grimm von einem Zeitworte des Grabens hergeleitet und mit Dachs zusammengestellt worden. Dasselbe zeigt sich in σαύρα verglichen mit σύρω schleifen, σαίρω fegen, eigentlich scharren; mit σύριγξ Röhre, d. i. Gehöhltes, aber auch mit sorex, griechisch ὕραξ Spitzmaus. Von dem zuletzt genannten lateinischen Worte ist bekanntlich die Maus im französischen souris benannt: und in der That ist es nicht zu bezweifeln, daß die allgemeinen Namen der Maus, die die älteste Zeit ja sicherlich nur als Feldmaus kannte, ebenfalls vom Wühlen in der Erde hergenommen sind. Wie sehr das Alterthum das Thier mit der Erde in Verbindung

zu denken gewohnt war, geht z. B. aus der Sendung der Scythen an Darius und der Erklärung der Perser hervor, von der Herodot berichtet. Er erzählt (4, 131): Die Könige der Scythen hätten dem Darius einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile überschickt; Darius habe dies so ausgelegt als ergäben sich damit die Scythen sammt Erde und Wasser, denn die Maus lebe in der Erde und von derselben Frucht wie der Mensch, der Frosch sei im Wasser, der Vogel gleiche dem Pferde, und die Pfeile übergäben sie als ihre eigene Stärke. Gabrias dagegen erklärte die Geschenke als wollten sie sagen: „Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und in den Himmel fliegt, oder Mäuse und unter die Erde schlüpft, oder Frösche und in die Sümpfe springt, so werdet ihr nicht zurückkehren, sondern von diesen Geschossen getroffen werden." — Das französische mulot, Feldmaus, Hamster, entspringt unmittelbar aus dem Stamme von Maulwurf; die Wurzel mus des gemein-indogermanischen Wortes läßt sich als damit verwandt betrachten. Das arabische für Maus und Ratte kommt von faara, in der Erde graben. Das hebräische ákbâr scheint ebenso mit áqar, chaqar zusammenzuhängen. Im Sanskrit ist âkhu Maus oder Ratte, und vielleicht auch Maulwurf, âkhara der gegrabene Bau der Thiere. Von mus scheint mustela das Wiesel nicht getrennt werden zu dürfen; sowie auch wohl das gleichbedeutende griechische γαλέη, welches mit Maus zusammengesetzt den Namen der Spitzmaus, μυγαλῆ, gleichsam Wieselmaus, bildet, nicht von glis Ratz oder Bilchmaus, welche auch Relle oder Greuel heißt, entstellt aus dem Lateinischen: andererseits umfaßt γαλέη auch Marder und Katze, und darf insofern auch zu feles gezogen werden,

umsomehr als bele, — im Kymrischen Marder, im Französischen Wiesel, — und das deutsche Bilch diesem lateinischen Worte lautlich entsprechen. [γαλεώτης-ἀσκαλώβτης s. Boch.] Ob nun ebenso das Sanskritwort für Katze, viḍâla mit Wiesel zusammenzustellen ist, ob mustela, welches für mustedula zu stehen scheint, wie nitela für nitedula, nicht vielleicht selbst mit dem deutschen Wiesel verwandt ist, ob vielleicht auch nitedula ebenhierher gehört, kann ich nicht entscheiden. Im Hebräischen heißt choled, chuldah Wiesel, übereinkommend mit dem arabischen ḥarḍaunun (chaldäisch ḥardon) Maulwurf. Das Eichhorn sollte in dem griechischen Namen σκίουρος [NB. καμψίουρος, Hesych] unzweifelhaft nicht als schattenschwänzig benannt werden, sondern die Aehnlichkeit mit einer solchen Bedeutung beruht auf Entstellung durch Mißverstand der Sprache selbst, die nirgends stärker als bei solchen unverstandenen Thiernamen gewaltet hat. So ist z. B. Murmelthier bekanntlich mittelbar aus mus montanus, Bergmaus entstellt [frz. marmotte, schwedisch Bergråtta, talmudisch åkbera detûr, Lewys. 374], und wenn wir die aus sciurus, sciurulus entstandenen romanischen Formen esquirol, escurol, écureuil, englisch squirrel mit dem angelsächsischen acvern oder dem schwedischen ickorn und unserem Eichhorn vergleichen, so müssen wir auch für diese germanischen Formen eine Entstellung aus den romanischen vermuthen [viverra und slavisch vjeveriza Eichhorn, Pott I. 120]. Das griechische σκίουρος, das alsdann allen diesen Benennungen des Thieres zum Grunde liegen würde, ist aber wohl kaum von den mit σκ anlautenden, Graben bedeutenden Wurzeln zu trennen, und ουρος ist bloße Endung, wie auch in αἴλουρος. Daher konnte nach obigen Beispielen der Begriffsverwandtschaft mit Recht ein provincial-sicilianischer Name des

Marders, schirru, von Diez aus sciurulus hergeleitet werden. Noch bestimmter ordnet sich in den Kreis der hierhergehörigen Thierbegriffe das Kaninchen, dessen Namen in den verschiedenen germanischen Sprachen gleichfalls nur Entstellungen, und zwar aus dem lateinischen cuniculus sind; dies lateinische Wort aber bedeutet außer dem Thiere auch Mine, gegrabener Gang, Kanal und Röhre. Der hebräische Name schâfân [NB.] hängt mit ṣâfan, sâfan, im Sande verscharren, arabisch dafana, begraben, zusammen. (Vgl. Diez: lapin, clapier, clapir = clepere). Ob auch der Hase gleichen Namensursprunges ist (wie das vielleicht verwandte Haselmaus — s. v. a. glis, Bilchmaus — welche mit Haselnuß wohl nichts zu schaffen hat, glauben machen könnte), ist schwer zu sagen. Mit desto größerer Sicherheit läßt sich dies von dem Dachse behaupten, bei welchem, wenn irgendwo, die Benennung einen in die Augen springenden Grund hat, und ohne Zweifel ursprünglich von der so auffallenden Thätigkeit des Thieres selbst hergenommen ist, während wir bei manchen der bishererwähnten wohl an eine Uebertragung des Namens von einer ähnlichen Gattung denken könnten. Die Wurzel des deutschen Wortes schließt sich dem Laute nach so nah als möglich der Sanskritwurzel tax an, die wir für die Bedeutung der Holzarbeit und Kunst überhaupt auch in dem griechischen τέκτων wiedergefunden haben. Und so werden wir denn auch wohl nicht irren, wenn wir das griechische τρόχος (wie der Dachs bei Aristoteles heißt) nicht Läufer erklären, obwohl dies der Form nach, wie so Vieles in der Sprache, ja gewissermaßen Alles, möglich wäre, sondern mit anderen aus gleichen, oder fast gleichen Consonanten bestehenden Wurzeln des Grabens z. B. mit τρώγλη die Höhle, τρόχμαλος ein vom Wasser

glatt geriebener Stein, τροχοί vom Meere ausgehöhlte Stücke Landes, τρόχιλος Zaunkönig, der auch τρωγλοδύτης, Höhlenschlüpfer, heißt, zusammenstellen. Der Fuchs, dem eine Bezeichnung ähnlichen Ursprungs mit nicht wenigerem Rechte zukommt, führt eine solche vorzugsweise deutlich im semitischen Sprachstamm. Neben schuál Fuchs steht im Hebräischen schoál die hohle Hand, mischól der Hohlweg; verwandt ist scheol das Grab und schaal, fragen, eigentlich suchen, graben. Einige indogermanische Namen des Fuchses hat Benfey ebenso erklärt, namentlich σκαφώρη, καφώρη Füchsin.

Unter den zahlreichen Insectennamen, welche vom Benagen und aufreibenden Zerstören von Stoffen hergenommen sind, trägt Schabe diesen Ursprung für uns noch deutlich zur Schau. Andere der Bedeutung nach gar nicht oder nur durch größere Beschränkung und Bestimmtheit verschiedene Wörter, das gothische malo, das griechische μυλαβρίς, und unser Milbe gehören ebenso sicher zu mahlen; τερηδών, teredo Holzwurm und Motte kommt von τείρω, tero zerreiben, ebenso termes und tarmes, Termite; das gleichbedeutende θρίψ ersichtlich von einem gleichbedeutenden Stamme. Die verschiedenen Namensformen σίλφη, τίλφη, τίφη, die einer Mottenart zukommen, führen auf ein ursprüngliches θιλφη, nahe verwandt mit θλίβω, reiben, drücken, welches zu θλάω, und auch zu τρίβω, τείρω gehört. Ein anderes Beispiel sind die ἶπες, die das Horn, den Weinstock und dergleichen anfressen, und deren Namen, auch unter der Form ἴξ erwähnt, nebst ἴπτομαι verwunden, mißhandeln (mit Recht von Benfey von ἶπος getrennt) wie es scheint, im Anlaut verstümmelt und derselbe ist wie κνίψ oder σκνίψ, Insecten, theils die Bäume zernagend, theils Feigen anfressend; sowie

die ψῆνες, den Weinstock beschädigende Insecten, auch die Gallwespen. Hierher gehört denn auch eine von Aristoteles ψυχή genannte Motte: ihr Name kommt von dem vielerwähnten Stamme von der Bedeutung des Schabens und Zerbröckelns, der mit bloßem Wechsel des Vocals in ψώχω, ψῖχες zu finden ist [ψύδραξ, agnus castus, Ohrenmittel].

Die Motte, welche die Wolle benagt, heißt im Arabischen úttatun, im Hebräischen âsch. Das arabische Stammwort atta heißt nagen, von eben dieser Motte gesagt, aber auch beißen, von der Schlange [s. Freitag] und in übertragener Bedeutung: drängen, quälen; und das hebräische aschasch findet sich in der Bedeutung abgezehrt werden, hinschwinden, von Gliedern und Augen, an welchen Trübsal zehrt. Ein anderer gleichbedeutender semitischer Insektenname ist arabisch sus, hebräisch sâs, woher das griechische σής entlehnt ist; im Arabischen zeigen sich Spuren fernerer Anwendung des Namens auch auf den Kornwurm, und mit naheliegender Beziehung zur Wolle, ein Schmarotzerinsect des Schafes. Indessen ist nagen begreiflicherweise auch unmittelbar der geeignete und allgemeine Ursprung der Benennungen der Thierschmarotzerinsecten überhaupt, und zwar tritt in solchen die mehrfach besprochene bestimmtere Bedeutung: die Haut verletzen, kratzen, raufen, meistens deutlicher hervor. Zecke, Bezeichnung eines Schmarotzers der Schafe, der Hunde und sofort, kommt von dem provinciellen zecken, necken, welches, wie dieses, eigentlich die Haut verletzen heißt. Als ein ferneres Beispiel statt vieler, will ich das in den indogermanischen Sprachen weitverbreitete Wort Floh anführen, welches mit fliehen oder einem Begriffe des Springens keineswegs zusammengebracht werden darf [wie auf verschiedene Weise

Benfey (der selbst pâla Laus, daher leitet!) und Schleicher thun]. Das griechische ψύλλα zeigt am Deutlichsten den Zusammenhang mit ψάλλω raufen, ψιλός kahl d. i. gerupft, und der großen oft erwähnten Reihe mit ψ anfangender Wurzeln von den Bedeutungen des Raufens, Kratzens und Reibens; vielleicht noch klarer ist der Zusammenhang zwischen φθεἱρ und φθείρω, κόρις und κείρω (s. Benfey). [Das hebräische parós scheint auf die Farbe zu gehen.]

Auch stechende Insecten aller Arten gehören mit geringer Nüancirung des Begriffes ihren Benennungen nach in eben diese Reihe. Die Mücke heißt im Deutschen ziemlich ausnahmsweise auch Fliege; das erstere weit ältere und ganz allgemein indogermanische Wort folgt der Gesammtregel: es wird in seiner Sanskritform maxa, maxikâ, maçaka (griechisch μυῖα, lateinisch musca) mit Recht von Benfey auf den Begriff stechen zurückgeführt und mit mucro, Stachel, verbunden. Culex, Stechmücke, scheint mit pulex, κώνωψ mit κνίψ verwandt zu sein. Das semitische Wort ist in seiner arabischen Gestalt dsubâbun: dies bedeutet im Arabischen [nach Freitag] zugleich Schwertschärfe; das Stammwort heißt unter Anderem vertrocknen, versiegen, verwelken und abzehren, sämmtlich Bedeutungen, die auf Reiben zurückführen.

Φάλαγξ, die Spinne, besonders sofern sie giftig sticht, wird durch φάλαινα, dieselbe Lichtmotte, die auch ψυχή heißt, an φαλακρός und ψιλός, kahl, und damit auch an ψύλλα gereiht.

Daß die Bremse von keiner anderen Eigenschaft ihren Namen habe als der zu stechen ist an sich höchst wahrscheinlich: die griechischen οἶστρος und μύωψ führen durch ihren zugleich allgemeinen Sinn Stachel, Reiz, und das lateinische tabanus durch seinen lautlichen Anklang zu tabes mit noch

größerer Bestimmtheit auf diese Annahme. Auch ist in der That Bram Stachel, Brom in Brombeere soviel als Dorn, Bräme sowohl Stachel als Bremse; und schwerlich dürfen wir uns von diesen Vergleichungen ab zu brummen wenden. [Hummel vgl. wendisch komar Schnake s. Adelung Schnake]. Aber auch die Biene muß den Menschen früher von Seiten des Stachels als des Honigs merklich geworden sein; oder vielmehr sie trat dem großen Gesetze der Sprachentwickelung gemäß zunächst von Seiten der allgemeinen Eigenschaft, stechendes Insect zu sein, in den Kreis des Bemerkten. In dem Rigveda heißt sie einmal (..) madhumad maxikâ, die Honigmücke, sowie nach einer anderen Stelle „die Opferer um das Trankopfer wie Mücken um den Honig sitzen" (. . madhau na maxa 7, 32, 2); wo aber zu bemerken, daß madhu, μέθυ, an sich durchaus nicht den Bienenhonig, sondern jede süße Flüssigkeit, in den Vedaliedern insbesondere den ausgepreßten Saft der Somapflanze bedeutet; ganz wie auch im hebräischen debasch zuerst Fruchtsaft heißt. Wenn im griechischen μέλιττα die Biene vom Honig benannt ist, so ist dies ein vereinzelter Fall, während in anderen griechischen Wörtern, und zwar solchen, die in verwandten Sprachen wiederkehren, die Biene von der Wespe oder Bremse nicht scharf gesondert erscheint. So die auf eine einzige nach dem bereits dargestellten Gesetz geschiedene Wurzel zurückzuweisenden Formen πεμφρηδών, τενθρηδών, ἀνθρηδών mit der mehrfach Insecten bezeichnenden Endung ηδων; desgleichen mit einer anderen τενθρήνη und ἀνθρήνη — woraus Thräne, Drehne verderbt sein könnte —, welche eine Bienenart bezeichnen. Benfey vergleicht mit der ersten dieser Formen Sanskritnamen mehrerer kleinen In-

sekten, namentlich bambhara Biene, bambhârali Fliege, bhramara Bremse, und auch dieses deutsche Wort. [Anstatt des Begriffes summen jedoch, den er zu Grunde legt, scheint, nach dem Vorherigen, stechen angenommen werden zu müssen] [Vgl. indessen βόμβυξ, βομβυλιός, βέμβιξ, bourdon, bombitare, βομβέω von Bienen, Anm.!] [dança, dançaka, Bremse, Fliege.] Das hebräische debôrah ist Biene, das aramäische zibûra und das arabische zunbûrun Wespe; wahrscheinlich mit zabara schreiben, einritzen verwandt. Mit Biene vergleicht Schwenck fucus, Drohne, und σφήξ, Wespe.

So vielen Artnamen schließt sich nun begreiflich genug auch der umfassendere der Käfer an. Besonders deutlich ist das eigentlich deutsche Schröter; Käfer ist vermuthlich aus carabus, κάραβος verderbt, wie besonders durch das Wort Ungeziefer wahrscheinlich wird, in welchem z, wie dort k, dem lateinischen nach seinen doppelten Lauten entspricht. Neben κάραβος, scarabaeus, κεράμβυξ steht auch σκαρίς oder ἀσκαρίς, Spülwurm, κεράστης ein die Feige anfressendes Insect (?), welche sich alle aus der mit Scharren verwandten Wurzel σκαρ erklären lassen. Ein anderer griechischer Name des Käfers ist κάνθαρος: sowohl dieses als κάραβος bezeichnet zugleich hohles Gefäß oder Schiff, indem der Begriff höhlen hier passiv zum Grunde liegt; neben κάνθαρος stehen außerdem mit dem Grundbegriff hohler Gefäße noch κόθιρα, Cither, und wahrscheinlich κάθορνος, Kothurn.

Ein noch allgemeinerer Begriff, welcher dereinst alle erwähnten Insecten und viele andere umfassen konnte, und ganz geeignet ist uns den Gesichtspunkt vorzuführen, von welchem alle diese Thiere ursprünglich angeschaut worden sind, ist Wurm. Der Gebrauch von wurmen für heimlichen Schmerz

und Groll, sowie von Wurm für fressendes Geschwür, verweist für dies deutsche, uralte und im Sanskrit unter der Form kṛimi vorhandene Wort auf die Bedeutung nagen, zerfressen; wie denn auch die Vorstellungen des Wurmstiches, des nagenden Wurmes noch uns, in steigendem Verhältnisse aber den alten Schriftstellern, zunächst vor Augen schweben. Da das Wort den Anlaut verloren hat, und also das lateinische vermis für qvermis steht, so läßt sich curculio, Kornwurm, von der Wurzel qverqv, nebst dem sanskritischen kṛikaṇa Wurm, mit ihm verbinden; desgleichen das Sanskritwort kinculuka oder kincilika, Regenwurm, offenbar dissimilirte Formen zunächst etwa für qvanqvalaka, aus einer Wurzel wie qvalqval oder einer ähnlichen Reduplication. [NB. Sollte nicht dies kinculuka = σκώληξ selbst sein, so daß σ als Reduplication = kin wäre?] Deutlicher zeigt Made neben der großen Ausdehnung des Begriffsumfangs einen solchen Ursprung. Motte, Miete und der sogenannte Ohrenmittel, außerdem aber mehrere der schon erwähnten mit m anlautenden Insectennamen, schließen sich diesem auf der andern Seite mit Moder, eigentlich Mürbgewordenes, Zerriebenes, zusammenhängenden Worte an. Das griechische ebenso allgemeine σκώληξ läßt sich ungezwungen mit σκέλλω, σκάλλω, σκύλλω und anderen Wurzeln des Raufens, Reibens verbinden; σκολοπένδρα, Assel ist verwandt, mit mehr vereinzelter Bedeutung, auch das obenerwähnte ἀσκαρίς, Spülwurm, steht nicht fern, da σκώληξ in diesem speciellen Sinne gebraucht wird. Neben εὐλή, Made oder Wurm, besonders die Leiche verzehrend, finden sich Spuren eines Verbums εὐλάζω, welches allem Anscheine nach kratzen und graben bedeutet hat. Von semitischen Wörtern steht das hebräische

rimmah fast auf der Grenzscheide der Begriffe Moder und Gewürm: das arabische Stammwort ramma heißt beißen, zehren, angefressen sein, mürb werden und vermodern.

Wie sollen wir nun das Verhältniß solcher Thierbenennungen zu den menschlichen Werkzeugthätigkeiten, sofern sich ihr Begriff in deren Wurzeln gleichfalls vorfindet, denken? Wie z. B. das von Milbe zu Mehl, welche zwei Wörter, da dieses für melw, jenes für milwe steht, in der Wurzelsilbe lautlich zusammenfallen, und zu mahlen? Sollen wir von der menschlichen Thätigkeit ausgehend, gleichsam eine Vermenschlichung der Thierwelt voraussetzen, so daß jenes Insect gleichsam als Müllerin aufgefaßt worden wäre? Eine solche Vorstellung ist, wie an sich unwahrscheinlich, so auch schon wegen der Unbestimmtheit in der Anschauung der besonderen Arten sowohl der Thiere als der namengebenden Thätigkeiten unzulässig. Von einigen Arten ist es allerdings möglich, ja wahrscheinlich, daß sie von ihrer besonderen Gewohnheit, namentlich für die Menschen lästiger oder sonst subjectiv interessirender Natur, unmittelbar benannt worden sind: so mochte die Bremse sehr wohl als ein stechendes, stachelbegabtes Insect gefaßt, und dann auch möglicherweise ihr Stachel mit einem dem Menschen vorher schon bekannten ähnlichen Werkzeuge verglichen und nach ihm benannt sein. Aber in andern und bei weitem den meisten Fällen ist es insbesondere von den Insectennamen nahezu gewiß, daß die Bezeichnung gar nicht von der besonderen Art, sondern von einer allgemeinen unbestimmten Vorstellung eines irgendwie stechenden, nagenden oder beißenden kleinen Thieres, eines Wurmes im alten Sinne des Begriffs, ausgegangen ist. Dies gilt z. B. von den mit m anlautenden Namen: es ist kein Grund vorhan-

den, die Milbe specieller mit dem Begriffe mahlen in Verbindung zu bringen, als die Motte, welche doch ziemlich deutlich mit dem allgemeinen Made zusammenhängt; wir müssen vielmehr auch den Begriff mahlen hier nur in dem allgemeinen Sinne des Zerbröckelns und Mürbemachens auffassen. Dabei wirkt freilich ein secundäres Gesetz, das man Begriffsanziehung nennen könnte, wie durch die ganze Sprache oft mit kaum faßbarer Feinheit, auch hier zur Begriffsvereinzelung mit, durch welches die Worte von lautlich nahestehenden schon durch die dunkel vorschwebende Erinnerung die der verwandte Klang hervorruft, eine fortwährende Einwirkung auf ihren Begriff erfahren. Dies geht in einzelnen Fällen bis zu einem gleichsam den Worten selbst anhaftenden Irrthum über ihre Bedeutung und ihren Ursprung: so wenn z. B. μυλαβρίς gerade die vorzugsweise bei den Müllern vorkommende Schabe bezeichnen soll, als habe sie von μύλη, die Mühle den Namen. Und wie denn die Natur überall eine Einheit zu sein pflegt, und ihre in einem Erzeugnisse zusammenruhenden Kräfte einander stets durchdringen, ohne ihre Besonderheit gänzlich aufzuheben, so kann wohl auch das in die Wortbedeutungen eingehende Moment des Anklanges an ein ähnliches Wort zu ihrem Wesen gerechnet werden, so daß Thiernamen wie Maulwurf, Maus und Mücke nicht eben ganz zufällig mit Mund, Maul und ähnlichen lautverwandt sind, sondern der Sprache schon von Anfang an die Beziehung auf eine gerade mit diesem Organe geübte Thätigkeit mit Recht oder Unrecht vorschwebte: denn man vergleiche nur mit dem bereits zur Mücke gestellten mucro, Dolch, das sanskritische mukha, Mund, die griechischen μυκτήρ, Nase, Rüssel, Schnauze, μάσταξ und μύσταξ,

Mund, Oberlippe, *μύλλον*, Lippe; in diesen Wörtern ist der Mund als Spitze, zugleich aber auch, wie unter anderen *μασάομαι* und *μαστάζω* (kauen) und das lateinische mando . . . . zeigen, mit Beziehung auf das Nagen und Essen und allerlei darauf bezügliche Bewegungen und Verzerrungen dargestellt. Das semitische áqrâb, Skorpion zeigt dies Gesetz der Anziehung auf eine merkwürdige Weise. Es ist nicht zweifelhaft, daß dieser Thiername, ebenso wie das griechische *σκορπίος* von dem Begriff Stachel ausgeht: denn eben dies griechische Wort bedeutet auch zugleich andere stachliche Dinge, z. B. eine Pflanze und eine Kriegsmaschine, und *σκορπιαίνω* heißt erbittern, welcher Begriff vielfach von dem des Hautreizes ausgeht; im Hebräischen bedeutet áqrâb auch eine stachliche Ruthe. Das semitische Wort könnte daher ohne Schwierigkeit zu Stämmen wie áqara, verwunden, áqaz, stechen, gezogen werden; noch näher aber steht in Form und Bedeutung die Wurzel áqab. Der vielverzweigte Sinn dieser Wurzel läßt sich einigermaßen wiewohl ungenügend unter den Begriff hinten sein zusammenfassen. Im Arabischen bedeutet áqaba auch nachfolgen von der Nachkommenschaft; das hebräische éqeb heißt: der Erfolg, die Vergeltung, auch: in Folge, weil. Insbesondere aber heißt áqibun, éqeb, Ferse; und diesem Worte nähern sich einige Wörter von grundverschiedener Bedeutung auffallend an. So gehört z. B. áqad zu einer Wurzelgruppe mit der Bedeutung binden, zusammen mit agad, gadad; achaz, achad; und zugleich auch mit der Bedeutung sprenkeln zu den schon erwähnten áqaz, stechen, naqad, punctiren: aber in beiden Bedeutungen hat es eine Beziehung auf áqaba angenommen; während es im Arabischen binden ganz im Allgemeinen bedeutet, wird es im Hebräischen

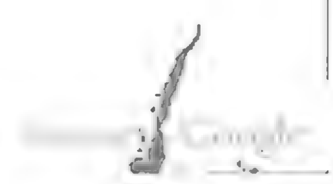
einerseits auf das Zusammenbinden der Füße der Thiere, oder das der Hände und Füße von Menschen auf den Rücken, andererseits sofern es sprenkeln bedeutet, zugleich auf die gesprenkelten Füße der Thiere, und mit Beziehung auf jenes erste áqad auf die Bänderform der Flecken, als bedeute es gebändert, beschränkt. Áqar, welches eigentlich nur verwunden, verletzen heißt, gelangt auf dieselbe Weise, und zwar im Arabischen gleichmäßig mit dem Hebräischen, zu der Bedeutung die Sehne am Fuße eines Thieres zerhauen. Wir können also wohl annehmen, daß auch áqrâb als Name eines Thieres, bei dem die Lage und Richtung des Stachels Aufmerksamkeit zu erregen geeignet war, mit éqeb, Ferse, irgendwie zusammenhängt, ebenso wie auf einer späteren Stufe im Lateinischen von calx, Ferse, calcar, der Sporn, abgeleitet worden ist. Wenn man erwägt, daß im Arabischen die in Rede stehenden Wurzeln auch austreten, mit der Ferse ausschlagen, soviel als recalcitrare bedeuten, daß ferner calcare, treten, geradezu von calx, Ferse, kommt (womit noch das griechische λάξ verglichen werden kann), so wird man es nicht unwahrscheinlich finden, daß sowohl éqeb als calx eben von diesem Begriffe des Tretens, insbesondere des mit der Ferse Austretens benannt sind, woran sich die Begriffe rückwärts treten, und dahinter befindlich sein, schlossen. Alsdann wäre der Skorpion als ein mit seinem Stachel nach rückwärts wie mit einer Ferse austretendes Thier bezeichnet. Vielleicht ist zugleich κέρκος, Schweif vierfüßiger Thiere, aber wie κερκίς zeigt, eigentlich Stachel, Pflock, vom Hervorstechen, mit σκορπίος verwandt. Gewiß ist, daß der Skorpion von einer besonderen Eigenthümlichkeit, seinem Stachel, benannt ist; aber kaum minder gewiß ist nach dem Voraus=

gegangenen, daß sein Name keineswegs zuerst den Stachel im Allgemeinen, sondern nur eben an dem Thiere und seiner Organisation gemäß verwendet, bezeichnet hat. Das Beispiel spricht sehr gegen die Vermuthung, daß thierische Thätigkeiten von menschlichen Werkzeugen aus benannt sein könnten; da dergleichen bei einem so sichtbar und auffallend eines werkzeugähnlichen Organes sich bedienenden Thieres doch jedenfalls naheliegender gewesen wäre, als etwa bei der Milbe. Aber vollständig und sicher löst sich diese Frage nur zugleich mit einer höheren. Auch die thierische Thätigkeit des Menschen, auch die Grundgestalt seiner in der Folge zur Kunst gewordenen Handlung, muß von einer anderen und älteren Anschauung aus in die Sprache gedrungen sein: denn wir dürfen die Frage nach dem Ursprunge eines bestimmten Begriffes aus einem anderen niemals aufgeben, solange die Sprache ihr nicht etwa durch ganz unzweideutige Kennzeichen, wenn es deren gibt, für ursprünglich und nicht weiter erforschlich erklärt. War es, weil das unbewaffnete Handeln des Menschen seinem Begriffe nach mit dem thierischen in der Sprache zusammenfällt, vielleicht noch zweifelhaft, von welcher Seite die Anschauung ausgegangen und ob etwa an eine Vermenschlichung des Thieres zu glauben sei, so muß dieser Zweifel bei einem weiteren Schritte rückwärts sich jedenfalls entscheiden, und wie sehr der Gedanke einer solchen Vermenschlichung dem unmittelbaren Naturgefühle widerstreben mußte, welches nie aufgehört hat, der Thierwelt die größere Ursprünglichkeit zuzugestehen; wie unwahrscheinlich es uns ferner erscheinen mag, einen Begriff wie z. B. graben, bei seinen vielfachen Berührungen mit solchen wie kratzen oder nagen, auf eine bestimmte Anschauung wenn auch nur des thierischen

Wühlens, von welcher der Boden oder ein ähnliches äußeres Object untrennbar wäre, zurückzuführen: so ist volle Gewißheit doch erst aus der Beantwortung der Frage zu erwarten, was graben, kratzen, nagen ursprünglich, das heißt, vor ihren gegenwärtigen Begriffen, bedeuteten, und von welchem Punkte aus die Vernunft zu diesen Anschauungen gekommen sei? eine Frage, welche freilich unendlich über die Tragweite jener anderen, um derentwillen sie hier aufgestellt worden ist, hinausgeht, indem sie sich von der gesetzlichen Veränderung des Sprachinhaltes bloß in Folge der Culturentwickelung der Gattung, zu inneren Entwickelungsgesetzen des Begriffes selbst erhebt ([der ich jedoch gleichwohl auch hier nicht aus dem Wege gehen will, da denn doch auch die Natur eine Sonderung ihrer Erscheinungen nicht einhält, sondern in Allem die Eine ist, und in jedem Einzelnen ihr allgemeines aus Einem Mittelpunkte ausstrahlendes Wesen wiederholt]).

Wir gerathen oft bei näherer Nachforschung über das Wesen und den eigentlichen Sinn einer Wurzel in die Lage, mehrere Meinungen für ganz gleichberechtigt erkennen zu müssen, indem ein gewisses der Wurzel angehöriges Wort deutlich auf einen, ein anderes ebenso bestimmt auf einen anderen Begriffsursprung verweist. Ein solches Schwanken überrascht und verwirrt zunächst, und muß dazu beitragen das Gebiet der Wortforschung als ein Reich des Zweifels und unlöslicher Schwierigkeiten erscheinen zu lassen; allein auf der anderen Seite ist eben dieses Schwanken, besonders wo es sich mit einiger Beständigkeit in mehreren ähnlichen Fällen wiederholt, gerade vorzüglich geeignet, über die verborgensten und zärtesten Bedeutungszusammenhänge Aufklärung zu verbreiten, sofern es sich nämlich als objectiv in der Sprache

begründet, und als einen wirklichen Doppelursprung des zweifelhaften Begriffes aus beiden, auch selbst engverwandten, Grundbedeutungen zugleich herausstellt. [Das Wort Zahn (für Zand), sanskritisch danta, ist, wie bekannt, am gewöhnlichsten von der Wurzel essen abgeleitet worden, so daß z. B. das lateinische dens für edens essend stehen würde; namentlich hat hierzu das griechische ὀδούς verlockt, in welchem der sonst abgefallene Vokalanlaut verwandelt stehen geblieben zu sein schien. Wir würden nun geneigt sein müssen, eben hierher auch ὀδάξ (mit den Zähnen) zu stellen: aber die Analogien von πύξ mit der Faust, λάξ mit der Ferse, lassen vermuthen, daß der k-Laut auch hier der Wurzel angehört, welches dann auf die Wurzel δάκνω, beißen führt, die sich deutlich in ὀδαξάω, jucken, findet. Und da nun, was von ὀδάξ und ὀδαξάω gilt, auch von ὀδούς gelten kann, daß nämlich der Vokalanlaut nach griechischer Eigenthümlichkeit wie in so vielen Wörtern, z. B. ὀφρύς, Braue, bedeutungslos vorgetreten sei, so fällt jede Veranlassung zu der Annahme, daß der Vokal vielmehr uns im Griechischen erhalten, in allen verwandten Sprachen aber abgefallen sei, hinweg, und mit ihr zugleich die Wahrscheinlichkeit der Ableitung des Wortes Zahn von essen. Dagegen liegt eine Zusammenstellung mit der Wurzel da nahe, welche im Griechischen und Sanskrit fast dieselbe Bedeutung hat, namentlich mit δαίνυμαι, essen, δαίς, Mahl, δαΐζω, δαίομαι, zerreißen, zerschneiden, zertheilen; und da diese Wurzel mit δάκνω, beißen, gleichfalls verwandt ist, so ist die Möglichkeit gegeben, die gleichbedeutenden Sanskritwörter daçana, dança, und besonders daṇṣtra (auch dâḍha s. B. R.), trotz ihrer sichtlichen Ableitung von danç, beißen, dennoch mit



danta und Zahn in Zusammenhang zu erhalten. NB. daṅṣtra, großer Zahn — Zackenzahn, da = dat in ṣoda — dâça, Franse. Vergl. viṣâṇa.

So führt z. B. garbha, Schoß, gremium, leicht auf die Etymologie graben, und somit auf die hiervon nicht trennbare Wurzel γράφω, ritzen, sowie die einfacheren χαρ, χρα von gleicher Bedeutung; allein (abgesehen von garbh, nehmen, empfangen, welches mit Unrecht zu garbha gezogen wird) drängen sich für dies Wort, welches auch das Innere, die Tiefe, verborgenes Gemach, bedeutet, Beziehungen zu gabhîra, gambhîra tief, gṛiha Haus, guh verbergen, Versteck, gahana tief, Tiefe, Versteck, Schlupfwinkel auf: diese aber werden mit Recht von Benfey zu einer Reihe von Stämmen gezogen, deren Grundbedeutung zugleich tauchen, eintauchen ist, und die Unentschiedenheit zwischen diesem und dem zuerst angegebenen Ursprung zieht durch eine Menge von verwandten, wiewohl zum Theil lautlich sehr abweichenden Wörtern [Bf. II. 66]. Der Begriff der Tiefe geht zwar an sich sehr leicht und erfahrungsmäßig auch sehr oft aus dem der tiefen Grube, des Gegrabenen hervor. [Vergl. ulb, vulva.]

Einen Gegensatz gegen die in Bezug auf Thiernamen, die mit Kunstthätigkeiten zusammenhängen, beobachtete Analogie bildet indessen die Spinne, bei welcher auch in der That eine kunstähnliche Wirksamkeit so in die Augen fallend, und zugleich so beständig und nothwendig mit der Erscheinung des Insectes selbst verknüpft ist, daß seine Benennung von dem Gewebe an sich freilich Niemanden Wunder nehmen wird.

Im Deutschen geht der Name vom Spinnen aus, obwohl die allgemein verbreitete Anschauung das Kunstprodukt des Thieres als ein Gewebe auffaßt. In den semitischen

Sprachen finden sich die Formen ánkabût, ákkubît, ákkabîsch, ánkab, und úkkâschatun. Besonders die letzteren, aber genauer betrachtet auch die übrigen, zeigen daß die Grundbedeutung des Namens das Flechten ist. Der Stamm ákascha wird im Arabischen theils geradezu von dem Weben der Spinne, theils aber auch von Verflechtung der Haare gebraucht; ákbascha heißt festbinden, áqassa das Haar flechten; ikâs der Strick. Unzweifelhaft verwandt ist mit diesen Stämmen das oben bei Gelegenheit der Wörter éqeb, Ferse, und áqrâb, Skorpion erwähnte áqada binden und flechten; aber auch Wurzeln, welche zu den angeführten nur in den beiden ersten Consonanten stimmen, z. B. ákafa die Haare flechten, ákala und áqala binden. Dabei haben manche dieser Wurzeln ganz specielle Bedeutungen mit einander gemein, so daß über ihren Zusammenhang um so weniger Zweifel obwalten kann: namentlich, wie schon oben gesagt, die Bindung der Füße, welcher Begriff sodann in den der Verwickelung, des Hindernisses übergeht, wie in impedire. Man vergleiche z. B. ákasa, ákala und áqala, den Vorderfuß des Kameeles binden, úqlatun das Beinstellen; taákascha, taákkata, ákila, ákida, schwierig, verwickelt sein und sogar schon im Hebräischen ékes Fußfessel. Wieviel an diesen speciellen Schattirungen des Grundbegriffes der Wurzeln nun in den Namen der Spinne eingegangen, ob sie etwa als ein Netz zur Verwickelung der Insekten flechtend aufgefaßt sei, ob selbst die Vorstellung der verwickelten Füße derselben oder gar der Spinne selbst der Sprache vorgeschwebt habe, ist schwer mit Bestimmtheit zu sagen, und bei der unendlichen Feinheit der Wortbildung, hinter welcher unbewußte Vorstellungen in ungezählter Menge

im Hintergrunde dunkel ruhen, zu entscheiden auch kaum gestattet. Hingegen steht nach den verglichenen Bedeutungen soviel fest, daß die Auffassung hier nicht die des Webens, oder auch Spinnens, sondern nur etwa die des Flechtens war; sowie denn auch waschûn das Gewebe der Spinne von vaschschâa Wolle wickeln, nahe verwandt mit vaschaga (Boch. III.) verflochten sein, von Aesten und Wurzeln, herkommt. Ebenso erklärt sich das russische pauk, Spinne, pauok kleine Spinne, pautina Spinnwebe, aus der Wurzel put in putatj verwirren, verwickeln, auch, ganz wie die angeführten arabischen Wörter, verworren reden, putanj verworrener Zwirn, puta Fesseln [πύκα?] In dem sanskritischen ûrnavâbhi, dessen erster Theil ûrna Wolle bedeutet, hat Aufrecht vâbhi auf weben zurückzuführen versucht; allein da die entsprechende Sanskritwurzel nur ve lautet, so liegt uns (wenn wir nicht dem Worte ûrnavâbhi wie dem griechischen κάστωρ Biber, ἀλεκτρυών Hahn einen ursprünglich mythologischen und auf Spinne bloß übertragenen Sinn zuschreiben dürfen) die Wurzel ubh, umbh, unabh, in der Rigvedasanhita fesseln, zur Vergleichung nahe, womit allein auch die andere Form ûrṇanâbhi stimmt. Uebrigens dürfen wir dem so sichtbar zusammengesetzten Worte, welches in den Brahmanas zuerst vorkommt, nicht eben ein sehr hohes Alter zuschreiben. — Merkwürdig ist, daß die Indogermanen kein gemeinsames Wort für Spinne haben, — denn aranea ist aus ἀράχνη nur entlehnt —: die Aufmerksamkeit auf die Kunstfertigkeit des Thieres scheint in die tiefere Urzeit nicht zurückzureichen. Auch findet sich die Spinne z. B. in φάλαγξ [= ἀράχνη?] davon unabhängig und bloß als Insect benannt, vielleicht der ältern Anschauung überhaupt gemäß.

III.

Hohes Alter der Webekunst. Ursprung des Begriffes derselben. Weben geht auf Flechten zurück. Pflanzen die vom Flechten benannt sind. Weide — Schilf, Binse — Flachs. Begriffe der Noth, Nothwendigkeit, Verwandtschaft — Nähen — Faden, Strick — Spinnen — Knüpfen. Welches das erste Geflecht gewesen? Uebergang aus Naturanschauung. Pflanzen und Haare. Haarflechte und Zopf. Wolle. (Weitere Verfolgung dieser Begriffsgruppe.) Knüpfen und Kneten. Bilden. Urgestalt des plastischen Kunsttriebes. Der Töpfer. Alter Dualismus des Handwerks. Hesiod über den Künstlerneid. Begriff der weichen Masse; Wasser und Erde. Chaos des Begriffs.

Um so weniger kann der Begriff des Webens von einem thierischen Vorbilde ausgegangen sein. Er trägt im Gegentheil alle Spuren hohen Alterthums an sich. Das Wort weben ist in dem griechischen ὑφ — dem Laute nach so treu als möglich vorhanden, und in der That gibt es keine nachweisbare Bildungsstufe indogermanischer Völker ohne diese Fertigkeit, deren frühe Kenntniß sich schon aus ihrer vielfachen mythologischen Anwendung ergibt. Wie bei den Griechen der Athene, so wird schon in den Vedahymnen dem Sonnengotte und besonders der Göttin Aramati, und außerdem den Priestern bildlich und mystisch öfters ein Weben zugeschrieben. So heißt es (2, 38, 4): Wieder einzog die Webende das Ausgespannte; mitten im Thun legte das Werk der Priester

nieder; empor neu (?) stieg, sonderte die Zeiten Aramati; der göttliche Savitri nahte. Und ähnlich (1, 115, 4):

Dies ist die Gottheit Surja's, dies die Größe:
Mitten im Thun zieht Ausgespanntes ein er.

Das Ausspannen (vi-tan) des Gewebes, von dem hier die Rede ist, gibt zugleich den Ausdruck für den gespannten Faden, den Aufzug, tantu, wozu nach Böhtlingk und Roth otu, von der Wurzel ve, weben, als Einschlag den Gegensatz bildet. Demnach würde dieses mit weben verwandte Wort eigentlich das Einschlagen der Fäden in den Aufzug bedeuten, welches gleichsam ein Umflechten desselben ist: und dies stimmt vortrefflich mit dem nachweisbaren Ursprunge des Wortes in den indogermanischen Sprachen überhaupt zusammen. Auch im Deutschen ist Wefel sowohl der Einschlag, als das Gewebe; ebenso im Englischen weft und woof. Im Gothischen ist bi-vaibjan umwinden, veipan umkränzen, faurvaipjan verbinden, verstopfen. Die mannigfaltigen Stämme mit anlautendem w, wie wickeln und winden, besonders aber das lateinische vieo, dessen Zusammenhang mit der einfachen Sanskritwurzel ve nicht zu verkennen ist, führen gleichfalls auf eine allgemeinere und einer so zusammengesetzten Kunstthätigkeit nicht ursprünglich geltende Grundbedeutung. Einige von diesen Stämmen ausgehende Benennungen zeigen zugleich, in welcherlei Gegenständen sich zunächst die Kunst des Flechtens eigentlich geübt haben mag, welche den in der Folge das Weben bezeichnenden Ausdrücken zum Grunde liegt. Vimen, seiner Form nach ganz deutlich ein Mittel zum Flechten bedeutend, wird von Zweigen der Sträucher und Bäume, sowohl in ihrem natürlichen Zustande und Wachsthum, als auch namentlich sofern sie zu allerlei

Flechtwerk verarbeitet sind oder als Stricke zum Binden dienen, gebraucht. Die hierbei vorgegangene Benennung eines Naturgegenstandes von seiner künstlichen Verwendung, dergleichen uns schon bei anderen Arten menschlicher Werke begegnet sind, ist auch auf diesem Gebiete so wenig vereinzelt, daß nicht nur in allen Sprachen Analogien zu finden sind, wie Gerte von gürten, in der Bedeutung binden, umflechten, woher Garten, ein umzäunter Ort, sondern daß auch eine Reihe specieller Pflanzennamen von der Anwendbarkeit der Pflanze zu solchen Zwecken ausgehen. Auch lautlich mit dem besprochenen Stamme zusammenhängend tritt uns hier zunächst die Weide entgegen: viminibus salices foecundae, sagt Virgil, und der uralte Gebrauch des Weidengeflechtes wird durch die Gemeinsamkeit des Baumnamens mit Slaven und Römern, in wetla, *ιτέα* (Pott 120) bezeugt. An diese Wörter schließen sich die Namen des weidenartigen Keuschlamms, vītex, *οἶσος*, *οἰσύα*; ein anderer griechischer Name ebenderselben Pflanze, *λύγος*, bedeutet zugleich jeden zum Flechten brauchbaren Zweig, also soviel als vimen, und hat das Zeitwort *λυγόω*, flechten, neben sich. Auch das hebräische árabah, Weidenbaum, darf wohl mit éreb, Einschlag, und entfernter mit dem arabischen araba, knüpfen, zusammengestellt werden. Viburnum, der Schlingbaum genannte Strauch, führt uns aufs Neue ganz deutlich auf die Wurzel vī zurück. Demnächst gibt es eine Menge Schilf- und Grasarten, welche die Sprache nur als Geflechte aufzufassen pflegt. Die Sanskritwörter vetra Schilf, veṇu Bambus, vetasa eine Schilfart, erinnern selbst dem Vokal nach an die Wurzel ve, wenn sie auch vielleicht mit vīra, Schilf, enger zu einer übrigens nahe verwandten Wurzel vṛi (var,

val) gehören. Schilf ist scirpus: dieses entspricht dem griechischen γρῖφος, welches Geflecht, Netz, Räthsel und auch Binse heißt. (Umgekehrt Benfey.) Σχοῖνος heißt Binse und Flechtwerk, auch das nicht aus Binsen geflochtene, z. B. ein geflochtener Strick. Ebenso hängt juncus mit jungo, Binse mit Binden zusammen; und die Pflanze, deren Fasern unter uns vorzugsweise eine Kunstverwendung zum Weben geblieben ist, der Flachs, hat ihren Namen vom Flechten oder Binden, wie Flechse, d. i. Band, deutlich zeigt.

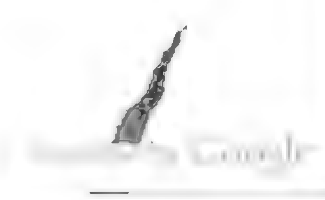
Necto ist das Knüpfen, z. B. eines Knotens; necessarius umfaßt wie ἀναγκαῖος die Begriffe der engen Verwandtschaft und der Nothwendigkeit, welche beide aus binden hervorgehen. Bande der Verwandtschaft ist ein Bild, ähnlich wie Bund und Verbindung, von der Vereinigung zusammengebundener Dinge ausgehend. Nothwendigkeit aber geht allmählich aus den Begriffen Fessel, Zwang hervor. Naudibandi bedeutet im Gothischen noch Fessel; ἀνάγκη vereinigt die Bedeutungen Fessel, Qual, Zwang, Nothwendigkeit; Noth ist Qual, Verlegenheit, Beschränkung, und, wie in nöthigen, auch Zwang: es scheint, daß Fesselung und die daraus entspringende Hemmung, der negative Zwang, der Grundbegriff der Nothwendigkeit gewesen, woraus der positive erst indirect als Verhinderung anders zu handeln hervorging; sowie die späteren Wörter Verbindlichkeit, verbunden etwas zu thun, nicht wohl anders zu erklären sind, als durch Bande abgehalten es zu unterlassen und so genöthigt es zu thun. Nothwendig selbst scheint aus nothbendig verderbt zu sein. Uebrigens ist ἀνάγκη eine Reduplication des mit dem lateinischen nec- identischen ἀγκ, und Noth gehört zu einem verwandten, gleichfalls die Befestigung bedeutenden Stamme, ebenso wie

Niet. Der Begriff flechten tritt in Netz stärker hervor. Das im Hebräischen für nähen gewöhnliche Wort tafar findet sich zuerst von dem Flechten des Feigenlaubes der ersten Menschen. Ebenso steht neben dem weitverbreiteten auch in Saum vorfindlichen indogermanischen Stamme siv, lateinisch suo, gothisch siujan, englisch sew (nähen), das indische sûtra, Faden, Schnur. Das arabisch-aramäische châta findet sich im hebräischen chuṭ als Faden, Seil und Strick vor.

Nicht anders ist es mit Stricken. Strick ist etwas Geflochtenes; das englische knit, das Stammwort des deutschen Knoten, heißt beides knüpfen und stricken.

Während das Spinnen im Deutschen als spannen gefaßt ist, so ist dagegen das lateinische und griechische neo, νέω nicht von nähen zu trennen. Auch bei diesem Begriff, wie bei dem des Webens, findet sich also die doppelte Auffassung, als spannen und flechten, welches letztere hier vom Zusammendrehen der Fäden zu verstehen ist. Daher geht auch der Begriff Faden von beiden Vorstellungen aus. Das oben besprochene sanskritische tantu nebst tantra, Faden, kommt von tan, spannen; ebenso wie tendo, τένων, die Sehne. Auf der anderen Seite aber kommt von νέω νῆμα der Faden, als das Gesponnene; so sagt Hesiod von der Spinne (..): νεῖ νήματα sie spinnt Fäden. Garn kommt von einem mit Gerte und Garten verwandten Stamme und bedeutet darum zugleich Netz als etwas Geflochtenes.

Knüpfen, binden, flechten also ist der Ursprung aller dieser zusammengesetzten Kunstübungen; einfache Geflechte von Pflanzenzweigen ihr erstes Product. Dieser Satz führt uns aufs Neue in eine uralte Vergangenheit: aber sind wir damit auch schon an unser eigentliches Ziel, an den Anfang des



Menschlichen gekommen? Gewiß nicht. Annähernd auf derselben Stufe finden wir die entsprechenden Werke der sogenannten Naturvölker noch heute; aber welch ein Gegensatz ist noch immer zwischen ihr und dem unbewußten zwecklosen Thun, welches wir bei bewußtlosem Handeln voraussetzen müßten! Und dennoch fügt sich nur ein solches in den Rahmen eines sprachlosen Zustandes, kann nur ein solches dem Entstehen aller Worte, die das Handeln zum Gegenstande haben, vorausgegangen sein, wenn anders ohne Worte Vernunft wirklich unmöglich ist. Ganz anders ist es mit den vorher behandelten Thätigkeiten des Schneidens, Grabens u. s. w., welche wesentlich auf ein Trennen des Stoffes hinauskommen. Diese Trennung geht ganz von selbst vor sich; unser bloßes Dasein verdrängt die uns umgebende Masse, jede Bewegung beseitigt je nach ihrer Gewaltsamkeit einen größeren oder geringeren Widerstand der Materie und bewirkt demnach mit unserem Willen wie ohne denselben eine fortwährende Zertheilung; ein Schritt auf weichem Grunde, das Durchwaten des Wassers, das Brechen einer Baumfrucht, das Zerbeißen der Nahrung, ein unwillkürlicher oder instinctiver Stoß und Hieb, bringen derartige Wirkungen zu unzähligen Malen anschaulich genug hervor, ohne bei dem bewirkenden Wesen den mindesten Vorrang selbst vor einem Thiere nothwendig zu machen. Das Binden oder Flechten hingegen ist an sich schon eine Kunstthätigkeit: ist diese nun etwa dem Menschen ureigen, ein menschlicher Thiertrieb, wie das Bauen so mancher Gattung, wie der Nestbau der Vögel?

Es ist schwer zu sagen, welches denn eigentlich der Gegenstand eines solchen menschlichen Kunsttriebes gewesen sein möchte. Vielleicht Kleidung? Alsdann müßte diese selbst dem Men-

schen naturnothwendig, und das Bedürfniß nach ihr ein ewiger Naturtrieb sein. Dies ist an sich wenig wahrscheinlich, und die Sprache lehrt uns eine ganz andere Anwendung des Flechtens kennen, welche wir wohl als die überhaupt älteste anerkennen müssen, wenn wir den Grundsatz nicht verlassen wollen, daß der Ursprung eines Begriffes da zu suchen ist, wo er sich in einen allgemeineren verliert und gewissermaßen fortsetzt. Es findet sich nämlich durch die meisten Stämme dieser Bedeutung neben der Beziehung auf Pflanzengeflechte eine kaum minder ursprüngliche auf das Haar, zu welchem dieselben in Verbindung und Ableitung eine deutliche Wahlverwandtschaft zeigen. So heißt das geflochtene Haar vorzugsweise die Flechte, und im Griechischen ist es mit πλόκαμος ebenso. Nun ist freilich das Flechten der Haare, bei den Griechen bekanntlich noch in der homerischen Zeit Sitte, nicht im äußersten Sinne uralt; es scheint älter als das Kräuseln und Locken, aber jünger als das Aufbinden der Haare zu einem Knoten auf dem Scheitel zu sein, welches wohl die älteste Art war, sich der Fülle des Haarwuchses vor Erfindung des Scherens zu erwehren. Es ist z. B. bemerkenswerth, daß der Begriff Zopf nicht vom Flechten hergenommen ist, sondern nur das spitz Emporragende bedeutet; man vergleiche Zapfen, Zipfel, und das englische top, und ferner κόρυμβος, κρωβύλος. Allein die Bedeutung Haarflechten geht auch nicht eigentlich direct aus dem Begriffe der künstlichen Haarordnung hervor, sondern im Gegentheil aus dem wilden Zustande des Verwirrten, in einander Verwickelten, Zottigen; und wie die Anschauung des Flechtens von hier aus auf die künstliche Verknüpfung von Haaren, sowohl des eigenen Körpers als auch thierischer, z. B. der

Wolle, übergegangen ist, so hat sie auch in ihrer zweiten Richtung auf Pflanzengeflechte ein ebenso natürliches Vorbild in der Verwickelung der Zweige dichtbelaubter Bäume, welcher Begriff sich denn auch wirklich in den fraglichen Wurzeln in der Regel ebenfalls findet, um sodann in den allgemeineren wirren zurückzutreten, dessen Verwandtschaft mit Wörtern des Webens und Wirkens sich im Laute häufig genug aufdrängt. Die bisher angeführten Stämme sind für diesen Entwickelungsgang ebensoviele Belege. Unter den mehrfach erwähnten semitischen Stämmen mit ák, áq, finden sich die zum Theil schon angeführten áqassa, das Haar flechten, neben áqissa, gewunden sein, vom Horne; áqaṭa und qaáṭa das Haupt umwinden [áqascha und qaassa ein Holz krümmen] ákischa verwirrt sein, vom Haare, auch zusammengeschrumpft, und in übertragener Bedeutung verwickelt, schwierig sein; ákafa die Haare flechten, neben ákifun kraus, vom Haar; ákâ die Haare in einen Knoten binden. Andererseits ist vaschaġa verwickelt sein, von Wurzeln, Zweigen, und übertragenerweise von Verwandtschaft, vaschcháa Wolle auf einen Knäuel wickeln. — Schabakatun, schibâkun, schubbakun, hebräisch sebâkah ist Netz und Gitter, von schabaka flechten. Das hebräische sebak wird von verflochtenen Wurzeln, dichtverwachsenen Dornhecken und dem Dickicht des Waldes gebraucht. Das hebräische ábot heißt als Substantiv Strick, als Adjectiv dichtbezweigt, insbesondere von der Weide [NB. viḍz Wald, Baum, Holz]. Die Sanskritwurzel, die wir in der Bedeutung weben und flechten mit Wahrscheinlichkeit als den Indogermanen schon gemeinsam angehörig erkannt haben, oder die davon untrennbare var, wovon die Ableitung veṇu Schilf erwähnt worden ist, bildet außerdem auch veṇi Haar-

knoten; von var kommen aber ferner urvarâ, welches von Böhtlingk und Roth erklärt wird: verworrene Masse von Fasern, Wolle u. dgl., scherzhaft von krausem Haarwuchs, und urvarî Werg. Ûrṇa Wolle, ein unter Wechsel zwischen r und l durch die ganze indogermanische Sprachfamilie verbreitetes Wort, ist gleichfalls eine Ableitung eben dieser Wurzel. Das lateinische villus Flocke, Zotte, das griechische *οὖλος* kraus, zottig, stehen in Begriff und Laut sehr nahe. Die Wolle ist demnach als eine Flocke verworrenen Thierhaares, als ein natürliches Werg gefaßt, welches zu einem Flechtwerk aus ebensolchem Thierhaare Vorbildlichkeit genug besaß, um den Begriff auf dieses Kunstprodukt ebenso hinüberzuleiten, wie er von der Anschauung des Reißens auf das Schneiden, des Scharrens auf das Graben und so fort übergegangen war. Die innige Verbindung, welche zwischen den Begriffen Haar und Flechtwerk stattfindet, zeigt sich auch an der merkwürdigen Vereinigung beider in dem Worte Flachs, welches doch selbst nicht eigentlich, wie Wolle, als wirkliches Haar gedacht sein konnte. Es findet sich nämlich Flachs auch für Haar, und umgekehrt im Dänischen haar für Flachs. Der letztere Gebrauch ist bloße Uebertragung: denn Haar kommt schwerlich von einer Wurzel mit dem Begriffe des Flechtens, sondern ist nebst crinis mit Horn, Hirn, dem griechischen *κάρα*, Haupt, *κρανίον* Schädel, *κορυφή* Scheitel und Berggipfel, *κόρυς* Helm, *κόρυμβος* Gipfel, Spitze und Schopf, und den Sanskritwörtern çiras Haupt, çringa Horn verwandt. Eine ähnliche Uebertragung hat sich noch auf dem Gebiete der modernen Sprachen in dem Worte Seide ereignet. Dieser Stoffname kommt bekanntlich von seta Borste, starkes Haar, Roßhaar und lautete vollständig seta serica Seiden-

haar d. i. Seidenfaden, sowie auch Saite aus eben diesem seta in der Bedeutung Band oder Sehne gebildet ist. Daß der Name vom Rohstoff ausgeht, ist natürlich genug; ebenso ist es mit dem griechischen μέταξα, welches, falls es nicht entlehnt ist, mit μίτος, Faden und Saite, zusammengehört. Auch die Benennung des leinenen Stoffes geht von dem Leinfaden aus: λίνον ist Schnur, Netz und Flachspflanze, welche Begriffe im Deutschen auf Leine und Lein vertheilt sind; Leinwand ist das Lein-Gewinde, d. i. Gewebe. [NB. vgl. feax, πέκω.]

Ohne Zweifel dürfen wir bei der zweiten Richtung der Begriffsgruppe einen ganz gleichen Vorgang annehmen, wie derjenige war, welcher von der Verwirrung des Haares auf Thierhaargewebe hinüberführte. Die Anschauung dicht ineinander verflochtener Zweige und in üppiger Verwickelung wachsenden Schilfes ging allmählich und in gleichem Schritte mit der in dem Culturleben des Menschen vorgehenden Verwandlung auf das Kunstproduct der ersten rohgeflochtenen Matte, des vielleicht zuerst am Baume selbst mit Benutzung der natürlichen Verschlingung seiner Aeste zum Obdach verarbeiteten Zweiggeflechtes über. Es ist also auch hier nicht die Kunstthätigkeit oder der Kunstgegenstand, welcher im Worte seinen ursprünglichen Ausdruck findet, sondern das Wort begleitet nur die natürliche Thätigkeit des Menschen in einer secundären Zeitepoche, wo durch Anstöße, die erst nach seiner Entstehung wirksam wurden, diese Thätigkeit eine ganz andere Gestalt annahm. Die einfache der vernunftlosen und allgemeinthierischen wenigstens genäherte Bewegung, auf welche der Begriff flechten uns zurückverweist, ist die des Verwickelns, Ineinanderwirrens.

Der Zusammenhang zwischen wirken und wirren, wovon das erstere nur eine Weiterbildung ist, die sowohl flechten als kneten bedeutet, in welcher Beziehung auch an das Verhältniß von kneten und Knoten erinnert werden kann — sowie zwischen weben in der Bedeutung des Wirkens und in der des Hinundherwogens, ist augenfällig. Verwickelung von Haaren und Zweigen bildet den Uebergang zwischen beiden Begriffen, die ursprünglichere Anschauung aber ist unzweifelhaft allgemeiner und zugleich genetischer. Nichts was in der Natur verwirrt vorhanden ist, sondern die Thätigkeit, die einen solchen Zustand hervorrief, mußte der Sprache zunächst entgegentreten, und eine solche mag wohl von etwas abweichender Art und z. B. dem Durcheinanderrühren einer weichen Masse näher verwandt gewesen sein. Wir werden hier auf die zahllos neben weben, wirren, wickeln aufgeschossenen Begriffe des Wallens, Wogens und Bewegens geführt, deren ganzes Verständniß sich in der Folge bei Betrachtung der merkwürdigen wurzelhaften Verbindung ergeben wird, welche zwischen den Vorstellungen des Stoßes und der drehenden Bewegung innerhalb der Sprache überhaupt stattfindet. Für die augenblicklich hier verfolgte Bahn der Begriffsbildung muß übrigens noch ein drittes Element berücksichtigt werden, nämlich der Begriff zusammendrücken, und man wird schwerlich irren, wenn man das Bild einer unter Stoß und Drehung zusammengedrückten zähen Masse als den Keim auffaßt, woraus auf der einen Seite der Begriff des Knetens, auf der anderen der des Knüpfens gesondert hervorgegangen ist.

Auf diese Weise lernen wir denn auch, um in dem Gange unserer Betrachtung nunmehr einen weiteren Schritt

zu thun, zwischen den eben ins Auge gefaßten Fertigkeiten und der plastischen Kunst einen Zusammenhang ursprünglicher Auffassung erkennen, welcher uns um so aufklärender entgegenkommen muß, als beiderlei Künste den gleichen Gegensatz gegen alles Thierische wegen der scheinbaren Nothwendigkeit berechneten Wollens, zum Unterschiede von der möglicherweise unwillkürlichen bloßen Trennung des Stoffes, mit einander theilen. Das Bilden, die Plastik, in dem Sinne, in dem wir hier sprechen, beginnt nicht erst mit der nachahmenden künstlerischgesinnten Darstellung; die bildende Kunst hat nach ihren beiden Seiten, als Bildhauerei fester und als Formung weicher Stoffe, ihre Vorstufe in einer noch ungesonderten Einheit von Kunst und Handwerk. Ein ganz allgemeines Wort für die erstere Seite haben wir bereits in **τέκτων** kennen gelernt. Es bezeichnet den Bearbeiter fester Stoffe in den mannigfaltigsten Verzweigungen, z. B. auch den Schmied, den Hornarbeiter; geht aber deutlich nachweisbar von dem Begriff Zimmerer aus und bezieht sich also ursprünglich einerseits auf Holzarbeit, die älteste dieser Art unter den Menschen überhaupt, andererseits auf praktische und nicht eben streng künstlerische Absicht. Von den sieben Stellen der Ilias zeigen vier die Bedeutung Schiffsbaumeister, zwei Baumeister; ebenso bedeutet das Wort in der Odyssee, wo es fünfmal vorkommt, zweimal den Schiffsbaumeister, einmal den Baumeister, einmal heißt es mit erklärendem Zusatz: zum Mahle werde eingeladen der Seher, oder der Arzt, oder der Zimmerer des Holzes — *τέκτονα δούρων* — oder der göttliche Sänger. Vom Schiffbau wird ferner in der Ilias das abgeleitete **τεκταίνομαι**, zimmern, in der Odyssee das abstracte Hauptwort **τεκτοσυνάων** gebraucht. Dabei wird das Fällen der

Bäume zum Schiffbau, das Behauen und Glätten (Schaben) des Holzes zu baulichen Zwecken ausdrücklich als Thätigkeit dieser Arbeiter erwähnt (Il. *N* 390, *Π* 483, *O* 411, Od. *P* 340, *Φ* 43). Zu gleicher Zeit aber nennt die Odyssee den Künstler *τέκτων*, der einen gedrechselten Stuhl aus Elfenbein und Silber gefertigt hat, und die Ilias sagt von Hörnern, die zu einem Bogen verarbeitet wurden (*Δ* 110):

Καὶ τὰ μὲν ἀσκήσας κεραοξόος ἤραρε τέκτων,
Πᾶν δ' εὖ λειήνας χρυσέην ἐπέθηκε κορώνην:

Der hornschabende Künstler hatte sie bearbeitend zubereitet, und nachdem er das Ganze wohl geglättet, einen goldenen Ring daran gesetzt; wobei zu bemerken ist, daß auch hier in drei Ausdrücken — (denn auch *ἀσκέω* hat, wie oben gesagt, diese Grundbedeutung) — das Schaben oder Glätten als Hauptarbeit hervorgehoben wird. So wie an den zuletzt angeführten Stellen ein Uebergang des Wortes von der Holzarbeit zu einer anderen zu ersehen ist, so findet für das erwähnte Zeitwort *τεκταίνομαι* noch eine Uebertragung auf geistige Gebiete in der Stelle der Ilias *K* 19 statt, wo das Zustandebringen eines klugen Planes zimmern genannt wird [teṣtr].

Das biblische chârâsch ist von dem Arbeiter in Holz, Stein und Metall, und zwar ohne Unterschied, ob dasselbe geschmiedet oder gegossen wird, gebraucht; der Zusatz Holz, Stein, Eisen, Erz, sowie mannigfache Schilderungen der umfassenden Thätigkeit, die unter diesem Wort verstanden war, lassen dasselbe als einen Ausdruck von der größten Allgemeinheit erscheinen. Doch deutet der Gebrauch des Zeitwortes chârasch, welches pflügen, und einmal auch in Stein graben

heißt, auf einen Ursprung zunächst aus graben, welcher Begriff sich aber sodann, wie aus chêrêsch taub, hecherîsch schweigen d. i. verstummen, hervorgeht, welche nämlich aus verstümmeln zu erklären sind, an einen noch allgemeineren, der mit kârat übereinkommt, anschließt.

Solchen Worten nun, die von der Seite des Hauens oder Schnitzens aus zu einer Vertretung der in festen Stoffen darstellenden Kunst überhaupt, und damit auch der Bildhauerkunst, gelangt sind, stehen andere gegenüber, in welchen die bildende Kunst als ein Formen aufgefaßt ist; und zwar haben, so wie jene aller Wahrscheinlichkeit nach das Holz, so diese Erde oder Thon zum stofflichen Objecte, und zeigen als eine andere geschichtliche Vorstufe des Bildhauers den Töpfer.

Während Sculptur einen von Bearbeitung des Steines mit dem Meißel ausgehenden, dabei aber in Nebenformen auch auf Holzschnitzerei und selbst die allgemeinsten dahin einschlagenden Thätigkeiten zurückführenden Stamm aufweist, vertritt die in Plastik enthaltene Wurzel diese zweite Richtung, wie die reinste Form derselben in *ἰπνοπλάθης*, Ofenbildner, Töpfer am Deutlichsten zeigt. Das dem griechischen *πλάσσω* entsprechende lateinische fingo wird zunächst von irdenen Geräthen, Töpferwaaren gebraucht; wenn uns erzählt wird (Hes. Op. 70), Hephästos habe Pandora aus Erde gebildet — *ἐκ γαίης πλάσσε* — so erinnert dies lebhaft an das biblische Bilden des Menschen aus Erde, was durch das Zeitwort jaṣar ausgedrückt ist, die Wurzel für die so häufige Bezeichnung des Töpfers, joṣer. Es sind also auch nicht zufällig aufgegriffene Beispiele, mit denen Hesiod den Künstlerneid in den Worten schildert, daß „der Töpfer dem Töpfer grolle, der Zimmerer dem Zimmerer“ —

Καὶ κεραμεῖ κεραμεὺς κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων —, sondern er faßt mit diesen beiden Ausdrücken die beiden Richtungen der Kunst überhaupt zusammen, wie sie in der alterthümlichen Gesellschaft geschieden nebeneinander standen. Wie sehr aber in der Sprache das Gestalten im Allgemeinen an die Vorstellung der Thonarbeit geknüpft ist, sehen wir leicht an Benennungen des Begriffes Gestalt wie figura, welches ganz sichtlich mit fingo und mit figulus Töpfer zusammenhängt; für forma scheint formaceus, thönern dasselbe zu beweisen; *μορφή*, Gestalt erklärt sich aus *μάρπτω* fassen, packen, wenn man die zahlreichen verwandten Stämme mit der Bedeutung eine weiche Masse kneten vergleicht.

Das hebräische jeṣer lehrt gleichfalls auf eine sehr deutliche Weise den Uebergang des Begriffs Töpferwerk in den der Gestalt. „Kann der Töpfer (hajjoṣer) dem Thone gleichgeachtet werden", heißt es im Jesaia (29, 16), „daß das Geschöpf von seinem Schöpfer (eigentlich: das Gemachte von seinem Macher) sagen könnte, er hat mich nicht gemacht, und das Gebildete (jeṣer) von seinem Bildner (joṣer) sagte, er hat es nicht verstanden?" Etwas weiter rückwärts verfolgt zeigt die in Rede stehende hebräische Wurzel einen weit verzweigten Zusammenhang mit Begriffen des Fassens, Drückens, und sogar mittelbar des Bindens; und wir sehen daher in ihr aufs Neue die Anschauung zusammengedrückter Materie als die Keimvorstellung erscheinen, die sich, je nachdem der Stoff zu einer einzigen Masse formbar, oder nur der Verschlingung zu einem Conglomerat fähig ist, in die Begriffe einestheils knüpfen und flechten, anderntheils kneten und, wie wir jetzt hinzufügen müssen, auch plastisch bilden sonderten. Ṣarar, arabisch ḍarra, ist mit den Händen zusammendrücken,

fassen, binden, verbinden, drängen: von der Bedeutung verbinden kommt das Wort ṣarah, arabisch ḍarratun, welches eine Mitfrau, eine Frau im Verhältniß zu einer anderen desselben Mannes bezeichnet; von der Bedeutung drängen das gleichlautende ṣarah, Noth, Drangsal, sowie ṣar der Feind. Der Begriff zusammenbinden tritt z. B. in ṣeror Bündel und in der Redensart ṣerurah biṣeror, in ein Bündel gebunden, hervor. Die Wurzel scharar scheint von ṣarar eine bloße Nebenform zu sein: in der Bedeutung Feind steht schorer neben ṣorer; mit dem Begriffe binden hat sich scherot Ketten, scharscheret, schalschelet mit derselben Bedeutung und schor Nabel (eigentlich Nabelschnur) entwickelt. Nahe verwandte Wurzeln, gleichsam zwischen jaṣar und den soeben angeführten vermittelnd, sind die mit einem Kehllaut vermehrten wie âṣar drängen, hemmen, verschließen; aṣar häufen, wovon oṣar Schatz; asar binden, fesseln, auch verbieten; azar gürten; qaschar knüpfen, binden. Wenn der Zusammenhang der zuletzt angeführten Wurzeln, welche s und sch zum mittelsten Stammconsonanten haben, mit denen, wo dieser Consonant dem t näher steht, bezweifelt werden könnte, so zeigt die chaldäische Form qaṭar die mit dem hebräischen qaschar unläugbar zusammenfällt, den Uebergang deutlich; und so steht denn gewiß nichts im Wege, auch die Wurzel âṭar umzingeln und mit einem Kranz umflechten, woher âṭarah Kranz, Krone, und das gleichbedeutende katar keter sowie das im Anlaute der Wurzel, von der wir ausgegangen sind, noch näherstehende jeter, arabisch vatarun Strick, Sehne hieran zu reihen. Ferner gehören hierher: gadar umzäunen und ummauern, gader Wand; das arabische ḥassara drängen, umzingeln, woher ḥissârun Um-

zäunung, ummauerter Platz und hassîrun Kerker, aber auch zugleich Binsengeflecht. Da der Hof als ein umzäunter Ort genannt zu werden pflegt, so ist die Identität der erwähnten arabischen Wörter mit dem hebräischen chaṣer, Hof, leicht begreiflich; auch das aramäische àzarah bedarf keiner weiteren Erklärung. In dem aramäischen chazar umwandeln, umlaufen, sich wenden, umkehren kommt dasselbe Element, das wir auch in den indogermanischen Wurzeln mit in die Bedeutung des Flechtens eingehen gesehen haben, nämlich biegen neben drängen wieder zum Vorschein.

Die soeben verglichenen Stämme sind, wie ich glaube, genügend, um die Vereinigung der Begriffsgruppen flechten und bilden in der vorliegenden semitischen Wurzel darzuthun. Die speciell zu der letzten Vorstellung führende Uranschauung, die ein aller künstlerischen Absicht baares thierisches Wühlen in halbnassen Stoffen gewesen sein muß, findet sich noch in dem arabischen, so genau als möglich mit der hebräischen Form zusammentreffenden važira: das Substantiv važarun und das Adjectiv važirun bedeuten eine fettige Masse, und mit einer solchen beschmiert; das Zeitwort heißt: mit dieser Masse beschmiert sein. Das griechische πλάσσω hat dieselbe Bedeutung in den Zusammensetzungen ἐμπλάσσω, καταπλάσσω bestreichen, beschmieren, und ist wohl auf den einfacheren Stamm pal zurückzuführen, der auch in παλάσσω beschmieren, πηλός Schlamm, Lehm, Thon, palus Sumpf und anderen, und in einer ähnlichen Erweiterung in πλαδάω, naß oder morsch sein, auftritt. Diese Anschauung der weichen Masse und des Wühlens in derselben ist in allen Sprachen eine der häufigsten, in tausend Gestalten wiederkehrend, und in einem ganz vorzüglichen Sinne uralt. Eine große Menge

von Stoffen, vom Kothe bis zum Weine, schöpfen ihre Begriffe aus ihr: ja sogar Wasser hat sich erst aus der Mitte dieser trüben Mischungen zum Sonderbegriffe reiner Flüssigkeit erhoben, während sich zugleich nach der anderen Seite hin auch die Vorstellung fester Massen, selbst der Erde, wenigstens soweit sie als Stoff betrachtet wird, von demselben Mittelpunkte aus absonderte. In welche Tiefen führt uns eine solche Mischvorstellung zurück, welche Begriffen wie Wasser und Erde noch vorausgegangen sein muß, und an deren Stelle, gleichsam als ein Chaos . . . .
. . . .
hinter sich zurückläßt!

In diese Tiefen einzudringen ist noch nicht Aufgabe der gegenwärtigen Untersuchung: folgen wir vielmehr, um die in der Sprache sichtbare Umwälzung des menschlichen Lebens zu ermitteln, und was in ihr dieser Umwälzung zugeschrieben werden kann, als die Außenseite ihrer Entwickelung, von ihrem Kerne abzustreifen, der bisher eingeschlagenen Bahn!

IV.

Malen. Goethe über den Naturtrieb des Färbens. Welches die erste Verwendung der Farbe gewesen sei? Zusammenhang zwischen Malerei und Schrift. Schrift eine instinctive Schöpfung. Hieroglyphe. Ob es jemals eigentliche Bilderschrift gegeben? Malerei geht eher aus der Schrift hervor als umgekehrt. [Die Anaglyphen der Aegypter nach Champollion. Aehnliches bei den Mexikanern. Warum die Götter der Aegypter Schriftzeichen hießen?] — Analoge Entwickelung der Worte malen und schreiben. Höheres Alter des letzteren Begriffes. Der Begriff schreiben führt auf graben zurück, warum? Frage nach dem ersten Schreibstoff. Buch, Buchstabe. Welches der erste Gegenstand der Schrift gewesen? Monumentale Anwendung. In Felsen geritzte Schrift der Indianer — und Imoscharh; — nicht primitiv. Ursprünglich religiöser Charakter der Schrift. Ihre Heiligkeit bei Aegyptern und Chinesen. Zeichen, zeichnen. Der menschliche Körper ältestes Schreibmaterial. Verbindung der Begriffe schreiben und die Haut ritzen — bei den Griechen und Semiten. Tättowirung bei den oceanischen Völkern auf Schrift übertragen. Große Verbreitung jener Sitte im Alterthum: bei Thraziern — Armeniern — wilden Völkern auf ägyptischen Darstellungen. Brandmarkung ursprünglich Tättowirung; ihr Gebrauch zu diesem Zwecke bei Persern, Griechen, Chinesen. Acupunctur eine chinesische Erfindung, vielleicht ebenso entstanden. Pferdezeichen. Zeichenalphabet der Kaukasier zu diesem Zwecke. Die Erzählung Herodot's von Histiäus. Die Tättowirung ist theils Malerei, theils bloßes Lineament. Grabdenkmäler der Maori nach Hochstetter. Vermuthlicher Rest eines Tättowirungszeichens im Alphabet. Heiligkeit desselben, wie des Tättowirens überhaupt. Verwandte Entwickelungen in der Gangsprache und dem Barmanischen. Uebergang vom Tättowiren zu symbolischen Bildern. Totem (NB. rothe Hand). Beschriebene Blätter der Maori. Europäische Analogien. Tättowirung bei Soldaten und Matrosen.

An die zu einer idealen Entfaltung der Gestaltendarstellung bestimmte Plastik reiht sich die Malerei nicht bloß durch Verwandtschaft ihres endlichen Zieles und ihrer Wirkung

auf die Seele im Zustande ihrer Vollendung, sondern auch in Hinsicht ihrer Anfänge werden wir durch die Worte aufs Neue zu der eben genannten Gruppe von Vorstellungen, als deren früheste Vertretung wir die des Wühlens im Schlamme angesehen haben, hier mit der Nebenbedeutung des Färbens, die sich aber aus besudeln entwickelt, zurückgeführt. Richtig sagt Goethe: „Jedes Beflecken ist eine Art von Färben, und die augenblickliche Mittheilung konnte jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte .... Das Mischen, Sudeln und Manschen ist dem Menschen angeboren.“ (Farbenlehre; zur Geschichte der Urzeit).

Das Wort malen selbst dient als Beleg für diesen vom subjectiven Standpunkte unserer Aesthetik niedrigen, von dem der wahren Weltbetrachtung aber nur um so mehr entwickelungsgemäßen, vernunftfreien und bewußtlos naturmechanischen ersten Ursprung dieser Kunst. Das sanskritische mala, Schmutz, das griechische μολύνειν, beschmieren, ferner μέλας, schwarz, welches z. B. die Vergleichung eben dieses deutschen schwarz mit sordidus als hierhergehörig kenntlich macht; in zweiter Linie aber auch μορύσσω, besudeln, Moor, Morast, Meer (welches Wort sich zu Moor verhält etwa wie πέλαγος zu palus, und zu μορύσσω wie πέλαγος zu πηλός und παλάσσω, beschmieren) sind für jenes schon aufklärend: die Verbindung und der keine Grenzlinie zulassende Uebergang zwischen den Begriffen reiben und schmieren, wie er sich in den Stämmen mr, ml und anderen bei Gelegenheit des ersten dieser beiden Begriffe besprochenen darstellt, zeigt uns wieder den ganz unermeßlichen Hintergrund unglaublich verzweigter Anschauungswurzeln, welche mit allen aus ihnen entsprungenen concreten Begriffsbildern zu entwickeln und

bis zu jedem einzelnen Ausläufer geschichtlich zu verfolgen uns erst in der Folge möglich und nothwendig werden wird. Der Begriff Farbe tritt ebenso aus dem des aufgetragenen Farbestoffes, und zwar zuerst und eigentlich des Schmutzes, hervor: man vergleiche nur color Farbe mit squalor Schmutz; oder die ebenso gegeneinander über stehenden ἄνθος und ὄνθος. Das semitische ṣebá, ssibg Farbe kommt von einer Wurzel, welche im Arabischen außer färben auch tauchen, nämlich die Hand in Wasser, und im Chaldäischen benetzen, vom Thau bedeutet; aber außerdem in verwandten Wurzeln ihre Vervollständigung findet, wie ṭabá (Hebräisch) einsinken, z. B. in Koth, in das Meer, ṭabiá (arabisch) schmutzig sein, ṭabal (hebräisch) tauchen, ṭame (ebenso) schmutzig, besonders in übertragener Bedeutung: befleckt; arabisch ṭamiga mit specieller Beziehung auf die Augen; ṭuach (hebräisch, für ṭavach) bestreichen, tünchen; und wohl auch sabiá satt, eigentlich getränkt, durchnäßt sein.

Da uns aber eine bloße Hindeutung auf das Letzte und Aeußerste, wie bei den früher behandelten Fertigkeiten, so auch hier nicht genügen kann, sondern das Wie des Werdens aus Jenem gesucht werden muß, so entsteht die Frage, was wohl die Menschen zu absichtlicher Verwendung der Farbe veranlaßt haben mag? und so nahe es liegt zu denken, daß ein Wohlgefallen an derselben besonders in ihrer grellen Erscheinung, sobald nur einmal ein geeigneter Stoff gefunden war, Ursache genug gewesen sei, so hat die Sache doch noch eine tiefere Seite, indem die Zeichnung von Gestalten, welches eine uralte Uebung der Völker ist, zugleich ihre Erklärung fordert: ja diese Frage tritt durch einen ganz besonderen Umstand noch in eine unvergleichlich höhere Stellung ein.

Es knüpft sich nämlich unmittelbar an sie die über den Ursprung der Schrift; ein Problem, dem an Interesse und Wichtigkeit in der menschlichen Geschichte nur das den Ursprung der Sprache selbst betreffende überlegen ist.

Den Zusammenhang zwischen Malerei und Schrift zeigt außer dem griechischen γράφω, welches diese Begriffe stets in sich vereinigt erhielt, das deutsche malen selbst, welches zuerst, nämlich im gothischen meljan, schreiben bedeutet. Auch das slavische pisatj ist schreiben und malen; es gehört zu pingo, malen, ποικίλος bunt, und den bekannten damit verwandten Sanskritwörtern.

Die Entstehung der Schrift ist insofern eine ganz geschichtliche Erscheinung, als es noch innerhalb der Geschichte, nämlich sogar bis auf diesen Tag, Völker gibt die ihrer entbehren; dennoch ist sie eine dem Menschen, ich möchte sagen, halb organische Kunst, wie die Sprache eine wirklich organische. Der höchste Verstand kann ein Kunstwerk wie dieses nicht überbieten; mögen wir die chinesische Schrift mit ihren auf viele Tausende sich belaufenden Zusammensetzungen von Laut- und Begriffsbildern, die sich ein selbstständiges Dasein neben, ja über der Sprache erschaffen haben, mögen wir die Buchstabenschrift betrachten, die unseren Sprachen die feinsten Elemente abgelauscht hat, und ihre ungeheure Fülle mit so erstaunlich wenigen Mitteln wiedergibt, daß nur die Natur selbst in ihrer verschwenderischen Sparsamkeit, in ihrer Vervielfältigung des Wenigsten zum unendlich Mannigfaltigen ihr gleichkommt: überall drängt sich uns ein Erstaunen über eine innewohnende Weisheit, über eine Zweckmäßigkeit auf, deren wir um so gewisser sind, als wir über den Zweck, nämlich sichtbaren Ausdruck der Sprache, diesmal keinen

Zweifel hegen können. Hat ein Mensch, hat ein Volk sich dies an sich schon bewunderswerthe Ziel gesetzt, und es mit Mitteln, die vielleicht noch bewundernswerther sind, wirklich erreicht? Der Gedanke sträubt sich gegen eine solche Voraussetzung, und wir werden geneigter sein den Sagen der Völker Glauben zu schenken, denen die Schrift als eine göttliche Offenbarung gilt.

Wie wenig Reflexion über die Sprache ist ohne die Schrift möglich oder wirklich gewesen! Und doch sollte die reflectirende Betrachtung der Sprache vor der Schrift im Stande gewesen sein, diese selbst zu erfinden, das heißt, mit größter Umsicht alles Dessen was in der Sprache der Darstellung bedürftig, die letzten Bestandtheile ausfindig zu machen, die zu dieser Darstellung genügen? Es ist mit der Schrift wie mit der Sprache selbst. Wenn die Sprache Erfindung wäre, so müßte die Weisheit der Menschen vor Erfindung der Sprache unendlich größer gewesen sein als gegenwärtig, da sie hingereicht haben würde, die Dinge ohne Sprache zu erkennen, und das was uns gegenwärtig als Hülfsmittel des Denkens dient, ohne das Hülfsmittel sogar zu erfinden. Und wie die Sprache für ihrer unfähige Menschen keine erkennbaren Zwecke hätte und nicht Bedürfniß wäre, ebensowenig die Schrift. Ist diese also, mit allem in ihr liegenden Verstande, selbst nicht ein Werk des Verstandes, so müssen wir in ihr eine zweite instinctive Schöpfung des menschlichen Geistes, ein die höchste Vernunft in sich tragendes Product vernunftloser Entwicklung erkennen, weil es nach der Entstehung der Vernunft zu Stande kam. Der letzte Schritt dieses merkwürdigen Vorganges ist in einem wichtigeren Falle wenigstens noch einigermaßen historisch. Das Hervortreten

der semitischen Buchstabenschrift, aus welcher unmittelbar das griechische, mittelbar die italischen und ohne Zweifel auch das Runenalphabet entlehnt sind, aus der Bilderschrift, ist soviel Thatsächliches auch in der Mitte zu erforschen noch übrig bleibt, doch im Allgemeinen gewiß. Das für die Menschheit so wichtig gewordene Alphabet der Semiten unterscheidet sich in einem, freilich höchst bedeutsamen Punkte von der jüngsten Stufe der ägyptischen Hieroglyphik. Die Hieroglyphe in ihrer am Meisten der Buchstabenschrift angenäherten Anwendung stellt den Laut eines Consonanten durch ein Zeichen dar, das ursprünglich als das Bild eines Gegenstandes diente, dessen Name mit dem Consonanten beginnt: z. B. . . . .
Ebenso das Alphabet: es drückt z. B. den Consonanten r durch ein ursprünglich den Kopf darstellendes Zeichen aus, weil das Wort resch, Kopf, mit diesem Consonanten beginnt. Allein der große Unterschied ist, daß das Alphabet diesen Consonanten immer so ausdrückt, daß es für einen Laut ein einziges Zeichen hat, und also nicht mehr Zeichen, als es Laute bezeichnet; wogegen der Hieroglyphenschrift, auch wo sie im Uebrigen streng alphabetisch verfährt, z. B. bei Umschreibung von Fremdnamen, doch immer eine Auswahl zwischen den verschiedenen Bildern übrig bleibt, die sie zu dem gleichen Zwecke verwenden kann, weil sie die gleiche Eigenschaft haben, ein Wort auszudrücken, das mit dem zu bezeichnenden Laute anfängt. Die Aegypter hielten bekanntlich in dem alphabetischen Gebrauch ihrer Schrift eine Orthographie ein, d. h. sie verwendeten, wie dies auch nicht anders sein kann, und sich überall von selbst einstellt, unter mehreren gleich möglichen Zeichen in bestimmten Wörtern ge-

brauchsweise häufig dieselben; sie schrieben z. B. . . . . .
. . . .
sowie wir in Kehle bloß gebrauchsweise unter mehreren Dehnungszeichen eben dieses und in Seele ein anderes wählen. Die Semiten müssen wohl von einem ähnlichen Wege aus auf ihr einfaches Alphabet gekommen sein. Daß sie von Anfang an so viele Zeichen erfunden hätten, als die Laute ihrer Sprache erforderten, ist undenkbar; daß sie aber aus einer ursprünglichen Hieroglyphenschrift, die sie nach einem in ihr selbst zu findenden Gesetz phonetisch zur Bezeichnung des ersten Consonanten anzuwenden gelernt hatten, allmählich die überflüssigen Zeichen aufgaben, ist immerhin denkbar, wenn auch freilich bewundernswürdig. Ohne diese Vereinfachung würde ihr Alphabet, anstatt zwei und zwanzig, viele Hunderte von Buchstaben gehabt haben, unter denen die Auswahl durch den Gebrauch bestimmt, deren Anwendung also ohne Nutzen erschwert gewesen wäre. So groß also dieser Gegensatz ist, so macht er doch den Gedanken einer Entlehnung, einer Entwicklung der Buchstabenschrift aus der Hieroglyphik nicht unannehmbar. Ein an sich weit wichtigerer Gegensatz ist, daß die Aegypter ihre Schrift nur ausnahmsweise als reine Buchstabenschrift mit der Geltung des Anfangslautes verwenden; allein dies verliert seine Bedeutung, wenn wir bedenken, daß Wörter einer fremden Sprache zur ägyptischen Schrift in demselben Verhältniß stehen mußten, wie Fremdnamen; daß die Aegypter selbst, wenn sie ihre Schrift auf eine semitische Sprache hätten anwenden wollen, dies gewiß nach jenem Princip gethan haben würden.

Die Reducirung phonetischer Hieroglyphen auf die möglichst geringe Anzahl würde also Dasjenige sein, was wir

als Erfindung der Buchstabenschrift gelten lassen könnten. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß diese Reducirung eine bewußte Wahl gewesen sei; sie kann sich im Laufe von Jahrhunderten vollzogen haben: aber die Anstöße dazu sind nicht ermittelt. Mit der definitiven Festsetzung des Alphabets hängt auch seine Anordnung zusammen: sie ist gleichfalls gänzlich dunkel; nur wissen wir, daß auch die Aegypter eine feste Ordnung ihrer Schriftzeichen hatten, und daß unter diesen der Consonant t die erste Stelle einnahm.

. . . .

Unter welchem Volke, in welcher Sprache mag der merkwürdige Proceß der Verwandlung von Bilderschrift in Buchstabenschrift vor sich gegangen sein? Das gegenwärtige Alphabet muß von einem aramäischen Volke stammen: denn die Namen der Buchstaben, oder richtiger die Worte, deren hieroglyphisches Bild zur Bezeichnung dieser Buchstaben geworden ist, sind aramäisch.

Obgleich die Abweichung in der Form, welche zwischen den griechischen und semitischen Namen in Beziehung auf die Endung a stattfindet, schon im dritten Jahrhundert nachweisbar ist, wo ausdrücklich Alef bet als die hebräische, Alpha beta als die griechischen Namen bezeichnet werden (Mischna Schegalim III. 2. s. U. u. E. I. S. 418), so ist doch die griechische Form die ursprüngliche und das a chaldäische Endung, die in der semitischen Form abgeworfen worden ist; dies zeigt z. B. bet, das sich aus bet-a erklärt, während es sonst bait heißen müßte; ferner das griechische kappa, welches sich nicht durch griechische, sondern nur durch chaldäische Veränderung aus kaf erklären läßt. Auch abgesehen von dieser Endung sind die Worte, soweit sie sich erkennen lassen, vor-

wiegend chaldäisch, z. B. nun Fisch, zajin Waffe, resch Kopf. Das Vorkommen des Kameels unter diesen Worten ist ein weniger bestimmtes, ebensowohl auf die Gegenden des Euphrat als die arabische Wüste hinweisendes Merkmal. [1][es schließt indessen doch wohl Phönizier und Hebräer aus. Vielleicht kann es übrigens noch bezweifelt werden, ob das in Rede stehende zum Gemeingut eines großen Theiles der Erde gewordene Alphabet wirklich an sich selbst die Umwandlung aus der Hieroglyphik vorgenommen, oder ob ihm ein verwandtes bereits vorhergegangen ist. Bei späteren Bildungen finden wir sogar, daß die Benennung der Buchstaben durch Worte, die mit ihnen anfangen, nachgeahmt wird, während die Schriftzeichen selbst, weit entfernt einen hieroglyphischen Ursprung zu haben, gar nicht einmal originell sind. So finden sich unter den äthiopischen Buchstabenbenennungen neben den alten alph, bet, ryys, kaf, ain, geml, dent, wawe, qaf, zadai, mai, tawi, tait auch neue, die der äthiopischen Sprache entlehnt sind, wie . . . .
. . . . Runen . . . .
Die Slaven . . . .
Die Gothen . . . .
In diesen Fällen wurden an die Stelle der unverständlichen fremden Benennungen Worte der eigenen Sprache gewählt, die als concrete Beispiele für die Anwendung der Laute dienen konnten, indem man, wie es scheint, das Princip der Benennung, dessen hieroglyphischer Grund freilich nicht begriffen werden konnte, praktischen Zwecken zuschrieb. Die Möglichkeit, daß etwas Derartiges in der Urzeit mit dem

[1] Die eingeklammerte Stelle findet sich nur im ursprünglichen Manuscript.

aramäischen Alphabet vorgegangen sei, wird uns zwar in Bezug auf die Vergleichung der Buchstabenbenennungen mit den Formen, oder gar unmittelbare Zusammenstellung mit den Hieroglyphen, zur Vorsicht ermahnen; aber]

Alle Spuren verweisen uns mit der größten Wahrscheinlichkeit, welche in solchen Fragen erwartet werden kann, auf Babylon, jene Stadt von uralter Macht, wo die Sprachen grundverschiedener Völker wie an einem Scheidewege sich begegneten und mengten, wo seit unendlicher Zeit Sterndeutung und Berechnung gepflegt ward, und von wo sich auch ein Maß- und Gewichtssystem über Vorderasien und Europa verbreitet hat, welches den entlehnenden Völkern nach seinen inneren Gründen unverständlich war, aber in den astronomischen Anschauungen der Chaldäer seine vollkommene Begründung findet. Die Mathematik hat augenscheinlich ebenfalls in Babylon ihren Ursprung; wenigstens insofern die Europäer, das heißt die Griechen, sie von dort entlehnt haben müssen. Der Kreis findet sich seit der ältesten Zeit in dreihundert und sechzig Grade eingetheilt, nicht weil, wie man sehr im Widerspruch mit dem Geiste der menschlichen Entwicklungsgeschichte wohl geglaubt hat, diese Zahl eine besonders brauchbare praktische Eigenschaft an sich trüge, sondern weil der erste Kreis, der der Berechnung unterzogen worden, die Bahn der Sonne ist, welche im Jahre ebensoviele Schritte macht, nämlich täglich einen: denn . . .
. . . .

Man könnte geneigt sein, den etymologischen Zusammenhang zwischen malen und schreiben von dem bildlichen Charakter der alten Schrift, wie er wenigstens in einem bedeutungsvollen Falle verbürgt ist, abzuleiten: allein gewichtige Be-

denken von beiden Seiten, von dem Gesichtspunkt der Worte, wie der Sache, sprechen dagegen. Sollten die Griechen, die ihr Alphabet von Vorderasien empfangen haben müssen, sollten die Slaven und Gothen, die das ihre den Griechen entlehnten, bei dem Ausdrucke des Begriffes schreiben auf die ägyptische Gestalt der Schrift Rücksicht genommen haben, deren Zusammenhang mit dem Vorbilde, das sie nachahmten, sie ja gar nicht ahnten? Aber auch die sachliche Herleitung der Schrift aus Malerei kann nur mit irrigen Vorstellungen von den Grenzen bestehen, innerhalb welcher die Bilderschrift wirklich mit Bildern verglichen werden möge. Es ist freilich unläugbar, der Eindruck der Hieroglyphenschrift ist wesentlich malerisch; ein Unwissender würde sie unfehlbar für eine Reihe von Gemälden halten: und die Wirkung einer Menge auf den ersten Blick verständlicher Figuren, deren Lebenstreue durch die der Natur nachgebildete Farbe erhöht wird, der Glanz und die Frische dieser bunten Wesen, welche das Symbolische, um dessentwillen sie da sind, vergessen und die Seele mit dem unmittelbaren Genusse ihrer seltsamen Zierlichkeit sich begnügen läßt, macht es uns gar wohl erklärlich, wie Gefühl und Begriff der Kunst für den Beschauer eine andere Auffassung zunächst in den Hintergrund drängen konnte. Es dauerte selbst bei den chinesischen Schriftzeichen lange, bis man sich in Europa zur vollen Erkenntniß des Maßes, in welchem sie Lautschrift sind, erhob; die französischen Missionäre, die diese Zeichen mit Leichtigkeit lasen, die Sprache, in der sie geschrieben sind, verstanden, und in dem Lande lebten, wo man sie beständig anwandte und das Princip ihrer Zusammensetzung sehr gut begriff, haben dennoch die irrigsten Vorstellungen von ihrer bildlichen Bedeu-

tung; es war erst Abel Remusat vorbehalten, die richtige Anschauung hierüber zu verbreiten. Welch eine Mühe es gekostet, sich in Betreff der ägyptischen Schrift von dem phonetischen Gehalte der Bilder zu überzeugen, wie vereinzelt und unklar die Andeutungen der älteren Schriftsteller bis auf Champollion in dieser Hinsicht sind, der seinerseits wieder durch die Aufklärung der chinesischen Schrift gefördert worden ist, und sich auf diese mit Recht häufig bezieht, ist bekannt. Wir dürfen uns also gewiß nicht über Aeußerungen spanischer Berichterstatter wundern, welche die mexikanische Bilderschrift so darstellen, als wenn sie geradezu aus Gemälden bestünde. Es verhält sich aber mit dieser Schrift ganz so wie mit den beiden ihr verwandten. Wenn wir diesen Schriften näher treten, so finden wir bei ihnen allen, daß der Gegensatz gegen die unsere zwar immerhin groß, aber doch nicht so unbedingt ist, wie der erste Eindruck ihn uns erscheinen ließ. Wir finden, daß der wahre und unlösliche Gegensatz zwischen Schrift und Malerei in ihnen keineswegs aufgehoben ist; nämlich: das Gemälde stellt die Sache, die Schrift aber das Wort dar; und in diesem Sinne sind die Hieroglyphen der Mexikaner sowohl als die der Aegypter und Chinesen allerdings Schrift und nicht Gemälde.

. . . .

Man wird nun zwar auf einen Zustand zurückgehen können, dessen einstige Wirklichkeit wir nicht willens sein werden in Abrede zu stellen, wo nämlich die Bilderschrift ihren bildlichen Charakter völlig rein bewahrt hatte. Es muß eine solche Zeit gegeben haben, wo die Bilder keine andere Verwendung fanden, als die ursprüngliche, zu wirklicher Abbildung des Gegenstandes; wo sie keine lautliche Bestimmung

hatten, sondern durchaus nicht mehr bezeichneten, als was sie darstellten, wo also auch nicht mehr bezeichnet wurde, als wofür wirkliche Bilder vorhanden sind. . . . .
. . . .
Ist nun dies nicht Malerei, und ruht daher nicht die Schrift auf solchen, wenn auch in jeder gegenwärtig vorliegenden Gestalt schon überdeckten Unterlagen, wo sie mit jener Kunst zusammentrifft und erst aus ihr hervorzutreten beginnt? Auch dies kann ich nicht zugestehen. Auch wenn wir alle übertragene Anwendung der chinesischen und ägyptischen Schriftbilder hinwegdenken, wenn wir uns in eine Zeit versetzen, wo sie nur aus den sinnlichen Abbildungen von Dingen wie Berg, Mensch, Sonne, Vogel bestanden, so wird darum aus ihr doch noch nicht, was Mißverstand noch bis auf die neueste Zeit z. B. aus der mexikanischen gemacht hat, nämlich eine auf die Anschauung anstatt auf den Begriff berechnete Gesammtdarstellung eines Ereignisses. Schrift ist ein Zeichen für die Sprache, sagt schon Aristoteles; und diese Definition bewährt sich an der Hieroglyphe bis in ihren ersten Ursprung. Auch da, wo Wort und Sache zusammenfallen, ist das Bild doch nur Zeichen des Wortes; es soll Sprache wecken, an einen Laut, nicht an ein Ding erinnern, durch das Auge für das Ohr, nicht für die Vernunft unmittelbar sprechen. Die Schrift ist nicht zu stummem Betrachten da; sie will gelesen, laut gelesen sein. Die Bilder müssen wie die Worte zu Sätzen, nicht wie Figuren eines Gemäldes zu einer Gesammthandlung, zusammengeordnet sein. [Beisp.] Sie stellen auch das verbildlichte Wort in seinem ganzen Begriffsumfange, nicht aber nur von seiner verbildlichten Seite dar. Oder denkt man, das chinesische Bild für Sonne habe jemals das

Wort shi nur in der Bedeutung Sonne und nicht auch in der von Tag bedeutet? Dies ist ganz unmöglich. Die Menschen standen gerade in der ältesten Zeit mit ihrer ganzen Vernunft so völlig unter der Herrschaft des Wortes, daß nothwendig ein Bild eben das, was es hieß, auch bezeichnen, und wie es gelesen klang, auch verstanden werden mußte. Aus diesem Grunde ist es gewiß richtiger zu sagen, die Malerei habe sich aus der Schrift entwickelt, als umgekehrt. Die Kunst hatte lange zu ringen, bis sie das Symbolische überwand, während man, von der Voraussetzung aus, als ob die Abbildung der Außenwelt dem Menschen so nahe läge, das Gegentheil zu erwarten hätte. Aber der Mensch stellt zuerst das Gedachte dar und nicht das Ding; sondern die Dinge nur erst rein, wenn sie rein gedacht zu werden angefangen haben. Die darstellende Kunst, sei sie nun Plastik oder Malerei, tritt daher in gewissem Sinne selbstständig auf, sobald sie das Gedachte auf eine ihr eigene Weise, nämlich der Form nach abweichend von der Denkform, das heißt, der Sprache, darzustellen weiß; bis dahin aber ist sie Schrift. Die ägyptische Kunst zeigt uns noch höchst merkwürdige Reste einer Mittelstufe, eines Ueberganges zwischen Schrift und Plastik, welche um so sicherer als wirkliche historische Bindeglieder zwischen beiden zu betrachten sind, als die Grenzlinie, wo diese Manier zu eigentlicher Kunst wird, gar nicht strenge einzuhalten ist. [Anaglyphen. Mexiko. Die Götter Schriftzeichen.]

Man wird leicht finden, daß die Begriffe schreiben und malen sich in ihren historischen Verhältnissen ebenso wie beide Künste selbst gegenüberstehen: malen bedeutete früher schreiben und von γράφειν gilt dasselbe. In diesem letz-

teren Worte ist auch die Beziehung auf Farbe gar nicht vorhanden, sondern es bezeichnet die Schrift als etwas Eingeritztes. Das englische write enthält denselben Grundbegriff; ebenso scribo, woher schreiben entlehnt ist. In den scandinavischen Sprachen ist rista ritzen, graben; in der Edda häufig in der Verbindung rista runir, Runen ritzen. Dies erinnert an reißen für zeichnen, Riß, und andere Wörter, in denen Zeichnung von Malerei als nicht wesentlich farbige Darstellung durch Einritzen der Umrisse unterschieden ist; und so wird denn die Schrift vielfach als derartige Zeichnung aufgefaßt. Die Frage nach der Art des Schreibens hängt aber nicht nur mit der nach ihrem Stoff, sondern auch mit der nach ihrem Zweck zusammen, welcher ein anderer sein mußte, wenn die Schrift in einen Felsen gegraben, als wenn sie auf ein Buch mit Farben aufgetragen wurde. Nun begegnet uns Holz- und Steinschrift in uralter Zeit; erst in geschichtlicher wird sie z. B. bei den Chinesen durch Farbenschrift verdrängt.

Diesen Büchern aus Holztafeln folgten bei den Chinesen Rollen, ganz ähnlich den in Vorderasien und Europa im Alterthum gebräuchlichen. In der Folge wurden die Columnen dieser Rollen gefaltet, woraus die gegenwärtige chinesische Bücherform hervorging. Es ist begreiflich, daß alle diese Formen jünger als die Schrift sein müssen, daß die Schrift überhaupt nicht in Büchern und für Bücher erfunden worden ist. Dies geht auch aus der Etymologie von Buch hervor.

Bei uns bedeutet Buch eine beschriebene oder zum Beschreiben zugerichtete Menge gefalteten Materials, so daß also „in ein Buch schreiben" ein uns geläufiger Begriff ist. Anders im deutschen Alterthum. Hier bedeutet Buch die

Schrift, das Geschriebene selbst, ohne Beziehung auf den Stoff. Das gothische boka heißt zunächst Buchstab, dann auch Schrift, Brief; bokareis der Schriftgelehrte. Im Althochdeutschen läßt sich derselbe Gebrauch nachweisen. Im Angelsächsischen ist boecraeft Schriftkenntniß, bocere Schriftsteller [bocung Niederschreiben, bocian, gebocian buchen]. Auch in Buchstab ist der erste Theil der Zusammensetzung nur aus dem Begriffe Schrift zu erklären. Der zweite Theil dieses merkwürdigen Wortes hat zu einer Erklärung des Schriftzeichens als eines Stabes, wohl gar eines buchenen Stabes verlockt; ein auffallendes Beispiel der Gebrechlichkeit einer bloß lautlichen, sich nicht an Begriffsgesetze bindenden Etymologie. Stab allein bedeutete ehedem schon Buchstab; die Absicht, die Verwechselung mit Stäben zu vermeiden, trug dazu bei, die Buchstaben mit dem erklärenden Bestimmungswort zu versehen. Im Angelsächsischen findet sich daher z. B. staefcraeft gleichbedeutend mit boecraft, Schriftkenntniß. Im Schwedischen heißt stafva buchstabiren, lesen. Nun ist aber stafvelse im Schwedischen Silbe, enstafvig einsilbig, stafning das Syllabiren, im Angelsächsischen staef Buchstab, Silbe und auch Wort; staefe be staefe heißt Wort für Wort, und im Hochdeutschen ist einen Eid staben ihn Wort für Wort vorsagen. [NB. Edda.] Es geht hieraus hervor, daß die Grundbedeutung dieses Stab die allgemeinere von Laut ist. Dieß wird zur Gewißheit durch die Vergleichung mit Stimme, angelsächsisch staefn, gothisch stibna; wobei der Uebergang der Bedeutung derselbe ist wie in vox, Ruf, Stimme, Sprachlaut, Wort, oder in dem indischen çabda.

Stab hat bekanntlich auch die Bedeutung Gericht: im Gothischen heißt staua männlich: Richter, weiblich: Gericht,

Rechtsstreit, Richterspruch. Diese Worte hängen, wie Benfey richtig bemerkt hat, mit der Sanskritwurzel stu loben, im Persischen rufen, zusammen; gleichbedeutend mit stu ist in den Vedaliedern auch stubh; an die Bedeutung rufen schließt sich lesen, wie z. B. in dem semitischen qara. In Buchstab ist also Stab der vereinzelte Sprachlaut, soviel als *στοιχεῖον*; und da *στοιχείων* von Ulfilas mit stab-um (dat. pl.) übersetzt wird, so können wir wohl [NB.] annehmen, daß dies gleichfalls eigentlich Buchstaben, elementa, bedeutet, und somit die gothische Form des besprochenen Wortes darbietet. Andererseits ist Buch in Buchstab das vereinzelte Schriftelement, wie *γράμμα*, dessen Uebersetzung bei Ulfilas bôka ist. Es wird also deutlich, wieso in den angeführten angelsächsischen Wörtern für Schriftkenntniß boec und staef als gleichbedeutend mit einander wechseln können. Jenes ist Buchstab, litera, dieses Sprachlaut, vox: beide zusammen in dem Worte Buchstabe entsprechen einigermaßen dem lateinischen literarum elementa.

Der Gebrauch von Buch als Brief oder Schrift verhält sich zu dem ursprünglichen, wie der von literae zu litera, und von *γράμματα* zu *γράμμα* [Russ. bukva entlehnt?]; und das Verhältniß von bokareis, Schriftgelehrter, zu *γραμματεύς* ist also auch kein zufälliges [bok f. altn. Stickerei, bôka sticken].

Eine vollständige Analogie zu diesen Begriffsübergängen zeigt sich in dem hebräischen (und aramäischen) Worte sefer; dasselbe bedeutet Buch im heutigen Sinne, insbesondere Schriftrolle, ein Gegenstand, der bei einem in so früher Zeit schon schreibenden Volke nicht eben neu sein konnte; es bedeutet ferner auch Brief, und endlich finden sich Stellen,

die auf einen älteren Gebrauch, ähnlich dem ebengeschilderten, schließen lassen. So lernt Daniel Schrift — sefer — und Sprache der Chaldäer; „lesen können" drückt der Prophet Jesaia durch „die Schrift — sefer — kennen" aus (29, 11 und 12). Sofer, welches jenes durch *γραμματεύς*, scriba, Schriftgelehrter übersetzte Wort ist, bedeutet eigentlich eben einen Solchen, der die Schrift versteht, das ist, lesen und schreiben kann. Dieser älteste Inbegriff der Grammatik und des Grammatikers (*γραμματική*, *γραμματικός*) war eine Zeitlang alle Gelehrsamkeit überhaupt. Daher nahm das Wort sofer mit der Verwandlung der Zustände den Begriff Gelehrter überhaupt in sich auf. Aber zugleich stellte sich auch die in *γραμματίστης* enthaltene geringschätzige Verwendung für Elementarlehrer in sofer ein, da die einst seltene Gelehrsamkeit auf die Kinder übergegangen war.

Es gibt freilich auch Fälle, wo das Buch vom Stoff benannt ist, wie zum Beispiel *βίβλος*, welches eigentlich dasselbe ist wie Papier, nämlich der Bast der Papyrusstaude. Aber eine Benennung der Schrift von dem Buche, oder irgend einem Materiale, ist schwerlich vorgekommen. Welches mochte nun wohl das erste Material der Schrift vor dem Buche gewesen sein? Aegypter und Mexikaner haben sie reichlich auf Bauwerken angewandt, die ersteren sie sichtlich von hier aus auf Bücher erst übertragen. Sie ist hier wirklich noch etwas vorwiegend Eingegrabenes, Hieroglyphen, heilige Sculptur, und andere Anwendungen derselben sind mit immer steigender Verflüchtigung ihrer künstlerischen Formen strenge verbunden, die ihr unverkennbar wesentlich und von Anfang an eigen war. Noch mehr als der Geltung nach, nähert

sich die Hieroglyphe der Form nach endlich dem bloßen Buchstaben: die sogenannte demotische Schrift, obwohl nichts als ihre letzte cursivische Verkürzung, macht vollkommen den Eindruck einer Buchstabenschrift und wurde für eine solche gehalten, ehe man in den Hieroglyphen ein lautliches Princip zu suchen wagte. Wir haben zunächst diesem Eindruck und den unter seiner Herrschaft versuchten Entzifferungen von de Sacy und Akerblad die Entzifferung auch der Hieroglyphen und die Wiedererweckung der ägyptischen Sprache und Urgeschichte überhaupt zu danken.

Jene jüngste demotische Form nun ist die der Bücher, der Papyrusrollen; sie heißt bei den alten Aegyptern selbst die Bücherschrift, schai an schai; die älteste und darum heilige ist unbestritten monumental. Allein diese älteste Phase ist sowohl technisch als, wenn ich so sagen darf, organisch, nämlich in ihrer Ausbildung als Mittel der Wortdarstellung schon ein Höhepunkt; die reine Bildlichkeit, die Beschränkung auf die bildlichen Elemente liegt unendlich weit von ihrem ersten Auftreten auf . . .

Welch eine Reihe von Umwandlungen mußte die Schrift bis dahin schon durchlaufen haben! Was von solchen Umwandlungen geschichtlich zugänglich ist, beschränkt sich wesentlich auf Zusammensetzung vorhandener Elemente. In der chinesischen Schrift entsteht z. B. innerhalb der geschichtlichen Zeit so wenig mehr ein neues Element, als in unseren Sprachen eine neue Wurzel; alles neu Darzustellende wird mittels des Vorhandenen ausgedrückt, und schon eine Zusammensetzung aus wirklich einfachen Bestandtheilen ist selten, vielmehr sind die Elemente der Neubildungen in der Regel schon selbst Verbindungen. Nun läßt es sich aber nicht

bezweifeln, daß das Princip der Zusammensetzung irgend einmal entstanden sein muß, daß die einfachen Elemente einmal allein gebraucht worden sind, wie sie dies, abgesehen von ihrem Gebrauche in Verbindungen, noch immer werden. So ist noch heute das chinesische Zeichen für keou, Mund, ein höchst einfaches wirkliches Bild, welches zugleich in einer Menge von Zusammensetzungen vorkommt; wir können nicht wohl annehmen, daß dies, oder ein anderes Zeichen, zu einem anderen Zwecke geschaffen worden sei, als dem, selbstständig verwandt zu werden. Es ist denkbar und sogar wahrscheinlich, daß die Zusammensetzung vorhandener Zeichen zu neuen schon begann, ehe die Neubildung von Elementen noch erloschen war; aber wenn wir nicht voraussetzen wollen, daß der erste Kreis von Bildern ein von Einzelnen willkürlich ersonnenes System war, so muß er in seinen Anfängen aller Zusammensetzung fremd gewesen sein.

Wo und an welchen Stoffen mag nun die erste Ansammlung eines solchen Kreises und sein Wachsthum bis zu der Zeit des Stillstandes in der Neubildung vor sich gegangen sein? Wenn wir diese Keime in der Schreibkunst, welche die der darstellenden Kunst überhaupt in sich schließen, für jünger halten als irgend welche architectonische Monumente, so können wir glauben, daß sie sich an diesen, wie in der Folge, so auch in ihren Anfängen entwickelt haben; wo nicht, so könnten die ersten rohen Versuche dieser Art, die ursprüngliche Form des Schreibens als Graben vorausgesetzt, in Felsen geritzt worden sein. Aber zu welchem Zwecke? der Mittheilung? der Verewigung? Zu solchen, wenn auch ihre Zeichner fähig gewesen sein sollten, dergleichen zu fassen, mochten sie sich wohl in ihrer damaligen Gestalt wenig eignen.

Folgen wir der Geschichte, so ist die urzeitliche Anwendung der Schrift monumental, weil sie religiös ist, wie die Monumente. Selbst die beiden einigermaßen selbstständigen Richtungen, welche sie in dieser Anwendung eingeschlagen hat, nämlich die Verherrlichung von Königen, und die Grabschrift, ruhen auf religiösem Grunde. Wie sehr die Könige mit Göttern in Verbindung gedacht sind, lehrt der Inhalt aller auf sie bezüglichen ägyptischen Inschriften deutlich genug: die Feier der Todten durch die beschriebenen Leichensteine, auch wenn sie nicht von Verehrung der königlichen Ahnen zuerst ausgegangen sein sollte, muß doch wenigstens auf eine Art wirklicher Verehrung der abgeschiedenen Geister, und nicht auf bloße Pietät und Streben nach Erhaltung des Andenkens bezogen werden. Nur aus einem heiligen Ursprunge erklärt sich die Heiligkeit der Schrift, wie sie sich nicht nur bei den Aegyptern, sondern auch bei den Chinesen, also gerade bei solchen Völkern nachweisen läßt, bei denen dieselbe ursprünglich und also von Anfang an heilig ist. Bei den Chinesen gilt es als frevelhaft, Papier mit Schrift zum Abwischen des Tisches oder zum Einwickeln zu gebrauchen; denn, sagt der Commentar zu einer für die Schüler bestimmten Anordnung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, „die Schrift ist heilig, weil sie Ursprung und Erhaltungsmittel der Bräuche ist." (Bazin, mémoire sur l'organisation intérieure des écoles chinoises, Art. 39, s. Naudet im Journal des savans, Februar 1839. S. 79.) In einer derselben Zeit angehörigen Glosse zu dem Buch der Vergeltung (kan-ing-pian) wird erzählt, wie einem Gelehrten, der trotz seiner Tugenden stets unglücklich geblieben sei, auf seine Klagen der Geist des Heerdes erschien und unter an-

deren Vorwürfen zu ihm sprach: „unter den Vorschriften ist eine, die Schriftzeichen zu ehren; dennoch brauchen deine Schüler und Mitschüler oft vor deinen Augen Blätter alter Bücher zum Bekleben der Wände, zum Einwickeln, zum Theil sogar zum Abwischen der Tische.“

Ein ferneres Zeugniß für die Anschauung der Schrift, als von etwas mit der Religion Zusammenhängendem, ist der göttliche Ursprung, der von ihr bei allen von sich aus schreibenden Völkern geglaubt wird. Wir können also unbedenklich eine heilige Aufgabe als ihre älteste betrachten: wir können annehmen, daß sie einem jeden den Göttern geweihten Gegenstand als weihendes Zeichen dienen konnte; wie denn in der That Aufschriften von Weihgefäßen die ältesten erhaltenen chinesischen Reste sind [NB. Runen].

Insofern die Aufschrift jedenfalls ein Zeichen sein sollte, und ein möglichst bleibendes, so erklärt sich schon hieraus, warum sie nicht aufgetragen, sondern eingeritzt ward. Eine verwandte Vorstellung scheint sich von jeher mit dem Begriff Zeichen verbunden zu haben. Signum z. B. ist (wie Georg Curtius richtig aus sigillum schließt) zunächst ein eingegrabenes Zeichen. Wie von signum das französische dessiner, so kommt von Zeichen zeichnen: und die Schrift ist also mit um so größerem Rechte mehr ein Zeichnen als ein Malen, da auch sie beide Eigenschaften, eingeritzt und Zeichen zu sein, an sich trägt. Ja es ist sogar fraglich, ob nicht malen und meljan, schreiben, von dem Begriffe der Farbenbefleckung ganz zu trennen, und zu Mal in der Bedeutung Zeichen zu stellen sind.

Eine genauere Betrachtung fast aller für den Begriff schreiben verwandter Wörter gestattet uns aber vielleicht noch

einen weiteren Schritt. Sie erhebt es zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß das Schreibmaterial, welches wenigstens der Sprache bei ihren Benennungen vorschwebt, kein anderes als der menschliche Körper gewesen ist, mit anderen Worten, daß das Schreiben sich aus dem Tättowiren entwickelt hat. Die specielle Richtung, die die Bedeutungsentwickelung in jedem Falle eingeschlagen hat, ist ein Gegenstand, der bei der Ermittelung der geschichtlichen Wurzel eines Wortbegriffes niemals vernachlässigt werden darf. Es ist zwar oft unmöglich, diese specielle Richtung aufzufinden; wir begegnen dem Worte oft erst in einiger Entfernung wieder und sind dann außer Stande, den Weg, den es zwischen den beiden uns bekannten Punkten zurückgelegt hat, mit Sicherheit nachzuzeichnen, indem leicht mehrere gleichwohl zwischen beiden möglich sind: aber niemals dürfen wir vergessen, daß der zurückgelegte Weg ein stetiger ungemein langsamer, die Bildung einer Wortbedeutung ein Gestaltungsprozeß der zärtesten Art ist; wir dürfen uns niemals begnügen, eine Urgestalt allgemeiner Natur für sie aufzufinden, aus der sie allenfalls hervorgehen konnte, aus der sich aber ihre Individualität noch keineswegs erklärt; wir dürfen noch weniger von einer solchen Urgestalt aus eine anfängliche Entwickelungsrichtung für sie voraussetzen, die sich mit der zuletzt an ihr wahrnehmbaren und historisch gewissen im Widerspruche befindet. So würde es z. B. ungenügend sein, in γράφω, schreiben eine allgemeine Grundbedeutung graben aufgestellt zu haben, und sogar geradezu falsch, wenn wir die Vermittlung zwischen beiden Begriffen in Stein- oder Holzschrift suchen wollten. Denn das griechische Wort hat seine bestimmte Geschichte: es hat vor der Specialisirung zu der Bedeutung schreiben

bereits eine specielle Bedeutung gehabt, und diese ist nicht die des Meißelns und Behauens von Stein und Holz, sondern ganz bestimmt das Ritzen der Haut. Es hängt begrifflich nicht sowohl mit sculpo, γλύφω, als mit scalpo und γλάφω zunächst zusammen. Homer braucht das Wort mit seinen Ableitungen siebenmal von leichter Verwundung durch Wurfgeschosse, von Verletzung der Haut, Streifen oder Schinden, auch Ritzen durch Dornen; einmal kommt außerdem ἐπιγράφω in der Ilias von dem Zeichen, das auf das Loos geritzt wird, einmal γράφω in der vielbesprochenen Stelle vor, wo Proitos den Bellerophon zu tödten zwar scheut, aber ihn nach Lykien schickt, „und ihm traurige Zeichen gab, nachdem er auf eine zusammengelegte Tafel viel Tödtliches geritzt hatte, und ihn hieß sie seinem Schwiegervater zu zeigen, damit er zu Grunde ginge.“ Außerdem ist in dem späten Worte γράπτης runzelig noch die Beziehung auf die Haut vorhanden; und γραπτίς ist, nach den alten Wörterbüchern, die abgestreifte Haut, z. B. der Schlange. Dem Worte γρῖφᾶσθαι, welches Benfey sehr richtig mit scribo schreiben zusammenstellt, gibt Hesych außer der Bedeutung schreiben noch die lakonisch-dialectischen schaben und rupfen (ξύειν, σκύλλειν).

Das hebräische sefer Schrift erklärt sich ebenso aus dem chaldäischen sappar scheren, mispera Scheere, wofür wir nach allen Analogien gleichfalls das Schaben der Haut als Grundbedeutung voraussetzen dürfen. Das allgemein-semitische Wort katab kommt in einer so alten Zeit als überhaupt von semitischer Schrift die Rede ist (3. M. 19, 28), in dem Verbote vor, tättowirte Schrift auf dem Körper anzubringen, und dabei scheint ketobet eine ausdrücklich für

das Tättowiren vorbehaltene Ableitung zu sein, welches mithin zugleich als ein allem Anscheine nach bei den semitischen Völkern in religiöser Uebung befindlicher Brauch angedeutet ist.

Das Wort Tättowiren ist dem auf den Marquiseninseln gesprochenen Dialect des oceanischen Sprachstammes entlehnt; es lautet dort tatu. In der Sprache der Sandwichinseln wird das fehlende t durch k vertreten; das derselben angehörige Wort kakau schreiben ist also nicht wesentlich von jenem tatu verschieden. Auch heißt in der Marquisensprache selbst tatau lesen, rechnen, zeichnen. Ein anderes beiden Dialecten mit geringer Verschiedenheit gemeinsames Wort ist tiki, auf den Sandwichinseln kiki, tättowiren, malen, schreiben; es heißt ferner Schnitzbild, in welchem Sinne es von Zeichen ausgeht, wie signum. Auch ein neuseeländisches Grabdenkmal, in Hochstetter's „Neuseeland" (S. 201) abgebildet, wurde ihm von den Eingeborenen als tiki bezeichnet. Was die ursprünglichere Bedeutung von tiki betrifft, so ersehen wir sie aus tikao stechen, reizen, tikaue Mücke, tikao und tiko-tiko Sinnenreiz. Nach Wilhelm von Humboldt's Mittheilungen (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus S. 406) hat Jacquet bemerkt, „daß bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tättowirens in enger Verbindung stehen."

Um eine ähnliche Verbindung beider Begriffe bei den alten Culturvölkern wahrscheinlich zu finden, müssen wir uns erinnern, wie frühzeitig und verbreitet auch in der alten Welt die Gewohnheit bezeugt ist, den Körper mit eingeritzten Zeichen zu beschreiben. Das Tättowiren selbst kommt bei den wilden Völkern in Europa und Asien ebenso wie in den

neuentdeckten Erdtheilen vor. Von den Kabylen wird berichtet, daß sie zur Unterscheidung der Stämme thierische Abbildungen auf der Stirne, der Nase, den Schläfen oder auf einer der Wangen tragen. Diese Tättowirungen werden mit feinen, in einen ätzenden Saft getauchten Nadeln gebildet. Ein ähnliches Verfahren zeigt sich überall, in Mittelafrika sowohl, als auf dem Carolinenarchipel. „Das Tättowiren, sagt schon Herodot (5, 6) von den Thraziern, gilt für vornehm, der nicht Tättowirte für unedel," etwas genauer schildert dasselbe Xenophon (An. 5, 4, 32): es wurden uns gemästete Kinder vornehmer Eltern gezeigt, die mit gekochten Kastanien gefüttert worden waren. Sie waren sehr zart und weiß, und fast eben so dick als lang, bunt auf dem Rücken und vorn überall blumenartig tättowirt. Auch auf den Denkmälern von Biban el moluk finden sich tättowirte Menschen dargestellt. Bei Griechen und Römern war, wie wir aus Petronius (Sat. cap. 103 sqq.) sehen, der Gebrauch gewöhnlich, Verbrecher, und was die ursprüngliche Anwendung gewesen zu sein scheint, Sklaven zu brandmarken, und ebenso bei den Persern, von denen z. B. Herodot erzählt, daß sie die thebanischen Ueberläufer bei Thermopylä auf Xerxes' Befehl mit dem königlichen Male gebrandmarkt hätten (7, 233). Dieser Gebrauch, dem nur die Absicht des Kennzeichnens zu Grunde liegt, ist aus dem Tättowiren hervorgegangen. Jedenfalls tragen wir mit Unrecht etwas Anderes, namentlich ein eigentliches Einbrennen des Zeichens in das griechische Wort: es ist eben das an den angeführten Stellen für Tättowiren gebrauchte στίζω stechen, punctiren, fleckig machen. Die entsprechende Strafe der Chinesen ist dieser Grundform treu geblieben: sie besteht

darin daß dem Schuldigen mit der Nadel Zeichen eingestochen und dann durch schwarze Farbe dauerhaft gemacht werden. Dieses Verfahren, welches dem Tättowiren genau gleicht, heißt thsï 刺 und khîng 剠, 剽, 黥. Das Mandschuwort dafür ist sabsimbi, nach v. d. Gabelentz brandmarken, tättowiren und eine Art Arbeit mit der Nadel. Vielleicht schreibt sich der Gedanke der Acupunctur, welche die Chinesen in unvordenklicher Zeit als Heilmittel anwandten, aus demselben Vorbilde des Tättowirens her, sofern es für heilig und heilsam gelten mochte. Pferde wurden bekanntlich bei den Griechen zur Kennzeichnung ihrer Race mit in den Schenkel gebrannten Zeichen versehen; hierzu wurden Buchstaben verwandt, und wahrscheinlich ist diese Verwendung bei den Griechen so alt wie die Buchstabenschrift selbst; wenigstens ist der aus dem Schriftgebrauch früh verschwundene Buchstabe Koppa unter diesen Zeichen. Die Kaukasier haben noch jetzt ein ganzes reiches Zeichenalphabet, welches zu keinem anderen Zwecke dient, als zu einer ebensolchen Unterscheidung ihrer Pferde.

Der biblische Ausdruck: ich werde dich (Zion) nicht vergessen, ich habe dich auf die Hände gezeichnet, deine Mauern sind mir immer gegenwärtig — (Jes. 49, 15. 16) hat die Vorstellung des Tättowirens nur vielleicht zum Hintergrunde, sowie auch die bekannte Erzählung Herodot's (5, 35) daß Histiäus, um den Aristagoras verstohlen zur Empörung aufzufordern, einen Sklaven geschoren, den Brief auf dessen Kopf geschrieben, und nachdem die Haare darauf gewachsen, den Sklaven abgeschickt habe, auf einen Ideenkreis deutet, dem es noch nicht ferne liegt, den menschlichen Körper als

Schreibmaterial anzusehen. Es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß Herodot sich in dieser Erzählung desselben vom Tättowiren und Punctiren ausgehenden Wortes ἐστιξε bedient. In formeller Hinsicht steht die Schrift mit der Tättowirung nicht im Gegensatze. Manche Völker zeichnen sich (wie Waitz in seinem trefflichen Buche „Anthropologie der Naturvölker“ III. 95 anführt) Thierfiguren der verschiedensten Art auf die Haut. Solche Malereien sind also der Form nach wahre Bilder, wie die älteste Schrift. Meistens aber sind die eingeritzten Zeichen lineär. Hochstetter sagt von den Grabdenkmälern der Maori, der Eingeborenen Neuseelands („Neuseeland“ S. 299): „Es sind aus Holz geschnitzte Figuren von 4 Fuß Höhe, welchen Kleidungsstücke oder Tücher umgehängt sind, und an denen die getreue Nachahmung der tättowirten Gesichtslinien des Verstorbenen das Bemerkenswertheste ist. Daran erkennt der Maori, wem das Denkmal gesetzt ist. Gewisse Linien bezeichnen den Namen, andere die Familie, welcher der Verstorbene angehörte, und wieder andere die Person selber. Genaue Nachahmung der Tättowirung im Gesichte ist daher für den Maori soviel als Portraitähnlichkeit, und es bedarf für ihn keiner weiteren Inschrift, um zu erkennen, welcher Häuptling hier gestorben.“ Dies unterscheidet sich freilich von derjenigen Stufe der Schrift, wo dieselbe aus einem Kreise von Bildern bestand. Allein bei der symbolischen Natur der ersten Darstellung, hatte die Schrift ohne Zweifel in der allerfrühsten Zeit auch bloß bedeutsame, lineäre und nicht eigentlich darstellende Elemente. Aus dem griechischen γράφω entwickelt sich ebenso unmittelbar der Begriff Linie, Strich (γραμμή) als Schrift und Bild. Ein uraltes bedeutsames Zeichen dieser Art scheint

die des phönicischen Tav, in zwei einander durchkreuzenden Strichen bestehend, gewesen zu sein. Schon zur Zeit der Entstehung des semitischen Alphabets muß es so sehr als das Schriftzeichen vorzugsweise gegolten haben, daß sein Name selbst es als solches bezeichnet: und daß unter den alten Bildern, die das Alphabet zusammensetzen, ebenso wie bet das Haus, so tav das Schriftzeichen bildlich darstellte. Im hebräischen Alterthum wurde es vielfach als Zeichen, vielleicht auch wie im germanischen Mittelalter als Andeutung der Unterschrift benutzt. So sagt Hiob: „O daß doch Gott zu mir sagte: hier ist mein Zeichen — tavi — und mein Gegner eine Klageschrift schriebe!" In dem Propheten Ezechiel (9, 3) heißt es: „Er rief dem in Linnen gekleideten Manne, der das Schreibgeräth an seinen Lenden hatte, und Gott sagte zu ihm: gehe durch die Stadt Jerusalem, und zeichne ein Zeichen — vehitvita tav — auf die Stirnen der Männer, die über die Gräuel, welche in ihr geschehen, seufzen und jammern." Dasselbe Zeichen war es auch, welches bei der Salbung des Hohenpriesters ihm auf die Stirne gezeichnet wurde: „wie ein griechisches X" lautet hierüber die Tradition (Menachot 74[b]. Keritot 5[b]. Vgl. Kelim XX.). Unstreitig ist die religiöse Bedeutung dieses Zeichens die Quelle seiner uralten Wichtigkeit; diese Bedeutung scheint, wie sich aus deutlichen in der Folge zu besprechenden Analogien wahrscheinlich machen läßt, die in dem Urzustande der Religion hochheilige Anschauung der vier Himmelsgegenden zu sein, die in einer bestimmten Beziehung graphisch durch dasselbe symbolisirt werden sollten.

Daß auch der Sitte des Tättowirens eine religiöse Bedeutung zum Grunde liege, wird wohl kaum in Zweifel ge-

zogen werden können; schon die Gefahr und Schmerzlichkeit, mit der sie verbunden ist, muß hierfür sprechen. Es ist kein Widerspruch gegen diese Annahme, wenn die Tättowirung uns meistens als ein Gegenstand der Eitelkeit oder des Familienstolzes geschildert wird, da auch der Schmuck eine religiöse Unterlage zu haben pflegt, und Familien- und Stammesordnungen überall von heiligen Einrichtungen umgeben und getragen sind. Von Seiten des inneren Wesens dieser Bräuche sind wir also auf das Heilige verwiesen, welches auf die Bildung des menschlichen Empfindens eine unglaubliche, fast unumschränkte Herrschaft ausgeübt hat; und es kann nicht meine Absicht sein, die höchste Triebfeder des in unserem Geschlechte aufgetretenen Wollens von einem anderen als ihrem eigenen Mittelpunkte aus darzustellen, oder sich durch Vermischung mit der Form, in der sie wirksam wird, zu trüben. Wie und wieso die Urzeit das Heilige empfand, — wodurch sie getrieben wurde, dasselbe darzustellen oder anzudeuten, das ist gegenwärtig nicht die Frage. Die Fähigkeit zu solchen Regungen ist an sich schon etwas die Menschlichkeit ebensosehr Unterscheidendes wie die zur Sprache. Diese Fähigkeit muß für sich erklärt werden, und sie kann es. Aber wenn es wahr ist, daß die Schrift, und zwar vielleicht ursprünglich in der Gestalt des Tättowirens, dem religiösen Triebe entspringt, so ist die Aufgabe, die ich mir hier zunächst gestellt habe, noch nicht die Erklärung jenes Triebes selbst, so wenig wie die der Culturentwicklung, in deren Folge die Menschen zum Werkzeuge übergegangen sind, sondern nur der Nachweis, aus welchen rein thierischen Thätigkeiten, nach dem Eintritt jener neuen Anstöße, wie sie dort die Culturbewegung, hier der Götterglaube gegeben

hat, nun die neuen bloß menschlichen Handlungsweisen als Metamorphosen hervorgegangen seien. Die thierische Thätigkeit aber, die über das Tättowiren in das Schreiben übergegangen zu sein scheint — ohne freilich zu beiden die Erklärung in sich zu tragen, so wenig wie das Wühlen im Schlamme die für das Entstehen der Plastik — diese Thätigkeit ist nach der Andeutung der Sprache keine andere, als die schon oft erwähnte des Kratzens und Verletzens der Haut, die wir auch zu so vielen anderen Kunstthätigkeiten den Grundbegriff haben bilden sehen. Einige indogermanische, semitische und oceanische Beispiele sind schon oben bis auf diese Bedeutung verfolgt worden. In Zimmermann's Wörterbuch der Gangsprache, welche von einem Volke der Goldküste von Westafrika zwischen dem Voltaflusse und dem Akwapima-Gebirge gesprochen wird, ist die Wurzel uma erklärt: to scratch, f. i. one's face; to make characters into or on s. th.; to sign, to draw; to write; — wolo, a letter, on paper. Im Birmanischen ist kop — nach Schleiermacher — kratzen, wie die Kinder, und schreiben. [NB. likh.]

Vielleicht erklärt sich ein gewisses Schwanken, welches sich in manchen dem Begriff Schreiben dienenden Wörtern zwischen dem Einkratzen und Färben zeigt, eben daraus, daß das Tättowiren beides zugleich, und sogar durch das aus der Wunde fließende Blut, beides schon in seinem rohesten Ursprunge zugleich war.

Von dem eigenen Körper wurden die Schriftzeichen vermuthlich zunächst auf Gegenstände übertragen, denen sie als Zeichen dienen sollten. Es wird sogar erzählt, daß Indianer die sogenannten Totem, das heißt, symbolischen Bilder ihrer Stämme, wozu Thierbilder, wie Bär, Büffel und dergl.

dienten, zur Bewahrung der Stammbäume in Bäume, Ruder, Kähne und Waffen nach der Ordnung einschnitten (Waitz, III. 120). Dies ist schon Schrift zu bloßer Erinnerung, ohne Beziehung auf den Gegenstand, worauf geschrieben wird. Bei den Neuseeländern, welche ein Alphabet von 14 Buchstaben von den Engländern angenommen haben, herrscht gegenwärtig die Sitte, auf die Blätter von Flachsbüschen mit Muschelschalen ihre Namen oder Grüße an ihre Freunde zu schreiben. „Man mag lachen über die Einfalt der Maoris," sagt Hochstetter bei Gelegenheit der Schilderung dieser Sitte, „aber im Grunde genommen treibt man in Europa die Einfalt noch weiter, wenn man seine Namenszüge in Baumrinde einschneidet und Ruinen, Felsen, Höhlen und dergleichen besudelt, um sich zu verewigen." Allein, wer weiß, ob die Europäer dieses zwecklose Spiel heutzutage auch wirklich treiben würden, wenn es darauf ankäme, es zu erfinden, und sie dabei nicht bloß nachahmten, was Tausende vor ihnen gethan haben? ob nicht auch hier ganz zuletzt, wie bei so vielen geringfügigen Uebungen, an denen gleichwohl eine ganze Menschheit, wenn auch im Scherze, theilnimmt, das uralte Ernste im Hintergrunde ruhet? Es läßt sich dies nicht besser augenscheinlich machen, als durch einen seltsamen Ueberrest wahrer Tättowirung mitten in unserer Civilisation. Unter den europäischen Matrosen, zum Theil auch unter den Soldaten, ist eine förmliche, von eigenen Kunstverständigen mittels eines Instrumentes, das dem von Cook geschilderten durchaus ähnlich, aus aufgesteckten Nadeln zusammengesetzt ist, geübte farbige Tättowirung gebräuchlich. Sie zeichnen sich so Sinnbilder ihres Standes, auch wohl förmliche Schrift, auf Arme und Brust. Ist dies uralte

Sitte? ist es Nachahmung der Wilden, die die Matrosen auf ihren Seefahrten kennen lernten? Jedenfalls üben sie damit einen von ihnen nicht erfundenen, sondern in grauer Vorzeit zu sehr ernsten Zwecken aufgetretenen Brauch ohne alle Beziehung auf diese Zwecke aus.

Man hat die ägyptischen Tempel- und Palastwände wegen der Masse von Schriftzeichen, mit welchen sie über und über bedeckt sind, mit Büchern verglichen; die mächtigen beschriebenen Felsen zu Persepolis und Bisitun enthalten ganze Geschichtswerke: warum sollten in einfacheren Verhältnissen nicht Bäume, ja vielleicht Thiere, einem ähnlichen Triebe gedient haben? Die Lösung der Rinde von einem beschriebenen Baume, des Felles von einem mit Zeichen versehenen Thiere würde zugleich der erste Schritt zur Selbstständigmachung der Schrift, zur Erfindung des ersten Buches gewesen sein.

V.

Bekleidung und Nacktheit. Der Begriff der Entblößung geht ursprünglich auf Hautlosigkeit, nicht auf Mangel an Bekleidung. Dépouilles. — Kleider anziehen, ein secundärer Begriff. — Nahrung. Kochen aus braten entwickelt, backen damit identisch. Anwendung des Feuers dabei nicht uralt. Ableitung aus Reifen durch die Sonne, Eßbarwerden, Weichwerden. Gar. — Brod wird in den Sprachen nicht als etwas Bereitetes aufgefaßt, im Gegensatz zu jüngeren Backwerken. Bäcker waren den Römern lange unbekannt. Vermischung der Begriffe Brod und Fleisch in den semitischen Sprachen. Eine merkwürdige Consequenz der Sprache in der Benennung des Leibes. Fleisch soviel als Gegessenes. Abweisung einiger falschen Ableitungen von Wörtern dieses Sinnes. Zusammenhang der Begriffe Brod und Fleisch auch im Griechischen. Griechisches Wort dieses Begriffes im Zusammenhange mit Sarkasmus. Haut und Fleisch sind verwandte Begriffe; wieso? Schlüsse auf die menschliche Nahrung in der Urzeit. Metzger, Messer.

Ich will die Frage von dem Verhältniß der Kunstthätigkeit zur Sprache, und dem jüngeren Ursprunge jener, nicht verlassen, ohne auf die Wohnung und Nahrung des Menschen in einem Zeitraum, wo er dieselbe noch nicht künstlich zu bereiten verstand, in demselben Sinne einen Blick zu werfen. Von Kleidung kann zwar in solchen Zuständen und ohne irgend eine Zubereitung nicht die Rede sein, und Kleidung an und für sich ist schon etwas Menschliches, so daß an dem Begriffe des Kleides keine Umgestaltung aus dem Thierähnlichen vorgegangen sein kann: aber dennoch sind Spuren von einer Anschauungsweise vorhanden, welcher

noch keine bekleideten Wesen vorgeschwebt zu haben scheinen. Der Begriff des Nackten scheint Bekleidung voraussetzen zu müssen; aber aus einigen Wörtern dieser Bedeutung geht hervor, daß die ältere Vorstellung sich auf das Entblößtsein von Haut oder Haaren bezog, und wir werden also auch hier wieder auf die Begriffe schinden, rupfen, die Haut verletzen, zurückgeführt. Σκῦλα; spolia vereinigen die Begriffe der dem getödteten Feinde abgenommenen Waffenrüstung und des dem erlegten Thiere abgezogenen Felles; die Wurzel σκύλλω, raufen, und die Zusammensetzung σκυλοδέψης, Ledergerber, sind für die Grundbedeutung des griechischen Wortes aufklärend. Nackt zeigt im gaelischen nochd, welches unter Anderem auch schinden bedeutet, Spuren eines ähnlichen Ursprungs. Im Arabischen ist árama den Knochen vom Fleische entblößen, Rinde abnagen; davon das Eigenschaftswort úrâmun; im Hebräischen ist árom, érom nackt. Die verwandte Wurzel ára (für árava), woher die hebräischen Wörter érva, érja, arabisch 'ârin, urjânun mit dem Begriffe der Nacktheit, und welche in der factitiven Form des hebräischen Zeitwortes auch ausleeren, ausgießen heißt, zeigt in táar, zugleich Scheermesser und Schwertscheide, beide Richtungen des Begriffes vereinigt. Derselben Wurzel, nur mit Umstellung der beiden letzten Consonanten, 'âra, hebräisch úr (für ávara) entstammen Worte mit dem Begriff der Nacktheit und Blöße, aber auch ór Fell, Haut; und das arabische 'âra, ávira einäugig machen, einäugig sein, das hebräische ivver blind, blenden, gehen von der Bedeutung verstümmeln aus, und verhalten sich zu der hier behandelten Begriffssphäre ungefähr wie blöde und blind zu bloß. Die hebräischen Wörter áriri kinderlos, ha-árár der Verlassene stammen

aus reduplicirten Stämmen mit der weniger sinnlichen Bedeutung des Entreißens, Losreißens. Den eben angeführten Wurzeln mit ár schließen sich eine Menge anderer, ebenfalls Kehllaute und r oder l enthaltender an, z. B. qarach, hebräisch scheren, arabisch verwunden, woneben jedoch auch in der letzteren Sprache qarâ'hun kahles Feld, Steppe, ǵala'ha, arabisch: Rinde abnagen, ǵala'hun, Glatze, ǵalacha einen Theil des Fleisches mit dem Schwerte abhauen; hebräisch galach (im Piel): scheeren; ǵalaqa oder 'halaqa (ar.) den Kopf scheeren; 'halata scheren, rupfen; ǵalahun Kahlheit; aǵlahu ohne Hörner, von einem Stier; ǵalafa entrinden; ǵalama Knochen vom Fleische entblößen, Wolle scheren; ǵalma'ha und ǵalmaṭa das Haupt scheren; ǵalaṭa dasselbe, und das Fell abziehen; ǵalada das Fell abziehen; ǵildun, hebräisch geled, Haut; gallab (hebräisch) Scherer; qelaf (chaldäisch) Rinde, Fell, Schuppe, Schale; und viele andere. Das allgemein semitische galah entblößen, enthüllen, und das arabische ǵaliá ausziehen, von Kleidern, erklären sich also aus jenen stärkeren Begriffen. Ebenso ist das arabische salacha sowohl ausziehen als das Fell abziehen; im Chaldäischen hat es die erstere Bedeutung; salchun, silchun, chald. schalcha, ist Haut. Das hebräische schulchan Tisch als entrindetes Holz gehört gleichfalls hierher.

Auch Kleider anziehen ist ein secundärer Begriff. Das semitische labesch, labisa muß in erster Linie „in etwas eindringen“ bedeutet haben; daher Ausdrücke wie: „Der Geist drang in ihn,“ welches gewöhnlich auf eine wenig wahrscheinliche Weise bildlich erklärt zu werden pflegt, als sei die von dem Geiste erfüllte Person gleichsam sein Kleid; ferner: „In Gerechtig-

keit drang ich, und sie drang in mich," wo höchstens auch „ich kleidete mich in Gerechtigkeit," aber nicht umgekehrt gesagt werden könnte. Das lateinische induo hat genau dieselbe Construction und denselben Grundbegriff des Einschlüpfens, Eindringens; namentlich ist dasselbe, wie aus dem schwerlich davon trennenden imbuo und dem griechischen δύω hervorgeht, vom Schlüpfen in das Wasser gemeint, und bedeutet tauchen. Wahrscheinlich ist auch das uralte ἕννυμι, bekleiden, Sanskrit vas (gothisch vasjan) woher vasti, das lateinische vestis, Kleid, so abzuleiten; alsdann würde wohl auch vasati, die Nacht, und Westen, als das Untertauchen der Sonne, δυσμαί, damit zu verbinden sein.

Was die Nahrung betrifft, so ist begreiflicherweise Kochen die jüngste Art ihrer Bereitung. Cook fand auf Tahiti die Eingeborenen mit dem Sieden in Töpfen gänzlich unbekannt. Das Fleisch wurde entweder am Feuer oder in Erdlöchern zwischen heißen Steinen gebraten. (Vergl. Hochstetter S. 210.) Auch die homerischen Helden aßen das Fleisch am Spieße gebraten oder in der Pfanne geschmort; das Abkochen in Wasser scheint dem Dichter nicht bekannt zu sein. So ist denn auch das deutsche Wort kochen ein Fremdwort aus dem lateinischen coquo. Der Begriff entwickelt sich deutlich aus unmittelbareren Bereitungen durch das Feuer, backen und braten, selbst in Wörtern, wo diese Bedeutungen in der Folge ganz ausgeschlossen worden sind, und sogar ein Gegensatz gegen denselben sich gebildet hat. Coquo selbst ist sowohl kochen als braten und ebenso das im Griechischen entsprechende πέσσω, während das eigentlich identische ἕψω nur die erstere Bedeutung hat: in den Ableitungen πόπανον Opferkuchen, ἀρτοπόπος oder ἀρτοκόπος Bäcker herrscht

die andere vor. In einer ferneren Form derselben griechischen Wurzel in ὀπτός, ὀπτάω, ὀπταλέος, ἀρτόπτης, stehen die Bedeutungen braten, besonders vom Fleische, und backen nebeneinander, während gegen kochen oft vermittelst derselben ein Gegensatz gebildet wird. Im Sanskrit ist die entsprechende Wurzel pak kochen, im Russischen pek braten und backen; im Litthauischen kep backen. So ist im Hebräischen baschal das eigentliche Wort für kochen; es wird gebraucht, wo ausdrücklich das Braten verneint werden soll. Einmal findet es sich noch für braten (5. M. 16, 7), an einer Stelle (2. Chr. 35, 13) wird „kochen im Feuer", d. i. braten, dem „Kochen in Töpfen" entgegengesetzt; und der auch sonst gewöhnliche Zusatz: „in Wasser" scheint auf eine an sich nicht hinlängliche Bestimmtheit des Begriffes hinzudeuten.

Noch einen Schritt, und wir finden eben diese Wörter, die wir von der Wirkung siedenden Wassers zu der des Feuers zurückgeführt haben, von der Sonne gebraucht. So bedeutet das russische pek noch das Brennen, Stechen der Sonne. *Πέσσω* heißt bei Homer (Od. 7, 119) reif machen, und diese Bedeutung theilt auch das Sanskrit. Ebenso heißt das erwähnte hebräische baschal auch reifen, und in factitiver Form reif machen. Im Mexikanischen ist icoxitia, icuxitia, kochen, eine Ableitung von icuci reifen (Buschmann, Spuren der aztekischen Sprache u. s. w. Abh. der Berl. Ak. f. 1854. §. 713. S. 685). (Birmanisch: nap, être cuit — être mûr.)

Ein sehr merkwürdiges, in seinen Begriffsbeziehungen dem Alterthum der griechischen und Sanskritsprache gemeinsames Adjectiv aus derselben Wurzel pak, von der wir die

Bedeutungen kochen, backen, braten, brennen und reifen schon angeführt haben, leitet uns noch weiter. Es ist πέπων, pakva. Πέπων heißt reif; aber bei Homer und Hesiod kommt es in diesem Sinne nicht vor, sondern in einem anderen, der nicht aus jenem entsprungen sein kann: es ist dort immer Anrede, zweimal (Il. 2, 235. 13, 120) einen Vorwurf der Trägheit oder Feigheit enthaltend, an vielen anderen Stellen aber etwa soviel als: o Lieber. Wenn wir den Gebrauch des Wortes pakva im Rigveda beobachten, so werden wir ebenfalls auf eine Beziehung zu Kochen oder Reifen meistens verzichten müssen; es heißt dort offenbar süß, oder genau genommen nur genießbar. Es kommt nämlich nicht nur von Getreide (z. B. 1, 66, 3), von einem Baume (3, 45, 4. 4, 20, 5), von Zweigen (1, 8, 8) vor, wo es reif heißen kann, sondern auch von der Milch in dem häufig wiederkehrenden Gedanken:

> âmâsu cid dadhishe pakvam antaḥ payaḥ kṛishṇâsu ruçâd rohinîshu in die rohen Kühe, die schwarzen, rothen hast du die Milch gelegt (NB.?) gar und weiß (1, 62, 9).

Es ist gewiß interessant und ein fernerer Beleg der innigen besonderen Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachen, daß wie wir z. B. eben hier sehen, pakva und âma dieselben Gegensätze bilden, wie im Griechischen πέπων und ὠμός. Reif und unreif, gar und roh, werden vermittelst dieser Worte einander gegenübergestellt: aber wie bei letzterem Worte nicht nothwendig an die mangelnde Bereitung oder Vollendung gedacht ist, sondern oft nur an Ungenießbarkeit, an Härte, von wo es auch auf Grausamkeit übertragen wird, so müssen wir auch bei dem vedischen Beiworte

der Milch nicht nothwendig eine Auffassung der Milch als ob sie gleichsam gekocht wäre, voraussetzen (wie Böhtlingk und Roth erklären). Süß muß etwa auch die Bedeutung des griechischen Wortes in der schmeichelnden Anrede sein; und wenn z. B. der geblendete Cyclope in der Odyssee zu seinem Lieblingswidder sagt: *κριὲ πέπον*, so werden wir übersetzen müssen: süßer Widder! Als Tadel hingegen eignet sich der Entwickelung des Wortes gemäß: weichlich oder faul; und da es in der folgenden Zeit auch für mild gebraucht wird, in einem ferneren Gegensatze gegen *ὠμός* grausam, so gelangen wir für beide Worte zu den Grundbedeutungen weich und hart, und damit für das erstere, welches nach allen seinen Anwendungen sich am Genauesten durch das lateinische mollis wiedergeben läßt, zu einer Masse Analogien, in denen der Begriff weich die Stadien des Morschen, Mürben, Reifen, Zarten, Faulen nebst so manchen auf das Geistige übertragenen Bedeutungsschattirungen durchläuft. [Gar]

Es läßt sich erwarten, daß die ersten Nahrungsmittel der Menschen in der Sprache nicht als bereitete auftreten, das ist, von irgend einer Bereitung ihren Namen bekommen konnten. So bestimmt also zum Beispiel Kuchen und ähnliche Backwerke junger Art entweder von Kneten und Backen oder von einer hierdurch bewirkten Form benannt zu sein pflegen, so wenig ist dies im Allgemeinen bei dem Brod der Fall. *Σῖτος* z. B. ist zu seiner gewöhnlichen Bedeutung Brod, Getreide, Waizen, wie es zuweilen schon im Gegensatze zu Fleisch heißt (in der Il. nur 9, 216 und 24, 625, aber öfter in der Odyssee), von der allgemeineren Speise gelangt; so heißt *σῖτα καὶ ποτά* Speise und Trank, *ἄσιτος*

nüchtern, nicht gegessen habend, ἀποσιτία Mangel an Eßlust, παρασιτέω mitessen. Es ist insbesondere menschliche Speise; aber auch diese Besonderheit kann dem Worte nicht ursprünglich anhaften, da abgeleitete Zeitwörter σιτίζω, σιτέω, σιτεύω auch vom Füttern der Thiere, z. B. der Hunde gebraucht werden. Von panis ist eine Erklärung aus der Wurzel pa, nähren, naheliegend. Uebrigens bedarf es für die Wandelbarkeit der Form und zum Theil auch des Stoffes dessen was die Menschen als Brod betrachtet haben, keines derartigen Nachweises, und es ist nicht einmal auffallend, wenn, bei dem Uebergang zu wirklichen geformten Broden, auch hie und da ein neuer Name aus der Bereitung entsprungen sein mag; wobei indessen an backen bekanntlich erst in letzter Linie zu denken ist: haben doch die Römer noch bis in die Zeit der Kaiser den Bäcker nur Müller oder eigentlich Stampfer (pistor) genannt, indem sie sich nach Plinius (18, 19) lange Zeit von Brei statt des Brodes nährten, auch noch (ebd. 28) 580 Jahre nach Erbauung der Stadt überhaupt keine Bäcker hatten, sondern das Brod in den Häusern von den Frauen oder Köchen zubereiten ließen. Von größerem Interesse ist es dagegen, aus der Sprache zu ersehen, daß die Menschen des fernsten Alterthums sich neben allerlei Pflanzennahrung von Fleisch und zwar von rohem Fleisch genährt haben müssen. Der erste Theil dieser Behauptung geht mit Evidenz daraus hervor, daß die Sprache für Fleisch gar kein anderes Wort hat, als solche die dasselbe vom Essen benennen; sogar das Fleisch am lebendigen Leibe des Thieres und des Menschen wird immer nur als Speise aufgefaßt. In mancher Hinsicht richtig und lehrreich ist hier das arabische Wort lahmun. Das hebräische

lechem ist das eigentliche Wort für Brod; es hatte aber ferner noch den allgemeinen Begriff Speise, Nahrung; einmal steht es von Baumfrucht: „laßt uns den Baum mit seiner Frucht zerstören“ (Jer. 11, 19). Besonders heißt es noch Mahl, Mahlzeit; so auch im Chaldäischen, z. B. der König Beltsassar machte ein großes Mahl — lechem rab (Dan. 5, 1). Das hebräische Zeitwort lacham heißt essen, zehren, und zweimal findet es sich mit dem Hauptworte verbunden zu den Ausdrücken: „sie essen das Mahl (lachamu lechem) der Bosheit und trinken den Wein der Gewalt“ (Spr. 4, 17). „Sie schlachtet, mischt ihren Wein, bereitet ihren Tisch und spricht: kommet, esset von meinem Mahl und trinket vom Wein den ich gemischt“ (9, 5). Sehen wir schon hier unter dem allgemeinen Worte doch eigentlich das Fleisch verstanden, so werden an anderem Orte Fleischopfer mit alterthümlicher Feierlichkeit geradezu lechem Speise Gottes genannt. (3. M. 3, 11. 16. 21, 6. 8. 17. 21. 22. 22, 25. 4. M. 28, 2. 24.) So neigt sich das Wort also auch im Althebräischen zu dem Begriffe Fleisch, welches im Arabischen der alleinherrschende geblieben ist: in der Ursprache der Semiten vereinigte es ohne Zweifel beide Bedeutungen.

Man kann bei Betrachtung der Wörter für Leib fast überall die eigenthümliche Bemerkung machen, daß die Benennung vom todten Leibe, vom Leichname, auf den lebendigen übergegangen ist. Nicht mißbräuchlich oder auch nur zufällig ist das deutsche Leiche, Leichnam, welches im Alterthum den Leib im Allgemeinen bezeichnete, auf seine gegenwärtige Bedeutung beschränkt worden; der Begriff des Todten ist wirklich der eigentliche .... *Σῶμα*, das bei den Griechen den Körper in allen seinen Beziehungen bedeutende Wort,

wird bei Homer, wie schon Aristarch bemerkt, nur vom todten Körper gebraucht. [Russisch tjelo, cialo, cielny] ....

Woher diese Seltsamkeit der Sprache, von dem Begriff des todten Körpers erst zu der Benennung des eigenen menschlichen Leibes überzugehen? Einige weitergehende Wörter erklären dies. Der Leib wird als Fleisch aufgefaßt, und ebenso wie dieses zunächst nur als Speise. Der todte Körper ist Aas, und zwar nicht bloß wie uns dieses Wort sagt, Fraß der Thiere, sondern auch Nahrung der Menschen, wie es scheint, ohne jeden bewußten Gegensatz. Caro ist Fleisch im edelsten wie im gemeinsten Sinne; es ist auch Aas, wie in carnifex. Das griechische κρέας heißt Fleisch besonders als menschliche Speise; das sanskritische kravis, kravja rohes Fleisch, Aas und Leichnam. Das deutsche hraiv, hrêo endlich hat die Bedeutung Leichnam [nicht = cruor, crudus, Sanskrit krûra, Roth-Böhtlingk, litth. kraujas, wie Graff] [hebräisch scheêr]. Auch Leiche bedeutet ursprünglich Fleisch. (Leib bloß Nebenform) NB.

Σῶμα hat innerhalb der mit σ anlautenden Wurzeln keine Ableitung; aber es erklärt sich augenblicklich, wenn wir annehmen, daß der Anlaut σ aus ψ entstanden ist, wie z. B. in σίττακος, σώχω, Σάπφω. Alsdann steht es in einem ganz deutlichen und gewöhnlichen Verhältniß zu ψωμός, Bissen, kleines Stück Fleisch oder Brod. Ψύω heißt mit den Zähnen zermalmen, kauen, ψίς und ψίξ kleines Stück Fleisch oder Brod: es darf daher wohl auch σῖτος Brod aus ψιτος erklärt werden. Wir begegnen übrigens auch hier wieder der gemeinsamen Beziehung des Essens gerade auf Fleisch und Brod. Wahrscheinlich ist auch das deutsche Brod nicht mit braten (obwohl dies sehr wohl backen bedeuten

könnte), sondern mit dem althochdeutschen brâto Fleisch, vielleicht bret in Wildbret zu verbinden. Brosam, ein der Bedeutung nach den angeführten griechischen ganz nahe kommendes Wort, schließt sich an. Das hebräische pat Brod entwickelt sich ebenso aus dem Begriff Krume, Stückchen, wie im Arabischen futâtun heißt. Es läßt sich vermuthen, daß *ἄρτος*, welches zuerst in der Odyssee und zwar von geformten Broden vorkommt, mit *διαρτάζω*, *ἀρταμέω* zerstückeln, schlachten, *ἄρταμος* Schlächter, Koch, zusammenhängt. Im Neugriechischen ist auch das Wort *ψωμίον* zu dem reinen Begriffe Brod übergegangen. Von einer gleichen Wurzel wie die angeführten Wörter mit dem Anlaut *ψ* stammt auch *ὄψον* leckere Speise, Würze, Leckerbissen [NB. Plutarch, Coriol. v. d. Eiche], aus dessen fast gleichbedeutender in das Lateinische übergegangenen Zusammensetzung obsonium wahrscheinlich Obst entlehnt ist. Benfey trennt dies Wort sehr richtig von *ἕψω* kochen und vergleicht es mit epsâ essen, psu Speise, wobei jedoch *ὀ* als ein bloßer Vorschlag angenommen werden kann, wie wir ihn im Griechischen schon mehrfach vorgefunden haben. Das Wort bedeutete in der späteren Zeit besonders Fischspeise, so daß aus der Verkleinerungsform *ὀψάριον* das neugriechische Wort für Fisch überhaupt (*ψάριον*) entstanden ist. Der Begriff Leckerbissen pflegt nämlich gleichfalls aus dem Abbeißen kleiner Stückchen, wofür die deutsche Sprache das Wort knaupeln oder knuppern hat, zu entspringen: man vergleiche *τραγήματα*, Knupperwerk, Nachtisch in Obst, Nüssen, Mandeln und dergleichen bestehend, welches im französischen dragée erhalten ist; dasselbe ist *τρωγάλια*, *τρωκτά*; alle von *τρώγω* (aor. *ἔτραγον*), das zuerst vom Abfressen der

Weidekräuter (Od. 6, 90), Benagen des Brodes von Mäusen vorkommt, dann roh essen von Früchten heißt, und zwar so bestimmt daß Herodot das Wort, ohne des Ungekochten zu erwähnen, dem gekocht Verspeisen gegenübersetzt, indem er sagt: „Bohnen essen die Aegypter weder, noch verzehren sie sie gekocht" — *οὔτε τρώγουσι, οὔτε ἕψοντες πατέονται* (2, 37); endlich, und zwar am Gewöhnlichsten, heißt es, jenen Ableitungen entsprechend, Knupperwerk essen. *Τρώξ* ist ein Getreidewurm, *τρωξαλλίς* eine Raupe.

Uebrigens führt uns das vedische Wort psu, Speise, welches soeben erwähnt worden ist, von selbst in den Kreis der Begriffe von denen wir ausgegangen sind: denn es heißt selbst außerdem auch Körper, und tritt daher nicht nur der Wurzel *ψο*, sondern auch noch ganz besonders dem Wort *σῶμα* nahe, wenn wir dasselbe mit Recht auf *ψῶμα* zurückgeführt haben. Es heißen z. B. die Kühe der Morgenröthe in den Rigvedaliedern (1, 49, 1) rothleibig, aruṇapsavas.

Σάρξ, das griechische Wort für Fleisch in jedem Sinne, wird seinem Grundbegriffe nach erst in einigen Ableitungen erkannt. Dies kommt in der Sprache gar manchmal vor, indem nämlich die Ableitungen von einem früheren Zustande des Stammes ausgehen, als in ihm selbst erhalten geblieben ist. Zunächst weist die Bedeutung der Verkleinerungen *σαρκίον*, *σαρκύδιον* Stückchen Fleisch, sowie der bei Homer gewöhnliche Gebrauch von *σάρξ* im Plural, auf den Begriff: Fleischstück. Sodann heißt *σαρκάζω* mit den Zähnen zerren, von Hunden und (wie *τρώγω*) das Gras abrupfen, von weidenden Thieren; aber außerdem auch noch grinsen, höhnisch lachen, und in dieser Bedeutung wird es von den Griechen mit *σέσηρα* von der Wurzel *σαρ* erklärt. Von

dieser Wurzel kommt in ähnlicher Erweiterung σαρδάζω mit gleicher Bedeutung, und σαρδάνιον höhnisch grinsend, das sogenannte sardonische Lachen.

Die beiden hier in der Wurzel σαρ vereinigten Begriffe: grinsen und in kleinen Bissen abfressen, sind nicht wesentlich verschieden; für das Fleisch bezeichnende Wort geht aus ihr soviel hervor, daß es einen Fleischbissen, und nicht etwa ein abgeschnittenes oder abgerissenes Stück bedeutet haben muß. Endlich wird die Ableitung σαρκίζω von Herodot (4, 64) für das Entblößen der scythischen Skalpe von Fleisch mittels einer Ochsenrippe gebraucht; wir können wohl annehmen, daß auch diese Ableitung ihrem Begriff nach unmittelbar von der Wurzel kommt, und nicht etwa als privative Formation von Fleisch entfleischen heißt, sondern ohne Vermittlung mit dem Hauptwort an sich schon die Bedeutung des Abreißens kleiner Stückchen Fleisch von der Haut, des bei den Gerbern sogenannten Fleischens hat.

Wir haben in lahmun ein arabisches Wort für Fleisch kennen gelernt, welches im Hebräischen zu der Bedeutung Brod gelangt ist; das hebräische und aramäische Wort für Fleisch, basar, heißt dagegen im Arabischen Haut (bascharun) und zwar Menschenhaut. Zu der Begriffsbeschränkung auf das Menschliche scheint das Wort dadurch gelangt zu sein, daß es außerdem auch, nach einer aus hebräischem Einflusse stammenden Vorstellung und Sprachwendung, den Menschen als ein vergängliches (oder wie es sich aus dem hebräischen Sprachgebrauche erklärt) fleischliches Wesen bezeichnet. Das arabische Stammwort bascharu bedeutet entrinden, sowie das Feldabfressen, von Heuschrecken: wir haben also auch hier mit einem Wort zu thun, welches einerseits

das Nagen und Fressen, andererseits das Ablösen der Rinde oder der Haut bezeichnet, welches denn begreiflicherweise nach beiden Seiten gewendet, und auf die Haut als vom Fleische, wie umgekehrt auf das Fleisch als von der Haut gelöst bezogen werden konnte. Das nordische lik ..... Das ahd. hreo .... [flaeschoma und lichoma]. Wenn wir das schon erwähnte fleischen mit dem Substantiv Fleischer vergleichen, so werden wir zu dem Schlusse kommen, daß auch diese Wörter nicht Ableitungen von Fleisch sind, sondern vielmehr dessen Wurzel enthalten; und auch zerfleischen scheint zunächst nur zerstückeln zu bedeuten.

Ohne eine ähnliche Voraussetzung würde man über die Wörter Metzger und Metzge (die Fleischbank, auch Metzig und Metze genannt) zweifelhaft sein können, ob sie von dem in plattdeutscher Form zu uns übergegangenen Mett, dem englischen meat Fleisch, oder, was sich doch kaum abweisen läßt, von metzen, metzeln, d. i. schlachten, abzuleiten sind; wobei sich überdies noch der Zusammenhang mit dem gothischen mats Speise, matjan essen einerseits und mit Messer und Meißel, Metz in Steinmetz andererseits aufdrängt. Nach den vorher dargestellten Wortreihen lassen sich die Uebergänge mit ziemlicher Sicherheit folgendermaßen denken. Der erste Begriff, in welchem eine Beziehung zu Fleisch und Speise im Allgemeinen zum Vorschein kommt, ist der welcher im lateinischen mando kauen enthalten ist; dieses Wort schließt sich aufs Engste an die Wurzel mard zerreiben, mordeo beißen. Von einer gleichbedeutenden Wurzel mad gehen die Wörter mat (gothisch) Speise, meat (englisch) Speise und Fleisch, matjan (gothisch) essen, mata (schwedisch) füttern, Mast und mästen, maz, ahd. .... unmittelbar aus; män-

sam (Sanskrit) Fleisch, und die damit zusammenhängenden slavischen Wörter stammen von einer verwandten Wurzel mas. [mânsa, masc., Wurm.] Sowie aber das Zerstücken mit den Zähnen nicht die einzige Bedeutung des Stammes mad und der ihm verwandten ist, so findet sich auch in metzeln die des Zerfleischens, des Zerreißens oder Zerhauens in kleine Stücke Fleisch. Wie sodann zu laniare mit den Zähnen oder Nägeln zerreißen, lanius, laniator, Fleischer, so gehört Metzger zu jenem eigentlich nur das in Stücke Reißen oder Schneiden des Fleisches bezeichnenden Worte. Schon in der Wurzel ging ferner der Begriff vom Reißen zum Behauen mittels eines Werkzeugs und zum Schneiden über; worin sie sich dem verwandten lateinischen meto, mähen, anschloß. So im gothischen maitan, in Steinmetz d. i. Steinhauer, und Meißel, schabendes oder behauendes Werkzeug. Denselben Fortschritt, immer mit Beziehung auf Fleisch, hat nun Messer gemacht. Es ist zunächst ein Mittel zum Zerreißen des Fleisches; daher liegt in maz-sahs, mezzisahs, das zunächst den Anschein hat, Speisemesser bedeuten zu sollen, eigentlich der ganze Begriff (nämlich des Fleischschneidens) schon in dem ersten Theile der Zusammensetzung, ähnlich wie in seinem Gegensatze scarasahs, Scheermesser. Ueberhaupt scheint der Begriff des Messers sich für die Urzeit vorzüglich in diesen beiden Gegensätzen bewegt zu haben. Das griechische *κοπίς* kommt von *κόπτω*, welches hauen, klopfen, schlagen in sehr vielen Beziehungen, unter Anderem aber schon bei Homer schlachten, und zwar mittels des Beils (Il. 17, 521), oder eines Holzscheits (Od. 14, 425) bedeutet. Es bedeutet das große Messer des Metzgers, welcher jedoch ehedem zugleich auch Koch und Bäcker war. Dasselbe

bedeutet auch μάχαιρα; es hängt zunächst mit μασχαλίζω die Glieder zerstückeln, entfernter auch wohl mit μάγειρος, Koch, μαγειρεύω, zerfleischen, und dem lateinischen macella Fleischbank, macto schlachten zusammen. Noch deutlicher ist σφαγίς, Schlachtmesser und Küchenmesser, von σφάζω schlachten abgeleitet. Das hebräische maakelet ist der Form nach sogar unmittelbar von akal essen abgeleitet, als ob es Eßwerkzeug hieße. Doch könnte die Beziehung auf das Essen keine andere sein, als insofern das Fleisch durch Schlachten und Zerstücken zu einem speiseartigen Zustande vorbereitet wird, da ja an ein eigentliches modernes Essen mit Messern, an ein Zerstücken der Speise zu mundgerechten Bissen nicht gedacht werden kann. Auch ist maakelet durchaus Schlachtmesser; und so möchte wohl auch hier auf eine ältere Begriffsstufe zurückzugehen, und akal in dieser Ableitung nicht als essen, sondern allgemeiner als Zerstücken der Speise aufzufassen sein. [φάσγανον Kneif, ת׳הספר]

Insofern der Begriff Fleisch eigentlich den des Stückes in sich enthält, wird auch das Wort carnifex Henker verständlich, welches mit Fleischmacher nicht wohl zu erklären wäre. Uebrigens schließt sich der Begriff dieses Wortes häufig an Schlächter an, zum Beispiel in dem merkwürdigen semitischen ṭabbach, welches von der Wurzel ṭabach schlachten abgeleitet, in der Bibel Scharfrichter und Koch, im Arabischen nur Koch heißt, d. i. wie in μάγειρος und ἄρταμος, Schlächter.

VI.

Wohnung. Ihr Begriff geht von bloßer Niederlassung aus. Bauen. Begriff der Erde und des Menschen. Das Haus. Welt und Ewigkeit. Der Acker ist vielleicht von der Wildniß benannt. Dorf, Volk. Deutsch bedeutet heidnisch. König. Mann und Weib zuweilen aus dem Begriffe König oder Herr benannt. Dorf, Stadt, Hof, Garten, Zaun sind ursprünglich vereinigte Vorstellungen.

Tiefer als die Nahrung führen uns die Begriffe der Wohnung in die Lebensverhältnisse der vorgeschichtlichen Menschheit ein. Auch sie lassen uns noch zum Theil den Fortschritt zur Bereitung aus dem anfänglichen Mangel aller Andeutung derselben in den Worten schließen. Haus ist seinem ursprünglichen Begriffe nach nichts Gebautes, noch auch bauen ein Verfertigen. Noch bis in eine sehr neue Zeit herab bedeutet bauen auch im Hochdeutschen, was es in den verwandten deutschen Sprachen vorwiegend heißt: wohnen. In dieser Bedeutung tritt das Wort mit dem gothischen gabauan zuerst in dem germanischen Sprachkreise auf. Im Althochdeutschen sind Ausdrücke häufig wie: im Himmel bauen, in Gottes Zelte bauen, himilbûwo, gleichsam Himmelbauer. Im Schwedischen ist bo wohnen, by Dorf, im Englischen bye Wohnung, im Althochdeutschen bûa wohnen, besitzen, bû Haus, Landbesitz. Die Wurzel reiht sich fast unwidersprechlich an das griechische φύω, Sanskrit bhû. Die Grundbedeutung des griechischen Wortes

ist: hervorbrechen lassen, treiben, von Pflanzen in Beziehung auf Schößlinge, von der Erde auf ihre Gewächse; dann bedeutet es in gewissen Formen auch das Hervorbrechen, Wachsen selbst; endlich das allgemeine Werden, Entstehen und Sein, welche Bedeutung in dem Sanskrit die herrschende ist und in dem Lateinischen in fio (für fujo), fui und futurus, sowie in dem deutschen bin vereinzelt auftritt. Es ist erklärlich, wie bauen, das zuerst eine rein natürliche Förderung des Pflanzenwuchses bezeichnete, auf eine künstliche durch Menschenhand übergehen, und wie „die Erde bauen" das künstliche Hervortreiben ihrer Frucht bedeuten konnte; aber die dazwischenliegende Bedeutung des Bewohnens und Besitzens, welche augenscheinlich die ältere ist, macht es wahrscheinlich, daß es zunächst nur die Bevölkerung der Erde war, welche unter ihrem Anbau verstanden werden sollte. Daher entwickeln sich aus derartigen Wurzeln häufig Worte für Land und Erde neben solchen die den Menschenstamm selbst bezeichnen, und ohne Zweifel sind die Fälle in denen die Begriffe Erde und Mensch im Worte einander nahe stehen, so aufzufassen: bhû, bhûmi, bhuvana ist Erde; φυλή der Stamm. Ein anderes bekanntes Beispiel ist das griechische χαμ — und χθαμ — Erde, lateinisch humus, womit im Deutschen Gau verwandt ist, neben homo Mensch, guma, gothisch: Mann, woher gam in Bräutigam; das sanskritische ẋam und xmâ, Erde, litthauisch (Pott I. 142) źeme Erde, źmogus Mensch, źmones Menschen, Leute, Volk, führt auf die Wurzel xi welche wohnen, sich ausbreiten, besitzen bedeutet; xâ und xaja heißt Wohnung; xiti Wohnung, Menschenstamm und Erde; xit (am Ende von Zusammensetzungen) Bewohner und Beherrscher; xêtra Grundbesitz, Land, Feld.

[xema xemin xemja xaitra xaitrapatja xaitra-xoni] Mit diesen Wörtern hat schon Pott sowohl die griechische Wurzel κτι und das lateinische civis als auch die deutschen Heim, Haus, heiva (wovon heirathen) zusammengestellt. Die griechischen zu der Wurzel gehörigen Wörter heißen wohnen, bevölkern, ansiedeln, gründen, machen; κτάομαι heißt erwerben und besitzen; κτίλος zahm, eigentlich gehegt. Einen vollkommen entsprechenden Begriffsumfang hat auch colo, von welchem Pott gleichfalls einen Zusammenhang mit den zuletzt angeführten Wörtern vermuthet: es umfaßt das Bewohnen, Anbauen und Pflegen; incola, inquilinus ist Einwohner, colonus Pflanzer [NB. litth. kemas, vicus; zemas humilis].

Wir sehen also das Wort Haus von dem Begriffe des Hausstandes, der Familie ausgehen; wozu auch sehr wohl die in dem Zeitworte hausen enthaltene Vorstellungsweise stimmt. Ein anderes für den Begriff Haus uralt indogermanisches Wort, welches im Griechischen οἶκος lautet, pflegt von viç, eintreten, abgeleitet zu werden; aber der Begriffskreis, wie er sich aus der Vergleichung der verschiedenen Sprachen vervollständigt, stimmt mit dem eben geschilderten vollkommen überein, und verweist in den frühesten Richtungen seines Auftretens mit Bestimmtheit auf die Anschauung des Geschlechtes, der Bevölkerung. Erstens erweitert sich die Bedeutung, wenn wir über das Griechische hinausgehen, sehr deutlich und beharrlich zu Dorf, Stadt, Stadtviertel, Landgut, Meierhof. So wird das gothische veihs für ländliche Aufenthaltsorte gebraucht; das polnische wieś heißt Dorf, Landgut; wiejski ländlich; das lateinische vicus ist Flecken und Stadtviertel, die Verkleinerung villa Landgut, Meierhof;

das deutsche Weichbild und die Endungen von Ortsnamen: wig, weig enthalten den Begriff des Ortsgebietes; das litthauische ukis bezeichnet bäuerliches Erbgut. Die vollkommene Analogie dieser Bedeutungsentwicklung mit der des Stammes bauen liegt am Tage; und der Name der gewerb- und ackerbautreibenden Inder der dritten Klasse, viç, bedeutet gleichfalls nichts als Bauer. Eine weitere Analogie liegt aber darin, daß eben dieses viç in den Vedahymnen eine, dem Begriff Mensch wenigstens sehr nahestehende Bedeutung hat; und die Zusammensetzung viçpatis, die noch das Merkwürdige hat, nicht nur dem Zend in der Form viçpaiti, sondern sogar dem Litthauischen (wieszpatis) mit dem Sanskrit gemeinsam zu sein, heißt Herr und ist im Litthauischen z. B. für Gott gebraucht; wobei der Grundbegriff zwischen Hausherr und Herr des Stammes oder der Menschen in der Mitte schwebt. Das litthauische waikai heißt geradezu Söhne und waikélis Knabe, Mannsperson. Endlich aber tritt in einem mit diesem litthauischen nahe verwandten, in den slavischen Sprachen vorfindlichen Worte eine fernere, ebenfalls dem Kreise, von dem wir hier reden, angehörige Begriffsgruppe hervor, die schon wegen ihrer reichen analogen Verbreitung in vielfachen Formen und Sprachen interessant und lehrreich ist. Es ist wjek, Zeitalter, Lebensalter, Ewigkeit nebst der Ableitung wjekowatj sich lange aufhalten, weilen, ewig oder lange dauern. Die Vorstellung des menschlichen Lebensalters, als Zeit, geht von dem zusammenlebenden Geschlechte, von der zusammen aufwachsenden Jugend aus, knüpft sich zuerst sinnlich an den gemeinsamen Sitz, den Fleck der Erde wo eine Schaar bevölkernder Menschen hauset, und schreitet nach anderer Seite zu den beiden äußersten und gewaltigsten Be-

griffen zu denen sich die menschliche Anschauung in Zeit und Raum erhebt, zu Ewigkeit und Welt. Das Wort ewig geht durch die ganze indogermanische Geschichte: es findet sich im Sanskrit unter der Form âju, âjus, im griechischen *αἰών* und *αἰεί*, in den lateinischen aevum, aetas, aeternus, in den gothischen aivs, aiv, ajukduths mit den Bedeutungen lebendig, Leben, Lebensdauer, Menschenalter, lange Zeit, Ewigkeit, immer. Das deutsche **Alter** entspringt sichtbar alan (goth.) wachsen, aljan, lateinisch alere, nähren; im Altnordischen heißt aldr Leben, Zeit, öld Zeit, Menschheit, Welt; **Welt**, althochdeutsch weralt, ist bekanntlich mit einem gleichbedeutenden alt zusammengesetzt und bedeutet eigentlich Menschengeschlecht. In hebräischen Gedichten stehen sich oft ólam und dor als parallel zur Bezeichnung einer langen Zeit gegenüber: dieses bedeutet Geschlecht, jenes Ewigkeit oder Vorzeit. Daß aber auch ólam von dem Begriff Geschlecht ausgeht, zeigt élem Jüngling, álmah junges Weib, álumim Jugendzeit; zeigt ferner der, ganz wie auch bei dor, häufige Gebrauch der Mehrheit, womit also die Ewigkeit als eine Zukunft, die Urzeit als eine Vergangenheit von mehreren Geschlechtern bezeichnet werden sollte; und in einer etwas späteren Sprachperiode entwickeln sich (vielleicht unter aramäischem Einflusse) die Begriffe Zeitalter und Welt an diesem Worte ganz besonders. Der so berühmt und wirksam gewordene Gegensatz dieser und der künftigen Welt ist an dem Körper dieses Wortes erwachsen: er bedeutete ursprünglich nur den des gegenwärtigen und zukünftigen Zeitalters, oder Weltalters, im Sinne von saeculum und *αἰών*, wobei das zukünftige nach hebräischer Anschauung gleichsam das goldene war. 'Olam heißt außerdem geradezu

das Zeitalter zugleich lebender Menschen, in Redensarten wie: mit Jemandem in seinem Zeitalter sein, zwei Zeitalter erleben; und geht andererseits auch völlig in den Begriff Welt, als Weltganzes, über, jedoch deutlich durch Vermittlung der Bedeutung: die Leute, die Menschen. In das Arabische ist das Wort wahrscheinlich nur als Lehnwort aus dem Syrischen oder Hebräischen gedrungen. Im Koran findet sich nur, und zwar häufig, der Genitiv der Mehrheit aʿâlamina, meistens in der Redensart rabbu 'lâlamina Herr der Welten oder der Geschöpfe, wie die arabischen Ausleger den Ausdruck fassen, der eine bloße Uebersetzung des hebräischen ribbon haólamim oder ribbon kol haólamim Herr aller Zeiten, zu sein scheint, aber doch mit der deutlichen Absicht, die Gesammtheit aller Menschen zu bezeichnen, wohl zunächst insofern sie verschiedenen Zeitaltern angehört. In der sechsundzwanzigsten Sura wird dem Pharao auf die Frage: „was ist der Herr der Welten?“ geantwortet: „der Herr des Himmels und der Erde und was zwischen ihnen ist, euer Herr und der Herr eurer ersten Väter — der Herr des Ostens und des Westens und was zwischen ihnen ist.“ In anderen Verbindungen heißt das Wort unzweifelhaft so viel als: alle Menschen, die Leute, fast wie das französische le monde. So z. B. Sura 29: „Wer kämpft, der kämpft für sich; denn Gott bedarf nicht der Menschen.“ „Gott weiß was in der Brust der Menschen ist.“ Sura 5 sagen die Bewohner von Sodom zu Lot: haben wir dir nicht die Menschen (d. i. den Umgang mit ihnen und ihre Beherbergung) untersagt?

Läßt sich so von den beiden im Hebräischen parallel gebrauchten Wörtern dor und ólam für das letztere außer

der herrschenden Bedeutung Ewigkeit und Welt die ursprüngliche des Geschlechtes, der Menschengesammtheit nachweisen, so ist andererseits dor keineswegs auf seinen im Hebräischen gewöhnlichen Begriff beschränkt, sondern umfaßt noch vollständiger als jenes den Kreis von Anschauungen, der sich um menschliche Niederlassung und menschliches Leben geschlossen hat. Das Zeitwort dur heißt im Hebräischen und Aramäischen wohnen [NB. punisch]; das dem hebräischen dor lautlich entsprechende arabische dârun heißt Wohnung, Gau [Hof, דרתא]; ähnlich dâratun, welches auch Volksstamm bedeutet; ad-dârâni sind die beiden Leben oder Welten, ad-dâratu 'lâchiratu ist ein zugleich an Wohnung und Welt erinnernder Ausdruck für das künftige Leben. In einigen biblischen Stellen kommt dor auch für Leben, Lebenszeit vor (. . . . .). Das chaldäische tedira heißt beständige Dauer, immerwährend. [NB. dajjar persisch?]

Endlich schließt sich hier das arabische dahrun, daharun, von einer in dem mittleren Stammbuchstaben leicht abweichenden Wurzel (ebenso wie nahârun Tag und das hebräische neharah mit der Wurzel nur leuchten zusammenhängt) mit den Begriffen lange Zeit, Jahrhundert, Ewigkeit an. Abweichend von den so eben zu dem Begriffe Welt gelangten Ausdrücken ist κόσμος gebildet. Dieses ist nämlich ein nicht naturgemäß entwickeltes, sondern von der pythagoreischen Schule für das Weltgebäude verwandtes Wort, welches Ordnung bedeutete; es sollte Welt als System, namentlich die Sternenwelt bezeichnen, so daß sich Sokrates mit diesem Worte einen Kosmopoliten nicht in unserem Sinne, sondern als Himmelsbürger nannte. Von κόσμος ist mundus eine Uebersetzung, und zwar eine nicht ganz zutreffende;

denn anstatt der Bedeutung Ordnung ist Schmuck, die jüngere und gewöhnlichere, aber von dem Urheber dieses Ausdrucks nicht gewollte, zur lateinischen Bezeichnung des Universums verwendet worden.[1]

Ein fernerer den Umfang der von Bevölkerung ausgehenden Begriffe mit großer Klarheit auf sich vereinigender Stamm ist das arabische ámara. Als Zeitwort heißt es bewohnen, ein Haus bevölkert, einen Menschen am Leben erhalten; und in intransitiver Form (ámira, ámura) in blühender Lage sein, am Leben bleiben. Abgeleitete Nomina sind ámrun, úmrun Leben und lange Zeit, úmrâ lebenslänglich; ámirun angebaut, úmrân ein bewohnter und angebauter Ort, menschliche Bevölkerung, Stamm, ámâratun Volksstamm, ámmâratun Baumeister. Auch die Wurzel chalada, die die Bedeutungen Leben, langes Leben, Dauer und Ewigkeit entwickelt, gehört in diese Kategorie.[2] Ohel

[1] Im Manuscript finden sich noch folgende ausgestrichene Zeilen: Asu im Sanskrit Leben, heißt im Zend (anhu) Welt. Auch dieses Wort scheint also die geschilderte Begriffsrichtung eingeschlagen zu haben.

[2] Ausgestrichene Stelle im Manuscript: Das schon angedeutete Hervortreten des Begriffes Mensch aus dem hier behandelten Gedankenkreise ist in seinen Einzelheiten so merkwürdig, daß es sich verlohnen wird, dasselbe an einigen Beispielen genauer ins Auge zu fassen. Zunächst läßt sich leicht bemerken, daß dieser allgemeine Name der Gattung mit ziemlicher Beständigkeit von Mann ausgeht, wie denn die Sprache an der stillschweigenden Voraussetzung des männlichen Geschlechtes als Regel, woneben das weibliche gewissermaßen als Ausnahme gilt, überall eine männliche Initiative bei ihrer Bildung verräth. Viele hochgebildete Sprachen sind, wie allbekannt, einer Unterscheidung von Männern und Menschen selbst heute nicht fähig. Dennoch pflegen die Wörter für Mann selbst auch wo sie in der Folge zu einer solchen Allgemeinheit des Umfanges gelangen, von Männlichkeit, Heldenthum, Herrschaft und Gattenverhältniß auszugehen. So das vielverbreitete lat. vir, goth. vair, Ssk. vîra. . . . .

ist im Hebräischen Zelt; aber arabisch: ahlun Familie, Volksstamm, Leute, auch Herr und Gatte; uhila heißt bewohnt sein, ahala heirathen, âhilun bevölkert, ahilatun Reichthum. Âlun Volk, Leute, und ulu Besitzer von —, begabt mit —, stehen lautlich zu der Wurzel ahala in demselben Verhältnisse, wie das so eben bei dahara bemerkte.

Von einer Benennung des Hauses, welche weit durch die ganze indogermanische Sprachfamilie verbreitet ist, nämlich domus, δόμος, slavisch dom, Sanskrit dama ist ein Zusammenhang mit δέμω bauen von den Verfassern des Petersburger Wörterbuchs bestritten, und die Herleitung aus der Wurzel dam zahm sein, bändigen vorgezogen worden, theils weil aus dem Sanskrit nur diese Ableitung möglich sei — was freilich nicht beweisend ist —, theils weil der Gebrauch des Wortes zeige, daß nicht die Wohnung als Gebäude verstanden sei. Es bezeichne demnach ursprünglich den Ort, wo der Mann unumschränkt waltet, Gebiet, Bann des Hauses und Hofes. Für diese Ansicht spricht (außer den noch im Sanskrit zu vergleichenden Wörtern besonders dampati Hausherr, Gebieter, nach der Erklärung desselben Wörterbuches) auch das lateinische dominus Herr, welches (trotz seiner alten Form dubenus) schwerlich weder von domus noch von domo bändigen getrennt werden kann. Aber andererseits ist eine Trennung von δέμω und οἰκοδομέω, ein Haus bauen, für δόμος immerhin unwahrscheinlich, und obgleich, wie Pott bemerkt, das Zeitwort nie vom Feld- sondern stets vom Häuserbau gebraucht wird, so folgt doch, wie ich glaube, aus diesem speciell griechischen Sprachgebrauche noch nicht mit Nothwendigkeit, daß es nicht ursprünglich zu den Worten des Anbaus gehört habe, sondern eine auf Holz-

arbeit gerichtete Grundbedeutung gehabt haben müsse. Freilich macht das deutsche Zimmer und zimmern, gothisch timr..., timrjan bauen, altnordisch timbr Gebälk, das Dasein einer solchen Bedeutung höchst wahrscheinlich; und wir müssen uns gegenüber den verschiedenen Möglichkeiten, welche einen Zusammenfluß von mehreren Begriffen in denselben Wörtern vermuthen lassen, bescheiden, aus der fraglichen Bezeichnung für Haus ein sicheres Ergebniß weder für noch gegen das hier besprochene Gesetz zu gewinnen. Von δῆμος welches mit δόμος sehr wohl zusammenhängen kann, ist der Begriffsumfang: Land, Volk, Gau, vollkommen klar; Heimath bedeutet es in ἀπόδημος fern von Hause [tomt, toft, Zunft].

Leute, von einem Stamme, der aufwachsen bedeutet, hängt in zweiter Linie auch mit dem griechischen λαοί, λαός Volk zusammen. Das sanskritische loka heißt Welt, aber ganz mit der bereits erwähnten Mittelstellung dieses Wortes, so daß z. B. loke, in der Welt, unter den Leuten, für die Umgangssprache im Gegensatz zu dem heiligen und Dichtergebrauch angewandt wird; eine Besonderheit, die an eine ähnliche chaldäische eines besprochenen semitischen Wortes (bealma) erinnert. Wenn mit diesem Sanskritworte, wie Bopp bemerkt, das litthauische laukas Feld identisch ist, so ist dieser Begriff hier als der Ort, wo Menschen wohnen, zu verstehen. Vielleicht ist lucus, Hain, ebendasselbe. Denn Feld ist gewiß nicht ursprünglich als bestelltes Erdreich aufgefaßt worden, und es sind manche Spuren vorhanden, wonach diese letztere Darstellung sich aus der der Wildniß, wie die Sache selbst, entwickelte. Man wird nicht wohl bestreiten können, daß die Indogermanen schon in ihrer Einheit Ackerbau kannten; aber dennoch ist in dem Worte Acker

schwerlich etwas von dessen Begriff enthalten. Wenn wir das griechische ἄγριος nicht von ἀγρός, ager, Acker trennen wollen, so müssen wir hierin eher einen Gegensatz zur Cultur suchen; denn ἄγριος heißt, von Pflanzen und Feldern gebraucht, gerade wild, unangebaut. Die ganze Gebrauchsweise dieses Eigenschaftswortes läßt übrigens eine Ableitung aus dem Hauptwort, in dem Sinne etwa von ländlich, bäurisch, wie agrestis, mit einem Gegensatz etwa zu städtisch keineswegs zu; es wird nicht nur von wilden Thieren, sondern noch häufiger von dem wilden Wüthen des Kriegers und von sonstiger Leidenschaft gebraucht; und ἀγριαίνω heißt zürnen, wüthen, ἀγριόω verwildern und wüthend machen. Außerdem besteht neben ἄγριος noch das gleichbedeutende ἀγρότερος, welches nicht von dem Substantiv abgeleitet werden kann. Es ist möglich, daß diese Worte von Acker ganz zu trennen sind; aber auch aus dem Gebrauche von ager, ἀγρός selbst geht schon ein viel weiterer Begriff als der des Saatfeldes hervor [urvara]. Aehnlich verhält es sich in der Bibel, wo die wilden Thiere des Waldes auch Thiere des Feldes genannt werden, und sadeh Feld mit jaär Wald abwechselt. Das chaldäische dabra Feld ist eines Stammes mit midbar Wüste. Der Grundbegriff ist Trift von dabar treiben; und vielleicht kommt ebenso ἀγρός von ἄγω treiben.

Das Stammwort von deutsch, welches bekanntlich Volk bedeutet, gehört derselben Klasse von Benennungen dieses Begriffs an, wie die besprochenen. Zu seinem Gebrauche als Eigennamen ist es von der Bedeutung heidnisch aus [Amm. Marc.] gekommen, die es allein bei Ulfilas hat. Hier dient nämlich thiudisko, wie die Mehrzahl des Wortes thiuda

Volk als Uebersetzung von ἐθνικός, gentilis, womit, nach einem bekannten Hebraismus, die andern Völker gegenüber den Juden und die Heidenchristen gegenüber den Judenchristen, später auch die Heiden gegenüber den Christen bezeichnet wurden. Auf ähnliche Weise nennt sich Muhammed annabijja 'lummijja, das ist, nicht den ungebildeten aus dem Volke, wie die Araber vom Standpunkte ihrer Sprache aus verstehen, sondern den heidnischen, arabischen, entsprechend dem Gebrauche des hebräischen ummot. Noch das althochdeutsche diot Volk wird (wie Graff bemerkt) „oft als Heiden den Juden entgegengesetzt, namentlich im Plural.“ Daß nun dieses thiuda und diot zu der Begriffswurzel des Wachsens und Anbauens gehört (die in etwas abweichender Form in thiuth, Gut, Segen und vielleicht auch in thius Knabe, Knecht, thivi Dirne, vorhanden ist), dafür spricht unter Anderem das danebenstehende thiudans König.

Wir haben in der Wurzel xi den Begriff des Wohnens in den des Herrschens übergehen sehen; in den altpersischen Keilinschriften ist xayathija geradezu König, wie sich dieser Titel noch heute im neupersischen Schah erhalten hat. König kommt von derselben Wurzel wie das gothische kuni Geschlecht, nämlich von gan, erzeugen; das Verhältniß des Wortes König zu kvêns, kvino, Weib, englisch queen Königin, angelsächsisch cven Königin und Weib, also eigentlich Herrin, habe ich schon bei einer früheren Gelegenheit mit dem von ἄναξ und γυνή zu vergleichen versucht. Im Angelsächsischen ist driht (weiblich), das gothische drauht, Volk, Familie, und driht (männlich) oder drihten Herr, Mann, Mensch; im Altnordischen lauten die beiden Wörter drôtt Volk, Menschen, drottin Herr; im Neuschwedischen ist be-

sonders drottning für Königin gebräuchlich. Zu thiuda gehört auf nicht germanischem Gebiete das lettische tauta Geschlecht, Art, Volk (Pott II. 535. 807); und ferner das .... tuta mit der Bedeutung Stadt. Es wiederholt sich öfter, daß auch solche größere Wohnstätten, die wir mit Gründung und Aufbau zusammen zu denken gewohnt sind, in der Sprache nichts dergleichen aufweisen. So ist Dorf bei Ulfilas ....; in der Edda ist thorp [nach Lüning] „ein waldleerer Bergplatz, Wohnplatz": die Grundbedeutung ist wahrscheinlich Schwarm, turba [NB. nicht tribus], wie es auch bei dem griechischen κώμη, Dorf und Stadtviertel der Fall ist, wenn es anders von κᾶμος Schwarm und κωμάζω schwärmen abgeleitet werden darf. [kemas litth.?] (grâma Bf. grex) Das hebräische ir Stadt scheint in der Verbindung ir mĕtim Bevölkerung zu bedeuten; das Wort mĕtim Menschen, Leute, Männer, findet sich in phönizischen Inschriften in der Einheit als Volk, Masse (im Gegensatz zu den Priestern und Königen): der talmudische Dialekt endlich hat ein Wort mata, Stadt. Daß die Namen der Stadt sich nicht durchweg auf einen solchen Ursprung beschränken, daß im Laufe der Völkerentwicklung die Städtegründung in Form und Zweck mannigfachen Einfluß auf die Namengebung üben mußte, ist natürlich. Einige Namen bezeichnen die Stadt bloß als Ort, z. B. eben der deutsche; ferner das litthauische mjestas und polnische miasto, Stadt, russisch mjesto, Stelle; andere als Burg. Aber eine höchst merkwürdige Spur davon, was wohl dereinst für das Wesentlichste zur Begründung einer Stadt gegolten haben mag, hat sich in dem slavischen Worte gorod, grad erhalten. Dieses im Russischen und anderen slavischen Sprachen gewöhnliche, auch in Eigen-

namen, wie Nowgorod, Belgrad, vorhandene Wort für Stadt ist mit dem deutschen auch sonst vielfach interessanten Garten eines und dasselbe. Schon im Lateinischen findet sich hortus in der Bedeutung Garten; im Gothischen ist gards Haus, Hof und Garten, garda Stall, thiudan-gardi aber Königreich, und midjungards, eigentlich Mittelburg, im Althochdeutschen mittangart, angelsächsisch middangeard [NB. Grimm 2, 469], in der Edda midhgardhr, heißt nach einer gesammtgermanischen mythischen Vorstellung die Erde; im Angelsächsischen umfaßt geard ungefähr dieselben Bedeutungen, während das heutige Englisch yard für Hof, garden für Garten gebraucht; im Altnordischen ist gardhr Gehege, Hofraum, Garten und Haus; im Schwedischen gård Hof und Garten. In den slavischen Sprachen findet sich die Bedeutung Garten in den Zusammensetzungen ogorod, vertograd; und zugleich ist die schon im Deutschen kenntliche Etymologie hier ganz besonders deutlich: denn graditj bedeutet umzäunen, gradesh Zaun, ograda Befestigung, Verschanzung, Klostermauer. In diesen Wörtern tritt zugleich die Nebenbeziehung des Schutzes hervor, den die Umfriedigung gewährt; ganz ebenso verhält es sich mit der hebräischen Benennung des Gartens, gan. In dem deutschen Garten ist eine etwas andere Schattirung des Begriffs zu bemerken, nämlich des Umbindens und kreisförmigen völligen Umgebens; während die Bedeutung des Umzäunens im isländischen gierde vorhanden ist. Der Zusammenhang zwischen Garten und Hof findet sich auch in diesem deutschen Worte wieder, welches von Schwenck richtig mit κῆπος Garten verglichen worden ist; im Holländischen heißt es noch Garten, im Angelsächsischen und Altnordischen Haus, Hof, Wohnung und Tempel; und daneben

vineyard für Weingarten, Weinberg, das gothische veinagards.

Aber ein analog durch diese sämmtlichen dargestellten Wandlungen, bis zum Begriff Stadt, hindurchgegangenes Wort ist Zaun. Es bedeutet im Holländischen (tuin) Garten, im Altnordischen (tûn) Hof, ist im Altdeutschen in der Zusammensetzung steinzûn auf Ummauerung z. B. des Weinbergs übertragen und heißt im Englischen (town) Stadt, wie schon im Celtischen dun (?). Welch eine über die Worte hingegangene Umgestaltung menschlicher Verhältnisse verräth sich nicht in diesem einen Begriffe! Denn nicht bloß die Worte, nicht die Begriffe Zaun und Stadt waren es, die sich aus Einem Keim so sehr geschieden haben, sondern die Sachen.

Und so sehen wir auf allen Gebieten, wo immer die Menschheit die ihr innewohnenden Keime entfaltend, in der Ausbildung ihrer Thätigkeit zur Bewältigung der Naturstoffe und Erringung günstigerer Lebensbedingungen vorwärts schreitet, die Sprache, mit diesem mächtigen Strome fortgetrieben, ihre Gestalt auf eine der veränderten Umgebung analoge Weise nothwendig mit verändern. In Folge davon weist sie auch in Betreff der äußeren Lage unserer Gattung auf längst verschwundene Urzustände zurück, freilich oft in unklaren Spuren, weil verschiedene Zeiträume mit nicht immer deutlich trennbaren Entfernungen sich in ihr zu einem Bilde vermischen. Sie bietet außerdem gerade unter solchen Verwandlungen an sich selbst den Eindruck des Gesetzmäßigen dar; indessen sind die Gesetze, welche hier in ihr wirksam werden, weniger ihre eigenen, als die der Culturentwicklung, welcher sie zu folgen gezwungen ist.

VII.

Gefühlsentwickelung. Aesthetisches Gefühl in der Sprache wenig wirksam. Geringer Sinn der Urzeit für landschaftliche Reize. Auch das praktische Interesse hat wenig Einfluß auf die Benennung. Abweisung einer von ästhetischen Motiven ausgehenden Ableitung des Wortes Wein. Das Wort auch semitisch; dagegen nicht uralt indogermanisch. Soma der Inder. Wein und Blut. Der Genuß des Weins ist religiösen Ursprungs. Aeltere berauschende Getränke bei Griechen, Germanen, Scythen, Slaven, Galliern, Spaniern, Armeniern, Aegyptern, Chinesen. Der Meth. Vorderasien die wahrscheinliche Heimath des Traubenweins. Verhältniß von vitis und vinum. Benennung des Weines geht von dem allgemeinen Begriffe dicker Flüssigkeit aus. Ferneres Beispiel irriger ästhetischer Wortableitung, belette.

Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, nur das Materielle des äußeren Daseins, den Culturfortschritt im engsten Sinne, der inneren Entwickelung des Sprachvermögens gegenüberzustellen; auch das im Kunsttriebe sich offenbarende Schönheitsgefühl und die Religion, gewissermaßen die zweite Sprache der Menschheit, welche dem Denken zuerst einen Inhalt und dem Handeln Form und Princip gegeben hat, sind der Entfaltung jenes Vermögens gegenüber nur von außen wirksame Reize. Freilich bildet die Sprache, die ja in ihrem Inneren nichts Anderes als eben die Vernunft ist, in allen während des geschichtlichen Wachsthumes der Seele sich begebenden Thatsachen, selbst den mächtigsten Reiz; aber diese bewirkten Thatsachen wirken dann auch selbstständig

weiter; und in allen Fällen müssen wir die mit einer Entwickelung der Thätigkeit bestimmter Sinne nach einer gewissen Richtung hin zusammenhängende Entwickelung der Wahrnehmung und des Begreifens, die sich unmittelbar am Sprachlaute ausbildet, von dem unterscheiden, was einer anderen Sphäre angehört, und aus nicht abgeleiteten, sondern ebenso ursprünglichen und tiefen Quellen der Gefühle stammt.

In dieser Hinsicht müssen wir uns mit der Gewißheit begnügen, daß, wie derartige Seelengestaltungen nicht mit der Sprache selbst gegeben sind, sie doch auch ohne sie niemals zur Reife gedeihen konnten, so wenig wie sie bei den Thieren dazu gediehen sind. Und hieraus folgt denn wieder für die Beobachtung der Sprache ein allerdings nur negatives Gesetz: nichts in ihren Ursprüngen zu suchen, was nur jüngeren und entfalteteren Seelenzuständen angehören kann.

Das ästhetische Gefühl zum Beispiel ist in der Sprachbildung unendlich wenig wirksam; ebensowenig irgend welche sonstige Stimmung. Die Dinge, welche zu benennen sind, werden bei diesem Acte nicht gelobt und nicht getadelt, auch nicht verhüllt. Sie werden genannt, wie sie sind, das heißt, wie sie erscheinen, oder vielmehr wie sie erschienen sind, und zwar der Wahrnehmung, nicht dem Gefühl. Es ist bekannt, wie schwach sich ästhetische Empfindung der Natur noch in ziemlich späten Zeiträumen der Literaturen alter Völker ausspricht; sie scheint sogar einer der stärksten Gegensätze zu naivem Leben überhaupt zu sein. Das gute Land, die früchtereichen Bäume, — dies sind Bilder die Niemanden in einem Buche der Urzeit Wunder nehmen werden; aber von lieblichen Blumen und schönen Schmetterlingen, von Vogelsang und reizenden Fernsichten werden wir daselbst nichts

erwarten dürfen. Solche Dinge sind der derben Natürlichkeit Lappalien, sie bemerkt und versteht sie nicht, und belächelt ihre Werthschätzung (als Sentimentalität, wie wir uns ausdrücken würden) bei Anderen. Ein idealer Schönheitssinn ist auf dieser Stufe allerdings längst vorhanden; aber er hat ganz andere Objecte: die Anschauung der landschaftlichen Natur ist streng subjectiv, oder wenn man will praktisch und materiell; Nützlichkeit und Genießbarkeit wirken und gelten als Schönheit. Wie stark mischt sich eine solche Empfindungsweise nicht selbst in jene gerade um ihrer Seltenheit willen berühmte platonische Stelle, wo ein lieblicher Sitz am Flusse Ilissus geschildert wird [Plat. Phädr.]! Ja, man denke sich jene Ingredienzien naturgefühlvoller Phantasie in die Dichtungen der Griechen gemischt, und ein großer Theil ihres erhabenen Reizes würde schwinden; denn auch wir fühlen noch, wenn das Menschliche selbst erscheint, wie es die großen Griechen gesehen haben, und sein allen Zeiten gleichwichtiges und ernstes allgemeines Schicksal, daß alles Andere nur Nebending und Zuthat ist. Finden wir aber in einem gewissen Mangel ästhetischer Naturempfindung einen alterthümlichen Zug, so würden wir ihn um so mehr der Urzeit zuzuschreiben haben; nur daß das praktische Interesse an den Dingen, welches freilich vorhanden gewesen sein muß, aus anderen später zu erwägenden Gründen, bei der Namengebung selten wirksam ward.

Wir haben Fleisch aus essen hervorgehen sehen; wenn nun das praktische Interesse das vorwiegende gewesen wäre, so würde wohl auch Frucht durchaus ebendaher benannt worden sein; nun ist dies aber nur selten der Fall, sondern was zur Benennung der Frucht Veranlassung zu geben pflegt,

ist in erster Linie ihr Wachsthum. Daß Fleisch so allgemein als Speise aufgefaßt wird, kann zwar in einer vorwiegenden Fleischnahrung der ersten Menschen begründet sein; es hat aber auch noch einen anderen Grund, der uns in der Folge von selbst entgegentreten wird, indem nämlich das Fleisch nicht vorher von anderer Seite der Sprache Object ward.

Wein hat Kuhn von der Bedeutung lieblich abzuleiten versucht, vermittelst des Sanskritwortes vena Geliebter, mittelhochdeutsch wîne, das mit Wunsch verwandt ist und auch im lateinischen vinulus mit der Bedeutung lockend, reizend, lieblich (bei Plautus) vorkommt. Wäre diese Ableitung richtig, so würde darin eine Benennung von fast ästhetischem Motive vorliegen. Aber die Meinung Pott's und Benfey's, welche vinum mit vitis, Rebe verbinden, und dieses wie vitex Weide von einer Wurzel des Webens, Flechtens und Rankens herleiten, liegt an sich gewiß näher; umsomehr, als auch *οἴνη* den Weinstock, vinea den Weinberg bezeichnet. Sollte daher der Ursprung des Wortes auf indogermanischem Sprachgebiete gesucht werden, so würden wir ihn vorläufig wohl in dieser Wurzel finden können. Allein dieser indogermanische Ursprung wird durch einen doppelten Umstand sehr unwahrscheinlich, und außerdem tritt noch ein innerer Grund auch gegen die an sich entsprechende zweite Ableitung hinzu.

Das Wort Wein findet sich nämlich in so genauer Uebereinstimmung des Lautes in den semitischen Sprachen wieder, daß ein Zusammenhang gar nicht zu verkennen ist, und nur die Wahl zu treffen bleibt, ob man das semitische aus dem indogermanischen oder umgekehrt als entlehnt betrachten wolle. Es heißt im Arabischen vajnun, hebräisch jajin — genau

so wie ein allgemein semitisches vajn nach hebräischen Formgesetzen umgebildet lauten muß. Diese Form ist mit der Grundform von *οἶνος* für veinos, vīnum, gothisch vein, russisch vino, wie man sieht, identisch. Auf der andern Seite ist aber das Wort den östlichen Gliedern der indogermanischen Familie unbekannt. Die alten Inder zur Zeit der Vedadichtung kannten den Wein überhaupt nicht. Der in der Vedahymne so wichtige und auch in den Zendschriften der Perser besungene Somatrank tritt für uns erst in das rechte Licht, wenn wir ihn mit den Weintrankopfern der westlichen Völker vergleichen. Das Pressen und Sprengen des Soma hatte für die Inder der Urzeit eine ähnliche Bedeutung, wie die Weinspenden der uns näherstehenden Kreise des Alterthums; sie hatten ihre heiligen Keltern, wie die Griechen bei ihren Dionysosfesten; Indra berauscht sich im Soma, wie Bacchus im Weine, und wird, unter dem Namen Soma, auch wie dieser mit seinem Trank identificirt und mit dithyrambischer Mystik angerufen. Der Soma (ein Wort welches etymologisch nichts Anderes als eine ausgepreßte Flüssigkeit bedeutet) hatte auch an sich mit dem Weine vielfache Aehnlichkeit, nicht nur seinen Wirkungen nach, sondern er entsprang auch, wie jener, einer rankenden Pflanze, und seine röthlich-goldene Farbe wird in den Vedaliedern oft mit vieler und lockender Anschaulichkeit geschildert, so daß wir, um die Fremdartigkeit des Gegenstandes beseitigt zu sehen, nur den Wein an die Stelle jenes Saftes zu denken haben. Roth ist nämlich die auch der Bibel und Homer einzig bekannte Farbe des Weines, und die helleren Arten scheinen jüngeren Ursprungs zu sein. Daher das biblische uralte Bild des Traubenblutes (1. M. 49, 11. 5. M. 32,

14), und Stellen wie diese: „Sieh nicht darauf, wie roth der Wein sich zeigt" (Spr. 23, 31), und: „Warum ist dein Gewand so roth, und deine Kleider wie Eines der die Kelter tritt?" (Jes. 63, 2). Auch ein ägyptischer Mythus führt die Entstehung des Weines auf Blut, nämlich der im Götterkrieg Erschlagenen zurück (Plut. Is.).

Nach alledem wäre es wohl natürlich, wenn die Griechen aus ihren östlichen Ursitzen das Trankopfer der Inder und Perser bereits mit sich brachten; da sie aber die Somapflanze in ihrer neuen Heimath nicht vorfanden, dieselbe mit der in den semitischen Religionen ähnlich verwendeten und an sich zu einer solchen Stellvertretung so wohl geeigneten Weinpflanze vertauschten. Jedenfalls ist die Aehnlichkeit der religiösen Verwendung von Soma und Wein so groß, daß wir nur eine mit und aus der anderen erklären dürfen.[1] In dieser Hinsicht möge mir hier einstweilen nur die beiläufige Bemerkung verstattet sein, daß der Genuß berauschender Getränke, welcher ohne Zweifel eine große Abweichung von der einfachen Thiernatur enthält, überall von religiösen Bräuchen ausgegangen ist. Es verhält sich mit seinem Uebergang in einen Gegenstand bloßer Lust oder Gewohnheit ganz so, wie wir es in der jüngsten geschichtlichen Zeit mit dem gelinderen Rausche des Tabakrauchens gesehen, welches bei den Indianern, denen es die Europäer entlehnten, eine heilige Sitte ist.

Während nun die Griechen den Wein erst im Westen kennen lernten, haben ihn die Kleinasiaten so frühe gekannt,

[1] In der ersten Abschrift lautet die folgende Stelle: „Ich werde dies in einem anderen Zusammenhang versuchen; doch möge mir hier" u. s. w.

als unser Wissen von ihnen überhaupt reicht.[1] Auch hat der Wein bei den Semiten noch einen andern, allen Sprachen des Stammes gemeinsamen Namen: chamr. Bei den Indogermanen dagegen gibt es freilich auch ein allgemeines Wort, welches z. B. bei den Griechen den Wein bezeichnet, nämlich μέθυ; aber die verwandten Meth, im Sanskrit madhu, slavisch med, litthauisch medus beziehen sich eben nicht auf Wein, sondern auf Honig, namentlich insofern er, wie bei vielen Völkern, z. B. den Scythen, geschah, zur Gährung gebracht und in ein berauschendes Getränk verwandelt war. Plutarch sagt in seinen Tischreden (IV, 5): „Ehe man den Weinstock kennen lernte, bediente man sich des Honigs, sowohl zum Getränk als zu Trankopfern. Auch noch jetzt trinken die Barbaren, die keinen Weinbau haben, eine Art von Honigtrank, indem sie die gar zu große Süßigkeit durch Wurzeln von einem herben und weinartigen Geschmack zu mildern suchen.“ Wir dürfen hierbei freilich nicht an Bienenhonig denken, sondern an Fruchtsaft, aus welcher Bedeutung der Begriff Honig auch im Semitischen deutlich hervorgeht. In der That waren es Fruchtsäfte verschiedener Art, welche bei den meisten Völkern die Stelle des Weines vertraten, bis die Traube[2] die einheimischen berauschenden Getränke in den Hintergrund stellte. So gewann man in alter Zeit, wie Plutarch (Cor. 3) sagt, aus der Eiche einen Honigtrank (μελίτειον). [Pivo, sicera.] Wein aus Gerste, nach dem Ausdruck der Griechen und Römer, bereiteten nicht nur die

[1] In der ersten Abschrift folgt hier noch: „und mußten ihn schon aus Aegypten sehr frühe kennen, auf dessen Denkmälern er schon .... erscheint.“

[2] In der ersten Abschrift folgt hier noch: „sich von Griechenland und Italien aus verbreitete und“

Germanen und slavischen Stämme — die Litthauer haben schon den dem englischen ale gleichen Namen alus für dies Getränk — sondern auch Gallier (Diod. 5, 26) und Spanier (Plin. 14, 29), Armenier (Xen. An. 4, 5, 26), und Aegypter (Herod. 2, 77). In Gallien war bis zu Cäsars Zeit der Traubenwein, obwohl eine Leidenschaft der Bewohner, nur durch Einfuhr aus Italien bekannt. Der Wein den die Chinesen bei ihren Opfern vielfach gebrauchen, ist gleichfalls ursprünglich ein aus Getreide durch Brauen bereiteter Trank[1], tsieou und hoang lieou genannt. (Schi-king III 1, 5, und IV 1, 3, 5. Li-ki im Abschnitt über die Musik.)

Madhu wird in den Vedaliedern ganz besonders auf den Somatrank bezogen; was eine fernere Verbindung zwischen diesem und dem Weine herstellt. Denn nicht nur das entsprechende griechische μέθυ, sondern auch das (wie Pott bemerkt) aus madhu entstandene neupersische mai bedeutet Wein.

Folgen wir also der Bahn, die der äußere Gang der Cultur in diesem Falle andeutet, so müssen wir uns wohl dahin entscheiden, daß Wein nahezu in der heutigen deutschen Form des Wortes zunächst zu den Griechen bei ihrer Einwanderung nach Vorderasien, und von da zu den Römern und so fort, übergegangen sei.

Wie aber sind nun die nahestehenden Wörter für Rebe, wie vitis, aufzufassen? Sind sie Ableitungen von der Fremdwurzel vin und also mit Weide und den dazu gehörigen Pflanzennamen nur scheinbar verwandt? Ich glaube, daß umgekehrt vitis mit Wein nicht in wurzelhafte Verbindung gebracht werden darf. Denn die Rebe ist auch sonst vom

[1] Erste Abschrift: „von röthlicher Farbe."

Ranken benannt, und so wenig ihre sonstigen Namen von Anfang an auf die Weinpflanze beschränkt zu sein pflegen, so wenig muß dies bei vitis vorausgesetzt werden. Das Wort bedeutet an sich jede Ranke und ist eines jener das natürliche wie das künstliche Geflecht umfassenden Bezeichnungen, deren wir oben gedacht haben; zu ihrer Beschränkung auf Weinrebe aber mochte leicht ihre zufällige Lautähnlichkeit beitragen.

[1][Auch *βότρυς* Weintraube ist ein vom Ranken ausgehendes und an sich nicht auf die Weinpflanze, ja nicht einmal auf die Pflanze beschränktes Wort. Es bedeutet, wie *βότρυχος* (Traubenstengel), *βόστρυχος*, *βόστρυξ*, auch Haarlocke, gekräuseltes Haar, woraus sich die Wurzel seines Begriffes deutlich unter die bereits geschilderte einheitliche Anschauung verwirrten Haares und Dickichts einreiht. *Ὄστλιγξ* ist eine bloße Nebenform zu den angeführten Wörtern: es heißt gleichfalls sowohl gekräuseltes Haar, als Weinranke; wie *βοστρύχιον* bei Aristoteles für Polypenarm, so findet sich *ὄστλιγξ* für die Fänge des Tintenfisches gebraucht; wie Aeschylus den Blitz *βόστρυχος πυρός*, eine geschlängelte Flamme nennt, so gebraucht ein späterer Dichter in ähnlichem Sinne *ὄστλιγγες πυρός*. Eine andere Nebenform *ὕστριξ*, welche durch Anähnlichung den Schein einer Zusammensetzung Sauhaar angenommen hat, bedeutet Stachelschwein und eine Art Peitsche; und auch *ὕσπληξ* oder *ὕσπληγξ* Schlinge [NB.] scheint hierher zu gehören.

Was den Namen des Stachelschweines betrifft, so bietet der des Igels, *χήρ*, hericius, erinaceus, eine in mehr-

[1] Die eingeklammerte Stelle fehlt in einer späteren Abschrift.

facher Hinsicht interessante Analogie: er kommt (nach Pott und Benfey) mit Abwerfung eines s (für χερς) von der Sanskritwurzel harṣ starren, besonders vom Haar, lateinisch horreo, und hirsutus zottig. In den romanischen Sprachen hat sich das Bewußtsein der Grundbedeutung des Thiernamens auffallenderweise so sehr erhalten, daß neben hérisson z. B. im Französischen noch hérisser steht, mit eben der Bedeutung sträuben, die in der Wurzel enthalten ist; und mit Recht verbindet Diez die gleichlautenden italienischen riccio Igel und riccio kraus, arricciare sträuben und arricciare kräuseln, indem er fragt: „Sprachen, die für Krauskopf dieselbe Wortform bilden und dulden wie für Igel, konnten sie nicht ebensowohl die eine Sache nach der andern benannt, das Krause mit dem Struppigen verwechselt haben, wie ein römischer Dichter den Kamm wegen seiner Zinken kraus nennt?" Nur daß das Ineinanderlaufen der beiden Begriffe, wofür Diez noch ein mittellateinisches Beispiel anführt, der Urzeit und der Sprachanschauung überhaupt angehört. Im Semitischen entspricht saàr genau der in Rede stehenden indogermanischen Wurzel; das Verbum bedeutet im Hebräischen grausen, welches deutsche Wort eben von dieser Wurzel stammt; im Arabischen (schaira) haarig, zottig sein; das Substantiv seàr, arabisch schàr ist der eigentliche Ausdruck für Haar; sair ist als Adjectiv wie das arabische schair haarig, zottig, als Substantiv der Bock, welcher auch im Lateinischen hircus d. i. hirsutus heißt; schaàrun heißt verwickelte Bäume; und daneben seòrah, schairun Gerste, welche auch in diesem deutschen Namen, ohne Zweifel nach den struppigen Aehren, gleichsam soviel als das ebenfalls verwandte Borste, nebst hordeum (auch fordeum), κριθή

(für $\chi\varrho\iota\vartheta\eta$) von der Wurzel harș oder einer sehr nahestehenden stammt.]

[1][So bestimmt aber nun wie die Weinrebe in diese allgemeine Gattung der rankenden, sich ineinander verschlingenden, und damit das Bild des verwirrten, zottigen oder struppigen Haares wiederholenden Pflanzenschößlinge gehört, so wenig läßt sich doch — und das ist der innere Grund der mich an dem indogermanischen Ursprung des Wortes Wein zweifeln läßt — ein Name für das Getränk selbst nachweisen, welcher dasselbe aus der Pflanze herleitete, woraus es gewonnen wird. Ist doch selbst die Somapflanze erst aus dem Tranke, von der Wurzel su, auspressen benannt. Die Grundbedeutung des semitischen chamr geht aus folgenden Vergleichungen hervor. Chumratun und chamîrun sind arabische Wörter für Hefe, und zwar nicht blos des Weines, und für Sauerteig, der auch im Chaldäischen chamira heißt; chamara zur Gährung bringen. Im Hebräischen kommt chamar und das Substantiv chomer von dem Aufbrausen der Meereswellen, z. B. bei dem Erdbeben, oder indeß der

[1] Die spätere Abschrift hat statt der obigen eingeklammerten Stelle Folgendes: „Auf der andern Seite — und dies ist der innere Grund, der mir den indogermanischen Ursprung des Wortes Wein unwahrscheinlich macht — läßt sich für das Getränk selbst nicht leicht ein Name nachweisen, welcher dasselbe aus der Pflanze herleitete, woraus es gewonnen wird. Ist doch selbst die Somapflanze erst aus dem Tranke, von der Wurzel su, auspressen benannt. Innerhalb der Wurzel der erwähnten semitischen Weinbezeichnung chamr finden sich die Begriffe: Hefe, und zwar nicht blos des Weines; Sauerteig; zur Gährung bringen; aufbrausen, von Meereswellen; ferner Lehm, Thon, Asphalt und damit bestreichen: das naheverwandte arabische gamara heißt mit seinen Ableitungen: überschwemmen, Wassermasse, auch Menschenmasse; Schminke, fettiger Schmutz. Der Wein ist also in jenem Worte als eine trübe oder dicke, schäumende oder gährende Flüssigkeit gefaßt."

Kriegswagen Gottes in die Fluthen sprengt (Ps. 46, 4. Hab. 3, 16) und vielleicht (Ps. 75, 9) vom Schäumen des Weines vor. Außerdem ist chomer Lehm, Thon und Masse überhaupt, chemar Asphalt, woneben ein Zeitwort chamar bestreichen in der Verbindung: „sie bestrich es mit Asphalt und Pech" (2. M. 2, 3). Vergleiche die ebenso verbundenen kafar und kofer (1. M. 6, 14) „mit Pech verpichen" von dem Kasten des Noah, wie auch die im Chaldäischen und Arabischen entsprechenden kufrun, kufra, welche gleichfalls das Pech namentlich zum Bestreichen der Schiffe bezeichnen; ferner den Namen des Schwefels, der je in den verschiedenen Sprachen gofrit, kibrîtun, kibrita heißt, und neben dem sich im Chaldäischen (jedoch in nicht ganz sicherer Lesart) kabrita Honigseim findet; ảṣe gofer welches an jener Stelle von dem Kasten Noahs im Wortspiele mit kofer steht, und zwar nicht Harzbäume bedeuten kann, wie Gesenius im Widerspruch mit dem alten Gebrauch der Mehrheit von ẻṣ glaubt, sondern nur: gofer = Holz, so daß gofer, wie auch die alten Ausleger annehmen, eine Baumart ist, aber doch wahrscheinlich eine nach dem Harze benannte, vielleicht *κυπάρισσος* Cypresse, welcher Name daher entlehnt sein kann; vergleichen wir ferner das arabische gamara überschwemmen, gamrun Wassermasse, gamratun dasselbe, und auch Menschenmasse, gumratun Schminke, gamarun fettiger Schmutz: so werden wir nicht zweifeln, daß wir es hier mit jener Vorstellungsgruppe des Zerreibens, Schmierens, Tauchens und Trübens zu thun haben, der die Begriffe dicker Flüssigkeit in Menge entstammen. Auch ắfar Erde als zerriebene Masse (nicht Staub, wie das Wort übersetzt wird) und efer Asche gehören hierher; in etwas größerer Entfernung auch

chafar graben, qabar begraben. Es geht zwar durch die Reihe der hier verglichenen Wurzeln noch eine andere Bedeutung hindurch, nämlich der Farbe, namentlich heißt chafer erröthen, ahmaru (arabisch) roth; ein übrigens, wie sich später zeigen wird, nicht zufälliger Bedeutungszusammenhang. Allein dies Wort chamrun, Wein, von der rothen Farbe abzuleiten, hindert uns schon einigermaßen die Scheidung der Wurzeln im Arabischen, welches chamrun durch den härteren Kehllaut von der Bedeutung der Farbe trennt und mit der der Gährung verbindet. Alles spricht also dafür, daß der Wein in diesem Worte als eine trübe oder dicke, schäumende oder gährende Flüssigkeit gefaßt sei.] Auch jajin, und somit Wein, scheint daher (wie schon Gesenius thut) zu javen, Lehm, gestellt werden zu müssen. Für μέθυ erinnere ich, den Zusammenhang mit der Vorstellung der Trunkenheit einstweilen außer Acht lassend, an Bezeichnungen triefender Nässe wie madidus, sowie an die häßliche Bedeutung von μίνθος.

Und so werden wir denn von der Entwickelung solcher Worte keineswegs auf eine ästhetische Richtung der Namengebung hingeführt. Ebenso beruht alles Andere, was von Benennung eines Naturgegenstandes nach seiner Schönheit angenommen worden ist oder werden könnte, auf Täuschung oder höchstens auf Sprachentstellung jüngerer Perioden. So ist z. B. die von Diez versuchte Ableitung von bele, belette, Wiesel aus dem lateinischen bella, schön, unmöglich [NB. cf. Diefenbach Or. Eur.] Der Mangel ästhetischer Motive in der Sprache, von welchem, als von etwas Negativem, Beispiele nicht füglich aufgeführt werden können, wird uns gelegentlich noch öfters mit Bestimmtheit entgegentreten.

VIII.

Sittliche Begriffe. Schlichtheit und Unschuld der Benennung. Unempfindlichkeit der ersten Sprachstufe für Zartgefühl wie für Frivolität. Die Entwickelung allgemeiner ethischer Begriffe fällt in die geschichtliche Zeit. Sittliche Sonderbegriffe führen auf physische Grundbedeutungen. Beispiele: Grausamkeit und Milde — Weichlichkeit, Feigheit und Faulheit. — Die Begriffe gut und schlecht gehen oft von der gleichen Grundbedeutung aus. Frivol. Feig im Alterthum soviel als sterbend. Sterben gleichbedeutend mit Verderben. Böse soviel als verdorben. — Sittliche Gleichgültigkeit der Urbedeutung mancher Worte im Gegensatz zu ihrem gegenwärtigen Gebrauch. Mord, Todtschlag, Schlacht, Schlachten und Schlagen. Laster kommt dem Begriffe nach von lästern. Schande und Scham geht von der Bedeutung verletzen aus. Ebenso Betrug. Lüge, von irrthümlicher Unwahrheit nicht scharf geschieden. Ursprung des Begriffes. Wahrheit, Treue, Glauben. Zusammenhang dieser Begriffe; sie gehen von Sicherheit und Festigkeit aus.

Daß demnach die Sprache in ihrer Ursprünglichkeit nichts beschönigt noch verhüllt, läßt sich erwarten. In der That findet etwas Derartiges nicht nur auf dem streng ästhetischen Gebiete nicht statt, sondern auch nicht auf dem sittlichen. Die Anschauung der Menschen befindet sich in einem Zustande der vollsten Arglosigkeit und Einfalt, wie diejenige von welcher die Bibel sagt: sie waren nackt und schämten sich nicht. Sie treten mit demselben schlichten Instincte der Benennung der sie überall beherrscht, auch da, wo spätere Zeiten eine solche Offenheit nicht dulden, der Natur gegenüber, unbefangen wie diese selbst, und geben einem jeden Dinge

seinen Namen. Einer jüngeren Geisteswelt ist ein solches Verfahren so wenig mehr begreiflich, daß sie die Anschaulichkeit und sinnliche Bestimmtheit, die die Urzeit ganz absicht- und schuldlos auf die Gegenstände im Allgemeinen wendet, im Einzelnen, wo sie ihr anstößig ist, mißdeutet. Ausdrücke, welche von dem erwachten Bewußtsein vermieden werden und alsdann den Charakter der Gemeinheit annehmen, enthalten oft nichts als die Natur selbst, und nicht etwa, worin doch das Frivole besteht, einen Scherz über dieselbe. Was nunmehr an deren Stelle tritt, sind Umschreibungen, welche im Gegensatze zu dem alten Stadium die Gegenstände nun nicht mehr nennen, sondern andeuten, errathen lassen; und wie seltsam der Mensch sich benimmt, um Dasjenige, was zu benennen er doch nicht unterlassen mag, zugleich zu sagen und doch nicht zu sagen, kann man nun daran sehen, daß auch solche Umschreibungen dem Loose jener alten Ausdrücke verfallen und unedel werden, sobald man ihre umschreibende Bedeutung nicht mehr recht fühlt, und also in ihnen wieder nur die umschriebene Sache versteht, die man doch nur indirect verstehen wollte. Es wird freilich, beim Lichte des Verstandes betrachtet, für ziemlich einerlei gelten, ob ein Gegenstand genannt oder bis zur augenblicklichen Verständlichkeit angedeutet wird, vorausgesetzt, daß die unmittelbare Benennung nur keinen Nebengedanken außer dem an den Gegenstand selbst erweckt. Allein es ist nicht bloß hier der Fall, daß ein eingekleideter Gedanke, bei aller innerlichen Gleichheit, die Empfindung weniger verletzt; es ist durchaus nicht der Inhalt allein, welcher die Wirkung sogar einer mitgetheilten Thatsache bestimmt, sondern auch die Form der Mittheilung. Ohne daß wir uns der Uebergänge bewußt

werden, wirkt die indirecte Form des Ausdrucks vorbereitend, und mildert die Contrastempfindung. Eine schmerzliche oder beschämende Wahrheit, obwohl darum nicht minder wahr oder gewichtig, wird dennoch versüßt durch Rücksicht auf das Zartgefühl, welche es durch beschönigenden oder verschweigenden Ausdruck dem Hörer möglich macht, den bitteren Kern der Sprache erst etwas später selbst zu denken. Dieser so bekannten inneren Erfahrung scheint das Bestreben der Umschreibung, welches dem entwickelteren sittlichen Zartgefühl eigen ist, verwandt zu sein. Und so uralt dieses Zartgefühl auch ist — denn es gibt so wenig ein empirisch nachweisbares Volk ohne irgend einen Gegensatz anständiger und anstößiger Worte, als eines ohne alle Kleidung — so ist es doch in den älteren Schichten der Sprache nicht zu finden.

Auch die sittlichen und in weiterem Sinne ethischen Beziehungen der Menschen untereinander gehören zu den Objecten, welche der Sprache zwar bei aller Innerlichkeit von außen her gegeben sind, aber dennoch der Zeit nach diesseits ihrer Entstehung und also innerhalb des ihre ursprüngliche Anlage umschreibenden Kreises fallen.

Schon die geringe Uebereinstimmung, welche sich in verwandten Sprachen bei Ausdrücken wie gut und bös findet, deutet darauf hin, wie spät sie der Gebrauch zu einer bestimmten Form gestaltet hat; noch mehr die Beobachtung, wie die sittliche Bedeutung solcher Worte durch die verschiedenartigsten Uebertragungen von anderen mehr praktischen Gebieten aus zu Stande kommt. Meistens ist es entweder Tüchtigkeit und physische Kraft, oder Nützlichkeit und Annehmlichkeit, und ihre Gegentheile, die den späterhin sittlich

angewandten Bezeichnungen zum Grunde liegen. Ja die Festsetzung solcher Bezeichnungen pflegt oft erst in der geschichtlichen Zeit stattzufinden, und ein Schwanken zwischen dem Guten im praktischen und moralischen Sinne sogar in philosophisch gebildeten Literaturperioden verräth die Jugend streng ethischer Allgemeinbegriffe und verweist ihre Geschichte in ein anderes als das urgeschichtliche Gebiet. Aelter sind die Sonderbegriffe sittlicher Eigenschaften; sie treten wenigstens mit den einzelnen Sprachen schon fertig auf: allein auch sie gehen auf Bilder zurück und hinterlassen, wenn man sie analysirt, nur physische Eigenschaften. Der Gegensatz der Grausamkeit und Milde geht z. B. von dem des Harten und Weichen aus: crudelis grausam ist eine deutliche Ableitung von crudus, welches hart von Geschwüren und Wunden, unreif von Früchten, roh vom Fleische bedeutet. Derselbe Begriffsübergang ist bereits in dem griechischen ὠμός erwähnt worden. Von Milde sind übrigens zwei tadelnde Bezüge nicht geschieden: Feigheit und Faulheit, die in der Sprache oft geradezu mit Schlechtigkeit identisch sind, zugleich aber auch an körperliche Schwäche und Weichlichkeit (aus welcher sich erst später die Anschauung der Zartheit entwickelt) anknüpfen. Es verhält sich mit dieser Zweiseitigkeit in sittlicher Hinsicht gerade so wie mit der physischen derselben Wörter; sie bezeichnen nämlich das Weiche und Genießbare und zugleich das Welke, Morsche, Faule und ungenießbar Gewordene.

Auf diese Weise könnte recht wohl malus schlecht, und melior besser, von einem einzigen Stamme mit der Grundbedeutung weich ausgegangen sein, wie sie bekanntlich der Wurzel mal eigen ist. Das russische malyi klein, gering,

geringfügig, dient für eine solche Ableitung des lateinischen malus zu einiger Bestätigung. Von derselben Wurzel geht mild aus, das neben der sittlichen Bedeutung noch die des Mürben oder Reifen hat; ferner mollis und *μαλακός*, in welchen die schlimme Seite weichlich, bis zum äußersten Tadel der Verderbniß, überwiegt. Das sehr nahestehende mridu ist sowohl zart als träg, langsam; die letztere Bedeutung hat das griechische *βραδύς*. In *βλάξ* (für mlax) vereinigen sich die Bedeutungen schlecht, träge, dumm und weichlich. Im Russischen ist melok dünn, fein, klein, meleditj oder medlitj langsam sein, molodyi jung; daneben molod Schaum (auf jungem Bier), moloditj (Bier) versüßen, molodilo fettes Sedum. *'Αμβλύς* ist schlaff, schwach und träge, blöd, vom Gesicht, stumpf, von Zähnen; *μωλύς*, an Bedeutung ganz damit zusammenfallend, weicht auch der Form nach nur unwesentlich ab, da *β* Einschiebung und der Vokal versetzt ist. Das verbum *μωλύω* heißt unter Anderem auch oberflächlich rösten; was sich aus dem über die Entwicklung des Begriffes gar Gesagten erklärt.

An das gothische bleiths, mild, gütig reiht sich eine Anzahl ebenso mannigfaltig nuancirter Wörter, worunter auch unser blöd. Dies letztere heißt außer verzagt und schwach noch im Mittelhochdeutschen zerbrechlich, ebensoviel als broede, welches zugleich mit spröde zusammenhängt. Die altnordischen blaudhr, bleydhi (bleidr? blodhi?) haben die Bedeutung der Weichlichkeit und Feigheit; daneben finden sich aber besonders in den neunordischen Sprachen naheverwandte Formen (NB.), in denen der Begriff des Morschen, Morastigen, Feuchten hervortritt, wodurch denn auch Blut in diesen Wörterkreis gezogen wird. Blind enthält

an sich ebenfalls nichts als den Begriff verstümmelt, gebrechlich, ebenso wie lahm, taub, stumm; mit blandan vermischen, trüben hat es keinen anderen Zusammenhang, als insofern auch dieses von der Grundbedeutung zerreiben, durcheinanderwühlen ausgeht. Ein im Gegensatz zu dem bestimmten körperlichen Gebrechen allgemeinerer Sinn ist in dem englischen blunt stumpf, dumm erhalten. Vielleicht darf auf ähnliche Weise das gothische haihs einäugig, lateinisch caecus blind, mit κακός schlecht, schwach, in Verbindung gebracht werden.

Das altdeutsche blug stimmt der Bedeutung nach genau mit der von blöde, schüchtern, überein. Wenn das litthauische blogas schwach, schlecht, und das polnische blahy, geringfügig, werthlos sowohl hierzu als auch zu dem russischen blagii, gut, gestellt werden darf (vergl. Diefenbach's goth. Wörterbuch unter bleiths) so würde dies ein ferneres Beispiel von dem gemeinsamen Ursprung der Begriffe gut und schlecht aus weich sein.

Im Griechischen schließt sich zunächst an die mit bl anlautenden Wortreihen φλαῦρος mit seiner Nebenform φαῦλος an; es bedeutet schlecht, geringfügig, werthlos, feig. Benfey bemerkt, daß φαῦλος aus φλαυλος entstanden sein müsse; vielleicht hat auch die Form frauros, fraulos existirt, welche in ἀφαυρός schwach, und dem lateinischen frivolus zerbrechlich, nichtig, nichtswürdig zu Grunde liegen könnte. Innerhalb der griechischen Sprache erinnern diese Wörter zugleich an θραύω zerbrechen, θλάω und φλάω zerreiben, sowie denn in Suidas und Hesych auch noch θραυλός und θραυρός mit der Bedeutung zerbrechlich aufbehalten sind.

Feig zeigt bekanntlich noch Spuren einer Bedeutung

mürb, weich. „In dieser größtentheils veralteten Bedeutung,“ sagt Adelung, „ist es nur noch in dem Bergbau üblich, wo das Gestein feige wird, wenn es mürbe, locker wird, so daß es sich ablösen will. Ebendaselbst werden die Schächte und Stollen feig, wenn das Holzwerk faul wird.“ Das lateinische pinguis fett, nebst pingo malen, und piger träge, piget es hindert und verdrießt, können mit diesem deutschen Worte verglichen werden, wenn nämlich (wie für pinguis das gleichbedeutende sanskritische pîvara und für piger die Analogie von niger schwarz statt nihrus, Sanskrit nîlas wahrscheinlich machen) das g in diesen Wörtern aus h entstanden ist; vielleicht aber auch pejor schlechter und pessimus. Träg bedeutet auch das holländische vuig; der Zusammenhang dieses Begriffs mit faul ist für Deutsche von selbst klar. Ein höchst eigenthümlicher Gebrauch des Wortes feig zieht sich außerdem durch die verschiedensten Zweige des germanischen Stammes; es kommt nämlich in dem Sinne von „dem Tode nah“ im Mittelhochdeutschen, Angelsächsischen, Nordischen und Holländischen vor, und zwar so, daß es nicht nur den Zustand des Sterbenden, sondern auch das bevorstehende Schicksal des dem Tode, z. B. in der Schlacht, Anheimgefallenen oder Bestimmten bedeutet. Sofern es, wie man von einem Eigenschaftswort erwarten muß, zunächst die Eigenschaft, den wahrnehmbaren Schwächezustand des Sterbenden bezeichnet, liegt es der allgemeinen Bedeutung von feig nicht allzufern. Denn sterben selbst ist eigentlich verkommen, wie das englische starve verschmachten, und das deutsche nur durch den mangelnden Vorschlag eines s verschiedene darben zeigt, welcher den Begriff etwa zu verderben verstärkt. Auch heißt im Holländischen veegland ein am

Rande des Verderbens stehendes, ein verkommendes Land. Indessen heißt veigen im Mittelhochdeutschen geradezu tödten (z. B. ein Thier auf der Jagd); und Feige ist in Ohrfeige bekanntlich nichts als Schlag.

Das hebräische rak umfaßt die Bedeutungen weich („mit Oel erweicht," von Wunden, Jes. 1, 6), schwach (von Augen), weichlich, zart, jung, sanft (auch von Worten), mild (im Gegensatz von qascheh hart, d. i. hier: grausam, 1. Sam. 16, 12 [1]), verzagt (vom Herzen, also: weichherzig). Im Arabischen ist rakka dünn, schwach sein, rukka weich, rukâkun dumm; ferner raqqa locker oder weich sein, Mitleid haben, beschämt sein, ruqâqun dünn, schlaff, langsam. Hieraus erklärt sich vermuthlich das hebräische rá übel, böse; denn das Stammwort ráà brechen, wovon man es abzuleiten geneigt sein könnte, ist eine bloße Nebenform von rașaș, arabisch radda. Das aramäische beësch schlecht sein, bisch schlecht, krank, arabisch baïsa unglücklich, elend sein hat im Hebräischen baásch die Bedeutung der Fäulniß. Ob auch das hebräische bosch, sich schämen, hierher gehört, ist zu bezweifeln, da diesem im Arabischen die Form behat entspricht: obwohl beide hebräische Wurzeln sich bis zur Vertauschung ihrer Formen nahe stehen.

Der im Arabischen für den Begriff moralischer Schlechtigkeit und Bosheit gebräuchlichste Ausdruck, sauun, bedeutet zugleich die schlimme, unglückliche Lage, und entspricht dem hebräischen schav, Nichtigkeit, Werthlosigkeit, auch Mühsal, Ungemach. In den beiden griechischen Wörtern *πονηρός* und *μοχθηρός* sehen wir in doppeltem Fall ganz

[1] Ohne Zweifel ist die Stelle 2. Sam. 3, 39 gemeint. D. H.

deutlich den Begriff des Unglücks und Leidens in den der Schlechtigkeit übergehen; sie kommen beide von Wörtern, die Schmerz, Noth, Mühsal bedeuten, und gelangen zu der Bedeutung schlecht nicht etwa, wie man vermuthen könnte, insofern das Böse Schmerz bereitet oder schädlich ist, sondern von der Vorstellung: gelitten haben, verdorben, schadhaft sein. So ist auch böse, mit dem wir doch ganz besonders den Begriff des absichtlich Verletzenden verbinden, kein anderes Wort, sondern bedeutet im Althochdeutschen: gebrechlich, nichtig, schwach, albern. Den großen Unterschied gegen den heutigen Gebrauch macht z. B. der Vers einer von Graff mitgetheilten Schilderung des Paradieses aus dem 12. Jahrhundert anschaulich „lilia noch rosa ne werdent da nicht bose." [NB. zu faul vergl. Diez lordo, wo auch pourri.]

Worte, in deren heutigem Begriff ein objectiv sittliches Urtheil mitenthalten ist, wie Mord, Lüge, Betrug und andere, mit denen für uns der Ausdruck der Verwerfung und des sittlichen Abscheus unzertrennlich verbunden ist, pflegen ihrer Grundbedeutung nach einen sittlich indifferenten, bisweilen praktisch subjectiven Standpunkt zu verrathen. Man wird nicht erwarten, daß zwischen Mord und Todtschlag ein in irgend bedeutende Tiefen der Sprachgeschichte verfolgbarer Unterschied stattfinde; die Worte führen meistens mit großer Bestimmtheit auf die Grundbedeutung des Tödtens in der Schlacht, welches indessen selbst vom Schlachten nicht scharf unterschieden ist. Für das deutsche Mord bietet das Sanskrit, besonders in den Vedahymnen, mṛidh und mṛidha Schlacht, Feind zur Vergleichung; auch die Wurzel mṛiṇ ist erschlagen, kämpfen —, das homerische μάρναμαι kämpfen zunächst in der Schlacht, aber auch streiten mit Worten.

Die Wurzel mṛidh heißt verletzen, beschädigen: ebenso heißt das lateinische nex sowohl gewaltsamer Tod, als Schaden, und die letztere Bedeutung hat auch das Verbum noceo und das Substantiv noxa, während pernicies mit der Bedeutung Verderben in der Mitte steht; im Griechischen hängt mit diesen Wörtern νεῖκος Streit, und wahrscheinlich, wie auch Bopp vermuthet, νίκη Sieg zusammen; außerdem aber auch νεκρός, νεκύς der Todte, gothisch naus, navis. Die Sanskritwurzel naç heißt untergehen, verderben, und aus verderben geht wie schon erwähnt der Begriff sterben hervor. Ebenso schließt sich an mṛidh und Mord zunächst im Lateinischen (da b aus th zu entstehen pflegt) morbus Krankheit an: ohne Frage aber sodann auch der allgemein verbreitete Stamm mṛi sterben, dessen lateinische Form morior durch seine Deponensbildung das Aufgeriebenwerden oder Sichaufreiben andeutet. Das griechische μαραίνω hat die active allgemeine Bedeutung des allmählichen Zehrens, Schwindenmachens, von dem Austrocknen eines Flusses, und allmählichen Erlöschen der Flamme bis zur Abzehrung durch Krankheit und Alter, wie es noch jetzt in der wissenschaftlichen Sprache Marasmus heißt. Dies allmähliche Hinsterben ist denn also auch in den Wörtern dieser Wurzel mit der Anschauung des Todes enthalten. Dagegen ist Schmerz mit diesen Wörtern nicht verwandt, wiewohl dem lateinischen mors im Litthauischen smertis, im Russischen smertj, Tod, entspricht. Die Begriffsrichtung des Wortes Schmerz ist eine ganz andere; das s der angeführten lituslavischen Worte aber ist innerhalb des Sprachzweiges aus su, so mit, entstanden, und nicht allgemein indogermanisch.

Der gewöhnlichste griechische Ausdruck für den Begriff

Mord, φόνος, findet sich bei Homer und den Dichtern überhaupt für das Blutvergießen in der Schlacht gebraucht, welche Bedeutung auch dem Reste des Wurzelverbums ἔπεφνον, ich tödtete, eigen ist. Im Deutschen entspricht bano (althochdeutsch) Todtschlag, bani (altnordisch) Todtschläger, Mörder; im Lateinischen funus Tod, und, wie ich glaube, auch bellum Krieg. Die Sanskritwurzel han oder ghan, ghna, welche mit den angeführten Wörtern vielleicht, mit der griechischen Wurzel θαν, θνα, woher θάνατος Tod, θνήσκω sterben, unstreitig verwandt ist, geht von schlagen bis zu tödten, wie auch θείνω schlagen und tödten heißt. Daneben steht hinŝ schlagen, verletzen, beschädigen. Aber Tod, und das Stammverbum touuan, englich die, sterben, gehört schwerlich hierher, sondern eher zu den Wörtern des Zerfließens, Eintauchens, wie z. B. Thau, mit dem Begriffe des Vergehens. Im griechischen θνήσκω ist die ursprüngliche passive Bedeutung getödtet werden noch im Sprachgebrauche erhalten, indem es das fast ganz ungebräuchliche Passiv von κτείνω tödten vertritt. Die griechische Sprache hat also kein eigentliches Wort für Tod und sterben, sondern ersetzt diese Begriffe durch Getödtetwerden, da sie die allgemein indogermanische Wurzel mar bis auf die Reste βροτός, ἄμβροτος, ἀμβρόσια, sterblich, unsterblich, Unsterblichkeit, verloren hat.

Neben Mord bestand im Deutschen ehedem ein (nach Weigand „Wörterbuch der deutschen Synonymen" III. 1888) den offenen im Gegensatz zum heimlichen Todtschlag bezeichnendes Wort slahta, manslahta, englisch manslaughter. Die Identität dieses Wortes mit Schlacht, schlachten und schlagen leuchtet von selbst ein; und das dem schlagen lautlich entsprechende englische slay ist dem Begriffe nach:

erschlagen. Der deutsche Unterschied zwischen schlagen und erschlagen ist neu; in Sprachen von einfacherem Begriffszustande fallen die beiden Vorstellungen gänzlich zusammen: zugleich eine Folge und ein Anzeichen davon, daß das Todtschlagen die erste Form der Tödtung, sei es der Jagdbeute, sei es der Feinde in der Schlacht gewesen ist. So, außer dem schon angeführten indischen han, noch z. B. das auch im Uebrigen sehr begriffsweite hebräische hikkah, welches außerdem die Feinde schlagen, d. i besiegen, heißt. Ein in derselben Hinsicht ebenso allgemeines Wort ist das lateinische caedere, occidere; woher homicidium Mord, parricidium Vatermord; caedes wird vorzugsweise von dem Morde in der Schlacht gebraucht. Das griechische ἀποκτείνω ist tödten, ganz im Allgemeinen, und in der Schlacht insbesondere; aber es ist auch, was unserem Sprachgefühl auffallend und selbst anstößig ist, der gewöhnliche Ausdruck für mit dem Tode bestrafen, zum Tode verurtheilen, von den Richtern.

Die Begriffe Laster, Schande und ähnliche, die in ihrer gegenwärtigen Stufe nur geistig verwandt werden, gehen vom Körperlichen aus: und zwar nicht etwa nur so, daß ihr Gegenstand körperlicher Art ist, und Laster ein körperliches statt eines geistigen Gebrechens bedeutet, sondern die Bedeutung des Stammverbums ist zunächst körperlich verletzen, genauer die Haut verletzen, von welcher Anschauung wir schon so manche Fortentwickelung beobachtet haben; sie geht dann auf beleidigen über, und Laster ist daher eigentlich Schimpf, und sodann das Schimpfliche. Daher der Zusammenhang zwischen Laster und lästern, von welchem Zeitworte Adelung sagt: „Sofern dasselbe ehedem zerfetzen, auf eine ungebührliche Art zerreißen oder zerschneiden bedeutete, pflegen

die Stadtfleischer sowohl die Dorffleischer als auch alle übrige Pfuscher ihres Handwerkes Lästerer zu nennen, weil sie dem Vorgeben nach das Fleisch nicht so geschickt und reinlich ausschlachten können." Man sieht, wir haben es hier mit einem Wort zu thun, welches wie metzeln, zerfleischen und andere von denen oben gesprochen worden ist, das Zerfetzen des Fleisches in kleine Stücke oder Bissen zur Grundanschauung hat. Zerlästern ist, gleichfalls nach Adelung: „im hohen Grade verunstalten; — verstümmeln; — das Fleisch zerlästern, bei den Fleischern, es ungeschickt zubereiten und zuhauen." Das Hauptwort Laster selbst ist im älteren Sprachgebrauch theils unserem Lästerung gleichbedeutend, theils ist es, immer noch in activem Sinne, soviel als Beschimpfung, Beleidigung, so daß man sagte: Jemandem Laster thun, theils endlich ist es bis zum Verwechseln begriffsgleich mit Schande. Es geht dann zunächst auf eine einzelne schimpfliche Handlung, eine Schandthat über, und erst von da aus auf dauernde schimpfliche Neigung und Angewöhnung, wie wir das Wort gebrauchen.

Schande hat ebenso wie Laster an lästern und zerlästern, so in den Redensarten: die Rinde eines Baumes schänden, einen Braten schänden, d. h. zerfetzen, verunstalten, ferner an verschänden, ein Zeitwort mit mehr körperlicher Bedeutung neben sich. Das Wort kann mit schinden zusammengestellt werden, wenn auch nicht, wie man versucht hat, durch den Begriffsübergang entblößen, verunehren. Wahrscheinlich ist es aber zunächst auf Scham zurückzuführen, indem auch dieses von Kränkung, Verletzung auszugehen und mit schinden verwandt zu sein scheint. Im Schwedischen heißt skämma verderben z. B. Wasser, eine Sache, seine Gesundheit, auch

(skämma bort) einen Menschen moralisch verderben; ferner kränken; das neutrale skämmas heißt Schaden nehmen, verderben, und sich schämen; endlich (skämma ut) beschämen. Im Englischen vereinigt shend ganz ebenso die Bedeutungen zu Grunde richten und beschimpfen. Sich schämen würde demnach (ähnlich wie sich grämen, sich kränken) als ein beschämt, verunehrt Werden, oder ein sich dieses Gefühl Zuziehen und sich ihm Hingeben aufzufassen sein. Schimpf jedoch gehört trotz der Aehnlichkeit in Laut und Bedeutung nicht hierher, sondern folgt, wie der ältere Gebrauch des Wortes für Spiel, Scherz zeigt, einer andern, sehr häufigen Analogie, nach welcher sich der Begriff der Beleidigung zunächst aus Spott entwickelt; an die frühere Bedeutung von schimpfen reiht sich auch das schwedische skämt Scherz, skämta scherzen an. Beleidigen ist eigentlich beschädigen, verletzen, kränken.

Selbst Betrug gehört in diese Kategorie: denn es führt auf die Sanskritwurzel druh, welche schon Bopp verglichen hat, und welche bedeutet: beschädigen, kränken, beleidigen. Das griechische τρύχω steht der Urbedeutung näher: es ist nämlich einerseits gleichfalls quälen, belästigen, aufreiben, andererseits aber auch aufreiben im Sinne von verbrauchen, und in τρῦχος Fetzen, verbrauchtes, zerrissenes Gewand, tritt sogar der ganz sinnliche Begriff zerreiben deutlich hervor. Das entsprechende altpersische Wort enthält dagegen schon die deutsche Begriffsbeziehung. In der Stelle z. B. wo Darius auf der Felseninschrift zu Bisitun die Empörung des Magiers erzählt, den wir den falschen Smerdis nennen, sagt er: es kam Betrug — darugha — in Persien und Medien und den andern Provinzen auf; ein Magier war,

Gumata mit Namen; — also log er — adhurujiya —: ich bin Bartija des Khurusch Sohn, des Kabudschia (Kambyses) Bruder.“ In den Zendbüchern [dru; drukthu odisse, laedere velle] . . . . .

Die Unholdin drukhsh (Mehrheit drujas) hat aus diesem Stamme ihren Namen.

Auf gleiche Weise entwickelt sich der Begriff betrügen im Englischen aus der so eben besprochenen Wurzel von Scham; insofern nämlich dieses Wort ja ebenfalls von der Bedeutung Kränkung zu seiner gegenwärtigen gelangt ist. Sham heißt im Englischen hintergehen, täuschen, besonders neckischer Weise; auch verspotten; als Adjectiv falsch, angeblich; als Substantiv Täuschung. Der Begriff des Betrugs ist, wie man sieht, in solchen Fällen als Beeinträchtigung, also rein subjectiv, ohne ursprüngliche Beziehung auf das sittlich Verwerfliche der Handlung, bloß von Seiten des Schadens welcher zugefügt, nicht des Unrechts welches begangen wird, ausgedrückt.

Die Verwerfung der Lüge ist unbedingt und an sich noch jünger, zuweilen sogar überraschend jung. Im Griechischen gibt es kein Wort, welches diesem sittlichen Gefühle wirklich genügte. In ψεῦδος ist jede Unwahrheit, alles Falsche, der bloße Irrthum und Schein ebensowohl wie die verdammlichste Lüge ohne Unterschied ausgedrückt. Was den Ursprung des Wortes betrifft, so müssen zunächst die Nebenformen mit ϑ in Betracht gezogen werden. Wie ψυδρός so ist ψυϑής lügenhaft, falsch; und ψύϑος bedeutet Lüge, Verläumdung: ψυϑίζω aber wird für gleichbedeutend mit ψιϑυρίζω erklärt, welches aus ψυϑυρίζω entstanden zu sein scheint, und bedeutet zwitschern, von Vögeln, und flüstern. Die

Uebertragung auf Verläumdung geht bei dem letzten Worte von der Heimlichkeit, dem Einflüstern aus; es wird daher wahrscheinlich, daß auch die allgemeine Bedeutung lügen in dem Stamme ψυδ mit einer etwas andern Wendung aus dem leise Flüstern, dem Verheimlichen der Wahrheit hervorgegangen sei. In zweiter Linie ist übrigens die Wurzel ψυϑ auch mit ψυχ blasen, verwandt, und ferner mit ψόφος Geräusch, ψοφέω lärmen, rauschen, wofür Hesych sogar ψοϑάλλω als gleichbedeutend anführt; so daß wir also eine mit psv anlautende Wurzel mit den Aspiraten aller drei Organe als Auslaut vor uns haben, die sich alsdann in etwas größerer Entfernung an φυσάω, und selbst an blasen, flare, anschließt. So erklärt sich denn auch der nahe lautliche Zusammenhang von ψεύδω lügen mit ψεῦμα, ψυδράκιον [Schol. Theocr. 9, 30. 12, 23] . . . .

. . . .

Es ist dies wieder einer jener seltsamen Fälle von etymologischem Aberglauben, wie der von dem Ohrwurm und seiner Gefährlichkeit für das Ohr, von der Beziehung des Keuschlammbaumes auf die Keuschheit, des Schmetterlings ψυχή auf die Seele. In Wirklichkeit bedeuten die Wörter nichts als Blase, Blatter, welche ebenso wie φῦσα, φυσαλίς, pusula, pustula und viele andere vom Aufblasen benannt sind, und sich wahrscheinlich zuerst auf Wasserblasen beziehen.

Das deutsche lügen, welchem in gleicher Bedeutung schon eine slavische Wurzel lyg — zur Seite steht, geht ebenfalls vom Begriffe der Heimlichkeit aus, wie sehr deutlich das gothische galaugnjan verbergen, in analaugnein im Verborgenen, zeigt. Auch ist noch läugnen nur ein Verheim-

lichen durch unwahre Worte, nicht ein unwahres Behaupten. Ob aber der Begriff auch hier von leisem Sprechen hergenommen ist, oder vom Verbergen im Allgemeinen, ist zweifelhaft. Wäre das Letztere der Fall, so ließe sich vielleicht das griechische λόχος Versteck, Hinterhalt, auch wohl das russische loshe, Höhle eines Thieres, vergleichen, welchem loshj Lüge dem Laute nach so nahe steht.

Entsprechend den von Heimlichkeit hergenommenen Bezeichnungen der Lüge ist das gewöhnliche griechische Wort für wahr ἀλήθης, eine „ohne Verbergen, nichts verbergend" bedeutende Zusammensetzung. Im Uebrigen pflegt der Begriff der Wahrheit von Festigkeit auszugehen, und daher mit Treue, Vertrauen, Sicherheit und Bündniß verwandt zu sein. So das auch dem Lateinischen und den lituslavischen Sprachen eigene wahr: wâra ist im Althochdeutschen Bündniß, wiernas im Litthauischen (und bis auf die Endung gleichlautend in den slavischen Sprachen) treu, vjera, russisch, (litth. wiera, poln. wiara) Zuversicht, Vertrauen, Eid der Treue, Glaube; vjeritj, vjerovatj glauben. Neben treu steht das englische true wahr, truth Wahrheit: im Gothischen findet sich trauan trauen, trausti Bündniß, ferner triggvs zuverlässig, treu, und triggva Bündniß. Zu dem Begriffe verbinden scheint trauen in der Bedeutung vermählen, sowie traut, als enge verbunden, zu gehören; zu dem Begriff der Sicherheit: Trost und getrost. Das hebräische amen und die gebräuchlichere Femininendung emet (für amint) bedeuten: Wahrheit; aber das erstere ist fast nur als Ausruf in dem Sinne von gewiß gebräuchlich, das letztere heißt in der Bibel noch vorwiegend Treue, und nur diese Bedeutung der Wurzel läßt sich als dem ganzen semi-

tischen Sprachstamme gemeinsam nachweisen. Treue ist demnach auch hier der ältere, Wahrheit der jüngere Begriff. An die Bedeutung Treue schließt sich denn auch wieder die des Bündnisses in amanah, welches außer im Hebräischen zufällig auch im Punischen erhalten, und ferner im Arabischen (amânatun) vorhanden ist. Daß aber auch diese sittlichen Bedeutungen nicht die schlechthin wurzelhaften sind, zeigen manche durch den Sprachstamm zerstreute mehr subjective Schattirungen. Im Arabischen tritt in der Wurzel mehrfach die Bedeutung nicht nur der Zuverlässigkeit, sondern auch der Sicherheit in subjectivem Sinne, der Furchtlosigkeit oder Gefahrlosigkeit hervor. Trauen und glauben gehört ebensowohl wie in den entsprechenden deutschen Stämmen in den Begriffskreis der in Rede stehenden semitischen Wurzel; und zwar von dem materiellen Anvertrauen und Creditgeben bis zur Gläubigkeit, welche auch hier, wie in fides, mit einem und demselben Worte wie die Treue bezeichnet wird. Daher fließen auch die Bedeutungen treu, zuverlässig, Schutz verleihend, gläubig, auch treuherzig, leichtgläubig im Arabischen in einander. Der Begriff der Sicherheit ist am Sinnlichsten in amûnun sicher gehend, vom Kameele, ausgeprägt. Einige andere Wörter bilden durch die Nuancirung der Beharrlichkeit, Charakterfestigkeit einen Uebergang zu der im syrischen Adjectiv amîno vorfindlichen Bedeutung: fleißig, ausdauernd. Endlich ist im Hebräischen neeman, welches zugleich treu, zuverlässig, beglaubigt und sicher (Hiob 12, 20) heißt, noch die Bedeutung andauernd, haltbar (Jes. 22, 23. 25) z. B. von dauernden Krankheiten und von nicht versiegendem Wasser erhalten, sowie andererseits eine für die Lüge sehr gebräuchliche semitische Wurzel

kazab wahrscheinlich von dem Begriffe Versiegen ausgeht. Aus alledem ergibt sich mit Bestimmtheit, daß die Grundbedeutung der angeführten semitischen Wörter für Wahrheit, Treue und Glauben gleichfalls die einer bloß körperlichen Festigkeit ist [umman, jamin] welche zunächst subjectiv auf Sicherheit angewandt wurde, dann erst auf moralische Verlässigkeit, und zuletzt auf Wahrheit — einen Begriff von höchster sittlicher Objectivität, wie kaum ein anderer — überging.

IX.

Ethisch-sociale Entwickelung. Arm, setzt ursprünglich kein Besitzverhältniß voraus. Arbeit und Leiden, der Urzeit dasselbe. Der Begriff der Arbeit entwickelt sich aus Mühsal. Zusammenhang mit Armuth und Knechtschaft. Standesunterschied ebenso alterthümlich als Arbeit. Arbeit bei den Herero geht auf Jagd, bei Homer auf Kampf. Zusammenhang desselben Begriffes mit Krankheit; sie wird als Schwäche gefaßt. Zusammenhang mit schlecht. Ob das deutsche Arbeit mit arare verwandt sei? Barmherzig. Travail, ein Beispiel analoger Entwickelung der neuesten Epoche. Semitische Analogien. — Ob die ethische Begriffsentwickelung einen Schluß auf ethische Gefühlsentwickelung erlaube? Unterschied der von dem Begriffsvermögen abhängigen subjectiven Welt gegen die objective. Sittlicher Zustand der Urwelt. Tugend und Laster treten erst auf der Schwelle der Menschheit in die Erscheinung.

Die Sicherheit etymologischer Schlüsse in Betreff realer, in gleicher Richtung wie die Bedeutungsentwicklung vor sich gegangener sittlicher Fortschritte wird freilich hie und da durch den Zweifel beeinträchtigt, ob nicht der sittliche Begriff auch ohne die äußere Nothwendigkeit, wie sie in einer späteren Entstehung seines Objectes liegt, schon um innerer Sprachgesetze willen jedenfalls der secundäre sein müßte? Wenn man z. B. von der Annahme ausgeht, wie man wohl nicht anders kann, daß körperliche Anschauungen früher zu sprachlichem Ausdrucke gekommen sind, als die Vorstellung irgend welcher geistigen Beschaffenheiten, die doch immer mehr oder minder Abstraction ist, so wird schon darum die

Beziehung solcher Worte wie Laster, Lüge, bös, wahr, auf etwas Anderes als das gegenwärtig in ihm enthaltene Sittliche nothwendig als die ältere Stufe erscheinen müssen, ganz abgesehen von einer äußeren, in dem sittlichen Vermögen etwa (oder auch nicht) vor sich gegangenen Umwälzung. Ein gleicher Zweifel läßt sich in Betreff ethisch-socialer Begriffe erheben, deren Jugend in dem menschlichen Bewußtsein nicht weniger augenfällig ist. Der Begriff arm pflegt z. B. kein Besitzverhältniß vorauszusetzen; er geht in der Regel von körperlicher Schwäche, von physischem Darben aus. Arbeit, eine in dieser Gestalt gewiß streng menschliche Vorstellung, führt merkwürdigerweise mit großer Consequenz auf den Grundbegriff des Leidens zurück. Das lateinische laboro leiden und arbeiten, ist ein naheliegendes Beispiel. Lehrreicher noch ist die griechische Wurzel πεν, aus welcher wir schon den Begriff schlecht in πονηρός mit großer Deutlichkeit haben entspringen sehen; zugleich trifft in derselben Wurzel auch der Begriff der Armuth, πενία, auf eine interessante Weise mit dem der Arbeit zusammen, wie man aus der folgenden etwas detaillirteren Zusammenstellung der Gebrauchsweise nach ihrem muthmaßlichen Entwickelungsgange ersehen wird.

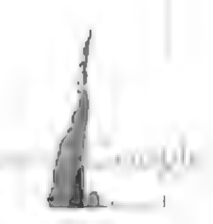
Die erste noch im wirklichen Sprachgebrauch hervortretende Bedeutung scheint die der Beschädigung zu sein. Leiden, Schaden leiden, beschädigt und abgenutzt werden heißt πονέω von Schiffen, Waffen, Holz; und an diese Bedeutung zunächst schließt sich, wie oben gesagt, πονηρός mit dem Begriff verdorben, schlecht, an. Von dem Begriffe erlittenen Schadens geht wahrscheinlich auch ποινή die Buße, Strafe, Rache aus, wie in damnum, damnare. Nahe

verwandt ist nicht nur das lateinische poena, punio strafen, sondern auch poenitere gereuen, kränken, die nachträgliche Empfindung zugezogenen Schadens, dergleichen auch die Strafe ist. Wie nahe diese Bedeutung denen von Schmerz, Kummer, Noth und Mühe ist, zeigen die unmittelbaren Entlehnungen aus poena: peine und Pein. Diese Begriffe enthält denn auch demnächst *πονέω*: es heißt leiden z. B. an einer Wunde, oder Noth, Durst leiden; *ὁ πόνος* das Leiden, *οἱ πονούμενοι* die Leidenden, sagt Thucydides bei Gelegenheit der Beschreibung der Pest (2, 49—51), besonders aber wird *πονοῦμαι* und *πόνος* in den ältesten Beispielen von körperlicher Erschöpfung, Ermüdung, Anstrengung und Mühe, bei Homer namentlich im Kampf, gebraucht. Hierzu gesellt sich zuweilen der Begriff der Noth und Sorge; so heißt bei Pindar (Pyth. 4, 268) *οὐ πονεῖ με ταῦτα*, es macht mir keine Sorge, keinen Kummer. Aus der Bedeutung sich unter Mühe und Sorgen mit etwas beschäftigen, sich um etwas bemühen oder darum sorgen, gehen dann die ferneren: besorgen, arbeiten, erarbeiten, erwerben hervor. *Πένομαι* heißt bei Homer arbeiten, besorgen, z. B. ein Mahl, aber auch sich um etwas kümmern: „Du brauchst dich nicht darum zu kümmern," sagt Odysseus zu einem Sklaven, der gefragt hatte, ob Penelope schon von seiner Ankunft wisse — *τί σε χρὴ ταῦτα πένεσθαι;* (Od. 24, 407). Eben dieses Zeitwort hat sich nun aber bei den Attikern zu dem Begriffe arm sein entwickelt, der auch den Wörtern *πένης*, *πενία* und *πενιχρός* eigen, dem homerischen Sprachgebrauche aber offenbar fremd ist, da er nur an je einer Stelle der Odyssee bei den zuletzt genannten Ausdrücken und in der Ilias gar nicht mit einem Worte

dieses Stammes vorkommt. Aristophanes stellt (Plut. 548 ff.) die Armuth, wie sie durch πενία bezeichnet wird, dem Bettelstand entgegen. „Der Bettler," sagt er, „lebt ohne Etwas zu haben, der Arme aber lebt sparsam, der Arbeit (τοῖς ἔργοις) hingegeben; er hat Nichts übrig, aber auch keinen Mangel." Demnach ist es nicht wahrscheinlich, daß mit dem betreffenden griechischen Worte die Armuth auch wirklich unmittelbar von der Arbeit benannt sei. „Die Armuth einzugestehen," sagt Perikles bei Thucydides (2, 40), „ist bei uns für Niemanden eine Schande; mehr Schande ist es, ihr nicht durch Arbeit (ἔργῳ) zu entgehen." Wenn das an dieser Stelle gebrauchte Wort für Armuth, τὸ πένεσθαι, auch auf seinen so eben als homerisch angeführten Begriff arbeiten als Grundbegriff zurückzuführen sein sollte, so kann doch wenigstens in einem solchen Zusammenhang dieser Grundbegriff für das Sprachgefühl nicht erhalten geblieben sein; denn durch Arbeit kann man der Armuth unmöglich als arbeitsamem Leben entgehen, sondern nur als Entbehrung. Entbehren ist in der That der gewöhnliche Sinn des Wortes πένεσθαι, z. B. wenn Klytämnestra bei Aeschylus (Ag. 935) sagt: „Unser Haus ist im Stande Purpur zu besitzen; arm zu sein (πένεσθαι δ') versteht es nicht." Daher auch der Gebrauch mit dem Genitiv: arm sein an etwas, es entbehren. Der milde Sinn des Wortes ist also keinesfalls in der Etymologie begründet, sondern nur im Sprachgebrauche, und auch das nicht in dem Maße, wie es der angeführte Ausspruch in jener der Verherrlichung der Armuth geweihten Komödie des Aristophanes erwarten lassen könnte. Es finden sich vielmehr auch Verbindungen wie arm und unglücklich — πενόμενος καὶ κακῶς πράττων (Js . . .). Wahr-

ſcheinlich iſt alſo, beſonders wenn wir πεῖνα Hunger vergleichen, für den Stamm πεν in ſeiner attiſchen Bedeutung arm ſein der Grundbegriff darben, wovon auch bei uns dürftig, anzunehmen. Grundverwandt iſt σπάνιος ſelten, kärglich, ſpärlich, welches zunächſt von locker, dünn ausgeht, und in σπανίζω ebenfalls die Bedeutung entbehren, arm an etwas ſein, entwickelt: wie dieſe Begriffe mit denen des Darbens und Hungerns zuſammenhängen, ſehen wir z. B. an ſchmachten, welches dieſe letzteren beiden Bedeutungen vereinigt, von smâhi gering, dünn (einem mit tenuis und auch mit σπάνιος durchaus begriffsverwandten Wort) abgeleitet iſt, und an einer weiter abgeleiteten Bildung ſchmächtig nach dem älteren Sprachgebrauche den Begriff hungrig, nach dem gegenwärtigen den: abgezehrt und dünn, zum Vorſchein kommen läßt. Das eigentliche Verhältniß des Begriffes arm zu Arbeit in dem griechiſchen Stamm πεν iſt alſo ohne Zweifel der, daß ſich von Abzehrung (welche ſelbſt wieder auf abreiben zurückkommt) einerſeits das Schmachten, Hungern und Entbehren, andererſeits die Erſchöpfung und Ermüdung, das Sichanſtrengen, Sichquälen und Bemühen entwickelt.

Hingegen iſt eine andere der Bedeutung nach ziemlich naheſtehende Ableitung derſelben Wurzel, nämlich πενέστης, wahrſcheinlich von dem bereits ausgebildeten Begriff der Arbeit ausgegangen. Das Wort bedeutete urſprünglich leibeigener Arbeiter, dann Diener überhaupt. Es hat ſeine hinlänglichen und ſehr merkwürdigen Analogien in dem ruſſiſchen rab Leibeigener, Sklave, Knecht, Diener neben rabóta Arbeit, welches mit dieſem deutſchen Worte ſelbſt für verwandt gilt; rabótnyi heißt zugleich unterthan und zur Arbeit gehörig, zum Beiſpiel rabotnyj denj Arbeitstag; rabótatj



arbeiten. Desgleichen sind auch in den semitischen Sprachen in der Wurzel âbad die Begriffe Knecht, dienen und arbeiten verbunden; der Begriff der Reue, des Unwillens und ähnlicher mit dem lateinischen poenitere zusammentreffender Gemüthsstimmungen, der im arabischen âbida, âbadun zu finden ist, deutet außerdem auf eine tiefergehende Analogie; im Aramäischen ist das Zeitwort zu der ganz allgemeinen Bedeutung: machen, thun, übergegangen, wie ebenfalls ähnlich die erwähnten Ableitungen der griechischen Wurzel. Uebrigens kann man solchen Wörtern gegenüber wohl mit ganz gleichem Rechte sagen, das Dienen sei als Arbeiten oder das Arbeiten sei als Dienen aufgefaßt. Denn wenn sich ein jeder Begriff zwar aus einer ihm der Entstehung nach vorangegangenen Grundvorstellung, aber auch an einem concreten Gegenstande oder Verhältnisse entwickelt, so ist ein solches Verhältniß für die Arbeit vermuthlich von Anfang an die Dienstbarkeit gewesen. Damals als zuerst die Arbeit als sociale Erscheinung, als bewußte Zweck- und regelmäßige Thätigkeit auftrat, gab es bereits Herren und Knechte, und andererseits noch keine Ahnung eines freien Arbeiterstandes irgend welcher Art, dessen Lösung von dem Sklaventhum ein in seinen letzten Consequenzen erst der Neuzeit vorbehaltener weltgeschichtlicher Proceß gewesen ist: es war also der Knecht und nur der Knecht, welcher arbeitete. In einem jenseitigen Stadium, etwa vor jenem mit den ersten Anfängen der Cultur schon höchst schroff ausgebildeten Standesunterschied, haben wir demnach in dem Begriff der Arbeit noch nichts als den der Mühsal, der Erschöpfung durch ein Leiden oder in einer Thätigkeit, die wir nicht Arbeit nennen würden, z. B. im Kampfe, zu suchen.

Einige andere griechische Stämme sind geeignet, die an der Wurzel πεν nachgewiesene Uebergangsreihe von Qual und Ermüdung zu Arbeit in einigen Mittelgliedern zu vervollständigen, und zugleich durch ihre Analogie zu unterstützen. Κάμνω heißt am Gewöhnlichsten: müde werden; der Gedanke der Arbeit als Ursache der Ermüdung tritt dabei noch weniger hervor, als bei der zuvor besprochenen Wurzel, vielmehr ist es die eigentliche körperliche Erschöpfung, auch in Folge z. B. des Gehens. Ableitungen beider Wurzeln stehen in der Odyssee (5, 493) nebeneinander, wo erzählt wird, wie der schweren Ermüdung — δυςπονέος καμάτοιο — des Odysseus der Schlaf am Ufer der Phäakeninsel ein Ende macht. Abgesehen von der homerischen Stelle, wo auch diese Wurzel von Ermüdung im Kampfe gebraucht ist, heißt sie an einigen auch sich anstrengen, z. B. Il. 8, 22, wo Zeus zu den Göttern sagt, daß sie sämmtlich ihn nicht vom Himmel herabziehen könnten, auch wenn sie sich noch so sehr anstrengten — οὐδ' εἰ μάλα πολλὰ κάμοιτε —; ich habe mich beim Bogenspannen nicht lange angestrengt oder abgearbeitet, sagt Odysseus, οὐδέ τι τόξον δὴν ἔκαμον τανύων (Od. 21, 426). Die Bedeutung arbeiten, zunächst ausgehend von sich arbeitend bemühen, gehört schon bei Homer zu den gebräuchlichsten des Wortes. Es ist insbesondere transitiv mit der Bedeutung verfertigen oder auch bearbeiten, wie Od. 9, 130: die Insel bearbeiten, bebauen; oder endlich erarbeiten, erwerben, z. B. Il. 18, 341: „Troerinnen, die wir mit Gewalt und langem Speere erworben haben, die Städte der Menschen zerstörend" — wo es also erkämpfen ist. Ebenso heißt das Hauptwort κάματος außer Müdigkeit auch Anstrengung, Arbeit und die Frucht dieser Arbeit z. B. Od.

14, 417: Andere essen unsere Bemühung, d. h. die Frucht derselben, ohne Entgelt. So auch Il. 15, 365, wo von Apollo gesagt wird, daß er leicht wie ein mit Sand spielender Knabe die große Mühe und Noth, πολὺν κάματον καὶ ὀϊζύν, der Griechen, nämlich Graben und Mauer, verschüttet habe. In dem Sinne von Mühsal und Noth verbindet es Pindar mit πόνος (Nem. 10, 148): „Wenige Sterbliche sind treu in der Noth (πόνῳ) an Mühsal (καμάτου) theilzunehmen.“ Auch tritt bei diesem und den folgenden Schriftstellern in dem Zeitwort κάμνω ganz wie in der Wurzel πεν die Bedeutung leiden als die häufigste auf; und zwar ebenfalls bei den Attikern auf Krankheit angewandt. Der Mittelbegriff ist der der Schwäche, wie denn κάμνω auch von erliegenden Heeren gebräuchlich ist. Ueberhaupt läßt sich allgemein bemerken, was nicht selbstverständlich und vielleicht für die urweltliche Symptomatik nicht ganz unwichtig ist, daß der Begriff der Krankheit von dem der Schwäche ausgeht. Von morbus habe ich oben einen Zusammenhang mit Wörtern des Schwächerwerdens, Versiegens, Abzehrens, erwähnt. Krank bedeutet in der älteren Sprache schwach, geringfügig, klein; es bildet zuweilen einen völlig entsprechenden Gegensatz gegen groß oder breit; es heißt ferner auch schadhaft, von Rüstungen, und in der altnordischen Form kraunk auch bös, schlimm (vgl. Weigand a. a. O. 1994): also eine Begriffsentwickelung welche mit der von πονηρός auf das Ueberraschendste zusammentrifft. Krenke heißt mittelhochdeutsch auch die Weiche, woraus eine fernere ältere Bedeutung weich zu erschließen ist. Auch die doppelte Bedeutung von kränken, welches im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen schwächen, bei uns beeinträchtigen und ver-

letzen ist, führt in Verbindung mit dem was oben über den Begriff beleidigen gesagt ist, auf eine ähnliche Grundbedeutung des Wortes krank. Ein Zusammenhang mit dem angelsächsischen cringan sterben, crang todt, auf welchen Weigand aufmerksam macht, wird hierdurch begreiflicherweise nicht ausgeschlossen, vielmehr nach dem oben über Krankheit und Tod Gesagten nur noch einleuchtender. Und so sehen wir denn auch, in welchem Sinne sowohl bei Homer als den attischen Schriftstellern die Todten *κάμοντες* und *κεκμηκότες* heißen können, wozu noch die dichterischen Ausdrücke *σιδηροκμής* durch Eisen getödtet, *ἀνδροκμής* Männer tödtend, kommen: es ist dies keine bildliche oder absonderlich mit diesem Zeitwort gebildete Redensart; der Begriff des Todes geht überhaupt, und hier nur etwas deutlicher, aus dem des Weich-, Welk- und Schwachwerdens, Siechens, Darbens und Verderbens hervor; todt ist gleichsam verdorben.

Eine fernere Analogie von *κάματος* und *πόνος* besteht noch darin, daß auch von jenem ein dem *πονηρός* gleichgebildetes *καματηρός* abgeleitet wird, mit den Bedeutungen mühselig, beschwerlich, erschöpft, krank.

Was die weitere, jenseits des Sprachgebrauchs liegende Verwandtschaft der Wurzel *καμ* (von der das Zeitwort *κάμνω* eine Art Passivbildung ist) betrifft, so ist es möglich, die deutsche in Hammer und Hammel enthaltene zu vergleichen; da auch die Wurzel *κοπ* aus hauen und einem sehr weiten hieran sich schließenden Begriffskreis zu quälen, ermüden, zu Ermüdung und Anstrengung, und in der späteren Sprache sogar zu Arbeit übergeht.

Μόγος (Il. 4, 27) heißt Anstrengung und wird mit *πόνος* wie gleichbedeutend zusammengebraucht. „Willst du

meine Mühe — πόνον — vergeblich machen, und den Schweiß, den ich in Anstrengung — μόγῳ — vergossen?" Ebenso ist μογέω an den wenigen Stellen der Ilias wo es sich findet überall: sich anstrengen, sich bemühen, ἀμογητί ohne Anstrengung; in der Odyssee, wo das Zeitwort weit häufiger wird, geht es zugleich sehr bestimmt in die Bedeutung leiden über, in welchem Sinne es denn auch Aeschylus wieder mit πονεῖν verbunden braucht: „Leidet mit mir, der ich jetzt dulde," συμπονήσατε τῷ νῦν μογοῦντι, sagt der gefesselte Prometheus (274). Auch μογερός, mühselig, hat diese Begriffsrichtung. Dagegen gehören μογοστόκος, sowie μόγις kaum, d. i. mit Mühe, schwer, der älteren Zeit und Bedeutung an. Auch μόχθος ist ursprünglich Anstrengung, besonders im Kampf, daher es auch von den sogenannten Arbeiten des Herakles gebraucht wird, geht aber, und zwar in seinen beiden in der Ilias (2, 723 und 10, 106) vorfindlichen Ableitungen μοχθίζω und μοχθέω schon bei Homer, ebenfalls in die Bedeutung des Leidens (z. B. an einer Wunde) über; und auch hier finden wir wieder Verbindungen wie μοχθοῦμεν πόνους (Eur. Hipp. 301). Dieser ganze Stamm hat übrigens, da er nicht eigentlich den Begriff Arbeit entwickelt, hier nur darum für uns Bedeutung, weil er theils so vielen Parallelismus mit πόνος zeigt, ganz besonders in μοχθηρός mühselig und schlecht; theils aber auch wegen seiner wahrscheinlichen Identität mit unserem Mühe und müde. Mühe und mühen hatten bekanntlich ehedem nicht bloß die gegenwärtige Bedeutung der Anstrengung, sondern auch die des Kummers und der Beschwerde.

Das deutsche Arbeit ist gleichfalls ursprünglich so viel

Digitized by Google

als Mühsal, Beschwerde, Noth und Leiden; es entspricht in den ältesten althochdeutschen Stellen einem lateinischen tribulatio oder injuria, auch labor in der Bedeutung Mühe; z. B. aus dem achten Jahrhundert: bald nach den Nöthen (tribulationem) jener Tage — dem arbeitim; auch mit Beleidigungen (injuriis) verletzt rächt sich die Liebe nicht — mit arbeitim; ohne alle Mühe gleichsam natürlich durch Gewohnheit (absque ullo labore velut naturaliter ex consuetudine) — anao einikeru arbeiti. Im Mittelhochdeutschen ist Arbeit leiden d. h. Noth leiden eine sehr gewöhnliche Verbindung, auch z. B. mit dem Zusatz: von Hunger; ebenso finden sich häufig Zusammenstellungen wie: Kummer und Arbeit, — Kummer, Arbeit und Leid, ohne daß eine Beziehung zu Anstrengung oder Thätigkeit vorhanden wäre. So ist auch arbeitsam im Alt- und Mittelhochdeutschen sowohl mühsam, als mühselig und elend. Eine Zurückführung des Wortes auf einen Grundbegriff des Ackerns (arjan, arare) ist nach den bisherigen Analogien unmöglich; es müßte vielmehr umgekehrt das Ackern als Bearbeiten der Erde aus dem Begriffe der Arbeit und Mühsal hervorgegangen sein, wenn überhaupt zwischen diesen Stämmen ein Zusammenhang obgewaltet haben sollte. Eher könnte man an eine Verwandtschaft mit arm denken: denn dies bedeutet zunächst elend, und entspricht dem Begriff des lateinischen miser, wie arman bemitleiden, misereri, und besonders armahairts barmherzig, misericors, zeigt; in den altnordischen Bedeutungen faul, schwach, sowie in armoeda Mühsal, treten wieder die mehrfach erwähnten Abzweigungen des Grundbegriffs auf. Ich erinnere noch wegen des zwischen Leid und Arbeit schwankenden Begriffes an das lateinische aerumna,

welches wahrscheinlich von aeger abzuleiten ist. Aeger heißt sowohl krank, wie aegrotus, als auch bekümmert, verdrießlich; aegre ungern, mit Noth, schwerlich, kaum zeigt dieselbe Wendung, die wir oben bei μόγις gefunden haben, und die auch in kaum neben Kummer und dem französischen à peine vorhanden ist.

Wie die Begriffsentwicklung fort und fort nach denselben Gesetzen neue Keime treibt, zeigt sich auch hier wieder an dem jungen Beispiele des romanischen travaglio, nach Diez „in ältester Bedeutung Drangsal, demnächst Arbeit"; travagliare peinigen, sich plagen, arbeiten. Der ganze Gebrauch, namentlich der italienischen Wörter bei denen die Bedeutungen Noth, Plage noch im Vordergrund stehen, stimmt auf das Ueberraschendste mit den Begriffsverwandten aus alten Sprachgebieten überein, wobei es gleichgültig bleibt, welchen ferneren Ursprung man für den romanischen Stamm annehmen will; die (nach Diez) von Ferrari versuchte Etymologie von tribulare zeigt wenigstens auf nicht uninteressante Weise die dem Sprachgefühle als die ursprüngliche vorschwebende Vorstellungsrichtung. Das englische travel hat seine Bedeutung Reise, aber nur eine größere und mühvollere, aus der Bezeichnung der Strapatze entwickelt. Dieses moderne und wenig edle Wort drückt in der That am Besten den Vorstellungskreis aus, der dem Begriff Arbeit überall zunächst zum Grunde liegt: nämlich die ganze Masse erschöpfender Einflüsse, die in Folge theils von Entbehrungen und klimatischen Verhältnissen, theils von besonderen Krankheitszuständen und Schmerzen, theils von angestrengter Bewegung, zunächst rein natürlicher Art, wie beim starken Gehen, demnächst im Kampfe, und endlich auch in allerlei

zweckbewußter und productiver Thätigkeit sichtbar zu werden pflegen.

Im Hebräischen durchläuft die Wurzel ȧṣab ebenfalls fast alle einschlägigen Bedeutungen von Schmerz, Mühsal und Arbeit. Die Bedeutung des Zeitwortes ist kränken, mit der Beziehung sowohl des Betrübens als Aergerns und Erzürnens oder Trotzens; im Arabischen heißt das entsprechende gaḍiba zürnen. An mehreren hebräischen Stellen verbindet sich mit der reflexiven Form der Begriff Reue, wie bei poenitet. Das Hauptwort éṣeb heißt Kränkung („ein Wort der Kränkung oder ein trotziges Wort“ Spr. 15, 1), aber auch Mühe, z. B. Ps. 127, 2: „Das Brod der Mühen“ im Gegensatz zu von selbst zufallendem Segen; ähnlich Spr. 10, 22. „Durch jede Bemühung entsteht ein Vortheil“ (Spr. 14, 23). Ferner steht dasselbe Hauptwort auch (1. M. 3, 16) von Nöthen oder Schmerzen schwerer Geburt, ein Gebrauch der sich ebenso z. B. bei labor, travail findet. Zwei fernere Hauptwortformen der Wurzel, óṣeb und ʿiṣṣabon vereinigen gleichfalls diese letzteren Bedeutungen mit der von Mühsal, und zwar namentlich bei schwerer Arbeit. An einer Stelle heißt endlich das Zeitwort geradezu durch Arbeit verfertigen, nämlich Job 10, 8: „Deine Hände haben mich gearbeitet und gemacht;“ wobei die angewandten Wurzeln dieselben sind, wie in dem Ausdruck: von unserem Thun und der Arbeit (Mühsal, ʿiṣṣebon) unserer Hände (1. M. 5, 29). Von der Anwendung auf körperliche Krankheit finden sich Spuren im Arabischen; auch deuten die arabischen Ableitungen agḍabun, Weiche, und gaḍabatun Fell (welches sich im Chaldäischen unter der Form óṣba wiederfindet) auf einen Ursprung des Begriffs aus reiben hin.

Die Wurzel vagaà heißt im Arabischen leiden, Schmerz empfinden, krank sein; im Hebräischen (jageà) müde werden, auch sich ermüden und anstrengen, sich arbeitend um etwas bemühen, und es bearbeiten (z. B. ein Land), wovon jegià Arbeit, theils als Thätigkeit, z. B.: die Arbeit meiner Hände (d. i. meine Anstrengung) hat Gott gesehen (1 M. 31, 42), theils als Gegenstand und Frucht der Arbeit (z. B. die Arbeit Aegyptens und die Waare Aethiopiens, Jes. 45, 14), besonders Feldarbeit, und endlich auch Erwerb. Verwandt ist jagon Kummer, nebst den damit zusammenhängenden Verbalformen.

Das hebräische àmal Mühsal ist verwandt mit gamel absterben, welken, von Pflanzen, und mit umlal, welches zunächst dasselbe bedeutet, dann aber auch von Menschen elend, schwach heißt, z. B. von einem Kranken (wie haamelalim Neh. 3, 34 schwach, machtlos) und in geistiger Bedeutung verzweifelt, bekümmert z. B. von einer ihrer sämmtlichen Kinder beraubten Mutter. Völlig synonym mit dem letzteren Worte und mehrfach mit ihm zusammen vorkommend, nur von etwas geringerer Kraft, ist abal, welches von der vegetativen Natur gesagt, welken und veröden, von Menschen trauern bedeutet. Nabel (welches ebenfalls mit den beiden erwähnten Wörtern als synonym zusammengebraucht ist, Jes. 24, 4) heißt verwelken, verwittern, und durch Erschöpfung aufgerieben werden; zugleich zeigen die Ableitungen nabal Nichtswürdiger, nebalah nichtswürdige That, Schlechtigkeit, nibbel schänden und verachten, und entfernter nebelah Todtes, Aas, Leiche, einen aus mancher uns bereits aufgestoßenen Analogie hinlänglich klaren Begriffskreis, von dem wahrscheinlich auch nebel ein irdenes Weingefäß, nicht

auszusondern ist [nablium]. Zugleich hängt aber dieser Stamm aufs Innigste mit balah sich aufbrauchen, verschleißen oder durch Mottenfraß zerfallen, von Kleidern und Geräthen, altern, hinschwinden und verwesen zusammen; während andererseits an diese Wurzeln mit b sich unzweifelhaft solche mit m (z. B. in den Formen jimmalu, jemolel mit der Bedeutung welken) anschließen. Es gehören ferner hierher: melahim, Lumpen, nebst dem in einer Stelle vorkommenden Zeitworte: „Der Himmel wird wie Rauch zergehen" (Jes. 51, 6) und dem arabischen malîchun verdorben, schwach, unfähig; ferner: chabbel verderben, chebel Schmerz, Wehen; vermuthlich auch hebel Vergänglichkeit, Nichtigkeit, Eitelkeit. Chamal, sich erbarmen, schonen geht wahrscheinlich wie misereor, es jammert und wie Erbarmen von dem Begriffe des Schmerzes aus, wie z. B. die Gebrauchsweise zeigt: „ihn jammerte von seinen Schafen und Rindern zu nehmen" (2. Sam. 12, 4). Noch erinnere ich an einige nach Laut und Benennungsursprung nahestehende Insectennamen, wie nemalah Ameise, und das arabische qamalun, über welche es nach dem bereits oben Ausgeführten hier keiner weiteren Erörterung bedarf.

Dieses ist also die das hebräische âmal umgebende Wort- und Begriffsgruppe. Was den Gebrauch derselben an sich betrifft, so zeigen sich im Wesentlichen innerhalb der biblischen Literatur zwei ziemlich scharf geschiedene Bedeutungen des Stammes, insbesondere des Hauptwortes âmal: Unrecht und Elend, in welchem es bald mit Synonymen wie Gewalt und Frevel, bald mit solchen wie Drangsal, Noth und Kummer oder auch Armuth (Spr. 31, 7) zusammengestellt erscheint. Die Vereinigung dieser beiden Haupt-

bedeutungen auf ein Wort ist ohne Zweifel ganz so wie in den mehrerwähnten Fällen zu erklären: die Vorstellung des Verdorbenen, Werthlosen, Schlimmen geht auf das Sittlich-schlechte über. Daher auch die Bedeutung des Nichtigen, Vergeblichen, die dem Worte an einzelnen Stellen eigen ist, z. B.: „Ihr seid nichtige Tröster" (Job 16, 2); so auch, wo von den dem Menschen zugemessenen Lebensjahren gesagt ist: ihr Streben ist nichtig und eitel (âmal vaaven), denn es geht eilends vorüber und wir ermatten (Ps. 90, 4). Daneben finden sich in den älteren Schriften nur noch einige wenige Stellen mit dem Begriffe der Bemühung, Anstrengung (Ps. 73, 16. Spr. 16, 26); so das Zeitwort: sich um etwas arbeitend bemühen (Ps. 127, 1. Jon. 4, 10). In dem Buche Kohelet aber, wo dieser Stamm auffallend häufig ist, ist der letztere Begriff der einzig herrschende; dabei tritt meistens, wie auch mehr oder weniger an den bereits angeführten Stellen der Fall ist, die Nebenbeziehung vergeblicher Anstrengung hervor, also eigentlich eine gleichzeitige Verwendung zweier in dem Bedeutungsumfange der Wurzel liegenden Nuancen. Wenn ferner schon in vielen der in demselben Buche vorkommenden Stellen der Begriff Arbeit, Erwerb, Frucht der Mühe deutlich berührt wird, so ist dies auch außerdem noch einmal in den Psalmen der Fall, wo es heißt: die Mühe der Völker erben sie (Ps. 105, 44). Auch heißt âmelim einmal fast geradezu Arbeiter, nämlich in dem Deboraliede (Richter 5, 26): „ihre Hand streckt sie nach dem Pflocke aus, ihre Rechte nach dem Hammer der Mühseligen" d. i. schwer Arbeitenden. Im Arabischen ist die im Hebräischen vorwiegende Beziehung der Mühsal gänzlich aufgegeben und die Bedeutung der Arbeit, des Verfer-

tigens, ja sogar die des bloßen Thuns so sehr hervorgetreten, daß ámalun wissenschaftlicher Ausdruck für Praxis im Gegensatze zur Theorie (ʿilmun) werden konnte.

Der Begriff der Arbeit also — dies ist eine in allen diesen Analogien wiederkehrende Thatsache — ist aus dem der Strapatze oder passiven krankhaften Darbens hervorgegangen und berührt sich darum leicht mit dem der Armuth in der gemeinsamen Anschauung physischen Elends. Es ergibt sich somit jedenfalls, daß die Vorstellung der Arbeit dermaleinst keinen Raum in dem menschlichen Denkvermögen fand. Aber folgt daraus auch mit derselben Bestimmtheit, daß es damals in der realen Welt noch keine Arbeit, oder um dasselbe auf den Begriff der Armuth anzuwenden, keine Armuth, d. i. keinen Besitz gegeben hat? Man kann allerdings, wie bei sittlichen Vorstellungen in der abstracteren Natur, so hier in der geringeren Energie der bezeichneten Empfindung den Grund ihres späteren Auftretens in Sprache und Bewußtsein suchen; denn die frühere Gestaltung der Begriffe des Derben, Energischeren gegen das an Wirkung Schwächere ist ebenfalls ein im Allgemeinen feststehendes inneres Gesetz der Begriffsentwicklung, und unter den Vorstellungen des körperlichen Leidens, der Armuth und der Arbeit spricht demnach für die erste als die eindrücklichste und sinnlichste schon an sich die Wahrscheinlichkeit ältester Bewußtwerdung. Allein mit Gegenständen dieser Art, für deren Wesen und selbst Existenz ein Bewußtsein über sie keineswegs gleichgültig ist, verhält es sich in dieser Hinsicht offenbar ganz anders als mit völlig objectiven Dingen. So wenig wir uns, wenn z. B. die schwache nur langsame Bewegung dem Begriff nach aus der gewaltsamen raschen, oder

die Wärme aus Glühhitze hervorgeht, beikommen lassen werden, auf eine unterdessen in der objectiven Welt analog vorgegangene Umwälzung zu schließen, so wenig ist es denkbar, daß der sittliche Zustand einer Zeit, welche z. B. von dem Begriffe der Gerechtigkeit kein Bewußtsein besessen, durch einen solchen Erwerb keine Veränderung erfahren habe, sondern in diesem Falle muß der objective Bestand der Außenwelt in Folge des Wachsthums der Fähigkeit ihn subjectiv aufzunehmen, allerdings einen Zuwachs erhalten haben. Das Bild, das wir uns von der Sittlichkeit einer frühen Urwelt zu entwerfen haben, ist freilich nicht etwa das einer Laster- und Sündhaftigkeit in Folge des Mangels sittlicher Begriffe; eine solche Vorstellung würde kaum weniger grundlos und phantastisch sein, als die von einer paradiesischen Unschuld, mit deren Zauber man den Urzustand der Menschheit zu umkleiden sich oft gefallen hat. Es gibt ebensowohl Tugenden als Laster, welche nur aus einem vorgeschrittenen geselligen Verhältnisse der Menschen, es gibt andere, welche erst aus einer gewissen Ueberlegenheit des Denkens über die blinde Herrschaft des Triebes erwachsen sind. Wir werden beide aus dem Gemälde der vorweltlichen Sittlichkeit zu entfernen, wir werden, um die Form für ein in unserer Phantasie zu entwerfendes primitives Gewissen nicht gänzlich zu verfehlen, uns zu vergegenwärtigen haben, daß Beides, das Laster und die Tugend, erst auf der Schwelle der Menschheit ein Dasein kundzugeben beginnt.

Digitized by Google

X.

Körperliche Entwicklung des Menschen. Wie sich die Sprache zu einer solchen verhalte? Positives hierüber ist aus ihr nicht zu erwarten. Sie zeigt eine gewisse Gleichgültigkeit in Betreff der Unterschiede des menschlichen und thierischen Organismus. Stirn. Auffallende Umschreibungen derselben. Ursprung der Benennung. Mund, ist nicht immer als Oeffnung benannt. Zusammenhang der Benennung mit sehr ursprünglichen Anschauungen. (Zehen und Finger in der Sprache nicht ursprünglich geschieden.) Gebrauch der Zehen bei Naturvölkern. Vigesimalsystem. Anschauung menschlicher Körpertheile geht oft von der thierischen aus, und enthält keine Aufschlüsse über menschliche Gestalt. — (Das Haarsträuben, gegenwärtig bloße Phrase, und mißverstanden. Schärfere Beobachtung des Körperlichen im Alterthum. Bedeutung selbst später Schriftsteller des Alterthums in diesem Sinn.) — Zusammenfassung der Entwicklung des Objectes und Gegensatz zu der des eigentlichen Sprachvermögens.

Die Sprache steht also der Vermuthung, daß das Menschengeschlecht in Hinsicht auf Cultur dereinst weit unter seinem gegenwärtigen Höhepunkte gestanden habe, nirgends entgegen, und unterstützt sie vielmehr mit zum Theil höchst triftigen Beweisen. Wenn wir dies in Beziehung auf die Kunstfertigkeit des Menschen, auf die Vermehrung seiner Wirkungskraft durch das Werkzeug, die Ausstattung seines äußeren Lebens durch das Geräthe, ferner auf Kleidung, Wohnung und Nahrung, und endlich in Beziehung auf Sittlichkeit bemerken konnten, so ist wohl auch die Frage gestattet, wie sich denn in dieser Hinsicht die Sprache zur

äußeren Gestalt und ihren den Menschen unterscheidenden Merkmalen verhalte? und ob sich in ihr eine Spur von einer auch äußerlich mit unserer Gattung im Laufe der Zeiten etwa vorgegangenen Umwandlung auffinden lasse?

Daß positive Beweise für etwas Derartiges aus der Sprache beizubringen sein werden, wird freilich nach der Natur der Sache Niemand erwarten; aber es bleibt doch, um so Manches mit Stillschweigen zu übergehen, was auf ursprüngliche Gleichgültigkeit gegen manchen Unterschied des menschlichen vom thierischen Organismus deutet, doch immerhin auffallend und gibt Anlaß zu denken, wenn z. B. in Betreff des Uebergewichtes des Stirntheiles am menschlichen Kopfe die Sprache mehrfach so verfährt, als wenn kein solches Ding wie eine Stirn existirte, und dagegen den Mund, der bei vollendeter menschlicher Bildung nichts Vorspringendes mehr hat, und bei dem man jedenfalls die Anschauung der Oeffnung als die näherliegende erwarten sollte, oft fast wie eine Schnauze behandelt.

Das lateinische frons, Stirn, ist mit vieler Wahrscheinlichkeit auf Braue zurückgeführt worden, ein Wort, das sich in allen Zweigen des indogermanischen Sprachstammes wiederfindet, während für den Begriff Stirn ein übereinstimmendes Wort nicht einmal in den verschiedenen germanischen Hauptzweigen vorhanden ist. Das englische brow heißt sowohl Braue als Stirn, und so kann denn frons sehr wohl das lateinische Aequivalent jener in der Regel die Braue bezeichnenden indogermanischen Wortformen sein. Ueber den Grundbegriff von Braue selbst gibt gleichfalls das angeführte englische Wort in Uebereinstimmung mit dem griechischen ὀφρύς Aufschluß. Beide heißen nämlich auch Anhöhe, Hügel, und

zwar ohne daß dabei an eine Uebertragung gedacht werden könnte; vielmehr muß dies nach dem ganzen Gebrauche die ältere Bedeutung sein. Schon bei Homer ist mit diesem Worte von „den Anhöhen Kallikolone's" die Rede und heißt Ilios ὀφρυόεσσα, hügelig; bei Pindar heißt es ebenso von dem parnassischen Hügel; Herodot erwähnt einigemal eine Sandhöhe, ὀφρύη ψάμμης, die sich in Libyen von Theben bis an die Säulen des Herakles erstrecke, also die Wüste Sahara; bei Polyb heißen Ufer des Flusses, Anhöhen der Hügel ὀφρύς τοῦ ποτάμου, τῶν λόφων [NB.]; bei Strabo (8, 6.) steht das Zeitwort ὀφρυάω für hügelig sein im Gegensatze zu κοιλαίνομαι [?poet.?]. Die in dem Worte enthaltene Grundvorstellung ist also die des Höhenzuges, einer mehr in die Länge gestreckten als steil aufsteigenden Erhebung, und diese ist offenbar bei Anwendung auf den menschlichen Körper zur Bezeichnung der Braue höchst geeignet; wobei sich aber zugleich ergibt, daß diese Benennung zunächst nur den Augenbrauenknochen gilt, ohne Rücksicht auf die von uns, und schon von Homer, ganz besonders mit dem Worte gemeinten Augenbrauenhaare.

In dem griechischen ἐπισκύνιον ist wahrscheinlich eine ebenso aufzufassende und gelegentlich sich bis zu dem Begriff Stirn entwickelnde Wurzel zu finden. Es ist bei Homer von einem zornigen Löwen gebraucht, welcher πᾶν ἐπισκύνιον die Braue, oder die Stirnhaut, ganz herabzieht die Augen bedeckend (Il. 17, 136), und führt in seinem Verhältniß zu dem gleichbedeutenden σκύνιον auf eine Vergleichung mit supercilium und cilium. Lautlich stehen diesen lateinischen Wörtern noch näher κύλα, κυλάδες, ἐπικυλίδες (auch κοῖλα u. s. w.) und diese sind daher vielleicht von den For=

men mit υ als bloßen Nebenformen nicht wesentlich verschieden. Κύλα wird freilich, ebenso wie cilium, für Augenlied und Augenwimper, ἐπικυλίδες als das obere Augenlied erklärt; aber es ist wahrscheinlich, daß hier eine bloße leicht begreifliche Verwechselung zwischen Brauen und Wimpern stattgefunden hat, und die Beziehung auf das obere Augenlied nicht erst aus den Vorsilben ἐπι, super, hervorgegangen ist. Wimper findet sich bekanntlich in alter Zeit und bis in das Neuhochdeutsche unter der Form einer Zusammensetzung Windbraue; dies ist nun zwar, wie ich glaube, nur eines jener seltsamen Selbstmißverständnisse der Sprache, und Wimper ist nach der Wimperbewegung benannt, im Zusammenhang mit Wimpel und wimmeln, und bedeutet das Blinzelnde, wie palpebra, Augenwimper und Augenlied, nicht nur mit palpebrare mit den Augen blinzeln, sondern auch mit palpitare, was ebendasselbe, aber auch zucken im Allgemeinen, und ferner mit palpare, palpus, palpum zusammenhängt, welche das sanfte Klopfen, Streicheln bedeuten: aber die Möglichkeit jenes Mißverständnisses beruht ihrerseits gleichfalls auf einer Vermischung der Objecte Wimper und Braue. Im Holländischen heißt sogar die Augenbraue wenkbraauw, gleichsam Winkbraue, was ursprünglich nur auf die Wimper gehen konnte. [wymme?]

Die Richtigkeit der Annahme einer solchen Verwechselung auch bei cilium vorausgesetzt, würden wir durch die griechischen Formen auf eine muthmaßliche Wurzel sqval, etwa unserem schwellen vergleichbar, geführt werden. Das lateinische supercilium entspricht übrigens so sehr dem griechischen ὀφρύς, daß es ebenfalls, vielleicht aus Nachahmung desselben, auf Berg- und Uferhöhen angewandt wird. Es

heißt ferner das obere Plättchen der Säule. Mit diesen aus dem Griechischen und Lateinischen angeführten Wörtern vergleiche man nun das russische tschelo, Stirn, auch Obertheil des Ofens, und in der Mehrheit tschelia: Klippen nahe am Ufer, und man wird es wahrscheinlich finden, daß in diesem russischen Worte der Begriff Stirn einen ähnlichen Ursprung hat wie in frons.

Im Hebräischen findet sich gabbot énav seine Augenbrauen (3. M. 14, 9); die chaldäische Uebersetzung gibt gabbot durch gebine, das auch syrische Wort für Augenbraue, wieder; im Arabischen aber ist ǵabinun „die äußerste Seite der Stirn über den Schläfen.“ Man wird schwerlich irren, wenn man das hebräische Wort als mit dem arabisch-chaldäischen verwandt betrachtet. Die Wurzel gaban findet sich im Hebräischen noch in gibben höckerig (nach Anderen mit einem Fehler an den Augenbrauen behaftet), gabnunim Anhöhen der Berge. Auch im Syrischen heißt das angeführte Wort für Augenbraue zugleich Berggipfel; im Arabischen schließt sich an die letztere Bedeutung ǵabbanatun bergiges Land. Ferner ist auch das hebräische gab unter Anderem Rücken, Buckel des Schildes, und Gesenius vergleicht damit das arabische ǵubbatun „Knochen über dem die Augenbraune sitzt.“ Gibáh ist Hügel, gabah hoch sein, in den mannigfaltigsten Beziehungen. Dieser letzteren Wurzel nun entspricht im Arabischen ǵabhatun Stirn, aǵbahu breitstirnig, ǵabahun Breitstirnigkeit. Ob hiermit auch das hebräische gibbeach am Vorderkopfe kahl, gabbachat Vorderkahlkopf, zusammenzustellen sei, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls ist der Zusammenhang von Augenbrauenknochen mit Stirn für das Semitische festgestellt, welches

übrigens für den letzteren Begriff ein gemeinsames Wort gleichfalls nicht hat. Außerdem wird der Begriff Stirn im Hebräischen in den fünf Büchern (wo sich das später gewöhnliche meṣach nur in einem Verse findet) mehrere Male durch „zwischen den Augen" umschrieben, und zwar faßt diese Umschreibung auch den Vorderkopf in sich und bezeichnet besonders die Stelle desselben, wo der Haarwuchs anfängt, wie im Allgemeinen die traditionelle Auffassung, und an der Stelle „ihr sollt euch keine Platte scheren zwischen euren Augen für einen Todten" (5. M. 14, 1) der Sinn selbst lehrt. So auch im Buche Daniel (8, 5. 21) wo von einem Thiere mit Einem Horn „zwischen den Augen" die Rede ist.

Dies erinnert an eine andere im Englischen vorhandene Umschreibung von Stirn durch forehead, eigentlich: Vorderkopf. Die hebräische durch „zwischen den Augen" findet sich noch ausgedehnter im Chaldäischen. Hier wird auch das angeführte hebräische meṣach (2. M. 28, 39 bis. 1. Sam. 17, 49 bis. Jes. 48, 4. Ez. 3, 8. 9. 9, 4) durch bet-ênohi wiedergegeben, wo bet wie im Syrischen für benat, zwischen, steht. [Daß dies bet nicht Haus bedeutet, zeigen Stellen wo es von Mehreren gebraucht ist, und im anderen Falle also batte heißen müßte.]

Aber weit wichtiger ist es, daß ebendieselbe Umschreibung sich auch in *μέτωπον*, dem einzigen griechischen Worte für Stirn, findet; während in den angeführten Sprachen die Gewohnheit, diesen Begriff zu umschreiben, mindestens nicht auf eine große Ueblichkeit eigentlicher Ausdrücke für denselben deutet, fehlt es also dem Griechischen daran ganz und gar. In der Ilias hat übrigens das angeführte *μέτ-*

Digitized by Google

ωπον zweimal (15, 102 und 23, 396) den erklärenden Zusatz ἐπ' ὀφρύσι an oder über den Brauen, bei sich: so daß gewissermaßen beide Auffassungen der Stirn als des Raumes zwischen den Augen und in der Nähe der Brauen zur Klarstellung ihres Begriffes vereinigt sind.

Was den Begriff Mund betrifft, so muß ich hier vorläufig unterlassen, auf seine Behandlung in der Sprache einzugehen, da derselbe zu tief mit dem ganzen Anschauungs- und Darstellungsvermögen in seinen ersten Wurzeln verflochten ist, um bloß im Vorbeigehen betrachtet zu werden. Ich erinnere indessen an die gewöhnliche Verwendung diesen Begriff bezeichnender Wörter auch für Spitze, welche sich z. B. bei στόμα, dem hebräischen peh, und dem mit Mund und Maul verwandten sanskritischen mukha findet, und nur aus einer Auffassung des Mundes zugleich als Schnauze, nicht aus der der bloßen Oeffnung erklärlich ist. Neben den erwähnten mit mu anlautenden indogermanischen Wörtern insbesondere steht auch noch eine deutlich thierische Bedeutung im griechischen μυκτήρ, Nüstern, Schnauze, Rüssel; daß hier, wie anderwärts, auch Lippenbewegungen aller Art sowie deren begleitende Laute, als Kauen, Schmatzen, Saugen, selbst Sprechen in nahe angrenzenden Stämmen zur Bezeichnung kommen, würde sich nach der Ausführung der hierauf bezüglichen Begriffsgesetze nicht nur als vollkommen erklärlich, sondern als nothwendig ergeben.

Eine Veränderung in der Gestalt des Menschen, welche uns am Eindringlichsten von der Umgestaltung und der Wandlung alles Irdischen belehren wird, muß freilich im Wesentlichen in unzugängliche Fernen der Vorzeit hinaufreichen, und die Sprache wird zu den Gründen, welche die Analogie

der Racenvergleichung, und, soweit sie sich verfolgen läßt, die Geschichte einzelner Stämme an die Hand gibt, kaum einen stärkeren unmittelbaren fügen können. Sie wird dies schon darum nicht, weil — was seinerseits für unsere Vorstellung von dem Menschheitsbewußtsein des Urzustandes nicht ohne Wichtigkeit ist — eine Sonderung des Menschlichen von dem Thierischen in der sprachlichen Bezeichnung, wie z. B. in Mund, Maul und Rachen, essen und fressen, erst sehr spät, vereinzelt und zufällig eintritt, indem die Gegensätze eigentlich auf etwas ganz Anderes gegangen sind, und zum Theil auch wohl noch gehen. Darum kann es natürlich nichts beweisen, wenn sich z. B. mit Kopf häufig die Anschauung des Vordersten, des Anfangs verbindet, daher Anfang und die Ordnungszahl erster im Hebräischen aus jenem Begriffe hervorgehen, im Lateinischen caput aquae Quelle heißt, und auch wir mit fast allen Nationen von der Hauptsache sprechen, welches Bild nicht unmittelbar von der Vorstellung ausgeht, daß der Kopf das Wichtigste sei, sondern auf der verbreiteten Gewohnheit beruht, das Vorderste und Erste als das Vorzüglichste zu betrachten; ich sage, es ist selbstverständlich, daß eine solche Anwendung des Begriffes Kopf, als sei dieser nicht sowohl der höchste als der vorn befindliche Theil des Körpers, nichts für eine etwa vorgebeugte menschliche Körperbildung beweist: denn dergleichen Uebertragungen sind viel zu jung, um eine so ungeheure Folgerung auf die Urzeit veranlassen zu können, und müssen von der Anschauung des Thierkörpers aus erklärt werden; wie denn z. B. hebräische Schriftsteller dem Kopf als dem Bedeutenden, den Schweif als das Geringfügige, Verächtliche gegenüberstellen. (5. M. 28, 13. 44. Jes. 9, 13. 14.

19, 15.) Es verhält sich ebenso mit dem sanskritischen pṛṣṭha Rücken, welches das Obere im Gegensatz zu Leib, Schoß, upastha, dem Unteren, bedeutet, wobei es überflüssig ist, an die vielen gegentheiligen Fälle zu erinnern, wo der Begriff Rücken mit zurück und hinten in Verbindung gebracht wird.

Wir können uns indessen auch hier mit der Entscheidung beruhigen, daß sich die Sprache zur Lösung solcher Fragen, welche theils weit über sie hinausgehen, theils ihr Wesen nicht eigentlich betreffen, indifferent verhält, und sie aus sich weder bejaht noch verneint, wohl aber sich in die Gesammtanschauung von einer aus wenig eigenthümlich menschlichen Lebensformen allmählich herangereiften Menschengattung völlig harmonisch einfügt. Die streng körperliche Entwicklung kann in den Worten nur ihren letzten, vollendenden Wirkungen gemäß nachklingen, dergleichen ein freies Auftreten der Stirn am Menschenantlitz und die völlige Herrschaft des Schädels und Vorderhauptes über den Unterkiefer ohne Zweifel gewesen ist. Zu den sonstigen Schicksalen des menschlichen Geschlechtes nimmt die Sprache eine andere Stellung ein. Seine Culturfortschritte bilden sich in ihr ab, und von dem Bildungsgange der Vernunft, und deren materiellem Wachsthume durch die Ausdehnung des Bewußtseins auf Sittlichkeit und Kunst, und insbesondere durch Aufnahme von Religion und Wissenschaft, ist uns mit gewaltigen Zügen ein noch unverloschenes Gemälde in ihr aufbehalten. Von alle dem unterscheidet sich aber wesentlich der Kern der Sprachentwickelung, welche die formelle Vernunftentwickelung nicht bloß abspiegelt, sondern selbst ist. Veränderung der Lebens-, Empfindungs-, ja Denkweise des

Menschen, sie möge von der Sprache noch so sehr beeinflußt und bestimmt werden, ist doch immer außerhalb derselben; ein sittlicher Begriff kann nicht auf dem Wege des Sprachfortschrittes allein entstehen, so wenig wie der eines entdeckten Himmelskörpers: es bedarf dazu eines Vorganges in der Gefühlswelt, im Bereich der Triebe. Aber mit der Denkform, der Fähigkeit zu Begriffen ist es ganz etwas Anderes. Das Object ist da und war es von jeher; was zum Begriffe desselben fehlte, war so zu sagen ein ihm adäquates Begriffsorgan. Ehe Menschen gerecht zu sein angefangen hatten, gab es keine Gerechtigkeit, sie konnten sie also auch nicht denken; aber wenn sie den Begriff Erde nicht kannten, so muß dies in dem Subjecte gelegen haben. Es macht dabei keinen Unterschied, daß auch Gerechtigkeit, die Fähigkeit zu ihr, und die Entstehung dieser Fähigkeit, subjective Dinge sind; zu dem Sprachsubjecte verhält sich das sittliche Subject wie ein Object, und ich hätte auf der anderen Seite ebensowohl für den Begriff Erde den subjectiven Zorn anführen können: denn auch Zorn mußte vorhanden sein, mochte er nun gedacht und benannt werden oder nicht. Die Frage nach solchen Begriffen also, welche nachweislich entstanden sind, ohne daß man die Ursache ihrer Entstehung auf Entstehung ihrer Objecte zurückschieben kann, ist die Frage nach der Begriffsfähigkeit oder Vernunft und ihrer Entstehung selbst. Ich habe von diesem eigentlichen Kerne meiner Untersuchung die Darstellung der Art, wie sich die Sprache an der Verwandlung der Außenwelt heranbildet, soweit es die Natur selbst erlaubte, absondern zu müssen geglaubt; theils um nunmehr die Aufgabe, nämlich Erforschung der Geschichte der Entwickelung unseres Vernunft-

subjectes, rein und klar für sich aufstellen zu können, theils um vorläufig an jüngeren Sprachprocessen Gesetz, Allgemeingültigkeit, Unabhängigkeit von Verstandesbewußtsein, und gleichsam pflanzliche Entstehung von Theilen des Geistes nachzuweisen, endlich aber auch um durch Entkleidung des Menschen von so Manchem, was für unsere Phantasie von seiner Rangordnung unter den Geschöpfen unzertrennlich zu sein scheint, durch Zurückführung namentlich seines leiblichen Daseins auf thierartige Einfachheit, dem Gesichtspunkte näher zu kommen, von dem aus die eigentliche Menschwerdung des Menschen zu betrachten ist.

Wir treten also hiermit aus dem Bereiche der von äußeren Wandlungen der Zustände abhängigen Begriffsentwickelung, bei deren Untersuchung die Sprache meist zugleich bloßes Mittel zur Kenntniß einer sonstigen Entwickelung der Gattung gewesen ist, und gehen zu Aufsuchung der Gesetze über, nach denen die ursprüngliche, auch für ein in dem geschilderten Sinne thierähnliches Wesen in ebendemselben Bestande vorhandene Außenwelt allmählich in die Sprache eintritt.

Unter allen Grundsätzen, welche sich aus der Beobachtung der Begriffsentwickelung entnehmen lassen, ist wohl derjenige der allgemeinste und gewissermaßen als Gesammtergebniß in allen anderen mitenthalten, welcher zugleich jeder Theorie von einer Unabhängigkeit des Denkens von der Sprache am Entschiedensten entgegensteht: daß nämlich zwischen Wahrnehmen und Benennen ein unmittelbarer Zusammenhang stattfindet; daß ein Gegenstand auf diejenige Art, welche überhaupt zur Benennung führt, wahrgenommen, nicht eine Weile unbenannt bleibt, sondern sofort nach der

ersten derartigen Wahrnehmung auch benannt wird. Was dies für eine Art der Wahrnehmung sei, geht aus den speciellen Gesetzen der Benennungsentwickelung erst selbst hervor, die zeigen, welche Gegenstände die einer solchen Fähigkeit zunächst gelegenen gewesen sind. Soviel aber ist von vornherein gewiß, daß sie, sowie sie kein denkendes Anschauen der Dinge gewesen sein kann, so doch auch keine einfache Sinnesempfindung war, da durch die Sinne die Außenwelt längst vorher und in ihrer Gesammtheit wahrgenommen worden sein mußte, ehe ein Theil derselben früher, ein anderer später durch Sprachanschauung zur Benennung, und durch diese zum Gedankengegenstande ward.

Fragment.

Es wird sich nun wohl von selbst verstehen, daß wir die Forderungen, die wir in dieser Hinsicht an die Sprache stellen, nicht allzuhoch spannen dürfen. Die Sprache ist, obwohl für jedes eigentlich menschliche Dasein eine nothwendige Unterlage, dennoch erst Blüthe eines hochentwickelten Lebens der Gattung und nothwendigerweise in dem Zustande, in dem sie auf irgend einem Punkte der Welt uns vorliegt, zu weit über das in strengstem Sinne thierische Zeitalter des Menschengeschlechtes hinausgerückt, als daß wir uns nicht begnügen müßten, neben der Fülle von Andeutungen, die sie für das ganze Werden des Menschengeistes in ihrem Schoße birgt, auch nur einige Spuren zu finden, die uns ebenso in körperlicher Hinsicht auf ein Zusammenlaufen der Reihen unserer Entwickelung und der der niedriger stehenden Gattungen hinweisen. Niemand wird erwarten, daß uns die Sprache den Menschen in einem Zustande zeige, den er unzweifelhafterweise überwunden haben mußte, als die Sprache begann. Aber wenn er selbst nach dem Zeugnisse der verhältnißmäßig so jungen Reste seiner Geistesschöpfungen, die sich noch in unseren Händen, vor unseren Augen befinden, wenn er noch während des ausgebildeten Lebens der Sprache, selbst in dem, was wir körperliche Entwickelung nennen können, nämlich in der

Ausbildung seiner in die Sinne fallenden, sichtbaren Gestalt, fortgeschritten ist, so wird es schwer sein, diese Linie nicht auch nach rückwärts fortzusetzen, und nicht in dem Umstande, daß die Sprache von der Entwickelung des Menschen aus einer dereinst nicht menschlichen Gestalt so viel verräth, als sie überhaupt, wenn eine solche stattgefunden hat, davon verrathen kann, einen Beweis für diese Entwickelung zu erkennen.

Unzertrennlich von der Vorstellung des Menschenantlitzes ist ohne Zweifel die Stirn, deren Ausbildung von Alters her, bald mehr instinctiv, bald wissenschaftlich als ein charakteristisches Merkmal höherer Organisation betrachtet wurde, und ohne deren Herrschaft und Uebergewicht über das Gesicht kein Ausdruck der Hoheit und Menschenschönheit in Natur und Kunst zu finden ist. Von dieser Erfahrung aus muß es gewiß auffallend erscheinen, daß wir gerade die Sprachen der höchstbegabten [1] Stämme auf einer früheren Stufe mehrfach so verfahren sehen, als ob kein solches Ding wie eine Stirn existirte. Wie nannten die Ahnen der indogermanischen Völker die Stirn? Ein allgemeines, in allen oder doch mehreren Hauptzweigen übereinstimmendes Wort, wie für Nase, Auge, Fuß, Knie existirt für diesen Begriff nicht. Das lateinische frons, Stirn, ist mit vieler Wahrscheinlichkeit auf Braue, Sanskrit bhrû zurückgeführt worden, ein Wort das sich auf dem ganzen Gebiet des indogermanischen Sprachstammes wiederfindet. Das englische brow [2]

. . . .

[1] Dies Wort könnte allenfalls auch anders heißen. D. H.

[2] Hier sollte ohne Zweifel die so beginnende Stelle, oben S. 209, eingefügt werden. D. H.

. . . . cilium, welches letztere freilich, vielleicht durch eine wohl begreifliche Verwechselung zwischen Wimper und Braue, für Augenlied und Augenwimpern gebraucht wird. Im Holländischen heißt umgekehrt die Augenbraue wenkbraauw „Winkbraue," was ursprünglich nur auf die Wimper gehen konnte. Die Richtigkeit[1] . . . . wie in frons.

Auch für das Semitische läßt sich der Zusammenhang der Begriffe Augenbrauenknochen und Stirn bestimmt nachweisen, ein Zusammenhang, dessen etymologische Gewißheit kaum minder eigenthümliche Gefühle in uns anzuregen geeignet ist, als diejenigen waren, welche ich lange Jahre nach der aus der Sprache gewonnenen Ueberzeugung über diesen Punkt auf das Lebhafteste wiederempfand, als ich im Hause von Prof. Schaaffhausen in Bonn die Neanderthalschädel in meinen Händen wog, und die furchtbar thierische Bildung des Stirntheils an jenen viel berufenen Schädelfunden betrachtete.

Was wir von den Bezeichnungen der Wange wissen, harmonirt mit diesem Bilde. Kein schönes Oval, nicht die liebliche Rose reizender Jugend, an die wir die Wange uns so gern erinnern lassen, begegnet uns in den Benennungen der Urzeit; was die Grundanschauung uns bietet, ist, wo sie sich mit Sicherheit ermitteln läßt, nicht mehr und nicht weniger, als ein Kinnbackenknochen. [gem, Dinka] . . . .

Was unserer äußeren Erscheinung und unserem ganzen Thun

[1] Auch hier war ohne Zweifel die Einfügung einer Periode (oben S. 211) beabsichtigt. D. H.

vor Allem das unterscheidende Gepräge gibt, ist augenscheinlich der freie und mannigfaltige Gebrauch der Hand, und ihr entschiedener Gegensatz gegen den Fuß. Dies ist ohne allen Zweifel eine der ältesten Eigenthümlichkeiten des Menschen, die jenseits aller Sprache liegt. Aber ganz so groß, wie wir ihn heute mit der Vorstellung von dem Menschen verbinden, ist der Gegensatz zwischen Hand und Fuß selbst in der in sprachwissenschaftlichem Sinne geschichtlichen Zeit nicht immer gewesen. Die ganz unberechenbare Bedeutung der Hand für die menschliche Thätigkeit spiegelt sich in der Sprache nicht wieder. Für die sprachliche Anschauung ist die Hand nicht das kunstfertige Werkzeug. In den meisten und bekanntesten Benennungen ist die Hand als bloßes Gelenk aufgefaßt, oft vom Unterarm nicht unterschieden. Das griechische *cheir* heißt bekanntlich nicht bloß Hand, sondern auch Arm, und *cheiris* ist sowohl Handschuh als Aermel, wie manica; ebenso heißen das russische ruka, litthauisch ranka, und das gaelische lamk Arm und Hand. Auch das sanskritische hasta bedeutet Hand und Unterarm; und das bei Homer vorkommende *agostos* (welches Fulda treffend mit jenem Sanskritworte zusammengestellt hat) wird von den Griechen theils mit Handfläche, theils mit Arm erklärt. In einigen Wörtern schreitet der Begriff der Krümmung des Handgelenkes zu dem der hohlen Hand, des natürlichsten und ältesten Gefäßes, vor; so z. B. in dem Sanskritwort kara, Hand, welches gewöhnlich aus kar, thun, abgeleitet wird, sich aber unter Anderem aus karaka, hohle Kokosnuß, Wassergefäß, deutlich erklärt.

Eine ähnliche Unbestimmtheit findet auch zwischen den Begriffen Fuß und Schenkel statt. Das griechische *pûs*

wird bekanntlich auch für Schenkel gebraucht; tiefer stehende Sprachen, wie die der schwarzen Stämme Guinea's, haben für Fuß und Schenkel nur ein einziges Wort. In Bonny z. B. heißt barra Hand und Arm, bo Fuß und Schenkel.

Für eine weit größere Nähe in den Anschauungen des Fußes und der Hand, als sie uns heute natürlich dünken kann, scheint ganz besonders die Thatsache zu sprechen, daß nur sehr wenige Sprachen einen Unterschied der Benennung zwischen Finger und Zehe machen. Die germanischen Sprachen gehören hierin zu den seltenen Ausnahmen; schon das französische doigt, Finger und Zehe, kann uns belehren, wie wenig allgemein, und also wie wenig ursprünglich, diese Unterscheidung selbst auf indogermanischem Sprachgebiete ist. Unser Zehe findet wahrscheinlich in digitus sein lateinisches Gegenstück und ist demnach einer der ältesten Ausdrücke für die Finger der Hand ebensowohl als des Fußes. Das im Sanskrit gebräuchliche Wort ist anguli oder anguri: es umfaßt ebenfalls die beiden Bedeutungen; der Grundbegriff ist auch hier: Gelenk. Aus der zahllosen Masse von Beispielen aus ferner liegenden Sprachen, die die Zehe „Finger" oder „Fußfinger" nennen, oder auch Hand- und Fußfinger unterscheiden, führe ich die Ausdrücke der erwähnten Bonny-Sprache an, wo der Finger barra-tumbala, „Arm- oder Handfinger," die Zehe bo-tumbala, „Fuß- oder Beinfinger" heißt. In der Kaffersprache ist das Wort für Finger und Zehe nue. Bei den Polynesiern ist lima Arm, Hand und fünf; die Finger heißen mana-mana-lima, Zweige oder Abschnitte der Hand, und ebenso die Zehen mana-mana-vavai von vavai Fuß. Auffallender als das Zusammenfallen der Begriffe Arm und Hand ist das von Hand und Finger, wie

es von australischen Stämmen berichtet wird (myre, hand or fingers, myre-a, id. cf. me-ral-gur, the right arm, Vocabulary of the dialects of south western Australia. by Captain G. Grey, London 1840; morra, Köler, Einige Notizen über Bonny rc., Göttingen 1848, S. 21). Aber ein noch weit merkwürdigeres Verhältniß zeigt die Tupi-Sprache in Brasilien, wo po nicht nur Finger und Zehe, sondern auch Hand, und wenigstens bei den Botocuden auch Fuß bedeutet. So auffallend diese Begriffsvereinigung allerdings ist, so wird sie doch durch vier verschiedene Wörterverzeichnisse in dem Werke von Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's, II. 177 ff. bestätigt, und die speciellen Angaben Maximilian von Neuwied's schließen die Möglichkeit des Irrthums völlig aus. Der Letztere führt die mit po zusammengesetzten Namen der fünf Finger, daneben aber auch Fußsohle po-pmim und Fußstapfen po-niep an, und in den seinem Verzeichnisse hinzugefügten Bemerkungen Göttling's findet sich außerdem po-t-ingerung Fußschmerz, sowie eine Besprechung der merkwürdigen Benennung der Sonne taru-ti-po, Fuß des Himmels. Im sogenannten Vulgärdialecte der Tupisprache heißt der Fuß (nach Gonçalvez Dias und Martius) etwas abweichend von dem Namen der Hand: py.

Daß in demselben Maße, wie Fuß und Hand, auch Daumen und große Zehe für die Sprache einander näherrücken, läßt sich erwarten. In der That brauchen wir nicht weiter als bis zum Lateinischen zu gehen, um Daumen und große Zehe mit einem und demselben Worte bezeichnet zu finden. Im Französischen hat sich für den letzteren Begriff orteil aus articulus, Gelenk, herausgebildet, also mit

demselben Grundbegriffe, aus dem Arm, Hand, Finger so oft hervorgeht. Wenn aber, wie unter Anderem im Lateinischen und den semitischen Sprachen, sowohl Daumen als Finger für Hand und Fuß gilt, so haben wir hier ein ganz umgekehrtes Verhältniß, als das uns geläufige vor uns, indem die obersten Gegensätze dort nicht mehr Hand und Fuß, sondern die der vier Glieder beider Extremitäten gegen das fünfte isolirte sind. Wie trefflich stimmt dies nicht zu einem Zustande, wo der Gebrauch des Fußes zu dem der Hand den radicalen Gegensatz noch nicht bildete, wie in unserer ausgebildeten Lebensweise, und wo zugleich die große Zehe noch einer stärkeren Entgegensetzung fähig, und ihre Brauchbarkeit zu allerlei Handtierungen noch nicht ganz verloren war, wo mit anderen Worten der Fuß einen Theil seiner Eigenschaft als Greiforgan bewahrt hatte! Ein solcher Zustand ist nicht bloße Phantasie. Es ist, nach Waitz (I. 116 f.), vielfach bemerkt worden, daß die große Zehe von den Negern häufig fast wie ein Daumen gebraucht wird; von den Neuholländern wird berichtet, daß sie ihre Speere zwischen den Zehen fortschleppen, um sie weniger sichtbar zu machen; bei den Indianern am Orinoco und in Jucatan ist es gewöhnlich, mit den Füßen Geldstücke aufzuheben, Steine zu werfen, und Aehnliches findet sich bei den Marquesasinsulanern und Malaien. Selbst ein Culturvolk unserer Zeit, die Japanesen, haben den Fuß auf einer ganz anderen Höhe der Ausbildung erhalten, als die Europäer, und das Geheimniß ihrer erstaunlichen äquilibristischen Leistungen, die schwerlich in Europa ihres Gleichen finden werden, beruht größtentheils auf ihrer Sicherheit und Beweglichkeit im Gebrauche der Zehen, womit auch ihre Fußbekleidung zusammenhängt, die

nach Art unserer Fausthandschuhe die große Zehe isolirt läßt. Die völlige Ungelenkigkeit unseres Vorfußes, die es uns fast als eine unbegreifliche Kunst erscheinen läßt, den Körper von einer Stange abzustemmen, die bloß mit den Zehen umfaßt wird, rührt ohne Zweifel zum Theil von der Gewohnheit her, den Fuß durch ungefüg einzwängende Bekleidung in Unbehülflichkeit zu erhalten.

Nur im Zusammenhange mit einer größeren Angleichung in der Würde von Fuß und Hand scheint mir eine weit über gewisse Mittelzustände menschlicher Entwickelung ausgedehnte Erscheinung grammatisch-psychologischer Art, nämlich das Vigesimalsystem, erklärbar zu sein. Von der gänzlichen Unfähigkeit zu zählen, wo sich zuweilen kaum noch zwei von drei mit Klarheit unterschieden zeigt, ist ein erster großer Fortschritt bis zur Fünfzahl leicht begreiflich. Jene unterste Stufe zeigt sich besonders bei den schwarzen Bewohnern der südlichen Inselwelt, aber auch von einzelnen amerikanischen Stämmen wird Aehnliches berichtet. Genaue Bestimmung einer oft kleinen Menge ist bei manchen Naturvölkern eine schwere Geistesarbeit, wie für uns eine schwierige Rechnung. Von den Abiponen berichtet Dobritzhofer, und nach ihm Pott („Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile," S. 5): „Wenn ihrer etliche von den Feldern, wo sie entweder einige Waldpferde gefangen oder schon zahm gemachte anderen entwendet haben, nach Hause zurückkehren, so wird kein Abiponer die Ankömmlinge fragen: Wie viel Pferde habt ihr nach Hause gebracht? sondern: Wie viel Raum nehmen die Pferde ein, die ihr nach Hause gebracht habt? Diese werden nun hierauf antworten: Wenn wir unsere Pferde alle in eine Reihe hin zusammen-

stellten, so würden sie diesen Platz ganz einnehmen: oder, sie reichen von diesem Wald an bis zu dem Ufer des Flusses. An einer solchen Antwort genügt Allen, weil sie daraus auf die Menge Pferde einen Schluß machen können, wenn sie gleich deren eigentliche Anzahl nicht wissen. — Bisweilen nehmen sie einen Haufen Gras oder Sand in die Hände, weisen selben den Fragenden und glauben ihnen dadurch von der übergroßen Menge der Dinge, worüber man sie fragt, einen hinlänglichen Begriff gegeben zu haben. Allein man darf den Abiponern niemals weniger trauen, als wenn von Zahlen die Rede ist. Sie sind nicht bloß des Rechnens unkundig, sondern auch abgesagte Feinde desselben. Ihr Gedächtniß ist ihnen fast immer ungetreu. Beim Zählen haben sie unausstehlich lange Weile. Um also bei Fragen über Zahlen der Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit zu sein, heben sie von ihren Fingern, so viel sie wollen, nach Gutdünken, in die Höhe, und betrügen also bald sich selbst, bald den, welcher sie fragt. Oft rufen sie, wenn die Zahl über 3 geht, des Fingeraufhebens überdrüssig: Pop! viele! oder chic legyekalipi, unzählige, aus. Einst langte im Flecken eine Rotte von 10 Mann Soldaten an. Sogleich schrie das von allen Seiten zusammengelaufene Volk: Yoaliripi (d. h. sehr viele Männer) latenk naúeretape Ueberaus viele Leute kommen!“

„An Ordnungszahlen leiden sie noch größeren Mangel. Ueber das Erste können sie nicht hinaus zählen. Era nàmachit, der erste. Die X Gebote mußten wir ihnen auf folgende Art vortragen. Das erste Gebot Era namachít. Da sie das 2. 3. 4. u. s. w. in ihrer Sprache nicht mehr ausdrücken können, so setzten wir statt dieser Zahlen

vor jedwedem der folgenden Gebote: cat làhana, cat làhana etc., und ein anderes, und wieder ein anderes u. s. w. Doch haben sie ein Wort, den vorhergehenden und den folgenden damit zu bezeichnen. Enàm cahèk der vorausgeht. Jñagehék der am letzten kommt. — Eintheilende Wörter haben sie nicht mehr als zwei: Initarapè, einzeln, iñoakatapè, zwei und zwei, und nun stehen die Ochsen am Berge. — Ekatarapèk, einmal; liñoakayahàt, zweimal; hañeken, bisweilen. — Hierin besteht die ganze Rechenkunst der Abiponer, und auch ihr ganzer Zahlenvorrath." „Die Quarani," sagt derselbe Schriftsteller, „sind hierin nicht viel reicher; denn über 4 zählen sie auch nicht. 1. peteŷ 2. mokoŷ 3. mbohapi 4. irundŷ Ordin. 1. iyipĭbae 2. imomokoyndaba 3. imombohapihaba 4. imoirundyhaba (also mit Vorschlag von imo und hinten mit einem Suff.) 1. Peteŷteŷ einzeln. 2. mokoŷmokoŷ zwei und zwei. 3. mbohapĭhapĭ drei und drei. 4. irundŷrundŷ vier und vier; — (also die Distribution, wie oft in den Sprachen, z. B. im Tamulischen Anderson's Rudim. of Tamul Gramm. Lond. 1821. p. 142, ausgedrückt durch Redupl.). Peteŷ yebĭ einmal; mokoŷ yebĭ zweimal u. s. w. Geht eine Zahl über 4, so antworten die Quaranis flugs, wie die Abiponer: ndipapahabi oder ndipapahal, unzählige. — Da aber das Zählen sowohl im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhle aber, um eine vollständige Beichte abzulegen, schlechterdings unentbehrlich ist, so wurden die Indianer bei dem öffentlichen katechetischen Unterricht in der Kirche täglich auf spanisch zählen gelehrt. An Sonntagen pflegte das ganze Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen. Allein wir wuschen an

einem Mohren. Die meisten lernten eher die Musik, die Malerei und Bildhauerei, als die Zahlenlehre: denn, wenn sie gleich alle Zahlen auf spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen, so daß man ihnen hierin nur sehr selten trauen darf." [Pott a. a. O. 6.]

Die Arbeit der Zählung bedarf lange Zeit der Unterstützung der Geberde, und dies scheint selbst für eine bestimmte Zählung von eins bis drei zunächst erforderlich gewesen zu sein. Von den Brasiliern berichtet Spix und Martius [Pott ebd. 3]: „Sie zählen gemeiniglich nur nach den Gelenken der Finger, also nur bis drei. Jede größere Mehrheit drücken sie mit dem Worte Viel aus." In gewissen australischen Dialekten wird die Zahl drei durch Zusammensetzung der beiden Zahlwörter eins und zwei erreicht. Wie wir z. B. dreizehn, so bildet das Jabkumban „zweieins" (parkul-nitschar), d. i. drei; ebenso das Aiawon (tangku-meiter) und der Dialekt von Wellington (bulungungibai). Das Kamilaroi hat Wörter für eins, zwei, drei, und bildet davon weiter „zweizwei, zweidrei, dreidrei."

Die Benützung der Finger einer Hand zum Fünfzählen ist ein vielleicht nicht so sehr naheliegender, aber jedenfalls bei etwas höherstehenden Völkern überall zunächst unternommener Schritt. Dieser Stufe entspricht es, wie wir bei zehn, und die ebenerwähnten australischen Völker schon bei zwei oder drei, so bei fünf abzubrechen und analog unseren dreizehn, vierzehn z. B. dreifünf für acht, vierfünf für neun zu sagen. Von einem solchen Quinarsystem sind, wie Pott in seinem klassischen Buche über diesen Gegenstand bemerkt, „innerhalb Asiens nur aus dessen äußerstem Nordosten, wo bereits sprachliche Uebergänge nach Amerika hin hervor-

zublicken beginnen, und in Europa gar keine Beispiele bekannt.“ Der eigentliche Boden für diese Zählmethode ist Afrika. Uebrigens ist es nicht zu verkennen, daß die Zahl zehn, als die der Finger beider Hände, älter ist, als die Ausfüllung der ganzen Reihe durch sechs, sieben, acht und neun. Die Fälle, wo auch zehn nur durch „fünffünf“ ausgedrückt wird (wie auf der zu den Neuen Hebriden gehörigen Insel Tana „karrirum-karrirum“), sind äußerst selten. Vielmehr besteht für zehn ein eigenes Wort, das sich zuweilen, analog unserem zwanzig, etymologisch als „zweifünf“ erklärt, oder noch deutlich „zwei Hände“ heißt, im Gegensatze zu fünf, das durch „eine Hand“ ausgedrückt wird. Die Ausfüllung geschieht daher auch nicht immer von fünf aus vorwärts, sondern auch von zehn rückwärts. Das Zahlwort acht hat sehr vielfach „zwei weniger als zehn“ zur Grundbedeutung; bei den Willamet wird sogar sechs nicht, wie doch soviel natürlicher und in der That auch gewöhnlicher ist, durch „fünf und eins“, sondern durch „vier weniger als zehn“ bezeichnet.

Um so einleuchtender wird uns daher der Fortschritt von fünf zu zehn, von dem Quinar- zum Denarsystem erscheinen. Die höchstgebildeten Völker zählen nach zehn, seinen Produkten und Potenzen. Sie hätten ebensowohl z. B. acht oder zwölf zur Grundzahl wählen können; es steht ganz fest, daß die Grundzahl zehn nicht aus irgend einer Wahl erfolgte, sondern daß die Zahl der Finger die Anschauung der Zehn vertraut gemacht, daß sie ferner einen sehr natürlichen Anschluß an die vorhandene Zahl fünf, die der Finger einer Hand, bildet, welche letztere Zahl noch anschaulich genug ist; daß sie endlich eine sehr bestimmte Mittheilung

durch die Geberde ermöglichte und Anlaß zu weiterer Entwicklung der zwischen fünf und zehn liegenden Zahlbegriffe bot, deren sprachliche Mittheilung ebenfalls durch die Geberde leicht zu unterstützen war. Ueber zehn hinauszugehen und eine höhere Zahl dem System zum Grunde zu legen, ist praktisch nicht nur kein Anlaß geboten, sondern mit jeder höheren Einheit wird unsere schon durch die Zehn angestrengte Anschauung nur nutzlos weiter überstiegen, und in ursprünglichen Zuständen ist zu einer Zählung selbst bis zu mehreren Zehnern sehr wenig Veranlassung. Und dennoch liegt zwischen dem Quinar- und Denarsystem die Herrschaft des Vigesimalsystems in der Mitte. Das Denarsystem hatte sich nicht nur aus der niedrigeren, wie leicht begreiflich, zu entwickeln, es hatte auch mit der Methode, die Zahl zwanzig den höheren Zahlen als Einheit unterzulegen, also mit einem seinen Anforderungen nach höheren Systeme zu kämpfen, und gleichsam als die richtige Mitte beide Extreme zu verdrängen. [78 in d. Taxila-Inschr. 3 Zwanzig, 1 Zehn, 2 Vier, M. M. Ess. II. 263 aus Journ. As. Soc., und J. As. Soc. Beng. 1863 nach Dowson, Norris, Cunningham]

. . . .

Eine solche Ueberschreitung des Nothwendigen würde gar nicht denkbar sein, wenn nicht der Gedanke, nach den Fingern der beiden Hände auch die Zehen nicht unberücksichtigt zu lassen, der Vorwelt weit näher als uns gelegen hätte. Nachdem ein Mittel vorhanden war, die Zahlen fünf und zehn zu präcisiren, drängte sich das Verfahren von selbst auf, nun auch „Hände und Füße“ für zwanzig, „Hände und Fuß“ für fünfzehn zu verwenden. Die Gewohnheit, sich der Zehen, ebenso wie der Finger, zum Zählen

zu bedienen, wird von den verschiedensten Punkten der Erde aus gemeldet. Eine Mittheilung von Cranz über die Grönländer, die Pott an die Spitze seiner Untersuchungen gestellt hat, lautet: „Ihre Numeration geht nicht weit, und bei ihnen trifft das Sprüchwort zu, daß sie kaum fünf zählen können, weil sie nach den 5 Fingern rechnen und hernach die Zehen an den Füßen zu Hülfe nehmen, und so mit Mühe Zwanzig herausbringen. Z. E. Attausek Eins, Arlaek Zwei, Pingajuak Drei, Sissamat Vier, Tellimat Fünf. — Dann fangen sie bei der anderen Hand an, zeigen zugleich mit den Fingern und nennen Sechs Arbennek; die übrigen bis Zehn heißen wie Zwei, Drei, Vier, Fünf. Die Elfte Zahl nennen sie Arkanget und die Sechzehnte Arbarsanget, und diese Zehner zählen sie nach den Zehen. So drücken sie sich bis 21 aus. Statt 20 sagen sie auch wohl Ein Mensch, nämlich alle Finger an Händen und Füßen, und zählen hernach so viel Finger zu, als über die Zahl ist. Folglich sagen sie st. 100: 5 Menschen. Die meisten sagen, wenn's über 20 geht: Es ist unzählig." [Pott a. a. O. 2. 3.] In dem schon angeführten Berichte Dobrizhofer's über die Abiponen heißt es ferner: „Fragt man einen Abiponer über eine kleine Anzahl Dinge, so antwortet er mit aufgehobenen Fingern: Leyer iri Sieh! so viel sind es. Wenn ihm daran liegt, die Zahl genau zu bestimmen, so zeigen sie die Finger der Hand und die Zehen an den Füßen, und, wenn sie alle zusammen einmal genommen nicht zureichen, etliche Male demjenigen, der sie fragt. Daher bedeuten: Hanàmhegem die Finger Einer Hand: fünf; Lanámrihegem die Finger von beiden Händen: zehn; Lanàmrihegem cat Gracherhaka anámichirihegèm, die

Finger und Zehen von beiden Händen und Füßen: Zwanzig." Um die Schilderung der Art, wie die Zählung bei verschiedenen Völkern durch die Geberde unterstützt wird, zu vervollständigen, kann ich nicht umhin aus der reichen Sammlung von Berichten, die Pott zusammengetragen hat, noch einige der interessantesten anzuführen. So sagt Matthäus Steffel vom Tarahumara: „Die Tarahumaren begnügen sich nicht, die Zahlen mündlich auszusprechen, sondern sie bedienen sich auch allezeit gewisser Zeichen. Diese geben sie durch die Finger, Zehen, ja auch durch die Gliedmaßen der Finger. Wenn sie die Zahl 10 zu verstehen geben wollen, sprechen sie zwar macoék, zeigen aber zugleich ihre Hände mit den ausgestreckten zehn Fingern. Bei 20 strecken sie ihre zehn Finger gegen die Füße und nehmen diese zu Hülfe. Die Zahl 4 bedeuten sie durch 3 Gliedchen des einen und durch 1 des zweiten Fingers. Um 12 anzugeben, halten sie den Daumen eingebogen; die 3 Gliedchen eines jeden Fingers machen dann durch alle 4 hindurch so viel als 12" [S. 10]. Aus dem Gebiete der Tupisprache berichtet eine alte Quelle: „Zum Ausdruck gewisser Zahlen bedienen die Brasilier sich der Umschreibung und sprechen mit Wort und Geberde zugleich; um 5 anzudeuten, zeigen sie die Hand und sagen: ojepó xé pó, „einmal meine Hand"; für 10 zeigen sie beide Hände: xé pó „meine Hände." Für 20 nehmen sie die Füße dazu: xé pó xé py „meine Hände meine Füße." Dreizehn umschreiben sie so: xé pó moçapyr cembyra „meine Hände drei darüber." Und Gilj sagt von den Indianern im Allgemeinen, daß sie ihre Zahlwörter stets mit Geberden begleiten. „Sie sagen z. B. gib mir eine Scheere, und heben einen Finger auf;

gib mir zwei, und heben zwei Finger auf. Niemals sagen sie fünf ohne eine Hand zu zeigen, oder zehn ohne beide auszustrecken, oder zwanzig ohne die Finger der Hände zu zeigen, die gegen die Zehen ausgestreckt sind. — Außerdem ist die Art die Zahlen mit den Fingern zu zeigen in jeder Nation verschieden. Um Weitläufigkeit zu vermeiden, führe ich als Beispiel die Zahl 3 an. Die Ottomaken verbinden, um 3 zu sagen, den Daumen, den Zeigefinger und den Mittelfinger, und halten die anderen Finger niedrig. Die Tamanaken zeigen den kleinen, Gold- und Mittelfinger, und halten die beiden anderen zurück. Die Maipuren endlich erheben den Zeige-, Mittel- und Goldfinger, und verbergen die beiden anderen." Die Zahlwörter entsprechen denn auch diesen Anschauungen. Bei den Tamanaken am Orinoco bedeutet amgnaitòne fünf, wörtlich „ganze Hand," sechs itaconò amgna-ponà tevinitpe „eins der anderen Hand," zehn amgna aceponàre „die beiden Hände," elf puitta-ponà tevinitpe „eins am Fuße," fünfzehn iptaitonè „ganzer Fuß," sechzehn itaconò puitta-ponà tevinitpe „eins am anderen Fuße," zwanzig tevin itòto „ein Mann; [? un Indiano, vgl. hito, Mann, Hayti, Mart. II. 315, auch ito und toto Erde, 312];" 21 itaconò itòto jamgnar-bonà tevinitpe „eins an den Händen des anderen Mannes," 40 acciachè itòto „zwei Männer." [Pott a. a. O. 13 ff. aus Gilj]. Ganz ähnlich verfahren andere verwandte Stämme z. B. die Aruaken, bei denen zwanzig abba lukku, „ein Mensch," 21 abba lukku abba tadiaku, „ein Mensch einer mehr" heißt [Martius II. 310]. Höchst merkwürdig aber ist es, daß sich diese auffallende Ausdrucksweise auch auf dem oceanischen Sprachgebiete wiederfindet, indem auf der Insel

Mare, einer der Loyalty-Inseln, 60 engl. Meilen östlich von Neucaledonien, z. B. zwanzig sa re ngome, ein Mensch, vierzig rewe re ngome, zwei Menschen, acht und dreißig sa re ngome ne ome re rue tubenine sedongo ne tini, d. i. (nach Gabelentz) „ein Mensch und beide Seiten fünf und drei" heißt. [Gabelentz, die mel. Spr. S. 183.]

Pott spricht sich dahin aus, daß „die Hände ganz eigentlich den Mittelpunkt des Zählens in den Sprachen abgeben. Beide zusammen geben das Decimalsystem; bleibt man dagegen — unter dieser Norm — bei Einer Hand stehen: so erhält man das quinare; wird aber auch noch zu den 10 Fußausläufen fortgeschritten, dann entsteht das transnormale Zwanzigersystem, das sich indeß selten anders als bei den höheren Stufenzahlen von 20 aufwärts (30, 40, 50, 60 u. s. f.] hervorthut." [S. 27.] Wir müssen nur noch hinzufügen, daß dies Zwanzigersystem in eine Bildungsepoche des Menschen fällt, wo die Nothwendigkeit ein Zahlensystem zu bilden, in dem etwa hohe Potenzen von zehn oder zwanzig aufzutreten hätten, so ferne lag, wie noch dem Alterthum unsere Potenzirung der Million durch die Wörter Billion, Trillion u. s. w.; einer Epoche, der die Anschauung von Hand und Fuß noch weit näher als uns zusammenfiel, wie besonders auch aus dem Ausdruck „der Mensch" für Hände und Füße des Menschen hervorgeht, die also ganz enge zusammengedacht und als selbstverständlich verbunden aufgefaßt werden mußten; und daß das Ueberwiegen und die Verbreitung des Zehnsystemes der Umwandlung in der Anschauung von dem Fuße entspringt, die es störend und zuletzt unthunlich erscheinen ließ, die Zehen bei der mimischen Zählung mitzuverwenden.

Was die Zahlenmimik der Völker betrifft, welche zum Vigesimalsystem nicht fortgeschritten oder frühzeitig wieder von demselben zurückgekommen sind, so haben wir über dieselbe ebenfalls sehr genaue Nachrichten, die es höchst wahrscheinlich machen, daß ohne die Geberde die Kunst zu zählen sich überhaupt nicht entwickeln kann.

Lichtenstein berichtet von den Kafferstämmen Betschuan und Koossa, daß sie es meistens bei bloßer Geberde bewenden lassen, ohne die Zahlwörter auszusprechen, welche Viele nicht einmal kennen. [Pott 18. 17.] „Gewöhnlich," sagt er, „deutet ein Koossa, wenn er die Zahl ausspricht, sie zugleich durch aufgehobene Finger an. Ja, bei weitem die mehrsten nennen dabei das Zahlwort nicht, und überhaupt sind die Zahlwörter bei ihnen so wenig im Gebrauch, daß es Mühe kostet, sie zu erfahren. So konnte Herr van der Kemp, ungeachtet seines langen Aufenthalts unter ihnen, nie den Namen für die Zahl 8 herausbringen, und mir ging es bei den Beetjuanen mit den Zahlen 5 und 9 nicht besser. Noch viel weniger sind Wörter für die höheren Zahlen: 20, 40 — 100 bekannt." [Ebd.] Schreuder in seiner Grammatik for Zulu-sproget (Christ. 1850. S. 30) schildert umständlich die Art, wie die Zulu mit den Fingern zählen. „Sie beginnen mit dem kleinen Finger der linken Hand, indem jeder Finger, welcher in die Zählung einbegriffen ist, ausgestreckt wird, während die übrigen gebogen bleiben; seltener wird mit dem kleinen Finger der rechten Hand begonnen, außer wenn man die Zahl 10 vollendet hat, indem nämlich bei jedem ausgezählten Zehner man die Zählung des nächsten Zehners von dem entgegengesetzten Ende anfängt, d. h. mit demjenigen kleinen Finger, mit dem der vorausgehende Zeh-

ner geschlossen wurde, wird die Zählung des nächsten Zehners begonnen; und es muß bemerkt werden, daß wenn man, ohne die Zählung durch die einzelnen eine gewisse Zahl constituirenden Glieder durchzuführen, mit einem Male eine gewisse Zahl bezeichnen will, für die betreffende unvollendete Zehnerreihe so viele Finger (von dem kleinen Finger an gerechnet, den man in dem Falle zum Ausgangspunkte der Zählung nimmt) ausstrecken muß, als man Einer in der betreffenden unvollendeten Zehnerreihe bezeichnen will; so daß alle gebogenen Finger bis zu dem nächsten kleinen Finger außerhalb der Zählung fallen. Strecke ich also den kleinen, Ring- und Mittelfinger der rechten Hand aus, so sind alle übrigen Finger von dem Zeigefinger der rechten Hand inclusive als außer der Zählung gelassen zu betrachten, selbst wenn ich die Finger der linken Hand nicht gebogen halte, und die bezeichnete Zahl ist in diesem Falle 3 in der betreffenden Zehnerreihe, welche vorher angegeben sein muß; strecke ich dagegen den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand aus, so bedeutet dies, daß die Zählung von dem kleinen Finger der linken Hand ausgeht, selbst wenn die Finger der linken Hand nicht ausgestreckt sind, und die bezeichnete Zahl ist 7. Für jede ganze Zehnzahl werden beide Hände mit ausgestreckten Fingern zusammengeschlagen.

Die beschriebene Art zu zählen hat, wie leicht begreiflich, großen Einfluß auf die Benennung der einzelnen Einer; so heißt z. B. die Zahl 5 oft 'ed'esantla, d. h. die ganze Hand; die Zahl 6 tat'isitupa, d. h. nimm den Daumen mit; die Zahl 7 kombile, d. h. der Zeiger oder kota, d. h. lecken; 8 ukulu, der Große, oder kjijangalobili, laß zwei

Finger zurück; 9 kjejangalolunje, d. i. kjija ngalu olunje, laß einen Finger zurück, nämlich den kleinen."

Von den Bassuto bemerkt Schrumpf, das Zählen sei, wenn die Zahl der zu zählenden Gegenstände beträchtlich ist, eine für den Eingeborenen fast riesenhafte Sache. Es geschieht ebenfalls durch Aufheben der Finger, womit man zugleich den Gegenstand andeutet oder wo möglich berührt. Auch hier wird immer mit dem kleinen Finger der linken Hand begonnen und fortgefahren bis zum kleinen Finger der Rechten. Nach Schrumpf bedarf es bei den Bassuto eines zweiten Mannes, wenn es mehrere Zehner, und eines Dritten, wenn es mehr als Hundert zu zählen gilt. Acht heißt e robileng meno e le meli, „gebogen sind zwei Finger;" neun e robileng mono o le mong, „gebogen ist ein Finger." Daß die Indogermanen in der grauen Urzeit, wo unsere Zahlwörter entstanden, sich der gleichen Mimik bedient haben, dafür haben wir eine bedeutsame Spur in dem Zahlwort acht, welches, wie ich mit Benloew glaube, eigentlich „zwei gebogene" bedeutet [Ursp. u. Entw. d. m. Spr. u. V. S. 475].

Die Unterstützung der Zählung durch Geberde scheint auch da vorausgesetzt werden zu müssen, wo, wie auf Balad (Gabelentz, 212, nach Latham) und zum Theil bei den Eskimos, die Zahlwörter zwischen eins und fünf sich von denen zwischen sechs und zehn gar nicht unterscheiden. Daß die Zählung von der linken Hand ausgeht, scheint darauf zu deuten, daß das Aufheben der Finger nicht die älteste Form der Geberde war, sondern anfangs die Rechte die zählenden Finger berührte, indem an eine Zählung über fünf noch nicht gedacht wurde.

Drittes Buch.

Inhalt.

Das Unsinnliche in der Sprache geht vom Sinnlichen, das Sinnliche geht vom stärksten Grade der Empfindung aus. Farbenempfindung ist wegen ihrer quantitativen Abstufung zur Beobachtung besonders geeignet. — Blau. Die ältesten Bücher enthalten vielfache Schilderungen himmlischer Erscheinungen und erwähnen dennoch seine blaue Farbe nicht. Nachweis aus der Riksanhita. Auffassung des Himmels in den Vedaliedern; sein Leben, Verbindung mit Erde und Luftreich. Zweitheilung des Luftreichs. Gewitter. Sterne, von geringer Bedeutung; Mond, ebenso. Dagegen große Bedeutung der Sonne. Lieder an dieselbe. Ihre mythische Verbindung mit der Morgenröthe. Stellen mit lebhafter Schilderung des Farbenspiels. Lieder an die Morgenröthe aus dem ersten und sechsten Buch. Der gefärbte Opferpflock und seine Bedeutung. Das Opferfeuer. Liederstellen, die an dasselbe gerichtet sind. Fast der ganze Inhalt der Rigvedasanhita ist demselben Kreise angehörig. Die Nichterwähnung der Bläue des Himmels um so auffälliger. Dasselbe im Avesta und in der Bibel. Der Koran, in wiefern er zu den alterthümlichen Büchern gerechnet werden könne? Umfang und Ausdehnung der Himmelsbetrachtung in demselben. Schwüre, die dazu in Beziehung stehen. Auch hier ist die Bläue des Himmels nicht erwähnt. Ebensowenig in den homerischen Gedichten. Ursache dieser Erscheinung. Der älteste Vedakreis kennt kein Wort für blau. Entwickelung des Begriffes aus schwarz. Nîla. *Κυάνεος*. Verbindung mit grau. *Πολιός* u. a. Caeruleus. Das deutsche blau. Semitisches Wort. Aehnliche Entwicklung des chinesischen hiuan. Baskische Analogien. Auffallende Verwechselungen zwischen grau, braun und blau bei Pindar, Homer, Hesiod, Theocrit, Virgil; selbst Cassiodor. Tendenz einiger indogermanischen Wörter in den Begriff der blauen Farbe überzugehen, älter als die Sprachtrennung. Kenntniß der blauen Farbe und Darstellung des blauen

Himmels bei den Aegyptern. Die ägyptische Cultur ist nicht primitiv. Technische Frühreife dieses Volkes. Gegensatz zu den Indern. — Die Chinesen und der Werth ihrer Literatur für die Beurtheilung uralterthümlicher Zustände. Schriftlichkeit ihrer Ueberlieferungen. Wesentlich schriftlicher Charakter ihrer Bildung. Das Ritualbuch der Tscheou. Verwechselung von blau und schwarz auch bei den Aegyptern. Blau Trauerfarbe; auch in der Kirche. Erklärung der „schwarzen" Farbe des Himmels nach einem indischen Philosophen. Blauer Purpur der Hebräer. Unmöglichkeit in der sich hebräische Schriftsteller befinden, seine Farbe zu bezeichnen. Waid. Einfluß der Aegypter auf die Farbenanschauung der Griechen. Geringe Aufmerksamkeit der griechischen Schriftsteller auf das Himmelblau. Ebenso der römischen. Indirecte Entstehung der modernen Namen für blau. Zigeunerwort. Nichterwähnung dieser Farbe in der Edda. Die blaue Farbe ist die äußerste der prismatischen, die noch eigene Benennung hat, und zugleich die jüngste; grün ist älter, aber jünger als gelb, nach demselben physischen Principe. Für Violett ist nur Umschreibung möglich. Wesen der Farbenumschreibungen. Vermischung von blau und grün, vielleicht ebenso alt als von blau und schwarz. Vermischung der drei genannten Farben. Finnisch-tatarischer Sprachstamm. Japanesen. Neuseeländer. Amerikanische Sprachen. Afrikanische Sprachen. Fünf Farben der Chinesen. Ob die fünfte blau oder grün sei? Heiligkeit der Fünfzahl. Fo-hi. Die beiden offenbarten Tafeln der Chinesen. Heiligkeit der Mitte. — Grün. Die Vedalieder nennen die Erde nicht so. Desgleichen der Avesta. Beide haben noch kein klares Wort für grün. Entwicklung der betreffenden griechischen Farbenworte aus gelb. Semitische Analogien. Einschaltung über Geruchssinn und Tonsinn. Geringe Empfänglichkeit für Wohlgeruch in der Urzeit. Verhalten der alterthümlichen Bücher. Besondere Stellung des Hohenliedes. Gegensatz des biblischen Paradieses gegen spätere Schilderungen. Was in der Bibel „Waldgeruch" heiße? Künstlicher Wohlgeruch ist den Vedahymnen unbekannt. Auftreten desselben beim Opfer im Yadschur-Veda, im Avesta. Mißgeruch früher bekannt, besonders in starken Graden. Geringe Empfindlichkeit der Kinder für denselben. Schärfe des Geruchsinns bei Naturvölkern steht nicht im Widerspruche damit. Doppelte Richtung der Sinne. Ausbildung des Sinnes für Melodie ist jung. Die alten Vedahymnen kennen keine Instrumente. Rhythmus älter als Melodie. Anwendung rhythmischen Klanges beim Opfer, eine Vorstufe der Opfermusik. Gesang ist dem Menschen nicht ursprünglich. Es gibt keinen Naturgesang; Musik ist entwickelte Kunst und conventionell. Verhältniß zum Vogelgesang. Gesang, Musik und Tanz anfangs unzertrennlich. Mathematischer Ursprung der Musik.

Ueber die Benennung der Töne (Solfa). Der Begriff singen. — Fortsetzung der Betrachtung der Farbenscala: Gelb aus goldfarbig. Metallnamen, ihr Zusammenhang mit Farbnamen. Die Metalle sind nach der Farbe benannt, aber ohne klare Auffassung derselben. Wichtigkeit des Goldes für das Uralterthum. Reines Gelb nur in den späten Vedaliederstellen benannt. Semitische Analogien. Uebergang aus Orange und Feuerfarben. — Roth im Rigveda noch nicht bestimmt von weiß geschieden. Doppelter Ursprung der Benennung des Weißen. Geringe Bedeutung dieser Farbe in den Rigvedahymnen. Häufiger Gegensatz von Roth und Schwarz. Bedeutung von hiuan-hoang im J-king. Diese beiden Farben nebst Gold bilden die Stufe der Rigvedasanhita; gelb kommt in den unächten Versen hinzu, grün erst in der Bibel. — Roth und schwarz finden sich etymologisch vereinigt. Rothbraun. Mischanschauung des Farbigen überhaupt. Thiernamen von dieser Bedeutung. Vogelbenennung von einer bestimmten Farbe wahrscheinlich bei Griechen und Römern; naturgeschichtliche Folgerung daraus. Charakteristische Thier- und Pflanzenwelt der primitiven Bücher. . . . .

Wenn wirklich die Wahrnehmung der Welt, sowie der entwicklungsfähige, als ihr Ausdruck auftretende Schrei des Wortes, in dem menschlichen Geschlechte nothwendig zuerst von sinnlich-grellen Reizen und Contrasten ausgeht, so ist leicht zu schließen, daß umsomehr das Unsinnliche, soweit es irgend in einem Sprachbegriffe vorgefunden wird, nur durch Verwandtschaft mit Sinnlichem, und Fähigkeit, sich aus diesem naturnothwendig und ohne Plötzlichkeit umzugestalten, ursprünglich als Object des Gedankens möglich ward. Unsinnlich aber ist, was entweder an sich schlechterdings nicht sinnlich wahrgenommen werden kann, indem es der Seite der Empfindung angehört, wie das Sehen, Hören, Denken, Wollen; oder es gehört zwar in das Reich der Bewegung, tritt jedoch nicht rein für sich, sondern immer nur in die Dinge als ihre Wechselbeziehung verwebt, in die Erscheinung, und ist also wahrnehmbar, aber nicht, wie in dem Begriffe, gesondert; so nicht nur Raum, Zeit, Größe, Zahl, Ursache, Negation abstract gedacht, sondern jedes hier oder jetzt, groß, viel, weil, und jede negativ gefaßte Eigenschaft eines Dinges insbesondere: denn sieben Holze z. B. sind wohl sichtbar, und anders als sechs; allein ein sieben, welches nicht zu gleicher Zeit etwas außerdem, z. B. Holz, wäre, ist undenkbar, und so auch das nicht Gelbe, welches nicht z. B. roth oder hart, oder das nicht Lebendige, welches nicht Wein, Luft, Thier,

oder todt, oder groß, rund u. s. w. wäre. Von dem Abstracten in der Bedeutung des Allgemeinen, in welchem das an sich vollkommen sinnlich Wahrnehmbare verschieden zusammengefaßt erscheint, indem bald dieses, bald jenes Besondere an ihm außer Acht bleibt, ist schon angedeutet worden, daß es ohne Rücksicht auf die Besonderheit entsteht, nicht durch Zurücktreten derselben, sondern durch Unfähigkeit sie zu erfassen; und hier kann ich hinzufügen, daß auch für uns die Möglichkeit der Allgemeinbegriffe, obgleich sie jetzt Fähigkeit geworden ist, wie überhaupt die des Begriffes an dem Worte, so an jenen alten, zuerst aus Unfähigkeit hervorgegangenen Benennungen haftet, indem der Grund ihrer Entstehung zwar nicht Erkenntniß des gemeinsamen Gleichen, aber doch auch nicht Vermischung des Verschiedenen, als wäre es gleich, sondern nur Nichtbemerken der Unterschiede des Aehnlichen, d. i. (denn das Aehnliche muß nothwendig, und je mehr es dies ist, um so wesentlicher, das Gleiche wirklich enthalten) ausschließliches Bemerken des Gleichen ist, und es daher zur Erkenntniß der wahren Wesensgemeinschaft, außer dem gleichzeitigen Besitze der Sonderbegriffe neben den allgemeinen, einer andern organischen Vernunftbedingung, wie die Abstraction ist, nicht mehr bedarf. Eine zweite Art gleichfalls auf dem Gebiete sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände scheinbar wirksamer Abstraction ist die umgekehrte, vermöge welcher gegen das Besondere das Allgemeine, oder gegen den Theil das Ganze, außer Acht gelassen wird; wie dies bei der Bildung von Begriffen, wie Finger, und sämmtlicher Eigenschafts- und Thätigkeitswörter der Fall sein müßte; da ja z. B. das Laufende immer noch mehr ist, außer dieser Thätigkeit. Der wahre Ursprung aller dieser Begriffe ist in

den ersten Augenblicken eingeschlossen, in denen sie aus dem Gewirre der andringenden Empfindungen mächtig hervortretend im Vordergrunde der Seele wirkten. Wie aber konnte eine solche Uebermacht der Wirkung dem Negativen gegen das Positive jemals eigen sein; ja wie konnte überhaupt z. B. das Stehende als nicht laufend, das Gelbe als nicht schwarz, auf die Sinne Wirkung üben? Die Vorgänge darzustellen, durch welche dies möglich wurde, zu zeigen, wie das eigentlich Uebersinnliche, die Innenseite der Dinge oder die Empfindung, auf dem Wege sinnlicher Wahrnehmung zum Bewußtsein kam, wie Anschauungen von Zahl, Zeit, Raum und Causalität sich aus dem dunkeln und vermischten Bilde des im Fluge vorüberrauschenden Triebwerkes der Welt rein und mit Klarheit lösten, und zugleich die Eine mit unausgesetzter Festigkeit ewig gleich verfolgte Bahn der Vernunft in ihrer Erhebung aus der Sinnlichkeit, sowie die Zufälligkeit und völlige Zweckfreiheit, welche mitten unter der eisernen Gesetzlichkeit einer in so ungeheure Ziele auslaufenden Entwickelung gleichwohl herrschet, im Einzelnen vor Augen zu führen, würde vor Allem hier meine Aufgabe sein, wenn, um Untersuchungen von solcher Bedeutung nicht auf die Unterlage eines auch seinerseits noch unerklärten Sprachstoffes, nämlich des Sinnlichen selbst, zu bauen, es nicht andererseits geboten wäre, vielmehr von diesem für sich auch ohne Verständniß des übersinnlichen Bestandtheiles prüfbaren und dessen Dasein nicht wiederum voraussetzenden Theile aus, sofort in den Mittelpunkt der Vernunft und in den ersten Ursprung der Sprache vorzudringen, und erst nach erweiterter Erkenntniß von dem Wesen des Denkens, von seinem Entspringen aus dem Nichts, und von dem Zustande der Mensch-

heit vor ihm, zu der Betrachtung jener Frage hinlänglich vorbereitet zurückzukehren.

Es sei mir daher, unter vorläufiger Voraussetzung, als sei die Sprache in einem Zeitraume, wenn es einen solchen gegeben hat, wo sie selbst für den Ausdruck sinnlich empfindbarer Wahrnehmungsgegenstände noch gänzlich ungeeignet war, es für den Ausdruck des Unempfindbaren ebenso gewesen, zuerst zu untersuchen gestattet, bis zu welcher Stufe sich eine Unfähigkeit, leisere Grade der Empfindung auszudrücken, in ihrer Urgeschichte steigert; ob diese Steigerung eine Grenze habe, oder nicht; und wenn jenes, ob etwa Schmerz oder Lust, als die unstreitig derbsten Wirkungen auf Empfindung, erster Reiz und frühestes Object des Wortes, und dieses also ursprünglich ein bloßer wirklicher Thierschrei sei, oder, falls jene Grenze nicht bis an das Thierische reicht, worin sie sonst bestehe, und warum? Zu diesem Zwecke aber, da die Erfahrung sich auch hierin nicht auf willkürliche Annahmen stützen darf, ist es erforderlich, zunächst die Sprache selbst zu fragen, was ihr als Contrast, was als derb und grell, und endlich was überhaupt in ihr als sinnlich gelte; und hier bietet die Farbenempfindung ohne Zweifel den geeignetsten Ausgangspunkt für die Beobachtung; denn nirgends findet eine größere Möglichkeit bestimmter objectiver Erkenntniß des quantitativen Verhältnisses neben so lebhaft qualitativisch subjectiver Unterscheidung statt, und nirgends läßt sich daher der relative Schein vollkommener mit der Wirklichkeit vergleichen, und nach deren Maßstabe in Beziehung auf die Höhe seiner Ausbildung beurtheilen. Wenn wir nun, um diese zu prüfen, auf den frühesten noch unmittelbar in Dichtungen vor uns liegenden Urzustand der Völker zurück-

gehen, so werden wir durch sie selbst vorzüglich auf die himmlischen Erscheinungen verwiesen; denn zum Himmel sind die Blicke jener Zeiten von überall mit Andacht emporgerichtet; Götter des Himmels sind fortwährend Gegenstand ihres Preises und ihrer Verehrung; die an ihnen und um sie sichtbaren Ereignisse betrachten sie mit Furcht, feierlicher Spannung und vielfachem heiligem Interesse. Um so auffallender und gewiß verwundernswerth muß es aber eben darum erscheinen, daß, wie sich sogleich zeigen wird, die vedischen Lieder und nicht minder der Avesta, daß die Bibel, daß der Koran und selbst die homerischen Gedichte der Bläue des Himmels, welche doch in den Heimathländern fast aller dieser Bücher mit ganz besonderem Reize wirket, trotz überall nahe liegender und oft dringend, wie man glauben sollte, gebietender Gelegenheit, niemals die entfernteste Erwähnung thun.

In den zehn Büchern der Riksanhita findet sich kaum ein anderer Gegenstand häufiger, als der Himmel, erwähnt; doch ist es vorzugsweise nur seine Ausdehnung, Größe, Höhe, Weite, worauf sich Beiwörter und Schilderungen, sowie seine Anwendung zu Vergleichen meistens beziehen. Fast überall erscheint er mit der Erde in Verbindung, da er wie diese körperlich und fest gedacht ist, und oft, nach dem bekannten Sprachgebrauche, nach welchem auch die Eltern die beiden Väter, oder die beiden Mütter, oder auch die beiden Väter und Mütter heißen, gleichfalls als die beiden Himmel oder die beiden Erden, oder die beiden Himmel und Erden, mit ihr zu einem Paare zusammengefaßt, worunter alsdann der Begriff der Welt, als Gesammtheit alles Vorhandenen, zugleich verstanden werden kann.

So heißt es:

6, 48, 22. Einmal nur ward der Himmel, einmal die Erde (djaur . . . . bhûmir).

1, 25, 20. Du, o Varuna, beherrschest Alles, den Himmel wie die Erde (divaçca gmaçca).

6, 7, 1. Agni, das Haupt des Himmels und der Erde Ordner (divo . . . . prithivjâs). Vergl. 7, 5, 1.

3, 32, 11. Der Himmel kam nicht deiner Größe gleich, da du mit einer Hüfte auf der Erde (xâm) ruhtest.

1, 8, 5. Dem Himmel gleich an Ausdehnung ist seine Stärke.

1, 67, 3. Er hielt die Erde (prith), er stützte den Himmel mit wirksamen Worten. Vgl. 121, 2, 3. 9, 87, 2.

8, 78, 5. Du breitetest die Erde aus,
Und auch den Himmel stütztest du.

10, 89, 4. Zwei Räder gleichsam mit der Achse machtvoll
Trennend befestigt Himmel und Erde Indra.

1, 54, 4. Du machtest des Himmels Oberfläche zittern.

1, 58, 2. Gleichsam des Himmels Oberfläche machte er mit Gebrüll erdröhnen.

Von Mitra und Varuna heißt es:

2, 41, 5. Das nie verletzte Herrscherpaar
Ließ auf den festen höchsten Sitz,
Den tausendsäul'gen, nieder sich.

In Beziehung auf räumliche Unterscheidung himmlischer Punkte sei hier vorläufig an Ausdrücke erinnert, wie:

1, 105, 10. In der Mitte des großen Himmels.

1, 105, 5. In des Himmels Schoße.

1, 164, 10. Auf dieses Himmels Rücken. Vgl. 166, 5. 115, 3. 9, 83, 2.

1, 49, 3. Von den Enden des Himmels her. Vgl. 7, 79, 2.

10, 8, 1. Auf zu des Himmels äußersten Enden (antân upamân) drang er, oder nach der Lesart [NB.] des Samaveda: Von des Himmels Ende (antât) drang er auf zu dem äußersten (upamâm), nämlich Himmel, d. i. vom Horizonte zum Zenith.

Der Gegensatz von Himmel und Erde findet sich in demselben Sinne bereits oft in Adjectivformen, himmlisch und irdisch, wieder, so:

1, 144, 6. Du herrschest, o Agni, über das Himmlische, du über das Irdische.

7, 32, 23. Nicht ist wie du ein anderer Himmlischer oder Irdischer,
Nicht ward er und nicht wird er sein.

7, 46, 2 wird gegenübergestellt: (xamjasja ǵaumanaḥ divjasja) der irdischen Welt — der himmlischen.

Das hier für Welt gebrauchte Wort ǵaumâ entspricht in seinem Ursprunge aus dem Begriffe Geschlecht, Geburt, Leben vielen ähnlich bedeutenden in ganz verschiedenen Sprachen, wie denn auch dem Deutschen; ja überall, wo sich dieser nicht unter die gänzlich alten zu rechnende Begriff überhaupt entwickelt findet, geht seine Entstehung auf eben diese Weise vor sich; abgesehen freilich von künstlichen und willkürlichen Begriffsbildungen wie *κόσμος*, welches Ordnung, dann System bedeutet und durch die Wahl der Pythagoreer zur Bezeichnung des Weltsystems verwendet ward, indeß die natürlich entstandenen Bezeichnungen nicht ebenso von dem Weltgebäude und dem Sternenhimmel ausgehen, sondern von Menschenwelt und Menschenalter, dem Leben eines einzelnen Geschlechtes und dessen Dauer. [So erklärt es sich, wie ein

den semitischen Sprachen der nachbiblischen Zeit fast gleichlautend in der Bedeutung Welt gemeinsames Wort (ólam) in dieser Zeit selbst nur Ewigkeit bedeuten konnte; denn die Vorstellung der Ewigkeit hat ihre Wurzel gleichfalls in jener, schon weil sie mit dem Bewußtsein von Geburt und Tod verknüpft ist, menschlich soviel näher liegenden der Lebensdauer. Den Begriff der eigentlichen Ewigkeit wird Niemand der frühesten Stufe der Vernunft für erreichbar halten; aber auch daß menschliche Fernsicht in die Zukunft keine längere Zeit als die des ganzen Lebens eines Einzelnen umfaßte, wird aufhören uns zu verwundern, wenn andere Spuren uns lehren, daß dereinst selbst das Ueberblicken eines ganzen Tages viel für die Voraussicht war; und wer wird es in der That verkennen, wie hoch über dem Thiere schon ein Wesen steht, welches auch nur am Morgen den Abend, und was zwischen beiden liegt, vorausberechnet? Einen Standpunkt, auf welchem „einen Tag hindurch“ als hinlänglicher Ausdruck für lange galt, verrathen das lateinische diu und das sanskritische ǵjok, von welchen das letztere selbst bei der Bitte um langes Leben angewandt zu werden pflegt. Ein solcher Standpunkt war freilich auch in dem Beginne der ältesten Literaturepoche längst verlassen; aber nach dem allgemeinsten Gesetze aller Entwickelung, demgemäß eine jede Gegenwart nur mit Mitteln lebt, die die Vergangenheit, und zwar ohne Rücksicht auf die späteren Zwecke, gestaltet hat, wird auch jenes weit älteren Anschauungen entsprungene Wort Form für den viel weitergehenden Gedanken. Ebenso werden nun auch die Worte, welche ursprünglich nur das ganze Leben hindurch, jedoch so, daß dieser Zeitraum zugleich den längsten überhaupt denkbaren umschließt, bedeute-

ten, für die stets länger werdenden längsten Zeiträume, und endlich für den endlos langen angewandt; wie z. B. das semitische חלד, welches in der Bibel das Leben, besonders in Beziehung auf seine Dauer, ganz soviel als aevum, *αἰών* (woher *αἰεί*, das deutsche ewig) ausdrückt, im Koran für das ewige Verweilen in der Hölle. Denselben Schritt hat das hier besprochene hebräische Wort ólam schon vor seinem ersten Erscheinen in der Literatur gethan; denn es heißt hier] [1]

So heißt es auch unter Anwendung desselben Wortes 1, 141, 11:

„wie Zügel hält er beide Welten" (gaumanî ubhe), sowie eines ganz ähnlichen 9, 7, 13 gaunşî ubhe.

Die Bezeichnung von Himmel und Erde als den zwei Welten ist indessen in diesen Gedichten offenbar weder von den ältesten, noch nächstliegenden; sondern steht auf gleicher Stufe mit den häufigen mystischen Benennungen durch dichterische Beinamen, wie „die beiden Weiten" 6, 10, 4. Ausdrücke, welche Himmel und Erde als zwei Erden zusammenfassen, können hier übergangen werden; dagegen heißt es in demselben Sinne (9, 70, 2): Die beiden Himmel (ubhe djâvâ) löste er durch Weisheit, wozu auch djavî 4, 56, 5. 6 (worüber unten) zu vergleichen ist. Als vom Himmel ausgehend darf sicherlich auch das z. B. an den unten folgenden Stellen für die beiden Welten gebrauchte rodasî, wegen seiner unbezweifelbaren Verwandtschaft mit dem Namen der Göttin Rodasi (mit verändertem Accent) betrachtet werden, die mehreremale mit dem Gotte Rudra vereinigt erscheint

[1] Die eingeklammerte Stelle ist im Manuscript durchstrichen. Vgl. o. S. 146. D. H.

und wahrscheinlich mit der Morgenröthe ursprünglich identisch war.

1, 59, 2. Des Himmels Haupt ist Agni, Herz der Erde, und also Ordner ist er beider Welten.

1, 33, 5. Als du vom Himmel die Opferlosen aus den zwei Welten stießest. S. a. 51, 10. 62,7. 64, 9.85, 1. [NB.]

10, 134, 1. Als Indra beide Welten du erfülltest morgenröthengleich,
Als König wardst als mächtiger der mächtigen Geschlechter du,
Von einem Götterweib erzeugt, von einem hehren Weib erzeugt.

4, 16, 5. Indra, der mächtige, wuchs unermeßlich; mit seiner Größe füllt er beide Welten;
Und weiter selbst noch ragte seine Hoheit, der Sieger über Alles, was da ist, ist.

8, 6, 5. Dies zeigte glänzend Indra's Macht,
Da einem Felle gleich gerollt
Zusammen beide Welten er.

8, 65, 11. Es folgte dir dem Stürmenden, o Indra, beider Welten Paar,
Indeß den Feind du niederschlugst.

8, 6, 38. Wie nach dem Rosse rollt das Rad, so beide Welten hinter dir.

1, 173, 6. Wenn er mit solcher Macht ragt vor den Männern,
Dann dient das Paar der Welten ihm zu Gurten,
Als Hülle schlägt Indra die Erde um sich,
Er trägt den Himmel, gleichsam ein Geflechte.

Dasselbe Bild s. auch 8, 14, 5: als er die Erde um sich schlug und sich in dem Himmel ein Geflechte bildete.

4, 56, 4. Die weitumfassenden beiden Welten.

Der Himmel wird ebensowohl wie die Erde für lebendig und als Gottheit angesehen; nicht aus bloß dichterischer Phantasie in Personification, sondern dies ist die älteste Glaubensanschauung der ganzen Menschheit. Beide werden vereinigt angerufen und verehrt; und obgleich der Sprache nach der Himmel auch weiblich ist, so pflegt er doch als Gottheit fast durchgängig in ein Gattenverhältniß zur Erde gesetzt und Vater genannt zu sein, sowie diese Mütter, und beide zusammen die Eltern, Väter, Mütter.

Daher heißt es:

1, 67, 1. Groß bist du Indra, der durch deine Stärke
Du Himmel und Erde bei der Geburt schon schrecktest.

1, 52, 10. Der Himmel selbst, der schreckliche, wurde von Furcht erfüllt.

1, 62, 14. Ueber seine Geburt erbebten vor Furcht die festen Berge und Himmel und Erde. Vgl. 4, 22, 4.

1, 31, 4. Die beiden Welten zitterten. Vgl. 4, 17, 1.

1, 151, 1. Himmel und Erde (rodasî) bebten ob der Macht, des Ruhms
Vor dem geliebten, dem verehrten Heil der Welt (gaunsâm).

1, 130, 10. Mögest du des Lobes dich freuen, wie des Tags der Himmel.

1, 131, 1. Indra verehrend naht der Himmel heldenstark (djaurasuraḥ) [N.]
Indra die mächt'ge Erde Schätze schenkend sich,

Die Gabenreiche schenkend sich;
Den Indra stellten eines Sinns die Götter ihrer Schar voran,
Indra geweiht soll jede Menschenspende sein,
Soll jedes Menschenopfer sein.

1, 146, 1. Agni im Schoß der beiden Eltern (piteror).

1, 31, 8. O mit den Göttern, Himmel und Erde, schützet uns. S. a. 22, 13.

1, 112, 1. Himmel und Erde preise ich zuerst gedenkend —

10, 36, 2. Himmel und Erde, die weisen, opferreichen, mögen uns vor Noth und Schaden hüten.

1, 136, 6. Verehrung dem Himmel, den beiden Welten, dem Mitra, dem Varuna!

1, 89, 4. Dies freudevolle Mittel weht der Wind uns zu,
Dies Mutter Erde, dies der Vater Himmel.

Ganz an Himmel und Erde gerichtet sind unter anderen die 159., 160., 180. Hymne des ersten Buches, die 70. des sechsten, die 53. des siebenten. 6, 70 beginnt:

Die sahnereichen, wesenumfassenden, großen, weiten, honigmelkigen, schönen (supeçasâ) Himmel und Erde, durch des Varuna Gesetz gestützt, unalternd, samenstrotzend, nicht versagend, füllleströmend, milchreich . . .

Von 1, 159 lauten die beiden ersten Verse:

Himmel und Erde, den der heil'gen Werke froh'n, den hohen, weisen, will ich Lob und Spende weihn,
Daß götterzeugend, mit den Göttern, gabenreich, sie durch dies Opfer Herrlichkeit und Kraft empfahn! —
Des nie verletzten Vaters und der Mutter That, die große, eigenkräftige, gedenke ich:

Ein weites Land schuf fruchtbar beider Eltern Paar, machte unsterblich durch des Sprößlings Gaben es.

Verleihet uns (so schließt die Hymne) o Himmel und Erde, mit Wohlwollen den segensreichen, hundertfältigen Schatz!

Das Gedicht 1, 160 enthält mystische Beziehungen auf das Opfer, von dem in der Folge die Rede sein wird; es beginnt:

Zwischen Himmel und Erde, den allheilvollen, opferreichen, den Priesterträgern der Luft (ragaso, vergleiche unten), den schönerzeugten beiden Opfern wandelt zwischen Göttinnen ein Gott, Surja (die Sonne), glänzend durch den heiligen Brauch, Vater und Mutter, die weitumfassenden, großen, schützen die Wesen, sobald der Vater gleich zwei kühnen schönen Rossen beide Welten mit Glanz umkleidet hat.

Es schließt:

Himmel und Erde, die wir lobten, möget ihr, die Hohen, hohen Ruhm und hehre Macht uns leihn.

Daß überallhin wir die Stämme reichen sehn, führet uns Stärke, preisenswerthe Kraft uns zu.

1, 185 lautet mit Ausschluß des dritten, achten und neunten Verses:

Welche der beiden früher, welche später, wie sie entstanden, Weise, wer erkennt es?

Sie tragen durch die eigene Kraft das Weltall, es drehn gleich zweien Rädern Tag und Nacht sich.

Sie, zwei, nicht gehend, füßelos, besitzen vielfache gehnde fußbegabte Sprossen.

Stets gleich dem Sohne in der Eltern Schoße, Himmel und Erde, schützet vor Gewalt uns!

Durch Hehres sei'n den Hehren, Leidesfreien, Eltern von Göttern, beiden Welten nah wir;
Das Paar, gesellt dem Götterpaar der Tage, Himmel und Erde, schützet vor Gewalt uns!
Zusammenwandelnd, aneinandergrenzend, Zwillingsgeschwister, jung, im Elternschoße,
Hinreichend an der Wesen Herz und Mitte, Himmel und Erde, schützet vor Gewalt uns!
Die weiten hohen Sitze rufe opfernd, die Götterzeugerinnen spendend an ich,
Schön von Gesicht, Unsterbliches besitzend, Himmel und Erde, schützet vor Gewalt uns!
Die weiten breiten großen fernbegrenzten bitte mit Gaben hier ich und Verehrung,
Die ihr an Glück und Siege reich besitzet, Himmel und Erde, schützet vor Gewalt uns!
Dies Heil'ge sprach zuerst mit gutem Opfer dem Himmel zur Erhörung ich, der Erde,
Sie mögen uns vor Noth und Leiden wahren, Vater und Mutter uns beschützen, hilfreich.
Himmel und Erde, dies Gebet sei wirksam, Vater und Mutter, das zu euch ich rufe,
Seid uns von allen Göttern nah und hilfreich; uns werde Kraft und segensvolle Stärke.

Vgl. hiermit

6, 17, 7: Du hast die weite Erde ausgebreitet, ein großes Werk, du hast den hohen hehren Himmel, Indra, unterstützet; du hast die beiden Welten gehalten, die Götterzeugerinnen, die alten großen Mütter (Eltern) des Opfers.

Und ferner 1, 90, 7. 10, 6, 3. 9, 75, 4. 9, 68, 4. 7, 34,

24. 7, 90, 3. 9, 102, 7. 7, 47, 1. 3, 6, 10: Dieser Priester, in dessen Opfer stets die beiden Welten selbst zum Segen stimmen. Vgl. 1, 149, 2.

Aus der Göttlichkeit, welche der Erde zugeschrieben wird, erklärt es sich auch, wenn, um sie neben dem Himmel zu vertreten, oft (z. B. an den obenangeführten Stellen 67, 3 oder 102, 2) mehr als ein Name genannt erscheint. Denn keine Gottheit fällt ganz mit dem Gegenstande in der Wirklichkeit zusammen, dessen Anschauung zu der Vorstellung von ihrem Dasein, soweit die Götter überhaupt aus der objectiven Außenwelt entspringen, mitgewirkt hat; sondern eine jede ist ein selbstständig vorhanden gedachtes lebendiges Wesen und kann vielfach sein, unabhängig von der Einfachheit des ihr angehörigen und entsprechenden Theiles der Wirklichkeit.

Auch Anderes als die Erde, besonders das Wasser, steht neben dem Himmel oder neben beiden zum Theil gleichfalls in göttlicher Eigenschaft und bisweilen als vollständigere Umschreibung des Begriffes der Welt.

1, 4, 7. Den Schatz vom Meere oder auch vom Himmel her
Bringt uns den vielerbetenen!

1, 34, 6. Gebt uns die himmlischen Heilmittel, die irdischen und die aus dem Wasser.

1, 36, 8. Die Feinde tödtend drangen sie durch die beiden Welten und das Wasser und schufen sich zum Wohnen Raum.

8, 15, 8. Der Himmel mehret deine Kraft, die Erde, Indra, deinen Ruhm,
Die Fluthen auch und auch die Berge heben dich.

1, 151, 9. Nicht der Himmel mit den Tagen, noch auch die Ströme erreichen eure Gottheit, eure Macht.

1401,,13. Stimme, o Agni, in unser Lob; Himmel und Erde und die Ströme mit ihrer Stimme...

Mehrere Hymnen des ersten Buches, von 94 an schließen:

Dies schenken Mitra, Varuna uns reichlich, Aditi, Meer, die Erde und den Himmel.

Besonders wird, um den Begriff des Weltalls zu erschöpfen, eine Dreiheit gebildet, indem zu Himmel und Erde noch das, was zwischen beiden ist (antarixam oder in der Mehrheit antarixâṇi) die Luft, doch als Raum, nicht als Stoff, hinzukommt, welche sich überhaupt von dem Himmel selbst in der Anschauung deutlich unterschieden zeigt. So heißt es unter vielem Aehnlichen:

1, 73, 8. Gleich einem Schatten folgst du jedem Wesen, Füllst beide Welten und die Luft dazwischen.

8, 9, 2. Gewährt den Schatz, der in der Luft, der in dem Himmel, der unter den fünf Menschenstämmen ist.

1, 161, 14 im Himmel ... auf der Erde ... in der Luft, in den Wassern und Meeren.

10, 89, 11. Nächte wie Tage überraget Indra,
Er überraget Luft und Meeres Tiefe,
Des Windes Weite und der Erde Grenzpunkt,
Ragt über Ströme, raget über Länder.

1, 25, 7 heißt es von Varuna:
Er, der da kennt der Vögel Spur, der in den Lüften (antarixeṇa) fliegenden,
Die Schiffe auf dem Meere kennt.

1, 35, 9. Der Schöngeflügelte durchzieht die Lüfte (antarixâṇi).

9, 3, 7. 8. Dem Himmel entlang die Lüfte hindurch.

10, 44, 8. Der Himmel brüllte, machte die Lüfte zittern.

1, 91, 22. Du hast, o Soma, diese Pflanzen alle,
Du dieses Wasser, du die Milch erzeuget,
Die weite Luft (uru antarixan) du hast sie ausgebreitet,
Du hast mit Licht die Finsterniß durchbrochen.

9, 64, 6. Mögen diese Spendungen dem Opferer alle himmlischen und irdischen Güter zuströmen lassen und alle der Luft.

Hier sehen wir zu den beiden von Himmel und Erde gebildeten Eigenschaftswörtern ein drittes, antarixia, aus der Luft zwischen ihnen, gefügt.

Dies Zwischenreich wird sodann ferner in zwei Theile entsprechend der Zweiheit des Himmels und der Erde selbst getheilt, in das Helle, rocanam, und das Dunkel, ragas, beide auch in der Mehrheit rocanâni, ragâṇsi; jenes ist himmlisch, gleichsam Aether, dieses irdisch, Dunst. Erfüllt — heißt es z. B. von Indra —

(1, 81, 5.) Erfüllt hat er den ird'schen Dunst,
Den Glanz verdrängt am Himmel er:
Indra, wie du ist Niemand sonst,
Nicht ward er und nicht wird er sein,
Das Weltall überwuchsest du.

8, 87, 3. Mit Licht das Firmament (suâr, worüber unten) durchstrahlend stiegst du (Indra) zu des Himmels Aether.

Dasselbe 10, 170, 4 an die Sonne. Vgl. auch 1, 50, 4. 49. 4.

1, 14, 9. Von dem Aether der Sonne her führe er alle mit dem Morgenroth erwachten Götter.

1, 105, 5. Ihr Götter, die inmitten ihr
Dort von des Himmels Aether steht.
(Lesart des S. V.)

1, 146, 1. Agni der alle Lüfte des Himmels erfüllt hat.

1, 155, 3. Sein drittes Wesen über des Himmels Aether.

3, 12, 9. In Heldenkämpfen schützet ihr
Indra, Agni, des Himmels Luft.
Hierin that eure Kraft sich kund.

8, 8, 4. Kommt zu uns von der Luft des Himmels her.

8, 8, 7. Selbst von dem Himmelsäther her.

8, 1, 18. Ob von der Erde, oder des Himmels, des hohen, Aether her.

8, 71, 4. In des Himmels äußerstem Aether. S. a. u. 1, 6, 1.

10, 65, 4. Den Himmelsherrn, die Lüfte, Aether, Himmel, Erde, Prithivi stützten sie mit Kraft.

7, 21, 6. Deine Größe umfassen nicht die Lüfte (ragânsi).

1, 84, 1. Dich erfüllt Kraft, wie die Sonne die Luft (ragas) mit ihren Strahlen.

1, 33, 7. An den Grenzen der Luft.

1, 32, 14. Wen sahst als Kämpfer du des Ahi, Indra,
Daß in dein Herz, als er getödtet, Scheu drang,
Und du durch neun und neunzig Ströme setztest,
Wie ein gescheuchter Sperber durch die Lüfte?

3, 58, 5. Durch viele Lüfte kommt herbei!

1, 166, 3. Die vielen Lüfte. Vgl. u. 3, 62, 16.

1, 62, 5. Du hast der Erde Fläche ausgebreitet, o Indra; als des Himmels Unterlage hast du die Luft festgestellt.

8, 77, 5. Du, Indra, der mit Macht hervor
Jenseits der Himmelsenden drang,
Es konnte dich umfassen nicht die ird'sche Luft,
Das Weltall überwuchsest du.
(Z. Th. nach der Lesart des S. V.)

1, 90, 7. Süß seien Nacht und Morgenroth,
An Süße reich der Erdendunst,
Süß sei der Vater Himmel uns.

Wie hier und öfter die Luft mit einem von der Erde entlehnten Beinamen verbunden ist, so findet sich ausnahmsweise auch ein vom Wasser hergenommener 1, 124, 5 (ragasoaptiasja). In dieser und manchen andern Stellen sehen wir das Wort ragas fast gänzlich zu dem Begriff Himmel übergehen.

Aehnlich bedeutend mit ragas ist das seltnere nabhas (1, 167, 5 u. ö.); in den alten Gedichten offenbar auch nâka, welches in der späteren Zeit vorzugsweise für den Himmel als Sitz der Seligen gebraucht und von den Indern etymologisch auf diesen Sinn zurückzuführen versucht wird. Dies Wort findet sich z. B.

1, 19, 6. Die Götter die über dem Aether der Luft (nâkasja) in dem Himmel wohnen.

34, 8. Das über drei Erden von dem Himmel hervorgelegte Luftreich hütet ihr Tag und Nacht.

125, 5. Auf zu des Aethers Rücken schreitend steigt er, der Spendende gelangt zu den Göttern.

9, 85, 11. Den Schöngeflügelten in die Luft aufgeflogenen. Vgl. 10, 123, 6.

7, 86, 1. Der die beiden weiten Welten auseinander stemmte, und das hohe erhabene Luftreich (nâkam ṣvam brihantam) emporhob.

Auf zwar objectiv wirkliche, jedoch nur in phantastischer Form begriffene und ausgedrückte, auch den Dichtern jener uralten Gedichte selbst hinter diesem Ausdrucke nicht verständliche Erscheinungen geht es zurück, wenn Himmel und Erde oder die beiden entsprechenden Reiche der Luft, in bestimmter Mehrzahl vorhanden gedacht erscheinen, wie:

2, 27, 8. Die drei Himmel. 7, 101, 4.

2, 27, 9. Drei himmlische Aether.

5, 69, 1. Drei Aether, drei Dünste und drei Himmel.

1, 149, 4. Die drei Aether und alle Dünste.

Drei Erden und drei Aether werden gegenübergestellt 1, 102, 8.

Der diese sechs Luftreiche (ragânsi) auseinanderstemmte, heißt es 1, 164, 6.

An manchen Stellen ist ragasî (die beiden Lüfte, d. i. Luft und Aether) offenbar ganz in dem Sinne von rodasî die beiden Welten, Himmel und Erde, gebraucht.

So 1, 160, 4. Wohl war vor allen Götterkünstlern künstlerisch,
Der beide Welten (rodasî) zeugte jeden Heiles voll,
Der auseinander beide Lüfte weise maß
Und sie mit Pfeilern, die nicht altern, festete.

4, 42, 36. Die weiten tiefen beiden Lüfte . . . die unermeßlichen. Vgl. hiermit 3, 30, 5.

7, 80, 1. Die Morgenröthe die beide Luftreiche entrollt.

6, 15, 9. In beiden bist du Agni, deinem Amt gemäß,
Als Götterbote schreitend zu der Welten Paar.
Vgl. hiermit 4, 7, 7, wo rodasî steht.

6, 9, 1 f. u.

Schon diese Benennung (zu welcher nabhasî sich ebenso

verhält, wie das obenerwähnte nabhas zu ragas) ist eine Art von mystischer Umschreibung; noch stärker äußert sich das der menschlichen Natur allgemein eigenthümliche Bestreben, aus welchem, um von tiefer verbreiteten Wirkungen auf die Glaubensentwickelung zu schweigen, in den Veden unter Anderem der übermäßige Reichthum von umschreibenden Ausdrücken, z. B. für das Opfer, theilweise zu erklären ist, nämlich jenes, erhabene Gegenstände bloß im Helldunkel der Phantasie zu schauen, wobei die Gesammtwirkung vermischter Vorstellungen nicht durch Sonderung der Klarheit geschwächt wird, in einer ganzen Reihe von Vertretungen durch absichtlich mehr oder weniger unbestimmte Beinamen, die zum Theil sichtlich aus noch gebrauchten Beiwörtern hervorgegangen sind. So wenn es 6, 10, 4 heißt: Der bei seiner Geburt die beiden Weiten, urvî, füllte. Vgl. 6, 47, 3 die sechs Weiten, urvîr. S. a. 10, 14, 6. 128, 5.

Was die in Himmel und Luft vorgehenden Veränderungen und zwar zuerst die physischen betrifft, so werden die Gewittererscheinungen oft geschildert, besonders in zahlreichen Gebeten an die Götterschar der Marutas, und außer Blitz, Donner, Regen, auch die Wolken häufig genannt; ja gewisse Namen des Himmels (daß er deren mehrere führt, ist schon aus den vorher angeführten Stellen ersichtlich) gehen von dem Begriffe Wolken aus, besonders nabhas, das sich in diesem ursprünglichen Sinne in νέφος, nubes, hingegen in einem dem Sanskrit schon gleichen im slavischen nebo, und celtischen nef, neambh, neam wiederfindet. Wir lesen:

1, 32, 13. Nicht schützte Blitz, nicht schützte Donner Ahi —
(die Schlange, welche Indra bekämpft) —
Nicht Regen, den er goß, nicht Ungewitter.

79, 2. Es fallen Güsse (mihas), und es donnern Wolken (abhrâ).

1, 168, 8. Es singen Ströme gegen ihre Keile,
Wenn sie das Wetterwolkenlied erheben;
Es lachen Blitze nieder zu der Erde,
Sobald das Naß die Marutas ergießen.

Der Gott Parganja (siehe auch 5, Hymne 83), ursprünglich wohl derselbe mit Agni [vgl. z. B. 7, 102, 3 mit 7, 15, 1], heißt regenreich (9, 2, 9) und Sohn des Himmels (7, 102, 1). Der Regen selbst heißt aus der Wolke geboren (7, 94, 1) und findet sich mehrfach unter dem Bilde des Ausgießens himmlischer Gefäße geschildert, so z. B. in einem Vers (5, 85, 3), wo von einer unten offenen Tonne gedichtet wird, mit welcher Varuna, der König aller Wesen, beide Welten und die Luft begießt und die Erde mit Regen wie mit Korn benetzt. Vgl. 9, 88, 6.

1, 38, 8. 9. Stiergleich brüllt der Blitz, wie einem Kalbe die Mutter folgt er, wann der Marutas Regen sich ergießt; am Himmel selbst machen sie Dunkel, da Parganja Wasser führt, wenn sie die Erde benetzen.

5, 84, 3. Wann deiner Wolken Blitze des Himmels Regen regnen.

In diesen und ähnlichen Bildern wiederholen sich die Schilderungen der Gewitterstürme häufig, und hiermit ist der Kreis der atmosphärischen oder meteorologischen und im strengsten Sinne physischen Himmelserscheinungen, welcher für die Dichter der Riksanhita Gegenstand der Erwähnung war, beschlossen. Wenden wir die Blicke auf das Reich des Kosmischen, so ist es bekannt [vgl. Roth in Zeller's Theol. Jahrb. 1846, S. 354], wie wenig Aufmerksamkeit in diesen

ältesten indischen Gedichten dem Sternenhimmel zugewendet wird. Namen von Sternbildern finden sich an Stellen, die auf Echtheit auch nur zweifelhaften Anspruch machen können, nicht; außer wenn in der folgenden Stelle (1, 24, 10) das ṛixâs, anstatt allgemein durch Sterne, wirklich mit Bären zu übersetzen und auf das Sternbild dieses Namens zu beziehen ist:

Die Nachts gesehnen hochgesetzten Bären,
Sie sind des Tags wo immer hin gegangen:
Varunas Ordnungen sind unverletzlich;
Der Mond er wandelt durch die Nacht erstrahlend.

Selbst die allgemeine Erwähnung der Sterne ist auffallend selten, obschon der vedische Rest eines mit Stern (welches vielleicht aus Sterl entstanden ist), stella (aus ster-la), ἀστήρ (für στηρ) und den verwandten übereinstimmenden Wortes, nämlich die alleinstehende Casusform stṛibhis, ebenso wie das zendische ctâr, etehr —, açtâr (?), das neupersische achtar, und das im gewöhnlichen Sanskrit gebrauchte abgeleitete târa (für stâra), welchem im Neupersischen sitâra entspricht, von dem weit höheren Alter der Benennung Zeugniß ablegt, deren Sinn den aus derselben Wurzel weiter fortgebildeten Wörtern strahlen, ἀστράπτω, blitzen, ἀστραπή, ἀστεροπή, στεροπή, Blitz, noch zu entnehmen ist. Unter Anwendung des eben erwähnten Wortes heißt es z. B.:

1, 68, 56. Den Himmel schmückte mit Sternen Agni.
(Vgl. 87, 1. 166, 10.)

Aehnlich heißt es, jedoch mit einem anderen Worte (naxatrebhis): 10, 68, 11. Wie ein schwarzes Roß mit Perlen, so schmückten die Väter den Himmel mit Sternen.

Ebenso in der 50. Hymne des ersten Buches, welche den Aufgang der Sonne (sûria, sûrja, sûra) schildernd, also beginnt:

(Vers 1—5) Empor von Bannern wird der Gott,
Der Glanzgeborne, nun geführt,
Zu Aller Anblick, Suria.

Weg schleichen jenen Dieben gleich
Die Sterne mit den Nächten sich,
Damit allsichtbar Sura sei.

Der Sonne Banner zeigen sich,
Die Strahlen, die die Welt entlang
Auflodern Feuerflammen gleich.

Rasch bist du, sichtbar Jeglichem,
Du schaffest Helle, Suria,
Am ganzen Aether glänzt dein Schein.

Entgegen gehst der Götter Volk,
Entgegen du den Menschen aus,
Entgegen Allem, licht zu schaun.

Die Sonne selbst scheint Stern genannt zu werden, wenn nicht vielleicht naxatram an den folgenden Stellen anders zu übersetzen ist:

7, 81, 2. Empor zugleich entsendet Helle Suria,
Er steigt, ein lichter Stern, empor.

10, 156, 4. Den Menschen Licht bereitend hast
Du Suria, den ew'gen Stern,
O Agni, himmelan geführt.

Vgl. 7, 86, 1.

Aehnliches wie von den Sternen gilt auch vom Monde. Er führt den in Mond und Monat, mensis, μήν und μείς (für μενς), zend. mâo, perſ. mâh wiederkehrenden Namen mâs (für mant), z. B.:

1, 24, 10. Der Mond er wandelt durch die Nacht erſtrahlend.

10, 12, 7. Die Götter legten in die Sonne Licht, in den Mond die Nächte;

oder candramâs (eigentlich Glanzmond): 1, 102, 2. Damit wir ſehen und vertrauen, Indra, wandeln Sonne und Mond abwechſelnd. 1, 105, 1: Der Mond läuft in den Waſſern, der ſchöngeflügelte, am Himmel empor. Vgl. 8, 71, 8. In des Mondes Haus, 1, 84, 15. Vgl. 10, 85, 19.

Auch hat ohne Zweifel ſchon die indogermaniſche Urzeit die Zeit nach Monden gemeſſen, wie die angeführten Worte beweiſen. Die Zahl derſelben iſt in den Veden zwölf; daß eine Ausgleichung mit dem Sonnenlaufe durch einen Schaltmonat bereits ſtattfand, iſt wahrſcheinlich; dies hängt beſonders von der Deutung des Verſes 1, 25, 8 ab, wo von Varuna geſagt iſt: Er, der —

Die Monden kennt, der Ordnung treu,
Die zwölf, die ſproſſenzeugenden;
Und kennt den, der hinzu entſprießt.

Gegenſtand der Anrufung oder Verehrung iſt (abgeſehen von anerkannt ganz ſpäten Stellen wie 10, 64, 2) der Mond ebenſowenig wie die Sterne; und findet faſt noch ſpärlichere Berückſichtigung. Daß hingegen die Sonne wie in den ſchon oben angeführten Verſen, ſo auch ſonſt unter den mannigfaltigſten Geſtalten als das Ziel fortwährender Betrachtung, Lobpreiſung und Anbetung in den vediſchen Ge-

dichten auftritt, ist fast überflüssig zu bemerken. Ich erinnere, da es unmöglich ist, alles Dahingehörige hier aufzuführen, an die vielfachen Schilderungen der Gestalt der Sonne, ihres täglichen Laufes und verschiedenen Standes am Himmel, wie sie theils unverhüllt, theils unter durchsichtigen Sagenhüllen hindurchblickend wiederkehren; an die häufige Benennung der Sonne als eines Rades (1, 174, 5. 175, 4), wobei an Gestalt und rasche Bewegung zugleich gedacht ist; oder die als Auges (164, 14), wo außer der Aehnlichkeit der Gestalt noch die der Phantasie ursprünglich eigene, Subject und Object vermischende Anschauung des menschlichen und thierischen Auges, wovon erst später die Rede sein kann, und endlich die eben hieraus entspringende besondere Beschaffenheit der Worte caxus, caxas mitwirken, welche auf etwas andere Weise wie das griechische ὄμμα, oder etwa das deutsche „Gesicht", Empfindendes und Empfundenes bezeichnend, zwischen den Begriffen Glanz und Auge in der Mitte stehen. Für den Zweck, den wir hier verfolgen, sind Stellen wie diese von besonderer Wichtigkeit: 1, 7, 3. Indra führte die Sonne am Himmel empor weithin zu schauen; 24, 8. Weit machte Varuna der Sonne Bahn zum Laufe; 105, 16.

Dort jener Pfad der Aditjas
Am Himmel wunderbar gebahnt,
Nicht überschreitbar, Götter, ist,
Nicht, Menschen, sichtbar euch ist er.

Und hierher gehören auch, um von den vielbesungenen Rossen und Wagen der Götter, von dem dreirädrigen, dreibalkigen Wagen der Açvins, der um den Himmel läuft (1, 180, 10) zu schweigen, die drei Schritte theils anderer,

z. B. der Açvins (8, 8, 23), theils und vor Allem Vischnu's (1, 154, 1—3), „welcher die irdischen Dünste durchmessen und die obere Stätte gestützt hat“ (also Himmel und Erde), „dreifach, der Weittretende, schreitend, — auf dessen großen drei Schritten sämmtliche Wesen ruhen — der diese lange hingestreckte Stätte, ein einziger, durchmaß mit dreien Schritten — (155, 5) zwei seiner Schritte, des Sonnengleichen, anzuschauen strebt der Sterbliche, an seinen dritten wagt sich Niemand, nicht einmal die Vögel fliegend, die geflügelten.“

Die Verehrung der Sonne in Beziehung auf den Wechsel von Tag und Nacht ist schon in den erwähnten Liedern zum Theil mitenthalten; aber diese Seite ist von ungemeiner Wichtigkeit und tritt oft zugleich in Formen auf, die den himmlischen Farbenwechsel mit unübertrefflich sinnlicher Lebendigkeit beschreiben; dies ist so häufig, daß es schwer wird, Beispiele zu wählen. So in den folgenden Versen des ersten Buches:

1, 35, 1—4. 9. 11. Ich rufe Agni als den Ersten an zum Heil,
Ich rufe Mitra, Varuna zur Hülfe her.
Ich rufe Nacht, die was sich regt hinunterführt,
Ich rufe Savitṛi den Gott zum Schutze an;

Herzu auf schwarzer Finsterniß genahet,
Hinunterführend Sterbliches und Ew'ges,
Auf goldnem Wagen Savitṛi getragen
Schreitet heran der Gott die Welt beschauend.

Er fährt hinab mit Rossen, fährt hinan die Bahn,
Er fährt mit glänzenden, der Gott, mit gelben,
Heran fährt göttlich Savitṛi von fernem Ort,
Hinweg jedwedes Ungemach verscheuchend.

Den Wagen hat, den perlenüberdeckten
Mit goldnem Joch, der Heilige den hohen
Gott Savitri bestiegen, hell erstrahlend,
Die schwarzen Dunkel, der mit Macht Begabte . . .

Golden von Händen gehet aller Menschen Herr
Inmitten er des Himmels und der Erde Paar,
Weg stößt er alles Leiden, geht zu Suria,
Auf schwarzem Dunkel dringet er zum Himmel an.

Auf jenen deinen alten wohlgebahnten
Staublosen Pfaden in der Luft bereitet
Und trefflich gangbar, Savitri, beschütze
Uns heute, Gott, und halt' in deiner Hut uns!

Ferner 7, 45, 1. 2.

Gott Savitri, der Kleinodreiche, nahe,
Der Lufterfüllende, zu Rosse fahrend,
In Händen haltend Vieles und Gewalt'ges,
Hinunterführend eine Welt und fördernd,

Es dringen seine schmächt'gen hohen goldnen
Arme empor bis zu des Himmels Enden.
Höchst herrlich traun ist hierin seine Größe:
Ihm überläßet Sura selbst das Wirken. [NB.]

4, 13, 4. Mit Rennern kommst du, das Gewebe breitend,
Und streifest, Göttlicher, das schwarze Kleid ab.
Ab legten Surja's Strahlen, der da anstürmt,
Sein Fell gleichsam, das Dunkel in die Fluthen.

Vgl. 7, 63, 1. Aufgeht nun heilvoll Suria allsehend,
Ein Gott gemeinsam allen Menschenkindern,
Des Mitra Aug' und Varuna's, zusammen
Schlug er die Finsterniß gleich einem Felle.

1,115,1—5. Des Götterheeres lichte Spitze nahet,
Das Aug des Mitra, Varuna und Agni;
Himmel und Erde füllt und Luft die Sonne,
Der Odem dessen, was da geht und stehet.

Der Morgenröthe geht, der lichten Göttin,
Suria nach gleichwie ein Mann dem Weibe,
Woselbst die Männer, die die Götter ehren,
Die sel'gen Alter fort und fort entspinnen. [NB.]

Die sel'gen hellen gelben Rosse Surja's,
Die farbenschillernden, lobpreisenswerthen,
Steigen verehrend auf des Himmels Rücken,
Um Himmel und Erde gehn in Tagesfrist sie.

Dies ist die Gottheit Surja's, dies die Größe:
Mitten im Thun zieht Ausgespanntes ein er;
Wenn er die gelben von dem Wagen löset,
Bedeckt sofort Nacht jedes Ding mit Hüllen.

Sodann vor Mitra's und Varuna's Augen
Gewinnt Surja Gestalt im Schoß des Himmels.
Endlos herzu nun seine rothe Herrschaft,
Nun seine schwarze, führen seine Gelben.

In diesem Gedichte zeigt sich der Keim des höchst merkwürdigen Verhältnisses, in welchem die Morgenröthe (uṣas), als lebendig und Göttin, durch die gesammte indogermanische Religion hindurch mit der Sonne steht. Oft heißt sie bestimmter Gattin Suria's (. . . .), sowie Tochter des Himmels (1, 30, 22 u. o.); doch auch umgekehrt der Sonne Tochter (. . . .) oder auch Mutter, und des Himmels Buhle (1, 46, 1). In schwesterlicher Verbindung steht sie mit der Nacht; doch

sind beide darum keineswegs in durchaus menschlicher Gestalt, sondern wenn überhaupt in einer, ebensowohl auch wie ähnlich die Sonne in thierischer gedacht. „Die Götter,“ heißt es (1, 73, 7), „machten Nacht und Morgenröthe von verschiedenem Ansehen und gaben ihnen schwarze und rothe Farbe.“

1, 62, 8. Den Himmel zwiegestaltet und die Erde
Ewig aufs Neue jung, auf eignen Wegen,
Mit schwarzen Nacht, mit rothen Farben Ushas,
Umschreitet nun die eine, nun die andre.

1, 113, 2. Des rothen Kalbes rothe helle Mutter,
Sie kommt, die Schwarze räumet ihr die Sitze.
Verschwisterte, unsterbliche, verbundne,
Zwei Welten wandeln sich die Farbe störend.

Ein gleicher Weg ist beiden Schwestern endlos,
Nun die, nun jene ziehn sie gottbelehrt ihn,
Nicht stoßen sich, nicht stehen still die Holden,
Ushas und Nacht, gleichsinnig, ungleichleibig.
(Vgl. 7, 71, 1.)

1, 96, 5. Nacht und Morgenröthe einander stets die Farbe störend, säugen Ein Junges gemeinsam; zwischen Himmel und Erde golbglänzend leuchtet es.

1, 142, 7. Es mögen hold einander nah
Ushas und Nacht, schönfarbig sich,
Des Opfers hehres Mutterpaar,
Hinlagern auf die heil'ge Streu.
Vgl. 1, 13, 7. 186, 4.

1, 188, 6. Heilvoll erstrahlt das glänzende
Schönfarb'ge Morgenröthenpaar;
Hier mögen beide lagern sie. Vgl. 5, 1, 4.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die beiden Morgenröthen (uṣasau) hier das weibliche Götterpaar von Nacht und Morgen oder Tag und Nacht sind; ähnlich heißt es (1, 185, 1): „Die beiden Tage rollen um wie zwei Räder" und (6, 9, 1) „ein schwarzer und ein rother Tag rollen die beiden Nächte (ragasî) mit den Opfern; Agni, in der Geburt gleichsam ein König, vertrieb mit Licht die Finsterniß."

Die Nacht tritt indessen gegen die Morgenröthe stark zurück, und Anbetung und Verehrung wenden sich fast ausschließlich auf diese; außerordentlich viele Lieder sind an sie gerichtet. Eines derselben (1, 49) beginnt:

Uschas mit seligem Gespann, vom Aether selbst
des Himmels komm,
Laß führen deine Rothen dich her zu des
Tränkespenders Haus.

Anbrechend, heißt es ferner (ebd. 4), bescheinst du mit deinen Strahlen den ganzen Aether (rocanam), und ferner:

1, 48, 15. Wann heute, Uschas, du mit Licht
Des Himmels Pforten öffnen wirst,
So schenke weites, schenke sich'res Obdach uns,
Und, Göttin, rinderreiches Gut!

4, 52, 1. Hervor dort leuchtend läßt das Weib,
Das mächt'ge, um die Schwester rings,
Des Himmels Tochter, blicken sich.

2. Gleich einer Stute licht und roth,
Mutter von Rindern, opferreich,
Ward sie den Rossegöttern Freund.
Vgl. 1, 30, 21.

7, 81, 1. Es naht heran, es leuchtet auf
Des Himmels Tochter sichtbar nun.
Weg stößt mit Licht die Mächtige die Finsterniß,
Und Helle schafft die Herrliche.
Vgl. 7, 78, 2.

1, 124, 5. Dort an des Wasserhimmels vordrer Hälfte
Gewinnet sie, Mutter von Rindern, Lichtglanz.
Sie breitet sich und dehnt sich in die Weite,
Der beiden Eltern Doppelschoß erfüllend.
8. Der ältern Schwester räumt den Schoß die Schwester,
Sie geht hinweg vor ihren Augen gleichsam.
Hervorgebrochen mit den Strahlen Surja's
Salbt sie mit Farben sich wie Kriegerscharen.
Vgl. 1, 117, 1.

1, 113, 7. Des Himmels Tochter, sehet, ist erschienen,
Anbrechend, jung, mit röthlichem Gewande:
Jedweden erdentsprungnen Gutes Herrin,
Ushas, brich an, Heilvolle, hier nun heute!
Nachgeht den Weg sie der Vorausgegangnen,
Voran den Ew'gen geht sie, die da kommen.
Anbrechend ruft empor sie, was da lebet,
Und was nur immer todt ist, wecket Ushas.
Wann wird zusammen sie wohl sein mit Jenen,
Die schon erstrahlt sind, und die noch erstrahlen?
Nachfolget sie den Früheren begierig,
Voran vereinet Andern leuchtend geht sie.
Gegangen sind, die einst den Anbruch schauten,
Die Sterblichen, früherer Morgenröthe;
Nun ist sie da und wird von uns gesehen,

Und Andre kommen, die dereinst sie schauen.
Stets früher angebrochen ist die Göttin,
Und so auch brach die Holde heute hier an,
Und so auch bricht sie an in spätern Tagen,
Unalternd kommt, unsterblich, sie zum Opfer.
Mit Farben glänzt sie an des Himmels Saume,
Es streift die schwarze Hülle ab die Göttin,
Aufweckend fährt mit ihren rothen Rossen
Uschas herzu auf schöngeschirrtem Wagen.
Sie führet Güter mit sich, reich an Segen,
Und hellen Schein gewinnet sie erscheinend.
Der stetigen Vergangnen Letzte glühet,
Und derer die entstrahlen Erste, Uschas.

Hier sehen wir einen Uebergang aus der Einheit der Morgenröthe in eine Vielheit, welche in andern Gedichten gänzlich ausgebildet ist. Das gleiche Streben der Vervielfachung einer Gottheit kehrt in der gesammten Mythologie, nicht bloß der Inder, auch nicht bloß der Indogermanen, sondern aller Völker beständig wieder und bildet die zahllosen Scharen von Göttern, Helden, Ungeheuern, in welchen neben die Welt der Wirklichkeit eine kaum minder reich bevölkerte der Phantasie gestellt ward. Der Versuch, für eine solche Vielheit eine entsprechende in der wirklichen Welt aufzusuchen, muß nothwendig fehlschlagen; und es ist nicht zu verwundern, wenn die wuchernde Masse solcher Gebilde die Weisen des Alterthums verwirrte und von jeder Erklärung abschreckte. Keiner Göttergestalt ist irgend etwas außer ihr vollkommen gleich; selbst Uschas, obgleich ihr Name nichts Anderes sagt, als Morgenröthe, und für die Zeit und Sprache der vedischen Gedichte diesen Begriff ganz und gar vertritt,

kann nicht vermittelst der Anschauung des wirklichen sichtbaren Gegenstandes von uns begriffen werden. Denn die Dinge sind nur so wirklich, wie wir selbst sie anschauen; die Begriffe jener Zeit durch die Wirklichkeit verstehen, wäre daher nichts Anderes, als ihre Anschauung nach der unsrigen ermessen wollen.

Die Vorstellung hat aber keineswegs in einem Zwange der Objecte ihren Ursprung, welche, soweit sie unverändert sind, etwa auch sie sich unverändert gleich erzeugten, sondern eine jede Weltanschauung entspringt zugleich aus einer vorigen, und eine jede vorige ist der Wirklichkeit ferner, und an Antheil inneren Eigenthumes der Phantasie, die uns Irrthum heißet, reicher, da die Phantasie, welche die Vernunft selbst ist, in immer engeren Kreisen um das wesenhaft Wirkliche, das sie erfassen will, herniederschwebt, ohne es jemals allein und völlig zu umschließen. Um wieviel mehr muß nun nicht diese allgemeine Forderung, den Begriffen nicht unsere Objecte als die ihnen schlechthin entsprechenden unterzuschieben, und zum Erklärungsgrund ihrer Entstehung nicht nur eben diese Objecte, sondern auch ihre ursprüngliche und erste nicht zu machen, sondern vorausgehende andere ihre Entwickelung bewirkende Begriffe, von solchen gelten, deren Gegenstände wir nicht bloß verändert anschauen, sondern gar nicht, da wir sie, wie die Göttergestalten, läugnen? In Fällen, wo Götternamen nicht mit dem Namen eines für uns selbst als wirklich vorhandenen Gegenstandes und die Vorstellung von ihnen mit dessen Vorstellung für irgend eine Zeit zusammenfallen, hat die Vernunft bis zu dem Begriffe dieses Objectes einerseits und dem Bilde jenes Gottes andererseits einen doppelten und auseinanderlaufenden Weg

eingeschlagen, und beide können sich unmöglich in einem andern als dem Ausgangspunkte jemals treffen. Dies aber ist in der Mythologie durchaus und überall geschehen oder hat sie vielmehr allein gebildet und geschaffen; denn in ihr entwickeln sich die Götter außer der Welt und fast frei von jeder Berührung der Objecte selbstständig einer aus dem anderen. Eine der folgenreichsten Ursachen solcher Entwickelungen neuer Götter ohne andern Grund als das Vorhandensein anderer früherer ist die Vielnamigkeit dieser; zunächst gilt es nämlich als ehrenvoll für einen Gott, unter vielen Namen angerufen zu werden, da ein jeder von einer verherrlichenden Benennung einer andern großen Eigenschaft ausgeht; sodann aber löst sich der Name unvermerkt als ein selbstständiges Wesen ab, die eine Gestalt spaltet sich in mehrere, wobei das Bewußtsein der Bedeutung des Namens oft so sehr erloschen ist, daß die nun losgerissene Seite jenes Gottes außer Zusammenhang oder selbst im Widerspruche mit ihm steht, wie denn die Leichengöttin bei den Römern libitina Lustgöttin heißt, weil sie Venus, und die Göttin der Geburt lucina die lichte, weil sie Diana war, weßwegen denn auch die etymologische Erklärung des Wesens der Götter aus ihren Namen so oft unmöglich, noch häufiger Quelle von Mißverständnissen und falschen Deutungen ist. Von anderer Art ist die Vervielfältigung einer Einzelgestalt zu Mehrheiten und ganzen Scharen, wie wir sie mit Ushas vorgehen sehen: hier tritt nicht ein Individuum in mehrere, an Namen und Natur einander ungleiche auseinander, deren ursprüngliche Einheit bald vergessen ist; sondern nur die Zahl ändert sich, und aus einem in seiner Art einzigen Wesen wird eine Gattung ähnlicher und verbundener. Bei diesem

Vorgange ist die Möglichkeit einer Rücksicht auf das anfängliche Object in höherem Grade vorhanden; die Morgenröthe z. B. ist offenbar nach den angeführten Liedern wegen ihrer Wiederholung in der Zeit zu einer Vielheit geworden. In andern Stellen fällt freilich ein solcher Grund weg, indem die Morgenröthe eines einzigen Tages als Schar aufgefaßt ist, wie wenn es heißt: (4, 51, 9) Die Morgenröthen kommen, verbergend die dunkle Macht mit hellen; oder: (7, 92, 2) Die Morgenröthen salben sich an des Himmels Enden mit Salben; zu Indra wird gesagt: (1, 6, 3) Licht dem Lichtlosen schaffend, Farbe dem Farblosen, wurdest du zusammen mit den Morgenröthen geboren; und derselbe Gebrauch findet sich in manchen Versen der noch folgenden Gedichte. Dies könnte vielleicht durch die Voraussetzung eines Sprachgebrauchs erklärt werden, welchem Mehrheit und Einheit in diesem Worte gleichgegolten habe, wie wir ohne Unterschied der Bedeutung z. B. Gluten, Gewässer für Glut, Wasser sagen. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß die Neigung zur Verwandlung ursprünglich vereinzelter Göttergestalten in Gruppen und Schwärme allen Mythologien subjectiv eigen ist, und daß die Gründe solcher Vervielfältigungen im Allgemeinen theils der motivirenden, ausgleichenden, verknüpfenden, überhaupt selbstständigen Seite der Sagenbildung angehören, theils in der objectiven Welt wenigstens schlechterdings nicht aufzufinden, oder vielmehr nicht in ihr zu suchen sind. Die Erklärung aller dieser Vielheiten muß von dem Gesetze ausgehen, daß eine jede derselben, welcher Art sie sein möge, sich aus der Einheit entwickelt hat. Auch wird man finden, daß die Einheit entweder der älteren Zeit wirklich noch eigen ist, wie die Muse den alten Theilen des Homer, und bei

den Indern ein Gandherra ...; oder daß in der Mitte einer solchen Gruppe eine Hauptgestalt steht, welche den Gattungsnamen der ganzen Schar vorzugsweise und fast als Eigennamen führt, wie Cheiron der Centaur, Polyphemos der Kyklope. Oft umgibt auch die Gruppe eine Gottheit höherer Art als Gefolge oder in anderer Unterordnung; und alsdann verräth diese Vielheit oder die ihr zum Grunde liegende Einzelgestalt mehr oder minder bestimmt ihren Ursprung durch Ablösung aus eben jener sie führenden Gottheit oder einer anderen, die mit dieser sonst als Einzelwesen verbunden gedacht zu werden pflegt. So sind die Angaras Niemand als Agni, welcher Angiras in der Bedeutung von rasch heißt, wie auch Ushas angirastama, die rascheste; die Maruta Rudra; die Ribhu Indra; bei den Griechen die Erinnyen Demeter Erinnys, als Todtengöttin, und ebenso wohl auch die Keren oder die Ker, die Moiren oder die Moira; die Nymphen Artemis (beide Namen bedeuten die Jungfrau), desgleichen die Musen, die mit Apollo jenen ähnlich verbunden sind, und die Amazonen oder deren Königin; die Chariten sind Aphrodite als Göttin der Huld, d. h. Fruchtbarkeit, denn χαίρω geht gleich dem entsprechenden lateinischen Stamme gra — vom Wachsen, Gesegnetsein aus, wie noch χαῖρε zeigt; die Satyrn ebenso wie Seilenos Dionysos; die Kyklopen oder der Kyklope Polyphemos Hephaistos. Wie sehr noch in später Zeit der gleiche Trieb geherrscht hat, zeigen die aus Eros sich entwickelnden Eroten. Doch ich kehre von diesen Quellen der Göttervielheit, deren Betrachtung die Geschichte der Religionsbildung der ganzen Menschheit umfassen würde, zu den Darstellungen der Ushas, sei es als Einheit oder Mehrheit, in einigen ferneren Stellen der Rigvedasanhita zurück.

1, 92, 1. Die Morgenröthen sehet dort; sie zeigen sich;
Licht an des Himmels (ragaso) vordrer Hälfte strahlen sie . . .
2. Die flammengleichen Strahlen fliegen leicht empor;
Sie schirren rothe leichtgeschirrte Kühe an . . .
4. . . . Jedwedem Wesen Licht bereitend brach herein,
Wie Kühe aus der Hürde, aus dem Dunkel sie.
5. Ihr Glanz, der glutenrothe, ist erschienen,
Sie tritt hervor, die schwarze Macht verdrängend;
Wie Farbe die den Pflock bestreicht im Opfer,
Gewinnt des Himmels Tochter bunte Helle.
11. Des Himmels Enden öffnet sie, erwachet,
Und treibet ihre Schwester in die Ferne;
Die Menschenalter allgemach verändernd
Glänzt sie ein Weib mit des Geliebten Lichte.
12. Herdenverstreuend gleichsam; hell und heilvoll,
Gleichwie das Meer die Woge strahlt sie weithin;
Der Götter Ordnung nimmermehr zerstörend
Erscheint sie sichtbar mit des Surja Strahlen.

Das Bild des fünften Verses bezieht sich auf den Opfergebrauch, welcher auch Rv. 3, 8, 1 erwähnt und in dem Aitareja-Brahmana (2, 1—7) [N. Nirukta von Roth, Einl. S. XXXIII ff.] geschildet wird, ein Holz von acht Kanten mit Butter oder einem ähnlichen aus Milch bereiteten Stoffe zu bestreichen (anǵ). Nicht ohne tiefen Grund, so auffallend es auch auf den ersten Blick für uns scheinen kann, wird die Morgenröthe mit dieser Salbe verglichen: das Holz, welches die Götter umgekehrt in die Erde gruben, und das zur Zeit des Opfers wieder aufgerichtet wird, ist ein Bild der Sonne, welche mit dem Theile, welchen sie beim Unter-

gange abwärts in die Erde senkt, aufwärts gerichtet aufgehet, die Salbe aber eine Darstellung der Morgenröthe selber; und da für das Bewußtsein des Dichters dieser Zusammenhang verloren, die Aehnlichkeit aber noch einleuchtend und genügend war, so vergleicht er mit einer die gesammte menschliche Religion bis auf den heutigen Tag durchziehenden Umkehr den Gegenstand der Anbetung, ohne es zu wissen, mit dessen Bilde.

6, 64, 1. Empor sind segensvoll die Morgenröthen
Nun flammend, lichten Wogen gleich, gestiegen.
Leicht gangbar macht sie Alles und wohlwegsam,
So kommt die Holde, Heil- und Gabenreiche.

2. Du wirst gesehen, Selige, scheinest weithin,
Auf flog dein heller Strahlenschein zum Himmel;
Glänzende Ushas, du enthüllest, Göttin,
Die du mit Flammen leuchtest, deinen Busen.

3. Gefahren wird von röthlichen, von hellen
Stieren die reiche, die sich weithin breitet;
Gleichwie ein tapfrer Schütze Feinde jagt sie,
Scheuchet das Dunkel wie ein rascher Sprenger.

1, 123, 6. Nun laßt die Opferspende sich erheben,
Nun steigen auf die rothen Feuerflammen.
Ersehnte Güter, die die Nacht verborgen,
Enthüllen strahlend nun die Morgenröthen.

7. Es geht der eine, und es kommt der andre,
Zwei Tage von verschiednen Farben wandeln,
Es birgt die eine des Umlagrers Dunkel,
Ushas erglänzt mit flammenrothem Wagen.

8. Sich ähnlich heute und sich ähnlich morgen
Verfolgen sie Varuna's lange Stätte.

Durch dreißig Strecken ziehn sie unverbrüchlich,
Eine und eine täglich um das Opfer.

9. Sie kennet wohl des ersten Tages Gabe,
Und licht und roth entspringt sie aus dem Schwarzen.
Den hehren Ort verfehlt das junge Kind nicht,
Und Tag für Tag dem heil'gen Werke naht sie.

10. Jungfrauen gleich an Leibesschöne herrlich
Gehst du zum Gotte, Göttin, der dich liebet.
Erstrahlende vor Allen jung und lächelnd,
Enthüllest deinen Busen du dem Blicke.

11. Dem Mägdlein, das die Mutter wusch, vergleichbar,
Enthüllst du deinen Leib und machst ihn sichtbar.
Selig bist Ushas du, aufleuchte ringsum.
Nicht kamen andre Morgenröthen gleich dir.

12. An Rossen reich, an Rindern reich, allheilvoll,
Einher sich stürzend mit des Surja Zügeln
Gehen vorbei sie, wieder dann herbei sie,
Die Morgenröthen, hehre Gaben führend.

In diese Schilderungen des Morgenhimmels mischen sich oft die der Flammenerscheinung des Feueropfers, welches täglich in der Frühe noch während des Dunkels entzündet wird und durch seine unverbrüchliche Wiederkehr bei völliger Vergessenheit des Ursprunges beinahe als selbstständige Naturerscheinung wie der Tag selber angesehen, ja als Gott verherrlicht wird. Deine Flammen, wird in diesem Sinne Agni (1, 36, 3) angeredet, rühren an den Himmel —

6, 2, 6. Dein Rauch der lichte dringt empor
Röthlich gen Himmel ausgestreckt.

7, 3, 3. Auf steigen deine Flammen, die nicht altern,
Agni, des Neugeborenen, entzündet;

Ein rother Rauch gehst du empor zum Himmel,
Als Bote gehst du Agni zu den Göttern.

7, 16, 3. Empor stieg, indeß er das Opferfett empfing,
sein Glanz, empor der rothe himmelberührende Rauch;
die Männer zünden Agni an.

1, 143, 2. — durch seine Macht und Größe, des Entzündeten,
Erleuchtet Glanz des Himmels und der Erde Paar.

1, 157, 1. Agni ist erweckt, aus der Erde aufgeht Suria,
Ushas die Hohe Gelbe ist angebrochen.

5, 1, 1. Erweckt ist Agni durch der Menschen Zünden
Vor Ushas, die da einer Kuh gleich nahet;
Gleich Scharen, welche auf vom Zweige steigen,
So strahlen seine Flammen auf gen Himmel (nâkam).

Wenn wir zu den zahlreichen Liederstellen, in welchen der Himmel und die himmlischen Erscheinungen in denselben Grenzen und auf ähnliche Weise wie in den bisher angeführten Beispielen erwähnt, dargestellt, besungen und verehrt werden, noch diejenigen hinzuzählen, in denen die gleichen Anschauungen nur mittelbar zum Ausdrucke gelangt und unter der Hülle unwillkürlich entsprungener und mitten in ihrer Entstehung unbegriffen geglaubter Phantasiegestalten verborgen sind; so würde von dem ganzen Inhalte des Buches, von welchem wir hier reden, wenig oder nichts übrig sein, was nicht gleichfalls zu jenen Beispielen gefügt werden könnte. Muß es nun nicht auffallen, wenn in Schriften, die, man kann wohl sagen, ganz der Betrachtung des Himmels gewidmet sind, und zwar fast mit Ausschluß seiner nächtlichen

mond- und sternenhellen Erscheinung, und noch mehr alles Astronomischen, wenn man nicht die Erwähnung der Mondenzahl oder der Zahl 360 als Beziehung auf die Tage des Jahres (1, 164, 48) so nennen will, und in welchen daher der Tageshimmel in Beziehung auf seinen unmittelbaren Anblick von so großer Bedeutung sein muß, gleichwohl seine blaue Farbe niemals erwähnt oder angedeutet wird? Und dieses umsomehr, als zwischen den ächten Theilen des Rigveda und denjenigen, deren Aechtheit angezweifelt werden kann, hierin kein Unterschied stattfindet, sondern das Gleiche auch für die offenbar unächten Verse und Gedichte gilt.

Im Avesta ist der Umfang der betrachteten himmlischen Erscheinungen, besonders auch die Werthlegung auf Mond und Sterne, bedeutend größer, sowie denn überhaupt der Standpunkt dieses Buches reflectirter und in jeder Hinsicht weniger alterthümlich als der der Vedalieder ist. Dennoch gilt in Beziehung auf die Farbe des Himmels auch hier Dasselbe.

Was die Bibel betrifft, so kann ich es füglich unterlassen, die Wichtigkeit, welche daselbst auf alles Himmlische gelegt, die Bestimmtheit, mit welcher von dem Himmel, den Wolken, von Sonne, Mond und Sternen an unzähligen Stellen gesprochen wird, ins Einzelne zu verfolgen; von dem Himmelblau ist nirgends die Rede.

Der Koran liegt eigentlich, was die Zeit seiner Entstehung betrifft, dem Kreise der bisher betrachteten Bücher äußerst fern, denn auch von deren verhältnißmäßig jungen Theilen trennt ihn noch ein Jahrtausend. Doch waren die Araber damals noch nicht lange unter dem äußeren Einflusse fremder Bildungen aus dem Schlummer erwacht, in welchem

die Völker lange, und das eine wohl Jahrtausende länger als das andere, dahinleben, und aus einem Zustande der Gleichgültigkeit gegen die Umgebung und darum auch Bedeutungslosigkeit für sie und die Geschichte gerissen worden, der sich vielleicht nur einmal in der Menschheit selbstständig unterbrach und in kleine Anfänge selbstbewußter Weltanschauung umschlug, die seitdem, und innerhalb des unserem Wissen von der Vergangenheit zugänglichen Zeitraumes, immer nur wie das Leben selbst von Hand zu Hand gehend sich über die Erde zu verbreiten, nirgends mehr aus sich selbst erzeugt zu werden, und nirgends allzulange in einem und demselben Volke ihr Wachsthum ununterbrochen fortzusetzen scheint. In dem Augenblicke, als die Araber diesen durch die Welt gehenden Kelch der Erkenntniß aus den Händen ihnen verwandter Völker empfingen, war die Culturkraft der alten Völker in jenen Gegenden, ebenso wie in Europa, längst gebrochen, und keine mächtige Einwirkung auf die Einfachheit des Lebens drängte die des Denkens von außen her aus ihrem Kreise. Darum ist, wenn manche Kennzeichen unentwickelter Vernunftzustände sich in später Zeit hier wiederfinden, dies nicht sehr zu verwundern.

In der allgemeinen sittlichen, religiösen und geschichtlichen Anschauung, sowie im Ausdrucke selbst schließt sich der Koran, aus mehr als einem Grunde, enge an die biblischen Schriften an, und so trifft er denn auch in den hier zu untersuchenden Gesichtspunkten vielfach mit ihnen überein. Wie sie kennt er keine andere Bezeichnung für die Welt, als die Umschreibung durch Himmel und Erde; denn al-'âlamîna (gen. pl.) heißt hier noch nicht Welten, sondern Zeiten, Geschlechter, Menschen, und scheint überdies aus dem

aramäischen alemin (pl.) nur entlehnt zu sein. Der Himmel heißt in dieser ganz außerordentlich häufigen Verbindung meistens as-samâvâtu, in der Mehrheit [doch auch in der Einheit z. B. 27, 76]; so z. B. Sura 55, Vers 33:

„Könnt ihr aus den Grenzen von Himmel und Erde gehen, so gehet!" —

63, 7. Gottes sind die Vorrathskammern von Himmel und Erde.

So lange Himmel und Erde dauern (d. i. ewig). 11, 108. 109.

Die Breite des Gartens (der Seligen) ist die von Himmel und Erde. 3, 133 (pl.). 57, 21 (sing.)

3, 4. Weder in der Erde noch in dem Himmel.

Die Hinzufügung von: und was zwischen beiden (wie 19, 62. 21, 16. 44, 7. 78, 36) ist dem Hebräischen fremd; daneben findet sich seltener: Himmel und Erde und was in beiden, z. B. 5, 129.

Während ferner in den biblischen Büchern für die Vögel in der Luft, die Vögel des Himmels gesagt zu werden pflegt, heißt es hier 16, 79 [81]: „Sehen sie nicht auf die Vögel, getrieben in der Luft des Himmels (ġavvi-ssamâï); Niemand hält sie, als Gott" . . . Dies ist ein ganz ähnlicher Gebrauch wie der chaldäische des Wortes avvêr, welches aber wie das syrische ojar entlehnt, und das griechische ἀήρ ist; denn jenen hebräischen Ausdruck gibt die zweite chaldäische Uebersetzung zu 1 Mos. 1, 26 ebenso mit: die Vögel in der Luft des Himmels (avver schemajja) wieder, und während es 1 M. 1, 20. im Texte heißt: Vögel, welche über der Erde an dem Gewölbe des Himmels fliegen, sagt eben jene Uebersetzung: auf der Luft des Himmelsgewölbes. Die Vögel sind

als Bewohner des Zwischenreiches auch Sura 24, 42 betrachtet, wenn es heißt: „Gott loben die Wesen im Himmel und auf der Erde und die Vögel.“

Die Anschauung von Wettererscheinungen im Luftreiche ist aus folgenden Stellen zu ersehen:

24, 44. Siehst du nicht, daß Gott Wolken (sahâbân) ziehen läßt, dann sie vereinigt, dann sie in Haufen thürmt, und du siehst den Regen aus ihrem Schoße hervorgehen? Und er sendet von dem Himmel Berge mit Hagel herab und trifft damit, wen er will, und hält ihn fern, von wem er will. Fast raubt der Glanz seines Blitzes die Augen.

2, 19. Wie Regengüsse vom Himmel, unter Finsterniß, Donner und Blitz . . .

20. Fast blendet der Blitz die Augen.

24, 41. Oder wie Finsterniß auf hoher See: es decken ihn Wellen, über welchen Wellen, über welchen Wolken; Finsterniß über Finsterniß; wenn er seine Hand ausstreckt, so sieht er sie nicht.

13, 14. 15. Er ist es, der euch den Blitz sehen läßt, zu Furcht und Hoffnung, und die belasteten Wolken heraufführt. Der Donner lobet ihn ob seines Preises, und die Engel aus Furcht vor ihm. Er sendet Wetterkeile ('ṣṣavâïqa) und trifft mit ihnen, wen er will.

30, 24. Seiner Zeichen eines ist: er läßt euch den Blitz sehen, zu Furcht und Hoffnung, und sendet Wasser vom Himmel herab, die Erde nach ihrem Tode zu beleben.

2,166. Siehe, in der Schöpfung des Himmels und der Erde und dem Wechsel von Tag und Nacht, und den

Schiffen, welche auf dem Meere führen, was den Menschen nützet, und dem Wasser, welches Gott vom Himmel sendet, die Erde nach ihrem Tode zu beleben, auf der er Thiere aller Art verstreuet, und in dem Zuge der Winde in den Wolken, welche zwischen Himmel und Erde frohnen, sind wahrlich Wunder für Menschen, welche denken. Vergl. auch 14, 31.

7, 58. Er sendet die Winde als Boten vor seinem Erbarmen, bis sie eine beladene Wolke führen, von uns geschickt zu einem todten Lande, Wasser durch sie herabzusenden, damit Früchte aller Arten sprossen.

30, 48. Gott ist es, der die Winde sendet, und diese jagen die Wolke, und er breitet sie am Himmel, wie er will, und theilt sie in Stücke; dann siehst du den Regen aus ihrem Schoße strömen, und wann er von seinen Dienern damit trifft, welche er will, so sind sie erfreuet. Vgl. 35, 9.

23, 18. Wir sendeten von dem Himmel Wasser mit Macht herab und ließen es auf der Erde ruhen. Vgl. auch 2, 22. 6, 100. 10, 25. 13, 19. 15, 22. 16, 10. 65. 22, 64. 23, 19. 25, 49. 27, 61. 35, 27. 39, 21. 50, 8 u. s. w.

6, 6. Wir hatten jenen auf der Erde eingegeben, was wir euch nicht eingegeben haben, und den Himmel sendeten wir in Strömen über sie, und Flüsse ließen wir zu ihren Füßen fließen.

Was von der Fluth des Noah 1 M. erzählt wird, lautet hier, 54, 11. 12: Wir öffneten die Pforten des Himmels mit dem strömenden Wasser, und aus der Erde ließen wir Quellen hervorbrechen.

46, 24. Und als sie die Wolke ihnen zugekehrt (âridân) ihrem Thale gegenüber sahen, sagten sie: sie ist uns zugekehrt, um uns Regen zu bringen.

27, 88. 89. An dem Tage, da in die Posaune gestoßen werden wird ... wirst du die Berge, die du so hart glaubst, zergehen sehen, gleich dem Zergehen der Wolken.

2, 210 [207]. Warten sie etwa, daß Gott wie die Engel in Hüllen von Wolken (gamâmi) zu ihnen komme?

Ein neuer Gegenstand, der in keinem bisher erwähnten Buche noch genannt worden war, tritt uns hier zuerst entgegen, „der Dampf in der Wüste, der dem Dürstenden Wasser scheint, bis, wann er hinzukommt, er in ihm gar Nichts findet.“ (24, 40). Das Wort sarâbun, welches diesen um die Mittagszeit bei großer Hitze, fließendem Wasser ähnlich, in der Wüste ziehenden Dampf, eine der Fata Morgana verwandte Erscheinung, bezeichnet, heißt (in der entsprechenden Form scharab) im Hebräischen (Jes. 35, 7. 49, 10) nicht dies (wie Gesenius glaubt), sondern nur Glut dürrer Gegenden, gleichfalls mit Beziehung auf Trockenheit und Durst; ähnlich die verwandten aramäischen Wörter und mehrere nahestehenden Wurzeln. Dieses Wüstenbild hat Benfey im Rigveda (8, 4, 3) in dem Worte iriṇa zu finden geglaubt, indem er übersetzt:

„Sowie der Leu, wenn durstig, eilt
Zum wasserschimmernden Wüstenbild.“
(S. V. I. 3, 2, 1, 10.)

Allein weder der Zusammenhang noch der gewöhnliche Gebrauch des Wortes, welches sonst Wildniß (nach Böhtlingk und Roth), hier und an ähnlichen Stellen Bach, Rinnsal

heißt, machen diese Bedeutung wahrscheinlich; es muß vielmehr wohl, indem iriṇa dem Sinne nach etwa mit dem arabischen vâdin (hebr. nachal) übereinkommt, heißen: wie der dürstende Büffel zu einem unter Wasser getretenen Waldthal hinabläuft . . . [In Betreff des spätern Wortes mṛigatṛiṣṇâ, — triṣṇikâ, eigentlich Wilddurst, ist die Frage, ob hier wirklich eine die Thiere täuschende Dürre gemeint sei, von geringerer Bedeutung.] Einfache, mit den Thieren vertrauter stehende Völker irrten sich schwerlich so sehr über deren Natur, zu glauben, daß sie gleich Menschen durch Spiegelungen optisch zu täuschen wären; denn in Wirklichkeit kann dies unmöglich geschehen, da die reizende Wirkung der Dinge auf thierische Triebe gar nicht, wie auf uns, durch das Gesicht vermittelt wird. Auf die Menschen wirkt in der Liebe vor Allem Schönheit; aber für die Thiere treten ausschließlich an deren Stelle sinnlich reizende Gerüche. Daher ist die Verwunderung über die Leichtigkeit wenig gerechtfertigt, mit welcher die Geschlechter niederer Thierarten einander finden, ohne weder von der wechselseitigen, mitunter so großen Verschiedenheit ihrer Gestalt, noch von uns täuschenden Aehnlichkeiten der Individuen beirrt zu werden; denn wie sehr es sich in diesen Reichen um eine Welt bloßer Gerüche handelt, und zwar bis in die tiefsten Bildungen hinab, zeigt schon der Versuch, so daß wir die gesammte thierische Phantasie gleichsam von Geruchsgestalten anstatt der sichtbaren bevölkert denken dürfen. So heißt es denn auch der Wahrheit und Natur getreu in den Büchern des Avesta:[1] . . . . .

[1] Es ist vermuthlich folgende Stelle des Vendidad gemeint: (IX. 108) „Der sich reinigende Reine — nach dem Tode fürchten die schlechten, Uebles wissenden Daevas so seinen Geruch, (109) wie ein

und nicht bei dem Anblicke des Wolfes, wie wir zu sagen nicht abgeneigt sind. Und ebenso spricht ein neuer Beobachter von dem Kameele, wo er die schreckenerregende Haltung desselben im Augenblicke seiner Wildheit schildert: „Diese letztere Haltung nimmt das Thier an, wenn es die Durstzeit von 10—25 Tagen ausgestanden hat, wenn ein Sturm oder verderbender Wind oder ein reißendes Thier von ihm gewittert wird. In diesem Falle nun werfen die Kameele oft die Last ab und rennen entweder zurück, wenn sie einen verderbenden Wind oder Tiger oder Löwen wittern, oder sie rennen nach der Gegend, von der ihnen der Dunst der Wasserquellen zuströmt. Im letzteren Falle halten sie auch oft plötzlich stille und zeigen durch ein anhaltendes Schnauben und Wittern dem Gebieter die Richtung, welche einzuschlagen ist, und wenn er nicht nachgibt, so werden sie störrig.“ (F. A. Kolenati, Die Bereisung Hocharmeniens und Elisabethopols, der Schekin'schen Provinz und des Kasbek im Centralkaukasus, Dresden 1858, S. 120 f.) Auch dem Kameele entgeht also ohne Zweifel die Luftspiegelung, von welcher hier die Rede ist, ganz und gar; und anderen Thieren gewiß nicht weniger. Unter den Menschen aber muß wenigstens ihre Erwähnung in sehr frühen Stufen, wie noch derjenigen, welcher der angeführte Vers des Veda angehört, abgesprochen werden, und der Koran deutet demnach hier auf eine höhere Stufe.

Daß an der Körperlichkeit und Festigkeit des Himmels selbst gegenüber den so eben geschilderten vorübergehenden

von Wölfen umgebenes Schaf sich vor dem Wolfe fürchtet“ (Avesta, übersetzt von Spiegel, Leipzig 1852, I. S. 250).

D. H.

Lufterscheinungen auch im Koran nicht gezweifelt wird, läßt sich erwarten; hierüber, sowie über die sonstige kosmische Weltanschauung dieses Buches, belehrt es uns, indem es sagt:

22, 16. Gott hält den Himmel, daß er nicht auf die Erde falle, außer auf sein Geheiß.

52, 44. Sähen sie ein Stück aus dem Himmel niederfallen, sie sagten: eine dichte Wolke.

34, 9. Sehen sie denn nicht auf das, was über und unter ihnen ist, Himmel und Erde? Wenn wir wollten, so könnten wir die Erde sie verschlingen oder ein Stück des Himmels auf sie niederfallen lassen. Vgl. 17, 93. 26, 186.

19, 89. Fast zerrissen die Himmel um dessentwillen und spaltete sich die Erde und barsten die Berge mit Getöse. Vgl. 73, 17. 84, 1.

2, 22. Er machte euch die Erde zum Teppich, und den Himmel zum Gewölbe.

51, 47. 48. Den Himmel haben wir mit Macht gebaut, ihn weithin wölbend, und die Erde haben wir ausgestreckt, sie trefflich breitend. Vgl. 40, 65.

21, 33. Wir machten den Himmel zu einem wohlgestützten Dache.

13, 3. Gott ist es, der die Himmel erhöht hat, ohne Säulen die ihr sehet; dann erhob er sich zu seinem Throne und zwang Sonne und Mond zum Frohndienste, alle laufen zu dem festgesetzten Ziele. Vgl. 31, 29. 35, 13. 39, 6.

88, 18. 20. Sehen sie denn nicht auf den Himmel, wie er hoch erhoben ward, und auf die Berge, wie sie ge-

pflanzt wurden, und auf die Erde, wie sie gebreitet ward?

79, 27—29. Der Himmel, welchen er erbaute, dessen Giebel er hoch wölbte, dann ihn gleichmäßig theilte, Nacht an ihm dunkeln ließ und Licht an ihm erscheinen.

2, 29. Er ist es, der euch Alles schuf, was auf der Erde ist, dann sich zum Himmel erhob und ihn in sieben Himmel theilte.

65, 13. Gott schuf sieben Himmel und ebensoviele Erden.

17, 44. Ihn loben die sieben Himmel und die Erde und was in ihnen ist.

67, 3—5. Er schuf sieben Himmel dichtgeschlossen, ohne daß du in der Schöpfung des Barmherzigen eine Fuge sähest; wende deinen Blick dorthin, ob du Spalten schauest. Alsdann wende nochmals deinen Blick, er kehrt versagend zu dir zurück und ist ermüdet. Und diesen Himmel hier haben wir mit Leuchten ausgerüstet, und sie zu Wurfsteinen gegen die Dämonen gemacht und ihnen die Strafe der Flammen zubereitet.

71, 15. 16. Seht ihr nicht, wie Gott sieben Himmel dichtgefügt erschaffen, den Mond in sie als Licht und die Sonne als Fackel gesetzt hat?

23, 17. Wir haben in euch sieben Wege geschaffen.

78, 11. 12. 13. Haben wir nicht in euch sieben Festen gebaut und eine brennende Leuchte dahingesetzt, und aus den Keltern triefendes Wasser herabgesandt?

37, 3—9. Wahrlich, euer Gott ist einig, Herr der Himmel und der Erde und dessen, was zwischen beiden ist, und Herr der Aufgänge. Wir haben den untersten Himmel mit dem Schmucke der Sterne versehen, und

mit Wachen gegen alle widerspenstigen Dämonen. Sie dürfen dem Rathe der Höhe nicht lauschen, von allen Seiten werden sie zurückgestoßen, und harte Strafe trifft sie. Außer dem, der Aufgefangenes erhorchet; doch ihn erreichet glühende Lohe.

15, 16—18. Wir haben Thürme an den Himmel gesetzt und ihn für die Beschauenden geschmückt und ihn vor allen gesteinigten Dämonen geschützt, außer wenn Jemand verstohlen horcht; dann erreicht ihn sichtbare Lohe.

Die Siebenzahl des Himmels findet sich zwar auch in dem Sagenkreise des Talmuds, aus welchem der des Korans fast durchaus hervorgeht; wenn es dort heißt: „es gibt sieben Firmamente" (Chagiga 9, 2.[1] Siehe A. Geiger: „Was hat Mohamed aus dem Judenthume entlehnt," S. 65), so ist das Wort Himmel nur wegen der grammatischen Schwierigkeit seines Gebrauches mit Zahlen, da es an sich Dual ist, vermieden. Dennoch geht diese Vorstellung ohne Zweifel auf arischen Ursprung zurück. Ebenso lauschen auch in den talmudischen Schriften die Dämonen den Berathungen der Höhe oder des himmlischen Gerichtshofes (siehe Chagiga 16, Geiger a. a. O. S. 83, und Gittin 68); ihre Flammenstrafe jedoch ist keine andre, als die in den Veden und dem Avesta vielbesungene, und auch ihre Steinigung darf daher gewiß nicht mit den arabischen Auslegern auf Sternschüsse gedeutet werden.

41, 9. 11. 12. Verläugnet ihr Den, welcher die Erde in zwei Tagen schuf, dann sich zum Himmel erhob;

[1] A. Geiger führt obige Seitenzahl an; wohl ein Druckfehler für 12, 2 (12ᵇ). A. d. H.

dieser war Rauch, da sprach er zu ihm und der Erde: kommet, ob willig, oder wider euren Willen; sie sprachen: wir kommen als Willfährige. Da theilte er die Himmel zu sieben in zwei Tagen und gab einem jeden Himmel seinen Auftrag ein: Diesen Himmel versehen wir mit Leuchten und mit Wachen. Dies ist das Werk des Mächtigen, des Weisen.

Hier ist Himmel und Erde als ein Paar vermenschlicht, und zwar, was die Uebersetzung nicht wiederzugeben vermag, dem weiblichen Sprachgebrauche auch des Wortes Himmel gemäß, als ein weibliches.

21, 34. Er ist, der Nacht und Tag, Sonne und Mond geschaffen hat, alle wälzen sich im Kreise.

41, 36. Von seinen Zeichen sind Nacht und Tag, Sonne und Mond; beugt euch nicht der Sonne und nicht dem Monde, beugt euch vor Gott, der sie geschaffen.

14, 32. Er unterwarf eurem Dienste Sonne und Mond, zwei Emsige, er unterwarf eurem Dienste Nacht und Tag.

7, 55. Euer Herr ist Gott, der die Himmel und die Erde in sechs Tagen schuf, und dann sich auf seinen Thron erhob; er lässet die Nacht den Tag bedecken und sie folget ihm in Eile; Sonne, Mond und Sterne sind durch sein Wort zum Dienste gezwungen; ist nicht sein die Schöpfung und die Herrschaft?

16, 12. 13. Er zwang zu eurem Dienste die Nacht und den Tag; die Sonne, der Mond und die Sterne sind durch seinen Befehl zum Dienste gezwungen; hier sind wahrlich Zeichen für Menschen, welche denken. Und was er auf der Erde für euch hervorgebracht, wechselnd

an Farben, hierin sind wahrlich Zeichen für Menschen, die dessen gedenken.

36, 36—39. Und ein Zeichen ist für sie die Nacht: wir ziehen den Tag von ihr herab, so sind sie im Finstern. Und die Sonne läuft zu einer Ruhestatt, die sie bewohnt, dies ist die Schöpfung des Mächtigen, des Weisen. Und Herbergen schufen wir dem Monde, bis er endlich einem alten Palmenzweige gleich wird. Es steht der Sonne nicht zu, daß sie den Mond erreiche, und die Nacht überholet den Tag nicht, und alle rollen sie im Kreise.

55, 5. Sonne und Mond laufen nach Rechnung — 7. den Himmel erhob er und stellte die Wege.

10, 6. 7. Er bildete die Sonne, um zu scheinen, den Mond, um zu leuchten, und ordnete ihn nach Herbergen, damit ihr die Zahl der Jahre und die Berechnung wisset. In dem Wechsel von Tag und Nacht, und in Dem, was Gott im Himmel und auf Erden geschaffen, sind wahrlich Zeichen für Solche, die ihn fürchten.

2,190. Sie werden dich über den Mondwechsel (alahilati) fragen; sprich: sie sind Perioden für die Menschen und die Wohlfahrt.

6, 97. 98. Er ließ die Morgenröthe hervorbrechen und machte die Nacht zur Ruhe, und Sonne und Mond für die Berechnung; dies ist das Werk des Mächtigen, des Weisen. Er ist es, der euch die Gestirne gemacht, damit ihr durch sie in der Finsterniß des Landes und Meeres geleitet werdet; wir haben deutliche Zeichen bereitet für Menschen, welche denken.

97, 5. Heil ist jene Nacht, bis zum Aufgange der Morgenröthe.

13, 17. Gott verehren die im Himmel und auf der Erde sind, willig und wider Willen; und ihre Schatten des Morgens und des Abends.

25, 46. 47. Siehst du nicht auf deinen Herrn, wie er den Schatten ausdehnt? Wenn er wollte, so könnte er ihn wohl unbeweglich machen. Dann setzen wir die Sonne über ihn zum Führer; dann ziehen wir ihn sanft wieder zu uns ein.

6, 76—80. Wir zeigten dem Abraham das Reich des Himmels und der Erde, denn er sollte von den Wohlbelehrten werden. Als das Dunkel der Nacht ihn überdeckte, sah er einen Stern; er sagte: dies ist mein Herr. Doch als er unterging, sagte er: die Untergehenden will ich nicht. Und als er den Mond aufsteigen sah, sagte er: dies ist mein Herr; doch als er unterging, sagte er: wenn mein Herr mich nicht führt, so werde ich wahrlich von Denen werden, welche irre gehen. Und als er die Sonne aufsteigen sah, sagte er: dies ist mein Herr; dies ist der Größte! Doch als sie unterging, sagte er: Mein Volk, ich sage mich los von eurem Götzendienst; ich wende mein Antlitz zu Dem, der die Himmel geschaffen und die Erde. Vgl. 52, 49.

24, 36. Gott ist das Licht des Himmels und der Erde; sein Licht ist, als ob in einer Mauerblende ein Leuchter wäre; die Leuchte aber in einem Glase, das Glas aber wie ein funkelnder Stern . . .

25, 61. 62. Gelobt sei, der an dem Himmel Thürme bildete und eine Fackel dorthin setzte, und den Mond der leuchte; und Nacht und Tag zum Wechsel schuf für Den, welcher sich dessen erinnern oder dankbar sein will.

Die in diesem Verse erwähnten Thürme (burugu, πύργοι) werden von den Arabern, dem späteren Gebrauche entsprechend, und wohl mit Recht, als Sternbilder verstanden; Namen von Sternbildern finden sich zwar nicht, doch wohl nur zufällig; dagegen ist der Sirius unter dem Namen schirâ erwähnt, 53, 49.

Schon in der Benennung: himmlische Thürme scheint etwas Mystisches zu liegen; an andern Stellen sehen wir das Phantastische sich noch stärker in die Naturanschauung des Himmels mischen. 2, 29 u. s. w.

Die für den jüngsten Tag vorherverkündeten Ereignisse beziehen sich zu großem Theile auf himmlische Veränderungen. So heißt es:

69, 16. Bersten wird der Himmel, und an jenem Tage wird er stürzen.

21, 104. An jenem Tage werden wir die Himmel rollen wie eine Schriftrolle.

Dies Bild ist dem oben aus Jesaia angeführten entlehnt. Vgl. auch 39, 67.

75, 6—10. Der Mensch fragt: wann ist der Tag der Auferstehung? Doch wann das Auge geblendet und der Mond verfinstert und Sonne und Mond vereinigt sein wird; an jenem Tage wird er sprechen: wo ist ein Ort der Zuflucht?

54, 1. Die Stunde ist nah, da der Mond sich spaltet.

77, 8. 9. Wann die Sterne verlöscht und der Himmel gespalten und die Berge entwurzelt werden werden.

81, 1. 2. 3. Wann die Sonne sich einhüllet und die Gestirne stieben und die Berge wandeln . . . 11. und der Himmel herabgestreift sein wird.

82, 1—5. Wann die Himmel zerreißen, und die Sterne fallen, und die Meere tosen, und die Gräber umgewühlt sein werden, dann wird eine jede Seele wissen, was sie gethan und was sie unterlassen.

25, 26. An dem Tage, da der Himmel sich spalten wird mit den Wolken (gamâm) und die Engel niedersteigen.

44, 10. 11. Den Tag, da der Himmel sichtbaren Rauch führen wird, welcher die Menschen decket.

55, 37. Wenn der Himmel sich spaltet und roth wird.

Stellen wie die zuletzt angeführte streifen nahe genug bei dem Gedanken an die Naturfarbe des Himmels vorüber, um das gänzliche Verschweigen desselben dem Scheine bloßer Zufälligkeit noch mehr zu entziehen. Dasselbe läßt sich von einigen anderen Versen sagen, die das Firmament mit großer Anschaulichkeit schildern, z. B.:

53, 7. Er war an dem höchsten Firmamente (ufuqi); dann näherte er sich und kam herzu, und war in einer Weite zweier Bogen oder näher und offenbarte seinem Knechte die Offenbarung. — 81, 22. Er hat ihn am klaren Firmamente gesehen.

Und ebenso liegt, wenn wir die vielfachen oft dunkeln, in dem Koran der Gottheit in den Mund gelegten Schwüre betrachten, in denen nicht wenige sich auf den Himmel oder Vorgänge an ihm beziehen, und wo entweder die schon ge-

schilderten Vorstellungen oder sehr ähnliche wiederkehren; wenn wir beispielsweise bei dem Himmel mit seinen Thürmen (85, 1), bei dem erhabenen Dache (52, 5), bei dem Tageslicht (duchâ) und bei der tiefen Nacht (93, 1. 2), bei dem Untergange der Sterne (56, 77), bei dem Himmel mit seiner Periode (arragi) (86, 11. 12), bei dem Himmel und dem mächtigen, dem strahlenden Sterne (86, 1—3), bei der Morgenröthe (alfagri) (89, 1), bei der hereinbrechenden Nacht (89, 4), bei dem Nachmittage (alaṣri) (103, 1), bei der Abendröthe (alshafaqi), und der Nacht, und was sie trägt, und dem Monde, wenn er getragen wird [gleichsam als Leibesfrucht der Nacht; ich habe versucht, وسق und اتسق so aufzufassen] (84, 14—16), bei der Nacht, wenn sie dunkelt, und dem Morgen (assubchi), wenn er dämmert (81, 16. 17), bei den laufenden und sich verbergenden Planeten (wenn Dschelaleddin [s. Maracci], was indeß nicht wahrscheinlich ist, mit Recht alchunnasi so erklärt) (81, 15); endlich bei dem Himmel mit seinen Strichen (alhubuki) (51, 7) geschworen finden, so liegt die Frage, ob nicht etwa die Bläue des Himmels ein ebenso geeigneter Gegenstand hierzu gewesen wäre, wohl nicht ferne. Alles dies zusammen erwogen berechtigt mit hoher Wahrscheinlichkeit zu dem Schlusse, daß auch der Koran, obschon in einer die Himmelserscheinungen beobachtenden und berechnenden Zeit oder doch einer solchen, welche eine an astronomischer Wissenschaft reiche Vorzeit hinter sich hatte und nicht ohne Einfluß von ihr blieb, entstanden, dennoch, als einem unwissenschaftlichen Volke angehörig [1], sich in diesem Theile der Farbenanschauung von den oben

[1] Mit Bleistift durchstrichene Stelle: (daß sich 37, 89 auf astrologische Beobachtung bezieht, ist möglich). D. H.

betrachteten uralten Schriften wirklich nicht unterscheidet. .

. . . .

Nach diesen an den beiden Völkerstämmen der Semiten und Indogermanen, d. i. dem im Vordergrunde stehenden Drittheile der Menschheit, von welchem wahrhaft alterthümliche Literaturen vor uns liegen, verfolgten Erfahrungen macht es eine allgemeine und zugleich durch äußerlich zwingende Umstände nicht bedingte, sondern eher im Widerspruche gegen vielfache Veranlassungen zu dem Gegentheile aufrechterhaltene Uebereinstimmung unzweifelhaft, daß der Gedanke des blauen Himmels zu der Zahl jener Anschauungen gehöre, die einer naiven Vernunft fremd und unmöglich sind, und auf welche unentwickelte Völker niemals verfallen. Es liegt nahe, den Grund dieser Thatsache in irgend einem den Himmel betreffenden besonderen Verhältnisse aufzusuchen; ihn in den Objecten zu finden, ist freilich unmöglich; denn wenn der Gedanke einer gänzlichen Veränderung der Grundfarbe des Himmels, so daß er einst etwa, wie ihn der Rigveda einmal nennt, goldgelb gewesen, auch minder abenteuerlich wäre, als er ist, womit sollen wir das im Uebrigen herrschende Schweigen über seine Farbe erklären, an welchem noch in einer strenggeschichtlichen Zeit der Koran theilnimmt? Auch ist der Himmel nur das erste und gewisseste, nicht das einzige Object jener Empfindung, von welcher sich in den geschilderten Fernen die Spur verliert. Es wird schwer sein, irgend etwas, das wir blau nennen, mit ähnlicher Sicherheit wie den Himmel der Wahrnehmung aller Zeiten zuzuschreiben; allein wie es sich mit dem Dasein solcher Gegenstände verhalten mag, so müssen wir gleichwohl unter allgemeinem Ausdrucke des Gesetzes nunmehr sagen, daß in allen bisher

dieser Erfahrung zum Grunde gelegten Schriften, den Liedern des Rigveda, dem Avesta, den biblischen Schriften, den homerischen Gedichten, und dem Koran, nicht nur der Himmel nicht, sondern überhaupt nichts blau genannt ist; ja noch mehr, daß es unmöglich gewesen, irgend etwas so zu nennen, da ein Wort für diesen Begriff nicht nur nicht vorkommt, sondern auch nicht vorhanden gewesen sein kann, weil jedes etwa in der Folge für ihn gebrauchte ursprünglich, und damals noch, mit einem andern Begriff verbunden war. Nîla, blau, welches z. B. in der bekannten Fabel des Hitopadeça von dem blaugefärbten Schakal die Indigofarbe bezeichnet,

Anmerk. Die Zendsprache hat bekanntlich kein l, sondern an dessen Stelle häufig r; in dem so nahe mit ihr verwandten vedischen Dialekte findet sich (jedoch nur im Rigveda) zwischen Vocalen ein dem l sehr ähnlicher Laut für das sonst gewöhnliche, dem l etwas angenäherte, sogenannte palatale ḍ der Sanskritsprache; eigentliches l aber ist auch in dem Rigveda auffallend selten; es findet sich in den 191 Hymnen des ersten Buches, also in gegen 2000 Versen, worunter viele Doppelverse, noch nicht hundertmal, eine Zahl, die das r schon in den vier ersten Hymnen, d. i. nur vierzig Versen, beträchtlich übersteigt; und unter den wenigen Stellen, in denen es steht, ist es vielleicht in manchen erst in späterer Zeit mit der damals bekannteren Form vertauscht, ebenso wie z. B. das Wort pâñsura, Raub (R. V. I. 22, 17), bei der im Uebrigen unveränderten Aufnahme des Verses in den Samaveda pâñsula geschrieben wurde; an anderen kann sein Vorkommen eine fernere Stütze der bereits oben gegen die Aechtheit und Alterthümlichkeit gewisser Theile jener Hymnensammlung erhobenen kritischen Zweifel bilden; und in der That fällt mehr als ein Drittel der ganzen für das erste Buch angegebenen Summe auf vier Hymnen von höchst verdächtiger Ursprünglichkeit, die 28., 133., 164. und letzte. Daß aber der Zendsprache und, wie nach dem oben Gesagten wohl hinzugefügt werden muß, auch der vedischen, der Buchstabe l nie eigen gewesen, daß dieser also in den verwandten Sprachen, welche ihn besitzen, nur eine verhältnißmäßig junge Umgestaltung von r sei, muß ich gleichwohl für irrig halten: dem bereits anderswo aufgestellten Kriterium gemäß, haben diese beiden Dialekte den Laut l wahrscheinlich vor der Zeit ihrer Trennung nur vielmehr verloren.

ist schon dem Laute nach dem ursprünglich vedischen Wortkreise fremd (Anm.); nîlalohitam (10, 85, 28) gehört, wie der größte Theil des 10. Buches, einer ganz andern Zeit an, da die älteste auch für den zweiten Bestandtheil des Wortes rohitam gebrauchte; bedeutet indeß auch hier nicht blau, sondern schwarz mit demselben Gegensatze zu roth, den in vielen zum Theil schon oben angeführten Stellen krischna bildet; eben dies bedeutet der gleiche Gegensatz von nîla und lohita noch in den spätesten Theilen der jüngeren vedischen Sanhitas (z. B. Catárudijam X. 47) und wohl auch in dem obgleich sehr jungen 15. Buche des Atharvaveda, wo es von dem Indrabogen heißt: schwarz ist sein Bauch, roth sein Rücken; denn daß dieser Bogen der Regenbogen sei, kann bezweifelt werden: in dem Rigveda ist es der Bogen Indra's nicht; dieses Buch erwähnt vielmehr, wie schon gesagt, den Regenbogen nirgends. Nîlavat (8, 19, 31) wird zwar mit großer Wahrscheinlichkeit, der Annahme der Inder entgegen, von Benfey nach dem Farbennamen nîla erklärt (man vergleiche z. B. den Namen des Berges nîla oder nîlavant in den Purana) [s. Weber, Catrunǵaja mâhâtmjam in den Abh. f. d. Kunde des Morgenl. I. Bd. Nr. 4 S. 19 f.], doch darf auch hier noch nicht bläulich, sondern nur schwärzlich verstanden werden. [Daß schwarz die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nîlas sei, bestätigt auch das ihm entsprechende lateinische niger; denn dieses steht für niher, nihrus, jenes für nihlas, wo las die dem vedischen ras gleiche Endung ist, die sich auch in çuklas, çukras, roth, und in den Formen ρος, er in χλωρός, ἐρυθρός, ruber, ater und anderen Farbennamen findet.]

Schon von Anfang scheint unter schwarz nicht die glän-

zende Farbe, sondern das Dunkel der Nacht oder des Sturmes gemeint gewesen zu sein; und so erklärt es sich, wenn die Worte dieser Bedeutung sämmtlich die Möglichkeit besitzen, welche sich denn zum Theile vollzieht, zu der des Grauen überzugehen. Daher findet sich nîla im Epos (z. B. Nal 16, 17) in Bezug auf den Himmel, anstatt von der blauen, von der grauen, dunkeln Farbe des sturmbewölkten gebraucht. Die vollkommene Aehnlichkeit dieser Entwickelung mit der des griechischen *κυάνεος* ist bemerkenswerth. *Κύανος* ist bei Homer der Stahl, jedoch von der Farbe benannt, wie alle Metalle; daß die des Stahles für schwarz angeschaut ward, zeigt das hinzugefügte Beiwort *μέλανος* (Il. *Λ* 24. 35). *Κυάνεος* heißt an zwei Stellen (Il. *Λ* 26. *Σ* 564) stählern; sonst das Schwarz der Brauen des Zeus und der Hera, der Haare des Hector, der Barthaare des Odysseus; in der Ilias (*Ω* 93. 94) heißt es von dem Trauergewande der Thetis:

— κάλυμμ' ἕλε δῖα θεάων
Κυάνεον, τοῦ δ' οὔτι μελάντερον ἔπλετο ἔσθος.

„Die Göttin nahm eine dunkele Hülle, schwarz wie kein anderes Gewand," wo also *κυάνεος* das tiefste Schwarz bezeichnet. Der Sand auf dem Meeresboden unter der Scylla wird (Od. *Μ* 243) gleichfalls so genannt, um sie desto furchtbarer darzustellen. Am Häufigsten aber ist das Wort vom Wolkendunkel gebraucht, von der Sturmwolke (dreimal in der Odyssee), der Wolke, mit der Apollo unsichtbar macht (zweimal in der Ilias); daher: „die schwarze Wolke des Todes umhüllte ihn" (Il. *Υ* 418); und bildlich (*Δ* 274 ff.): „die Wolke des Fußvolks — wie der Ziegenhirt von ferne eine Wolke sieht, schwärzer (*μελάντερον*) als Pech über

das Meer ziehen, Sturm bringend, so bewegten sich die dunkelen Reihen (φάλαγγες κυάνεαι) geführt von Aias"; ebenso (*Π* 66): „wenn dann die schwarze Wolke der Troer (κυάνεον Τρώων νέφος) die Schiffe umzieht"; wozu die ähnlichen Worte in eigentlichem Sinne Od. *M* 75 zu vergleichen sind.

Die Beiwörter κυανοχαίτης, von Poseidon, und κυανῶπις, von der Amphitrite, könnten auf die Farbe des Meeres bezogen werden; doch ist zu bemerken, daß das Meer in den homerischen Gedichten noch nicht κυάνεος heißt; daß κυανοχαίτης, mit schwarzer Mähne, schwarzem Haare, auch von Rossen (Il. *Υ* 224. Hes. Sc. 120) und einmal (in dem Hymnus auf Ceres) von Hades gesagt ist; und die beiden Beiwörter wollen daher nur die Naturfarbe wirklich schwarzer Haare und schwarzer Augen schildern, wobei die Beziehung auf das Meer höchstens in einer bildlichen Darstellung seines Dunkels durch schwarze Gegenstände bestehen kann. Bei Plato hingegen (Tim. 68) ist κυανοῦν wohl ohne Zweifel dunkelblau, und γλαυκός, ein Farbenwort, dessen Gebrauch der Periode der beiden großen homerischen Gedichte überhaupt kaum zugeschrieben werden darf, hellblau; Aristoteles unterscheidet zwischen der Farbe des Meeres bei stürmischem Südwind, die er κυάνεος nennt, und der dunkeln bei Nordwind. In der Schrift von den Farben (3) heißt es, die Luft, an sich weiß, erscheine um ihrer Lockerheit willen, die sie für das Licht wie für das Dunkel durchsichtig mache, aus der Nähe farblos, aus der Ferne beinahe κυανοειδής. Hesych endlich erklärt κυανόν für eine himmelähnliche Farbe. In derselben Richtung von der Bedeutung schwarz über grau nach blau bewegt sich im Sanskrit noch ganz besonders deut-

Digitized by Google

lich kâla, in weiterem Umfange aber ein Kreis von Wörtern, der sich über die sämmtlichen verwandten Sprachen verbreitet; bei Homer πολιός, grau, von der Farbe greiser Haare (die hier nicht λευκαί heißen), des Eisens, des Wassers, am Häufigsten vom Meere, jedoch ausschließlich in seinem ruhigen, sturmlosen Zustande gebraucht; ähnlich in der späteren Zeit πελλός, πέλειος, und andern [πελός, πελλαῖος]; — πελιός, πελιτνός (πελιδνός), ist das Blau mit Blut unterlaufener Stellen, Bleichheit, Todtenblässe; hier und in den verwandten lateinischen pullus, pallidus, nebst dem deutschen fahl (sanskrit palita, greis, pâṇḍu, bleich) geht die Bedeutung andererseits von grau nach weiß, indem sich die Verneinung einer erwarteten Farbe, sei sie roth oder schwarz, in den Begriff mischt. Dem griechischen κυάνεος entspricht die Bedeutung des lateinischen caeruleus, welches sich an caesius, das stechende grünliche Grau der Augen, anschließt (Anmerk.); dem πελιδνός lividus, luridus; beiden ver-

Anmerk. Caesius darf vielleicht auf das sanskritische çiti zurückgeführt werden, welches wie die im Text erwähnte Wortreihe schwarz und weiß zugleich umfaßt, und z. B. in dem Beiwort schwarz- oder grauhälsig, çitikaṇṭha, das Rudra und Çiva als Feuergötter mit Beziehung auf die dunkele Rauchspitze der Flamme führen, mit nîla in den gleichbedeutenden Beiwörtern nîlakaṇṭha, nîlagrîva (Çatar. I, 7. V. XI, 56 ff. Vgl. Weber Ind. St. II. S. 21 und 37) wechselt.

Mit caesius ist, von den Augen des Löwen gebraucht, γλαυκός gleichbedeutend; dieses findet sich außerdem von den Augen neugeborener Kinder (Arist. de an. gen. 5), mancher Thiere, z. B. der Pferde niedrigerer Art oder weißer Farbe (Plato Phaedr. 253, vgl. Virg. Georg. 3, 82, Ar. ebd. und Probl. ι, 11) und gewisser Völker und einzelner Menschen (Ar. ebd. und Physiogn. 6), z. B. der Scythen (Her. 4, 108), des Augustus, der, wie Plinius sagt, nach Art der Pferde Augen dieser Farbe hatte (Plin. 11, 53. 54); es ist ferner die fehlerhafte Farbe des Auges in staarartigen Krankheiten (γλαύκωμα, Ar. de an. gen. 5); oft ist es Beiwort des Meeres, einmal schon in der Ilias; von Trauben

einigt das deutsche blau, neben welchen eine Reihe mit bl anlautender Farbwörter steht, deren Endpunkte nach der

und Oliven ist es bei den Tragikern (Sophokles und Euripides) gebraucht; die blaue Luft endlich nennt Moschos (II. 144) mit diesem Worte, und Diodor erzählt von den Aegyptern, die der Athene in ihrer Sprache entsprechende Göttin erklären sie für die Luft, und ihren Beinamen *Γλαυκῶπις* daraus, daß die Luft ein bläuliches Ansehen habe, (*ἔγγλαυκον*; die Präposition *ἐν* bezeichnet in Zusammensetzung mit Adjectiven, wie das sanskritische â, z. B. in âvîla, die Annäherung an die Eigenschaft, wie auch in *ἐνερευθής*, *ἔγκιῤῥος*, *ἔμπυῤῥος*, *ἔγχλωρος*, *ἔνωχρος* [Arist. Physiogn. 6]; *ἔμπικρος*, *ἔγγλυκος*, *ἔνσιμος*, *ἐγγλισχρος*, — *γλαυκός* selbst war vielleicht für die Farbe des Himmels ein in der Prosa nicht ganz geeignetes Wort). Ebenso erklärte der römische Grammatiker Nigidius Figulus, ein Zeitgenosse Cicero's und Cäsar's, den entsprechenden Namen Caesia aus caelum, von der Farbe des Himmels, de colore caeli, quasi caelia (Gell. 2, 26, 19).

Cānus, das ganz dem Griechischen *πολιός* entspricht, scheint aus carsnus, dem sanskr. krischṇa, schwarz, entstanden, und sich dem Laute nach zu dem griechischen *κιῤῥός*, blond, von dessen Begriff in der Folge noch die Rede sein wird, zu verhalten, wie ānus für arsnus zu *ὀῤῥός*. In den slavischen Sprachen entspricht dem krischṇa nicht nur tschernyi mit gleicher Bedeutung, sondern auch krasnyi mit einer andern, von dem hier besprochenen Gebiete entfernteren. Auch *κιλλός*, grau, besonders von der Farbe des Esels, gehört unter Wechsel des *ρ* und *λ* wahrscheinlich hierher und vielleicht selbst die obenerwähnten Formen mit *πελ-*, *πολ-*, pal-, pull- gleichfalls, da *κιῤῥός* durch die Nebenform *πυῤῥός* unter die schon oben behandelte Gattung von Wörtern gereiht wird, in denen k- und p-Laute wechseln, ja auch *μέλας* und *κελαινός* widerstreben einer Verbindung mit allen diesen Wörtern nicht völlig. Man vergleiche noch über pallidus das spanische pardo, grau, dunkel, bei Diez, etymol. Wörterb. der rom. Spr. Lividus (livor, liveo) findet sich von der schmutzigen Farbe trüben sumpfigen Wassers; es heißt grau, von verdorbenen Zähnen (Ovid. Met. 2, 776), blau von Trauben, Pflaumen; es ist besonders die Farbe mit Blut unterlaufener, geschlagener oder gedrückter Körpertheile, auch fahl, todtenfarbig, und sehr häufig dem Neide zugeschrieben; auch das Blei führt dieses Beiwort. Livia wird (von Martinius bei Du Fresne) für eine Benennung der wilden Taube nach ihrer Farbe (a livido colore) erklärt, ganz wie *πέλεια*, und hier nähert sich der Begriff des Wortes fast dem Schwarz. Luridus steht in Form und Bedeutung nahe; es findet sich gleichfalls für graue,

schwarzen Seite black, nach der weißen bleich, blaß und blank bilden, und wozu auch blond, d. i. fahl im Gegensatze des Schwarzen, gehört. Alle diese Wörter zeigen, abgesehen von der Bedeutung benachbarter anderer, bei genauerer Verfolgung ihres Gebrauchs durch ihre oft nach Jahrtausenden zählende Geschichte in der Literatur noch mehr oder minder deutliche Spuren eines solchen Ursprungs. Caeruleus (caerulus) z. B. steht vorzugsweise von der Nacht, der Sturm- und Regenwolke, von dem trüben Himmel, von Gegenständen der Todtenwelt und Todtentrauer; Cato nannte so die Farbe der Trauergewänder, ebenso Virgil [3. Aen. 64] und Servius verräth uns die veränderte Gebrauchsweise seiner eigenen Zeit, indem er hierzu ausdrücklich bemerkt, die Alten hätten das Wort in der Bedeutung schwarz gebraucht [vgl. Noris, cenotaphia pisana III. 1 und 5, Burmann zu Val. Fl. 3, 400]; vollkommen gleichbedeutend und wechselnd mit niger, als bestimmter Gegensatz des Weißen findet es sich z. B. bei Lucrez [2, 756 ff.] und Manilius [1, 701—714]. Ferner wird es sehr häufig vom Meere gesagt, wie κυάνεος, dessen Gebrauch dem seinigen oft sichtlich zum Vorbilde dient, und mit welchem es auch den Nebenbegriff des Finstern und Schrecklichen gemein hat; in vereinzelten Fällen steht es von der Farbe des Auges, besonders der Germanen und Celten, und endlich an einigen Stellen, auf welche ich zurückkommen werde, vom Himmel im Allgemeinen.

Was das deutsche Wort blau betrifft, so macht zwar

verdorbene Zähne (Hor. Od. 4, 13, 10); ist Beiwort des Todes und der Todten, der fahlen Farbe der Krankheit und des Schauders; Lucrez nennt so die subjective Farbe der Außenwelt in gewissen Krankheiten 4, 333—337; der Tragiker Seneca den blassen Mond (Med. 790), Plinius die Sonne, wenn sie verfinstert ist (6 ep. 20).

eine althochdeutsche Glosse, welche caerula nox, die schwarze Nacht, durch plauua wiedergibt [Gloss. Flor. bei Eckh. Franc. or. II. 985. Graf III. 239], den Eindruck, aus der Uebersetzung eines lateinischen Dichters entnommen und daher durch Mißverstand des Wortes caerula hinlänglich erklärbar zu sein. Aber gewiß ist, daß blâ —, die altnordische Form des gegenwärtigen dänischen blaa und schwedischen blå, blau, die sich dem Laute nach zu blau verhält, wie grâ — zu grau, und in welcher wohl die alterthümlichste Spur dieses in den gothischen Resten, weil in der Bibel, nicht vorfindlichen Wortes enthalten ist, schwarz heißt. Auch ist es als Bestätigung der durch Literaturbetrachtung dargebotenen Ergebnisse beachtenswerth, daß keines der für die Bedeutung blau angeführten indogermanischen Wörter sich in einer verwandten Sprache in demselben Sinne wiederfindet; wohl aber z. B. nîla dem lateinischen niger und die litthauischen mele, melinas, blau [Pott, Et. F. I. S. 112] dem griechischen *μέλας*, schwarz gegenüberstehen. Auf semitischem Sprachgebiete wird die arabische Wurzel zariqa, vielleicht die einzige des Sprachstammes [N], die diese Bedeutung entwickelt hat, mit ihren Ableitungen zurqâu, azraqu, zurqun, zurraqun, gleichfalls auch für die graue Farbe z. B. des regnerischen Tages, des Augenstaars oder krankhafter Blässe zugleich gebraucht. Im Chinesischen ist hiuan (玄) himmelblau und der blaue Himmel selbst; hiuan ī (衣玄) heißen die Kleider, die der Kaiser nach alten Ueberlieferungen in Nachahmung des Himmels (天法 fa thian) als Oberpriester beim Opfer trug;

eben diese Gewänder, geziert mit dem Bilde eines gewundenen Drachen, sind nach dem Commentare Tschu-hi's unter dem Ausdrucke hiuan kuan (袞 玄) des Liederbuches (Schi-king II. 7, 8, Vers 1, und III. 3, 7, Vers 2) zu verstehen. Allein in einem anderen, der Tradition nach weit älteren Liede (IV. 3, 3, Vers 1) wird die Geburt des Königs Hiuan-wang mit der Herabkunft eines Vogels von dieser Farbe (鳥 玄 hiuan niao) in Verbindung gebracht, welchen Tschu-hi für die Schwalbe (i, 鳦) erklärt, und hier kann also hiuan nur schwärzlich heißen. Ebenso, wenn (II. 8, 10, Vers 1) in einer Klage über Leiden des Krieges und der Züge durch Wüsteneien, gesagt ist: Alles Gras ist gelb (das heißt: welk, wie in der unmittelbar vorausgehenden Ode), und sodann in dem folgenden Verse in gleichem Sinne: Alles Gras ist braun, hiuan, (roth-schwarz, wie der Commentar erklärt). Im I-king oder dem Buche der Wandlungen finden sich unter den dunkeln sogenannten Zuschriften des Tscheu-kung zu den Figuren, die den Grundtext jenes uralten mystischen Buches bilden, auch die folgenden (Zuschrift 5 und 6 zu kuan oder der zweiten Figur): Der gelbe Gurt ist heilvoll — Drachen kämpfen in der Wildniß, ihr Blut ist schwarz und gelb (hiuan hoang). Der dem Confucius zugeschriebene Commentar Siang, der die sämmtlichen Sprüche moralisch deutet, bezieht die gelbe Farbe hier, wie überall, auf die goldene Mitte; die Gebildeten, sagt er, verweilen in der Mitte, die Drachen kämpfen in der Wildniß, ihr Weg ist extrem. Der um Vieles spätere Commentar Wen-jan hin-

Digitized by Google

gegen erklärt den Drachenkampf von einer Vermischung des Himmels und der Erde, denn der Himmel ist blau und die Erde gelb, thian hiuan I ti hoang. Hier sehen wir das Wort als himmelblau verstanden, wie Confucius schwerlich gethan, und was gewiß der Text, wenn er vom Drachenblute spricht, nicht sagen wollte. Die Bedeutung dunkel, verborgen, unbemerkt (Schu-king I. 2), wenn sie anders nicht bloß in Folge der Mehrdeutigkeit des Wortes mit der Farbenbedeutung in hiuan (玄) vereinigt ist, kann nur auf den allgemeinen Grundbegriff schwärzlich führen, und verwandte Wörter, nämlich nach dem besonderen Charakter der chinesischen Sprache, den sie mit der altägyptischen theilt [N], zunächst solche, die gleichlautend gesprochen und nur durch die Schrift geschieden werden, unterstützen die Annahme jener Grundbedeutung gleichfalls. So steht hiuan (駽), ein ganz schwarzes Pferd (Schi-king IV. 2, 2) zu hiuan (玄) offenbar in ganz ähnlichem Verhältniß wie der Laut li in den beiden Schriftformen 驪 (Schi-king IV. 2, 1) und 黎 (II. 1, 6. III. 3, 3. 4), von denen jene ebenfalls ein ganz schwarzes Roß, diese schwarz von Hauptthaar bedeutet. Das Wort hoang (黃), gelb, röthlich, welches ohne Veränderung in Laut oder Schrift auch röthliches Pferd (Schi-king II. 3, 5) heißt, belehrt uns über die ursprüngliche Einheit solcher Doppelformen, denen die Bilder- und

Begriffsschrift, wie wir bereits an einer andern Stelle ausgeführt haben, Selbstständigkeit verschaffen kann.

Es ist also auch für den entlegenen und in der Form der Sprachbildung, wie in seinem ganzen Entwickelungsgange, durch so Vieles von uns getrennten Stamm der Chinesen hohe Wahrscheinlichkeit der Uebereinstimmung in Bezug auf den hier behandelten Begriffsübergang vorhanden; und in der verwandten Sprache der Barmanen zeigt sich dies vielleicht noch bestimmter, denn hier geht nō deutlich aus feucht, schmutzig, dunkel, schwärzlich, in die Bedeutung blau, himmelblau über. In der finnisch-tatarischen Sprachfamilie geht kek, kök, blau, mit welchem Begriffe sich hier auch der des Grünen — wie wir dies auch sonst finden werden — gänzlich vermischt, ebenfalls aus grau hervor: diese Bedeutung hat namentlich im Mandschu . . . . .

Wenn endlich, um eine Sprache nicht zu vergessen, welche zwar europäisch, aber inmitten der ganzen, mit Asien sichtbar zusammenhängenden Hauptbevölkerung von Europa fremd und inselartig vereinsamt ist, auch das baskische urdina die Bedeutungen blau und grau vereinigt, und ubela, uspela, oria, „gelb, blaß .... die dunkle, beinahe schwärzliche Farbe, die bei Stößen und Schlägen entsteht“ (W. v. Humboldt in Adelung und Vater's Mithridat IV. S. 302), ganz dem Begriffe von πελιδνός und lividus entsprechen, so kann nach den bisher dargestellten Analogien über die Art des Ueberganges auch in dieser Sprache, und also eine weitere Allgemeinheit des eben aufgestellten Gesetzes, kein Zweifel walten.

Da nun jeder Entwickelungsvorgang eine Zeit voraussetzt, in welcher er noch nicht vollzogen war, so ist es nicht unerklärlich, wenn in den ältesten Büchern der Indogermanen

und Semiten weder der Himmel noch ein anderer Gegenstand blau heißt, und es folgt hieraus, daß ihre Entstehung hinter die Zeit der Entwickelung dieser Bedeutung in sämmtlichen, zu jenem Farbenbegriff verwandten Wörtern fällt. Wie aber sollen wir das Verhältniß einer solchen Begriffswandlung zu dem Farbensinne denken? Etwa so, daß das Blaue vorher zwar wahrgenommen, aber nicht genannt war? In diesem Falle würde für den Zeitpunkt, in welchem seine Benennung erfolgte, jede Wahl derselben eher zu erwarten gewesen sein, als die eines Wortes, das eine so sehr verschiedene Farbe bereits bezeichnete. Und worin wäre ferner der Grund zu suchen, aus welchem diese, die schwarze, soviel früher zur Benennung gelangt war? Das allmähliche Auftreten des Begriffes blau an Worten, welche von der allgemeineren Wahrnehmung des Dunkeln oder Schwärzlichen vorher zu der Nuancirung des Grauen übergegangen waren, läßt keine andere Erklärung zu, als daß die Farbenanschauung des Blauen sich stufenweise aus der des Dunkels selbst entwickelte, mit dem tiefsten Dunkelblau beginnend, welches anfangs weit mehr, als sich von dem Standpunkte unseres Sinnenzustandes aus begreifen ließe, als bloße Nuancirung des Schwärzlichen, wie außer grau noch braun, gesehen wurde. Dies Verhältniß wird vollständig aus Verwechselungen zwischen schwarz, grau, braun und blau bewiesen, die uns heutzutage kaum verständlich und gleichwohl noch bis in das späte Alterthum herab nachweisbar sind. In der Odyssee werden die Haare des Odysseus mit der Hyacinthblume verglichen, und mit Recht beziehen dies die griechischen Erklärer, denen diese Anschauung nicht so fremd wie uns war, auf die Farbe. In demselben Sinne spricht Pindar von Veilchen=

flechten (P. 1, 1), Veilchenlocken (Ol. 6, 30. Isthm. 6, 23), womit ἰοειδής als Beiwort des Meeres bei Homer (Il. 11, 298. Od. 5, 56. 11, 107), der Quelle bei Hesiod (Th. 3), und ἰόεις, als Beiwort des Eisens (Il. 23, 850), zu vergleichen sind. Und so konnte noch Theocrit, und ihm nachahmend Virgil, die sonngebräunte Farbe eines schönen Antlitzes entschuldigend, sagen, es seien doch auch die Veilchen schwarz (μέλαν, nigra) und die Hyacinthen (Theocr. 10, 28. Virg. Ecl. 10, 39), wie in ähnlicher Absicht Virgil Ecl. 2, 18: Die weißen, alba, Ligustern fallen, die schwarzen, nigra, Hyacinthen werden gepflückt. Und noch Cassiodor erzählt (var. libr. III. ep. 51) von den vier mit Beziehung auf die Jahreszeiten bei den circensischen Spielen angewandten Farben, die grüne sei dem Frühling, die rothe dem Sommer, die weiße wegen des Reifes dem Herbste, die blaue dem wolkigen Winter (venetus nubilae hiemi) gewidmet worden. Die blaue Farbe scheint also noch lange, nachdem die philosophische Betrachtung sie von verwandten Schattirungen geschieden hatte, für die Volksanschauung mit ihnen zusammengefallen und ihre Sonderung von dem Schwarzen, als streng wissenschaftlich und gelehrt, der dichterischen Sprache ebensowenig geboten oder auch nur gestattet gewesen zu sein, als heute die des Himmelblau und Violetten.

Im Gegensatze zu diesen Verwechselungen setzt sich eine ursprünglich aus völligem Nichtbemerken hervorgegangene Gleichgültigkeit gegen die Farbe des Himmels gleichfalls bis in weit jüngere Zeiten, als die der ältesten Literaturanfänge, fort. Daß der Himmel in diesen nicht etwa schwarz im Sinne von blau genannt, sondern seine Bläue gänzlich verschwiegen wird, zeigen die obigen Zusammenstellungen; und

ohne Zweifel geschieht dies aus keinem andern Grunde, als weil dieselbe nicht unmittelbar mit dem Dunkel verwechselt werden konnte, sondern nur durch das vermittelnde Bewußtwerden von dunkelblauen Farbenwahrnehmungen, welches damals noch nicht eingetreten war. Es fehlte also jener Zeit die Vorbedingung zu einer bestimmten Anschauung dieses Objectes, dessen Begriff in ihr nicht vorbereitet und darum nicht minder als etwa der des Gasförmigen unmöglich war. Reizend ist es sodann, das Ringen eines unklaren, der Sprache und Vernunft überall um einige wenige Schritte vorauseilenden Gefühles zu beobachten, wie es mit der noch nicht begriffenen Wahrnehmung einstweilen spielend, dem Geahnten, stets zur Erkenntniß Lockenden, welche indeß, so lange der reifende Augenblick noch nicht erschienen, unmöglich bleibt, hie und da bloß zufällig einen mehr oder weniger nahekommenden Ausdruck leiht.

Von solcher Art scheint die Stelle der Bibel 2. Mos. 24, 11 zu sein: „unter den Füßen Gottes war es wie ein Werk von der Weiße des Sapphirs und wie der Himmel selbst an Reinheit;" welche ein offenbares Streben nach der Bezeichnung der Himmelsbläue verrathen und ihre Wahrnehmung bezeugen würde, wenn mit Sicherheit unter dem Sapphire der blaue Stein dieses Namens, was nicht wahrscheinlich ist, und unter dem Worte libnat (Weiße) auch ein nicht weißer Farbenglanz verstanden werden dürfte [N]. [Libnat wurde in der ältesten Zeit von lebena abgeleitet und Stein oder Ziegelstein erklärt, Jer. Sukka IV. 3, Rabbot 3. M. 18, 3. Hohesl. 4, 8. Targg., LXX, Vulg., Peschito, Sam., Raschi, Abenesra; Saadja und Abulwalid aber erklärten es aus dem Farbenworte laban, weiß. Abenesra nimmt den Sapphir roth an, wegen Klagel. 4, 27, wo menschliche Schönheit mit ihm ver-

glichen wird, und roth parallel vorausgeht; Weiße würde auch hier noch passend sein, aber freilich nicht Bläue.] Eben diese Stelle ist zugleich auch darum bemerkenswerth, weil sich an sie, verbunden mit Ez. 1, 26: „jenseits des Firmamentes über ihrem Haupte war dem Sapphirsteine ähnlich die Gestalt eines Thrones", oder auch mit der ähnlich lautenden Ez. 10, 1 die ältesten deutlichen Erwähnungen der Farbe des Himmels knüpfen. Ein Ausspruch im Namen R. Meïr's, aus der Zeit Hadrian's, mitgetheilt in dem Buche Sifri zu 4. M. 15, 38 (und ähnlich Chullin 89. Menachot 43 b. Sota 17. Rabbot 4. M. 4, 6 ff.) erklärt durch Verbindung jener Stellen die Heiligkeit der Farbe tekelet, „da diese dem Meere, und das Meer dem Firmamente, und das Firmament dem Throne der Gottheit ähnlich sei." Dieselbe Beziehung waltet nach den Comm. ob, wenn es von der Zahl der Schlingen, in welche die so gefärbten Fäden zu flechten sind (Menachot 39), heißt: „sie solle nicht kleiner als sieben, nach den sieben Firmamenten, nicht größer als sieben und sechs, nach den sechs Lüften zwischen ihnen, sein." Auch Josephus [Ant. 3. 8] findet, wie auch Philo [de congr.] in der Anwendung dieser Farbe bei der Priestertracht eine symbolische Darstellung des Himmels, oder in Verbindung mit drei anderen ähnlichen Symbolen der übrigen Elemente, die der Luft, was nach griechischem Sprachgebrauche dasselbe sagt; denn die Griechen seit . . . . gebrauchten luftähnlich (*ἀέριος, ἀεροειδής, ἀερόεις, ἀερίζω*) im Sinne von himmelblau. Ebenso symbolisiren auch die Kirchenschriftsteller [s. Bochart, Hierozoicon V. S. 340]; und das Gleiche wird von den Karäern berichtet [Jost, Gesch. d. Jud. u. s. Sekten II. 307 f.]. Welches aber eigentlich diese Farbe war, und wie stark sie

mit der des Himmels wirklich übereinstimmte, dies zu bestimmen, ist zur Beurtheilung der Farbenanschauung, der sie als Darstellung genügte, wichtig, jedoch auch bis zur Unmöglichkeit schwierig. Es gibt überhaupt für das Reich der Farbe keine Verständigung durch Worte, weil die Sprache sich auf eigentliche Sinnesempfindung als auf etwas schlechthin Besonderes und Individuelles ihrem Wesen nach gar nicht bezieht. Niemals kann ihre stets von wenigen Höhepunkten ausgehende Entwickelung in die unendlich an Zahl und ununterbrochen nebeneinander gereihten Farbenstufen dringen. Noch leichter genügte sie zur Benennung aller vorhandenen Einzeldinge mit eigenen Namen. Doch bleibt die Sprache auf diesem Gebiete, gleichsam einem Nebenzweige der Vernunft, selbst unverhältnißmäßig hinter der Möglichkeit zurück, und nur durch Hinweisung auf Gegenstände, an denen sich bestimmte Farben ganz gleichmäßig wiederholen, z. B. schneeweiß, saffrangelb, wird ein hinlänglich begrenzter Farbenbegriff erreichbar. Ist dies schon in der eigenen Sprache wegen des in unendlichen Verhältnissen zu großen Umfanges der Farbenworte unentbehrlich, um wieviel mehr, wenn bei Vergleichung verschiedener auch Grenzen und Inhalt derselben Sprache nach Maßgabe der Zeit schwanken, wechseln und sich verrücken? Nur durch Aufsuchung bekannter Gegenstände, von denen sie sich zu einer bestimmten Zeit ausgesagt finden, vermögen wir daher diesen Theil der Sprache in die Vorzeit zu verfolgen. Handelt es sich aber, wie hier, um die Bestimmung der Farbe irgend eines einzelnen uns nicht mehr vorliegenden Stoffes, die derselbe vielleicht mit keinem andern sonst vollständig theilt, sind ferner die ihm nahekommenden, mit ihm verglichenen Gegenstände gleichfalls nicht hinlänglich

bekannt, oder finden sie sich in mehrfachen Farben, ohne daß sich genau entscheiden ließe, welche von diesen bei der Vergleichung gemeint sei; oder ist vielleicht der Stoff selbst nicht immer von derselben ganz bestimmten Nuancirung, und wohl gar von sehr verschiedener Farbe, so wird schon durch diese objectiven Schwierigkeiten das Urtheil schwankend, und hierzu kommt in dem vorliegenden Falle noch die subjective Abweichung der Farbenanschauung, die wir auch für das spätere Alterthum gegenüber unserer eigenen bereits wahrscheinlich gemacht, und welche zur Vergleichung von Gegenständen führen mußte, die auf uns nicht mehr mit demselben Scheine der Farbenähnlichkeit zu wirken geeignet wären. Gewiß ist, daß Tekelet ein Stoff, namentlich Wolle war, gefärbt mit dem Blute oder vielmehr Safte eines Schalthieres, חלזון, chillazon, chilzona, bei den Hebräern und Chaldäern, halazûn bei den Arabern, *κογχύλιον* bei den Griechen, einer Art Purpurschnecke (Men. 44. Rabbot 5. M. 29, 5. Hohesl. 4, 11. Vgl. Bochart a. a. O. 333 f. S. a. Sanh. 91); das Thier ward mit Reusen aus dem mittelländischen Meere gefischt (Sabbat 74 ᵇ, Sabb. 26, Meg. 6. Targ. j. 5. M. 33, 19), der Saft bei seinem Leben durch einen Druck der Hand gewonnen (Sabb. 75. Jer. Sabb. VII. 2. Aristot. h. an. 5, 15. Ael. 16, 1. Eust. zu Il. 5. Plin. hist. 9, 36. Vgl. Bochart a. a. O. 337 f.) und durch Kochen mit Wolle zubereitet (Menach. 42 ᵇ. Ar. de col. 5 bis).

Es ist bekannt, daß der Purpur im Alterthume, theils nach dem Fundort der Schnecke, theils nach der Art der Bereitung von sehr verschiedener Farbe war. [N. Heeren's hist. Werke XI, 88 nach Amati de restitutione purpurarum.] *Πορφύρεος* ist bei Homer, abgesehen von Gewändern und

Teppichen u. dgl., wo es mit φοινικόεις, blutroth, gleichbedeutend gebraucht wird, auch Beiwort des Blutes, der aufgeregten Wellen des Meeres und der Flüsse, des Todes; [und Ilias 17, 547 ff. heißt es: wie Zeus den Sterblichen den purpurnen Regenbogen, πορφυρέην ἶριν, als Zeichen vom Himmel herausstreckt, so umhüllte sich Athene mit purpurner Wolke, πορφυρέῃ νεφέλῃ, und ging unter die Schar der Achäer. Pindar sagt (Ol. 6, 55) von den Veilchen ἴων ξανθαῖσι και παμπορφύραις ἀκτῖσι; und Il . . . .] wie auch Xenophanes von dem Regenbogen sagte:

ἥν δ' Ἶριν καλέουσι, νέφος καὶ τοῦτο πέφυκε,
Πορφύρεον καὶ φοινίκεον και χλωρὸν ἰδέσθαι,

Was sie Iris nennen, auch dies ist eine Wolke, purpurn, roth und gelb von Ansehen (Eust. ad Il. λ 27); so daß in diesem Worte ursprünglich schwarz und dunkelroth begriffen, und zugleich eine Berührung des Dunkelvioletten möglich war. In der späteren Zeit herrscht die Bedeutung dunkelroth vor; und diese Farbe wird besonders dem tyrischen Purpur zugeschrieben, doppelgefärbt war derselbe tiefdunkel, fast schwarzem Blute ähnlich [Plin. 9, 38]. Das hebräische tekelet wird indessen von den lateinischen und griechischen Uebersetzungen, von Philo, Josephus und den Kirchenschriftstellern fast nie durch Purpur, sondern beständig durch Hyacinth wiedergegeben, während πορφύρα, purpura, dem hebräischen argaman [chald. argevan, arab. argavân, vielleicht ein Fremdwort, verwandt mit dem sanskr. arguna, roth] entspricht. Hyacinthfarbe der Gewänder wird auch bei den Griechen gegen purpurne sowohl als veilchenfarbige in Gegensatz gebracht [N]; allein bei dem Versuche, diese Farbe fest-

zustellen, stoßen wir auf ein seltsames Schwanken der Begriffe roth und blau, welches zum Theil an den Gegenständen liegt, zum Theil aber auch dem vorhererwähnten zwischen schwarz und blau verwandt ist, und zwar so, daß sich der Wortgebrauch auch hier von roth erst in der Folge nach blau zu bewegen scheint. Hyacinth hieß eine Blume, an Gestalt, doch nicht an Farbe der Lilie gleich [N], nach Hyakinthos, einer jener vielen höchst merkwürdigen Erscheinungen getödteter und in Trauerdiensten verehrter Götter; Ovid [Met. 10] schildert ihre Entstehung aus seinem Blute, und nennt sie purpurn (purpureus) und glänzender als tyrischen Purpur (ostro); Virgil und Lucian nennen sie roth (rubens) [Virg. ecl. 3. Luc. am.]; sie wurde in Gallien zum Roth- oder Purpurfärben als Ersatz des Kokkus benutzt [Plin. 21, 26. 26, 18. Vitr. 7. Boch. a. a. O. 339 f.]. Andererseits aber nennt Virgil [Georg. 4, 183] die Hyacinthen ferrugineos, wie den Purpur aus Iberia in Kleinasien ferrugo [Aen. 9, 582, vgl. 11, 772], während dasselbe Wort von dem Nachen des Charon gebraucht (Aen. 6, 304) schwarz heißt und von Servius für den Namen einer dem schwärzlichen Purpur (purpurae subnigrae) nahestehenden Farbe erklärt wird; und in welchem Sinne Virgil und Theocrit der Hyacinthen geradezu als schwarz (nigra) erwähnten, ist schon besprochen worden. Wenn wir hinzufügen, daß es nach Columella auch schneeweiße (niveos) Hyacinthen gab, und solche, die er caeruleos und . . . . *κυανέους* nennt [Salm. in Sol. pag. 997], so zeigt dies gewiß hinlänglich, wie vieldeutig ein von der Farbe dieser Blume entlehntes Beiwort gewesen sein mußte. Der Stein Hyakinthos heißt bei Plinius (37, 9) hellviolett, bei Solinus in Purpur

spielend, auch caeruleus. Das Farbenwort ὑακίνθινος selbst wird von den Grammatikern ὑπομελανίζον, schwärzlich, und πορφυρίζον, purpurartig, und von dem Kirchenschriftsteller Epiphanius durch καλλαΐνα erklärt. Dies letztere Wort geht nun zwar seinerseits von der Bedeutung purpurroth nach blau über; . . . . . . Der Stein callaïs ist nach Plinius blaßgrün, dem Sapphir ähnlich, doch heller und wie Meer der Küste [Plin. 37, 8. 10]. Allein Epiphanius will ohne Zweifel eine blaue oder doch ihr ähnliche Farbe verstanden wissen. Ueberhaupt nennen die Kirchenschriftsteller den Hyacinthstein [N] und an sehr vielen Orten auch den gleichnamigen Purpur himmel- und luftfarbig; oder vergleichen jenen mit dem Sapphir, welcher seinerseits himmel- oder luftähnlich und zugleich καλλάϊνος mit der Erklärung βένετος, blau, genannt wird. Allein bei diesen Aussagen hatten sie stets die Absicht der Symbolisirung, besonders wegen der Stelle Apocalypse 4, 3, vor Augen, welche ihnen die Aehnlichkeit mit dem Himmel vergrößerte. Der angeführte hebräische Ausspruch zeigt dagegen, da er gleichfalls aus dieser Absicht hervorgeht, durch die Mittelbarkeit der Vergleichung, daß jene Farbe dem Himmel unähnlicher war, als dem Meere und als das Meer. Ja, andere Ueberlieferungen desselben Satzes gehen in dieser Mittelbarkeit noch weiter; sie nennen das tekelet dem Grase, das Gras dem Meere, das Meer dem Firmamente ähnlich [Midr. Till. 24 Ende. Rabbot 4 M. 7, 48] und so ist wohl auch Jer. Ber. I. 2 zu verstehen, wo das Gras als Mittelstufe zwischen Meer und Himmel steht, wie auch der Thron Gottes nach dem Sapphir, statt umgekehrt [N] (vgl. Jafe Askenasi zu d. St.; Midr. Till. 90, 16 steht zwischen Gras und Himmel

nicht das Meer, sondern die Bäume). Die unmittelbare Vergleichung findet sich erst spät, z. B. Rabbot 4 M. 15, 38, wo zugleich von dem Verluste dieses Stoffes wie von etwas längst Eingetretenem die Rede ist. Vergleichung mit dem Meere findet auch an einer andern Stelle Menachot 44 statt, wo von dem Thiere chillazon und seiner Verwendung zur Herstellung der Farbe gesprochen wird, und die, wie ich glaube, zu übersetzen ist: sein Inneres ist dem Meere, sein Aeußeres (barjato, nicht berijato) einem Fische ähnlich; so daß sich Beides auf Farbe, nämlich die des Saftes und die der Schale bezieht, wie wir hechtgrau, und die Inder für grau matsjavarna, fischfarbig [N], sagen; denn eine sonstige Aehnlichkeit mit einem Fische, etwa der Gestalt, konnte der Purpurschnecke nicht zugeschrieben werden. Auf einen andern Ausspruch gestützt, wo die Bestimmung der beim Frühgottesdienste erforderten Tageshelle durch die Unterscheidbarkeit nahestehender Farben mit den Worten ausgedrückt wird: „von dem Augenblick an, da sich tekelet von lauchgrün (kreti, πράσινον) unterscheiden läßt" (Ber. I. 2), erklären Raschi und Abenesra [Raschi Ber. 9 b, Abenesra 2 M. 25, 4] den Hyacinthpurpur für grün. An die gleichfalls dort ausgesprochene entgegengesetzte Meinung, welche nur diejenige Helligkeit verlangt, die genügt, um den Hyacinthfaden von den weißen (denn beide waren an dem Gewande der Betenden vereinigt) zu unterscheiden, schließt sich der Satz des Koran (2, 188), der das für die Tageszeit gebotene Fasten zu beginnen befiehlt, sobald man einen weißen Faden von einem schwarzen unterscheiden könne; wo also das Mittel des Fadens, obgleich hier ohne Begründung, beibehalten, an die Stelle der Hyacinthfarbe aber die schwarze getreten ist.

Dies stimmt zu der Ansicht des in dem zehnten Jahrhundert lehrenden Karäers Jafet [N], die zugleich zeigt, daß die Karäer nicht durchaus die Meinung von der Darstellung des Himmels durch den Purpurfaden theilten: er erklärt tekelet für schwärzlich und verbindet das Wort mit taklit, Ziel: denn das Schwarze sei das Ziel aller Farben, und alle in dasselbe und nicht umgekehrt zu verwandeln. Maimonides vergleicht die Farbe mit dem Steine Tarsis, welcher in der Bibel von den Uebersetzungen theils Chrysolith, theils Hyacinth, wiedergegeben wird [Maim. zu Ber. I. 2, ebenso Kimchi s. v. tarsis. LXX. 2 M. 28, 20 (Chrysolith), Aquila und Symmachus (s. Boch. a. a. O. 340) Hyacinth, Saadja alarrak, blau, Targg. kerum jamma, k. j. rabba (wahrsch. meerfarben), kerum nach Mussafja = χρῶμα]; der Sapphir scheint ihr, nach der vorher angeführten Stufenreihe [N] erst durch die Mittelglieder Meer und Himmel vergleichbar zu sein. Ein ihr nicht bloß ähnlicher, sondern täuschend gleicher (Men. 40[a], 41[b]), nur durch chemische Prüfung zu unterscheidender (ebd. 40), und daher zur Verfälschung derselben verwandter (Sifri 4 M. 15, 41, Bab. mez. 61[b]) Färbestoff kommt unter dem Namen qala-ilan vor, welcher auf καλλάϊνον zurückzuführen scheint. Alles dies, zusammengehalten mit der Schilderung des Plinius von der Farbe conchylium, die wahrscheinlich keine andere, als die hier besprochene war, und die er von dem Purpur unterscheidet, und etwas heller als die von ihm mit caeruleus bezeichnete Blume heliotropium, und den Spätveilchen ähnlich darstellt, oder mit dem aufgeregten Meere vergleicht, verweist auf ein vielleicht in grün spielendes Dunkelblau, eine in Hinsicht auf die Höhe der Wahrnehmungsentwickelung zum Himmelblau noch nicht gelangte Farbenstufe.

Wenn diese Voraussetzungen richtig sind, so scheint also die hebräische Sprache in dem Worte tekelet immerhin in sehr früher Zeit zur Bezeichnung irgend einer Nuance dieser Farbengattung gelangt zu sein. Allein diese mit den Erfahrungsgesetzen anderer Sprachen im Widerspruche befindliche allzufrühe Begriffsausbildung ist nur scheinbar. Das Wort tekelet ist ohne alle Rücksicht auf die Farbe des Stoffes entstanden und ging der Unterscheidung derselben ebensowohl voraus, als der Name des Himmels der seiner Bläue. Die bis auf die Geschlechtsendung gleiche Form des chaldäischen tikla, tekelta mit dem männlichen tikla, Wurm führt auf die Bedeutung eines einem Wurme oder Insecte entsprungenen oder abgewonnenen Stoffes, wie im Hebräischen auch die Coccusfarbe tolá, tolaát, Wurm, heißt, wofür später (2 Chr. 2, 6. 13. 3, 14) karmil, ein indogermanisches Fremdwort, wie das arabische kermez, unser Karmesin, welches auf das sanskritische, mit Wurm, vermis, zusammenhängende krimi, Wurm, Insect, und die von einem solchen herrührende rothe Farbe, zurückgeht, und in Bedeutung und Ursprung auch dem romanischen vermiglio, vermeil genau entspricht. Das Wort kann also in dieser Hinsicht weder mit πορφύρα, welches ein wirkliches Farbwort ist, noch mit ὑάκινθος, dessen Gebrauch, wie der von violett, orange, von der Farbe ausgeht, wohl aber mit κογχύλιον verglichen werden. Auch findet sich keine Spur einer Anwendung desselben zu bloßer Farbenbezeichnung, sondern es ist stets Name eines bestimmten Stoffes, von dem es noch bezweifelt werden kann, ob er wirklich zu allen Zeiten auf eine einzige Farbe beschränkt gewesen ist. Würde es von hier aus durch Uebertragung, ebenso wie ὑάκινθος, oder auch nur wie tolá, zu

einer solchen Anwendung fortgeschritten sein, so hätte sich dieser Vorgang aus inneren wie äußeren Gründen wenigstens nicht in der Zeit einer noch unentwickelten Sprachstufe ereignen können. Denn selbst die älteste Form mittelbarer Farbenbenennungen, welcher eine des Blauen durch den Purpur nicht beigezählt werden kann, reicht in den indogermanischen Sprachen nicht bis zur Zeit der jüngsten Trennungen, in den semitischen nicht bis auf denjenigen Zustand, in dem sich die hebräische noch in den biblischen Schriften durchaus befindet; ja was diesen letzteren Stamm betrifft, so widerstrebt ein derartiges Verfahren ihrem naturgemäßen Baue gänzlich und greift erst mit dem Beginne einer merkwürdigen Zerstörung derselben Platz, die sich in ihnen durchgängig im Fortschritte der Literaturen Bahn bricht. Es muß nämlich als eine unterscheidende Eigenthümlichkeit des semitischen Sprachstammes betrachtet werden, daß die Wortbildung in ihm ursprünglich schlechterdings primär ist, d. h. immer unmittelbar von der Wurzel und nicht von einem schon ausgebildeten Worte ausgehen muß, daß also kein Hauptwort ein Eigenschaftswort oder Zeitwort, kein Zeitwort, nachdem es als Wurzel ein Hauptwort hervorgebracht, aus diesem aufs Neue secundär ein zweites Zeitwort erzeugen kann. Bildungen, wie himmlisch, golden, von Himmel, Gold, sind daher in diesen Sprachen ihrem Grundcharakter nach unmöglich; und wo das Verhältniß der Begriffe zwei Wörter noch so sehr verbindet, so sind dieselben dennoch der Form nach bei aller Verwandtschaft von einander unabhängig, und abhängig bloß von einer gemeinsamen Wurzel, falls nicht das eine der beiden diese Wurzel selbst ist. Gilt es daher z. B. Abstracta zu bilden, wie Schwere

von schwer, Königthum von König, so greift die Sprache für diesen Zweck zur Wurzel zurück, und das Hebräische bildet kobed, Schwere, nicht von, sondern neben kabed, schwer, und melukah, mamlakah, arabisch mulk, Königthum, neben melek, arab. malek, König. Ich kann hier nicht ausführen, in welchen Gegensatz zur Wortbildung durch dies Gesetz die Flexion tritt, oder in welchen Fällen diese in jene übergreift und eine scheinbare Abweichung bewirkt; wichtig ist für die gegenwärtige Betrachtung nur zu bemerken, daß Adjectiva von Substantiven ursprünglich der Form nach gar nicht, und durch ein lautliches Zurückgehen zur Wurzel nur in wenigen Fällen abgeleitet werden. So haben die Ordnungszahlwörter, welche sich als Adjectiva an die Grundzahlen, die als Hauptwörter anzusehen sind, anschließen, eine gleichmäßige Form, unabhängig von der Ungleichheit der Grundzahlwörter; im Hebräischen rebii, der vierte, neben arbá, arbaá, vier, und das gleichgebildete schelischi, der dritte, neben dem ungleichförmigen schalosch, scheloscha, drei. Aus derselben Ursache lautet im Arabischen von makkatun, Mekka, das Adjectiv nicht makkatîjun, mekkanisch, sondern makkîjun; von madinatun nicht madinatîjun, sondern madanîjun; und unter Beibehaltung dieses Scheines bringt allmählich eine der indogermanischen etwas ähnlichere secundäre Bildungsweise ein, so daß auch von Substantiven Adjectiva auf îjun, deren sich im Koran noch fast keine finden, anfangs nur dem Begriffe, dann sogar auch der Form nach unmittelbar immer häufiger gebildet werden. Die genauere Verfolgung dieser interessanten theilweisen Umgestaltung eines Sprachgeistes muß ich hier unterlassen; das Gesagte genügt, um begreiflich zu machen, daß Wörter

wie das homerische ἰόεις, veilchenfarbig, oder wie niveus, schneeweiß, der Sprache der Bibel unmöglich sind; und daß jede Bezeichnung der Farbe durch Uebertragung in ihr ein bloßes Gleichniß in der Farbe, weiß wie Schnee, roth wie Purpur, oder einer ähnlichen bleiben muß. In den indogermanischen Sprachen dagegen, wo keine solche Zufälligkeit der Wortbildungsgesetze die Ableitung der Farbenadjective von Stoffnamen hemmte, läßt ihre anfangs spärliche Zulassung um so sicherer auf das Maß der ihr entgegenstehenden geistesgesetzlichen Schranke schließen. Zwar finden sich in der R. V. S., abgesehen von Vergleichen, nicht nur außerordentlich viele Zusammensetzungen mit hiranja, Gold, und ein ebenso häufiger Gebrauch des Adjectivs hiranjaja (auch rukmin), golden, wobei ursprünglich der Gedanke eines wirklichen Bestehens aus Gold auch in Anschauungen zum Grunde liegt, die, mit der gegenwärtigen Reife der Ueberlegung zergliedert, freilich als bloße Bilder aufzufassen sind; denn wenn z. B. dem Savitri als Sonnengotte ein goldener Wagen zugeschrieben wird (35, 2), wenn er goldhändig (22, 5) heißt, oder Indra selbst golden (7, 2), so geht dies wohl von Eindrücken aus, die unsere heutige Vernunft nur zu Vergleichen führen würde; doch jenen Zeiten waren diese Worte mehr als Bilder, und das glänzende Wunder des Himmels führte sie zum Glauben. Daher fordern solche Liederstellen viel mehr selbst zur Untersuchung der Bedeutung des Goldes für die Phantasie der Urzeit auf, als daß sie zum Beweise der Benutzung der Stoffnamen für die Farbenzeichnung dienen könnten. Hiranjavat, goldig, steht gemäß der Natur der Endung vat in der Mitte zwischen den Bedeutungen mit Golde begabt und goldartig; Aehnlichkeit bedeutet die Endung z. B. in

dem oben angeführten nîlavat, schwärzlich, wie das im Griechischen entsprechende εις in ἰόεις, veilchenfarbig, φοινικόεις, roth. Hiranjasanidriç (6, 16, 38), goldähnlich, hiranjarupa (2, 35, 11 [N wahrscheinlich falsch; Nir. 3, 16 ist der Vers von Roth mit 10 ang.: h. sa h = sammdriç ... hiranjavar ṇah]), hiranjavarna (2, 34, 11), hiranjapeças [Vf. peças], goldfarbig, hingegen können mit Bestimmtheit die vom Golde hergenommene Farbenbenennung für die älteste Periode der indogermanischen Literatur bezeugen. Allein hier ist in Betracht zu ziehen, daß an Metalle geknüpfte Farbenbegriffe dieser Art nicht auf eine Stufe mit solchen wie himmelblau gestellt werden dürfen, weil die Metalle schon selbst den Namen von dieser Farbe tragen. Wenn zahab, der semitische Name des Goldes, keinen anderen Begriff enthält, als den des Goldfarbigen, wie die verwandte Wurzel ṣahab, röthlich oder goldgelb schimmern, zeigt, die sich ihrerseits an eine Reihe anderer mit ṣah, ṣach, zah anlautender Wurzeln mit der Bedeutung des Glanzes anschließt; wenn bei hiranja und rukma, χρυσός und Gold ganz dasselbe der Fall ist, so läßt sich kaum mehr fragen, ob in dem hebr. ṣahob und dem arab. asshabu, goldgelb, ob in hiranjaja, χρύσεος, golden, der Begriff des Metalls den der Farbe vermittle; denn beide flossen für die Vorstellung anfangs gänzlich zusammen. Daß diese indogermanischen Wörter der Form nach wirkliche Ableitungen von den goldbenennenden Substantiven sind, beweist nichts; denn eben von diesen Substantiven muß angenommen werden, daß sie noch nicht in Benennungen des Stoffes aufgehend, sondern noch als wahre Farbenwörter, sei es für alles Goldgelbe, oder sei es selbst beschränkt auf dies einzige

Goldgelbe, das seitdem vorzugsweise und ausschließlich und längst ohne Alleinherrschaft des Gedankens an seine Farbe von uns Gold genannt wird, jene Adjectiva aus sich erzeugten. Auch πορφύρεος ist gegen πορφύρα eine abgeleitete Form und kann purpurn heißen, wie χρύσεος golden; aber dem Gebrauche nach ist es älter, als das nur den einen purpurrothen und vorzugsweise Purpur genannten Stoff bezeichnende Wort. Ebenso stammen φοινικόεις und φοινίκεος von φοίνιξ, aber nicht als einem rothen Farbestoffe, sondern als Roth; denn φοίνιξ ist Ableitung von φοινός, ebenso wie φοίνιος und φοινήεις, und bedeutet als Adjectiv wie diese, roth, als Substantiv das Roth zunächst als Farbe und dann erst als Färbestoff; daher heißt von Blut geröthet ebensowohl αἵματι φοινικόεσσαι (Il. 23, 717), als αἵματι φοινόν (Π. 159), oder δαφοινεὸν αἵματι (Σ 538), oder als das rothe Blut φοίνιον αἷμα (Od. Σ 97): auf Blut nämlich werden alle diese Worte vorzüglich bezogen. Eine gleiche Erklärung läßt sich freilich auf madhuvarna, honigfarbig (1, 87, 2), nicht anwenden; denn der Honig wird nicht nach der Farbe benannt, sondern als ein süßer Saft. Allein die Vermuthung ist vielleicht nicht zu gewagt, daß an jener Stelle eine Zusammensetzung nicht aus madhu und varna, sondern eine alterthümliche und deßhalb mißverstandene madhu-arṇa, honigströmend, anzunehmen sei. An einer andern Stelle (1, 62, 6) steht madhu-arṇaso, wie auch sonst Stämme auf as neben gleichbedeutenden auf a; und wie es 1, 157, 2 heißt: „Begießet mit Sahne, mit Honig die Flur," und 3, 62, 16: „Mitra und Varuna, begießet mit Sahne unser Feld, mit Honig die Lüfte", so würde alsdann hier zu übersetzen sein: „Gießet dem Verehrer honigströmende Sahne

herab," wofür auch der naheanklingende Ausdruck „honigträufelnde (madhuccutam) Sahne" (4, 57, 2) sprechen kann.

Bei Homer geht, wie schon aus manchem Vorhererwähnten erhellt, die Bezeichnung der Farbe durch Vergleichung bedeutend weiter; indessen findet zwischen dem dort vorkommenden Gebrauche und dem unsrigen in Worten, wie etwa nußbraun, ein sehr wichtiger Unterschied statt. In den homerischen Gedichten wird die Farbe durch den Vergleich niemals genauer bestimmt; es entsteht kein neuer Farbenbegriff, der nicht auf unmittelbarem Wege schon ebenso vollständig ausgedrückt gefunden würde; der Vergleich ist daher für die Begriffsbildung vollkommen nutzlos und hat bloß dichterische Zwecke. So ist das Meer, das Eisen veilchengleich, das heißt, nach der Anschauung des Dichters, grau, πολιός; zu dem Begriff blau, welcher noch nicht aus der Vorstellung des Schwärzlichen entwickelt und in ein Wort gefaßt war, führt auch das Bild des Veilchens nicht. Die ursprüngliche Gestalt der Metapher ist unwillkürliche Erinnerung der Aehnlichkeit; sie ist vor Verwechselung nur durch das bereits zu starke Bewußtsein von dem, was das Verglichene wirklich ist, bewahrt; und es wird daher stets das Unbekanntere, Unscheinbarere, Seltenere mit dem Bekannten, Eindrucksvollen und Gewöhnlichen verglichen, weil nur dieses sich freiwillig der Phantasie zur Unterschiebung hinter das Wahrgenommene darbieten kann. Den Schein der gleichen Unwillkürlichkeit hält die Dichtung auch in bewußten Zeiten aufrecht; nur verschmäht sie die sich aufdrängenden Aehnlichkeiten, wenn sie nicht auch schön sind, und die Erinnerung an sie nicht dichterische Lust bereitet; und vergleicht andererseits nicht nur um an das Anschaulichere, sondern auch um an das Schöne

zu erinnern. Hier stellt die Seele, so lange der poetische Zweck nicht planvoll als Aufgabe verfolgt wird, noch nicht die Frage an sich selbst: wem ist dies ähnlich?, sondern die Antwort steigt sofort in ihr auf und entspringt vollendet den dunkeln Thätigkeiten, unter welchen die dichterische Begeisterung zu wirken pflegt. Ganz anders verfährt das beobachtende Denken bei begriffsbestimmenden, begriffbereichernden Vergleichen. Hier ist nicht die aufstoßende Aehnlichkeit, sondern das Gefühl des Unterschiedes einer Wahrnehmung von dem nächsten vorhandenen Begriffe und also dessen Mangelhaftigkeit das erste; es wird zu seiner Vervollkommnung das Vergleichbare absichtlich aufgesucht, weder insofern dasselbe bekannt, noch insofern es schön, sondern insofern es bestimmt, individuell und bereits durch Worte nennbar ist. Ein solches mit Bewußtsein an das Verstandene und Begriffene anknüpfendes, von absichtlicher Vergleichung beginnendes Verfahren, wodurch, wie bei fast allen scharf unterschiedenen Farbennamen geschieht, und, wie bereits angedeutet, wegen der mangelhaften Entwickelung der Sprache auf diesem Gebiete auch geschehen muß, das Allgemeine nach dem Besonderen, z. B. die Farbeneigenschaft nach einem besonderen Dinge, das sie trägt, benannt wird, ist der ursprünglichen Entwickelungsbahn der Sprache und Vernunft entgegengesetzt und einem frühen Alterthum nicht zuzuschreiben. Die alten eigentlichen Farbenworte verfolgen sämmtlich eine innere Entwickelung; keines schließt sich auf dem Wege der Vergleichung an irgend eine zufällige Einzelerscheinung seines Objectes an, und nur Irrthum über das Vorhandensein des Gesetzmäßigen in der Begriffsentwickelung macht es möglich, daß caeruleus von caelum, blau von

bläuen, gothisch bliggvan (Diefenbach, Grimm), schlagen, englisch blow, der Schlag, und caesius von caedo, als die durch Schlagen entstehende Farbe, das sanskritische çjâma, blau, çjâva, braun (Benfey), von çjai, gerinnen, als die Farbe geronnener Milch, erklärt werden können. Auch das Sanskritwort kapila, rothbraun, welches sich zwar in den alten Theilen der Rigvedasanhita nicht findet, aber schon durch die Bedeutung des Sagenhelden dieses Namens als alterthümlich bezeugt wird, sowie das spätere kapiça, dieselbe Farbe, dürfen nicht von kapi, Affe (Weber, R. B.), abgeleitet werden, wie alt immer der Name dieses den ächten Stellen des Rigvedasanhita, wie dem Avesta, und vielleicht nach dem im ersten Theile Angedeuteten der Kenntniß der frühesten Menschheitsperiode überhaupt fremden Thieres, der sich entlehnt in κῆπος, hebr. qof, und vielleicht Affe wiederfindet, sein mag; denn der Gebrauch erweist jene Ausdrücke mit Wahrscheinlichkeit als ächte Farbenwörter, da die übertragenen keine große Weite des Begriffsumfanges zu haben, sondern für immer auf die einzelne Schattirung, für die sie geschaffen wurden, eingeschränkt zu bleiben pflegen, und schwerlich z. B. der röthliche Blitz (kapilâ vidju) affenfarbig genannt werden konnte: sondern kapi selbst bedeutete zuerst die Farbe, dann das Thier nach dieser; und ebenso ist ohne Zweifel in gaura, röthlich, die erste, jedoch nicht selbst etwa von go, Rind, abgeleitete (Weber), und Büffel die zweite Bedeutung, wovon in der Folge unter andern von der Farbe ausgehenden Thiernamen die Rede sein wird.

Wenden wir die nun aufgestellten Grundsätze in Betreff der Farbenbenennung durch Namen von Gegenständen auf diejenige, von welcher wir ausgegangen, nämlich die hebräische

durch das Wort tekelet an, so ist offenbar der Stoff, den dieses ursprünglich bezeichnet, als ein künstlich gewonnener und bereiteter, am Wenigsten zu irgend einer der Urzeit möglichen Verwendung jener Art geeignet; und wenn außerdem in Erwägung gezogen wird, daß auch an sich der Anschauung vertrautere Naturgegenstände auf der Höhe der biblischen Sprachentwickelung zu ähnlichen Zwecken nicht benutzt werden, daß der semitische Sprachbau einer solchen Benutzung sogar äußerliche Hindernisse entgegensetzen würde, daß auch, wo dies nicht der Fall ist, durch Vermittelung des Stoffes gebildete Farbenworte nur für sehr beschränkte Nuancirungen genügen, und endlich, daß die Bestimmung blauer Nuancirungen vor der Ausbildung des Begriffes blau im Ganzen am Schwächsten unter allen veranlaßt und begünstigt war, so ist es leicht zu ermessen, welch ein Abstand von dem erwähnten Worte bis zu einem wirklichen Farbennamen nicht nur wie der Gebrauch lehrt, war, sondern sein mußte. Dies ist nicht unwichtig zu bemerken, weil außer demselben auf dem ganzen hebräischen Sprachgebiete nichts ist, was auch nur scheinbar mit unserem Farbenbegriffe blau zusammengestellt werden könnte; er läßt sich in diese Sprache schlechterdings nicht übersetzen. Daher lassen die Aussprüche späterer hebräischer Schriftsteller aus dem 12. Jahrhundert, welche den Hyacinthpurpur, wie oben angeführt, grün nennen, den Zweifel zu, ob sie nicht blau sagen wollten, da sie auch falls sie wollten, dies nicht konnten. Auch sagt Abenesra, ohne Zweifel nach arabischen Quellen [zu 2 M. 28, 20], es sei bekannt, daß es fünferlei Farben gebe, weiß, gelb (bareqet), roth, grün und schwarz, die rothe sei die mittlere; und von denselben Anschauungen waren, wie es scheint, die

Chinesen zur Zeit, da ihr gegenwärtiges Schriftsystem sich feststellte, beherrscht: denn nur eben dieselben Farben finden sich unter ihren begrifflich angewandten Zeichen, wobei thsing, das hundertvierundsiebenzigste in der herrschenden Ordnung, (靑) grün und blau zugleich vertritt. Die Araber haben in azraq ein dem γλαυκός ähnlich bedeutendes, zugleich wie dieses für den grauen Staar und die von den Römern caesius genannte Farbe der Augen, auch wohl für Wasser- und Himmelblau gebrauchtes Wort; daneben bedienen sie sich des Wortes lazuvardîjun, gebildet auf die oben als spät und unsemitisch angegebene Weise durch die Ableitungssilbe îjun aus dem Fremdwort lâzuvardun, Lasurstein (Azur, lapis lazuli), dem persischen lâgvard; so drückt sich z. B. der Philosoph Alkindi in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts aus, indem er „die Gestalt des Firmamentes und die an ihm wahrgenommene blaue Farbe" zum Gegenstande einer seiner Abhandlungen macht [N]; und ein gleichfalls dem Persischen entlehntes Wort âsmângûn wendet im 10. Jahrhundert Saadja für himmelfarbig zur Uebersetzung des hebräischen tekelet an. Das Aramäische hat ein selbstständiges Wort für die blaue Farbe ebensowenig wie das Hebräische entwickelt.

. . . .

Die Aegypter haben freilich schon in alter Zeit die blaue Farbe in glänzender Lebhaftigkeit darzustellen verstanden, wie sie noch jetzt in bewundernswerther Frische erhalten ist; sie haben an ihren Tempeldächern den Sternenhimmel blau und golden abgebildet, und das Bild eines solchen Tempeldaches, ebenfalls von blauer Farbe, als Hieroglyphe für

Digitized by Google

Himmel benutzt. Aber wer wird die Schöpfer der colossalen Tempelbauten von Karnak und Ibsambul als Vertreter eines unentwickelten Naturzustandes der Menschheit betrachten wollen?

Es ist im Großen und Ganzen wahr, daß Alles auf Erden seine Zeit hat; Wurzeln der Sprache wachsen heute nicht mehr, Anfänge der Cultur werden nicht mehr selbstständig geschaffen, wir sind nachgeborene Geschlechter und empfangen Alles aus später Hand. Die Erde ist vorhanden; organisches Leben besteht auf ihr; die Menschheit ist als Gattung mit allen ihren wesentlichen Eigenschaften ausgebildet und beendet. Aber darum ist es doch nicht minder gewiß, daß die verschiedenen Stufen der Entwickelung nicht auf allen Punkten der Erde gleichzeitig durchlaufen werden, und daß wir ein älteres Volk nicht immer und in jeder Hinsicht auch für ein alterthümlicheres halten müssen. Die Stämme, welche heutzutage Mittelafrika bewohnen, müssen nothwendig einem unreflectirten Zustande unendlich näher stehen, als dies vor zweitausend Jahren mit den Griechen der Fall war. Der Gegensatz zwischen den Aegyptern und den Indern der Urzeit ist ganz anderer Art, aber für manche seiner Resultate bleibt er derselbe. Die Einen entwickelten in uralter Zeit das Technische zu staunenerregender Höhe und Großartigkeit; sie erfanden durch jenen unerklärlichen Vorzug der Begabung, den wir bei Individuen Genie benennen, die vorher in der Menschheit gänzlich unbekannte Kunst: eine Neuerung von so blendendem Verdienste, daß die Kritik über die wirkliche Leistung auch da, wo dieselbe hinter unseren durch Kenntniß griechischer Meisterschaft geschärften Forderungen in den einzelnen Fällen zurückbleibt,

füglich verstummen muß. Die Inder auf der anderen Seite, im Besitze eines Liederschatzes von zauberhafter Wirkung der Sprache und des Verses, waren nicht einmal im Stande, ihn zu schreiben. Sie bildeten ihre Religion zu einer Art von urweltlicher Classicität aus, welche sie für alle Zeiten zum Schlüssel des Götterglaubens der ganzen Menschheit macht; und erzeugten aus ihr, immer noch ohne Schrift, gewaltige Anfänge der Philosophie, und sogar der Grammatik.

Man hat die beschriebenen und mit Gemälden bedeckten Tempelwände und Felsengrüfte, die mit Figuren übersäten Säulen und Pfeiler Thebens mit einem mächtigen aufgeschlagenen Bilderbuch verglichen: wirklich ist Nichts so geeignet, uns über die Urgeschichte der Gedanken und Anschauungen zu belehren, als der Text der ungeheuren Vedaliteratur, mit der Illustration jenes imposanten Bilderbuchs gelesen.

Wenn es nun aber eines Nachweises bedürfte, wie tief eingreifend ein solcher Unterschied der Geistesanlage auf das ganze äußere Leben, mit allen seinen Einrichtungen und Fähigkeiten wirken mußte, so liefern ihn eben jene das Privatleben der Aegypter bis in die kleinsten Einzelheiten darstellenden Bilder selbst. Welch eine Entwickelung mußte vorausgegangen sein, bis zu dem Augenblicke, wo uns die erste Hieroglypheninschrift in aller systematischen und plastischen Klarheit entgegentritt, so alt sie auch immer sein mag! Man sehe nur die Altarbilder und Inschriften der doch gleichfalls nicht eben unentwickelten Mexikaner, wie sie z. B. Catherwood mittheilt, um zu wissen, was ägyptische Hieroglyphen sagen wollen. Von einem solchen Volke ist eine hohe Stufe der Reflexion gerade auf technischem Gebiete, eine

Stufe, welche die der Vedalieder, geschweige des indogermanischen Urvolks, weit übertrifft, gewiß nicht auffallend.

Aehnliches gilt von den Chinesen und dem Werthe ihrer Literatur für die Beurtheilung naiver Entwickelungszustände. Er ist im Allgemeinen außerordentlich viel geringer, als der der altindischen Literatur, und oft nur wenig lehrreicher, als die Blüthezeit der europäischen des Alterthums. So bestimmt es von den Veden nachgewiesen worden ist, daß ihre Erhaltung auf bloß mündlicher Fortpflanzung beruht (vgl. Müller, History of the ancient Sanscrit literature), ebenso bestimmt läßt sich von den chinesischen Geisteswerken das Gegentheil beweisen. Schon der älteste Gegenstand religiöser Ueberlieferung ist bei den Chinesen gewissermaßen literarisch: die Stelle heiliger Gesänge vertreten hier zunächst zwei Zahlenbilder und vierundsechzig andere Figuren aus je sechs geraden, sei es ganzen, sei es gebrochenen Strichen durch Combination gebildet, höchst geeignet, einen Blick in die vorweltliche Geistesrichtung dieses Volkes zu eröffnen, aber sicherlich von Anfang an unmöglich anders als auf dem Wege der Darstellung für das Auge erfunden und als heilig überliefert. An diese Figuren knüpfen sich jüngere Erklärungen aus verschiedenen Zeiten, anfangs sichtlich auf die Verwendung zu Orakeln berechnet, und von diesen könnten die ältesten immerhin zuerst nur mündlich vorhanden gewesen sein. Die Lieder des Schi-king, von denen vielleicht einige älter sind, als diese Erklärungen, enthalten, wenn ich nicht irre, nirgends ein Zeugniß, schriftlich gedichtet zu sein, sondern nur Aeußerungen, wie: „Ki-fu hat dies Gedicht gemacht", oder: „Die entsandten Lieder sind nicht viel, doch sie treffen genau auf den Gesang", wobei das Bild der Pfeile zum

Grunde zu liegen scheint. Ueber den Gebrauch der Schrift belehren hingegen die Worte eines Kriegers (II. 1, 8): „Wie sollte ich nicht auf Heimkehr denken, doch ich fürchte die Schrift auf dieser Tafel" (thsè-kian-schu); d. h. den auf eine Holztafel geschriebenen Befehl des Herrschers, der zu bleiben zwingt. Allein entscheidender als alle Schlüsse aus der Literatur oder der Ueberlieferung über dieselbe ist die Natur der Sprache selbst, welche einen Einfluß der Schrift auf ihre innerste Form verräth, nicht etwa die grammatische, worin sie so sehr von unserer Gewohnheit abweicht, jedoch mit anderen ihres Stammes, die die Schrift nie kannten, übereinstimmt; wohl aber in der Erhaltung alterthümlicher Unbestimmtheit des Ausdruckes, die die sämmtlichen lebenden verwandten Sprachen durch Zusammensetzung aufheben, die alte Schriftsprache hingegen, einer unvordenklich frühen Sprachstufe getreu, im Laute bewahrt, weil die Schrift dem Verständnisse allein Genüge leistet. Es ist gewiß, daß die Chinesen sich redend und schreibend verstehen; aber es ist ebenso gewiß, daß sie, ihre Schriftsprache redend oder ihre Bücher hörend, sich nicht verstehen würden. Das Geschriebene ist zwar auch bei uns dunkler und gedrängter als das Gesprochene, die Kunst der Prosa wie der Poesie legt dem Verständniß überall größere Bemühung auf als die Umgangssprache; aber während die Dunkelheit, welche aus mündlicher Kunst entsprungene oder auf Buchstaben gestützte Schriftsprachen sich gestatten, nur das Nachdenken herausfordert, verlangen chinesische Schriften eine zu dem Gesprochenen ganz äußerlich hinzukommende Nachhilfe durch das Auge, ohne welche sie oft allem Nachsinnen unverständlich bleiben müssen. Hieraus folgt, daß auch die ältesten chinesischen Dichterwerke

Digitized by Google

die Schrift voraussetzen; und die organische Bedeutung der Schrift zwar nicht für Sprach- und Denkform, denn diese ruhen auf tieferen Gründen, aber für die Benutzung der Sprache zur Darstellung eines Gedankeninhaltes und, wenn ich so sagen darf, für den Styl des Denkens tritt nirgends auf Erden ähnlich wie in diesem Volke hervor, bei dem alle höhere Verwendung der Vernunft mit der Kenntniß der Schriftzeichen durchaus verwebt und ohne sie undenkbar ist. Eine Schrift dieser Art ist keine künstlich aufgetragene Hülle der Sprache, wie die Buchstabenschrift. Sie ist aus der Geistesbildung der Chinesen ebensowenig wie aus der der Aegypter hinwegzudenken. Diese Wichtigkeit der Schrift führt zu mancher sehr merkwürdigen Erscheinung im Volksleben. Es gibt bei diesem Volke keine Beredsamkeit, sondern nur Stylistik. Denn da sich aller höhere sprachliche Ausdruck hier wie bei allen Völkern an die Literatur anschließt, diese aber bei den Chinesen nur für das Auge, nicht für das Ohr vorhanden ist, so muß sich alle Kunst und aller Schwung der Sprache auf das Schriftliche beschränken. Während es daher griechische Schriftsteller lieben, Reden in ihre Darstellung zu verflechten; während hebräische das Gleiche mit Gebeten thun: so zieren chinesische Romandichter ihre Erzählung besonders gern mit schön stylisirten Briefen und Schriftstücken, welche ihre Helden meisterlich zu schreiben verstehen. Ja sogar das Gebet ist schriftlich: es wird niedergeschrieben und den Göttern im Rauche der Flammen zugesendet. Die Bedeutung der Literatur ergibt sich aus einem solchen Verhältnisse von selbst: ihr Inhalt ist gleichzeitig mit ihrer Niederschrift und ruht daher auf der ganzen Reihe vorausgegangener Schriftentwickelung mit allem ihrem Ein-

flusse auf das bewußte Leben. Eine Stelle des Schi-king oder Liederbuches hat den festen Punkt für die Chronologie der ganzen Sammlung gleichzeitig mit dem Anfange der Olympiaden oder dem Jahre 776 finden gelehrt, ein selbst unmittelbar mit den westlicheren Literaturen verglichen nicht allzuhohes Alterthum, von dem gleichwohl die ältesten Theile schwerlich mehr als höchstens um wenige Jahrhunderte rückwärts liegen. Aus welcher Zeit das Tscheou-li, das Ritualbuch der Dynastie Tscheou, stammen, und wie viel oder wie wenig es jünger als 1100 v. Chr., der ungefähre Anfang jener Dynastie, sein möge, es zeigt ein zwar alterthümlich, aber immerhin so reich ausgebildetes Hof- und Staatsleben, daß die in einem solchen Buche geschilderte Lebensform und die seiner Abfassung gleichzeitigen Geisteszustände unmöglich unmittelbar als Urzustände aufzufassen sind. Wird doch Tscheou-koung selbst, dem Mitgründer der Dynastie, bereits eine Art astronomischer Beobachtung mit aller Wahrscheinlichkeit zugeschrieben. Noch ein anderer Umstand zeigt die Kluft, welche auch die ältesten Theile der chinesischen Literatur von den wirklichen Urzuständen des Volkes trennt: es ist der durchgängige Mißverstand der alten Sage, deren Göttergestalten schon alle vermenschlicht und in die bestimmte staatliche Form gekleidet sind, die das Volk im Wesentlichen bis auf die Gegenwart bewahrt hat.

Diese Bemerkungen werden vielleicht geeignet sein, den Einwurf zu entkräften, welcher aus der Anwendung der blauen Farbe bei den Aegyptern und ihrer häufigen Erwähnung bei den chinesischen Schriftstellern gegen die Schlüsse hergenommen werden könnte, zu denen die Erfahrungen aus dem indogermanischen und semitischen Literaturkreise zu berechtigen scheinen.

Aber wir müssen uns überdies hüten, aus diesen Gegensätzen für die Aegypter und Chinesen selbst allzuviel zu folgern. Es geht namentlich aus der Darstellung des Himmels durch die blaue Farbe noch nicht hervor, daß diese darum auch mit klarem Bewußtsein von dem Schwarzen und seinen Nuancen unterschieden war. Eine solche Behauptung könnte paradox erscheinen: aber würde man eine Verwechselung dieser Art, wie sie bei indischen Philosophen mitten in der ausgebildetsten abstracten Denkfähigkeit noch vorkommt, für wahrscheinlicher halten? „Die blaue Farbe des klaren Himmels", sagt Colebrooke in seiner Abhandlung über die Philosophie der Hindu's [Transactions of the R. Asiatic Society I. p. 103], „wird nach Patangali von der südlichen Spitze des großen Berges Sumeru hergeleitet, der aus Sapphir besteht . . . . . Andere glauben, daß die schwarze Farbe des Auges — denn blau und schwarz (fügt Colebrooke hinzu) werden als Nuancen derselben Farbe betrachtet — dem Himmel mitgetheilt werde, wie das Auge des Gelbsüchtigen Alles gelb sieht." Hatten ja auch die Hebräer blaugefärbten Purpur, ohne doch in ihrer Sprache ein Wort für die Farbe zu besitzen; und das indogermanische Urvolk muß wenigstens die blaufärbende Waidpflanze gekannt haben, da der deutsche Name mit dem griechischen *ἴσατις* und vielleicht auch dem als celtisch überlieferten glastum identisch ist. Gewiß ist, daß die Aegypter bei Darstellung des Gottes Osiris sowohl die schwarze als die blaue Farbe verwendeten. Hier ist also blau Trauerfarbe, was es auch in manchen christlichen Culten der Gegenwart noch ist. Auch das blaue Kleid der Maria, gegenwärtig auf den Himmel bezogen, ist ursprünglich ein Trauerkleid.

Plato erzählt uns, daß die Aegypter die Griechen ihnen selbst gegenüber Kinder nannten; und dieser merkwürdige Ausspruch hat nicht nur in Beziehung auf die Jugend aller griechischen Einrichtungen, Staatenbildungen und Künste seinen zutreffenden Sinn, sondern in mancher Hinsicht auch auf eine länger bewahrte Kindlichkeit. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es merkwürdig, daß die ersten Anspielungen auf das himmlische Blau, die sich bei den Griechen finden, alle in einem gewissen Zusammenhang mit Aegypten stehen, als ob die Aufmerksamkeit auf dieselbe erst von dort hätte gelernt werden müssen. Diodor erwähnt z. B. in Betreff des Namens Glaukopis, den Athene führte, und der in Wirklichkeit nicht von dem Worte blau, sondern von der Eule abgeleitet werden muß: Die Aegypter sagten, sie sei blaublickend genannt worden, nicht, wie die Griechen glauben, weil sie blaue Augen hätte — dies sei einfältig — sondern weil die Luft einen bläulichen Anblick habe.

Doch ist die Erwähnung der blauen Farbe des Himmels bei den Griechen überhaupt, und auch selbst noch bei den Römern, auffallend selten. Bei römischen Dichtern (Lucrez und Ennius) finden sich zwar noch Ausdrücke, wie caerula caeli, wahrscheinlich wegen des Gleichklangs als Nachbildung des homerischen οὐρανὸς εὐρύς (der weite Himmel), einigemale; aber wenn wir bedenken, daß das Wort caelum in den Schriften Virgil's über hundert und fünfzig Mal, und in denen Ovid's fast ebenso oft wiederkehrt, ungerechnet gleichgebrauchte andere Wörter, so müssen wir sicherlich von der classischen Periode der römischen Poesie zugestehen, daß die Aufmerksamkeit auf das Himmelblau sich in gänzlich umgekehrtem Verhältnisse gegen die Erwähnung des Himmels

überhaupt befindet. Auch wäre es bei gesteigerter Aufmerksamkeit auf diesen Farbeneindruck kaum noch denkbar, wie ein und dasselbe Beiwort den Himmel als nächtig schwarz, als grau umwölkt, und zugleich in lichtem Zustande als blau bezeichnen konnte; und selbst für die vereinzelten Fälle, in denen wir den blauen Himmel mit dem Ausdrucke caerulus bezeichnet sehen, können wir nicht umhin, die Möglichkeit vorauszusetzen, daß das freilich für uns himmelblaue Object dieses Wortes, mittelst eines Lautes, der in der Folge den Begriff blau entwickelte, von Seiten der alten Dichter darum noch nicht insbesondere als blau, sondern nur unbestimmt als dunkel gefaßt und benannt worden sei. Wenigstens erstreckt sich der Gebrauch dieses Ausdruckes nicht über den eines stehenden Beiwortes des Himmels im Allgemeinen; sein Zustand als wolkenlos wird von den Römern niemals durch die Farbe, sondern als heiter (serenus, apertus, lucidus aethra, sudus) geschildert, so oft auch die Ausmalung seiner Schwärze während des Sturmes zu einem solchen Gegensatze Gelegenheit zu bieten scheint. Und wenn Ovid die Reize einer lieblichen, zur Ruhe ladenden Stelle im Gebirge auf folgende Weise beschreibt [ars am. III. 687 ff.]: Nahe bei den Hügeln des blühenden Hymettus ist ein heiliger Quell und ein weicher, grüner Rasenplatz; niedriges Gehölz bildet einen Hain; Erdbeerbäume bedecken das Gras; Rosmarin, Lorbeer und dunkele Myrten duften; auch dichtbelaubter Buchs, schwanke Tamarisken, zarter Cytisus und Pinien fehlen nicht; von sanftem Zephyr und wohlthätigen Lüften bewegt zittert dies mannigfaltige Laub und die Spitze des Grases, — oder wenn Virgil eine ewig sturmlose Bucht mit den Worten schildert [Aen. 1, 166 ff.]: Zu beiden Seiten ragen gewal-

tige Felsen zum Himmel empor, unter ihrem Scheitel liegt schweigsam weithin das Meer; als wehendes Laubdach hängt ein dunkler Wald mit dichtem Schatten herein, — so wird an diesen, wie an vielen anderen Stellen des Alterthums, aber kaum in einer Naturschilderung der Gegenwart, der blaue Himmel gänzlich vergessen. Und dies ist nach dem Gesagten sehr erklärlich; denn wenn sie ihn caeruleus genannt hätten, so würden sie das Gegentheil von dem gesagt haben, was sie wollten, da dieses Wort höchstens den Himmel im Allgemeinen, insbesondere aber den bewölkten, keineswegs hingegen den heiteren, bezeichnen konnte. Daß jene Dichter den Unterschied der Eindrücke empfanden und sich ihrer bewußt waren, bedarf sowohl an sich, als nach Manchem, was bereits erwähnt ist, keines Beweises und wird von Niemandem bezweifelt werden; aber wenn es an einem naheliegenden Worte fehlt, so drängt sich auch der Begriff nicht ungezwungen auf, sondern bleibt oft, wo er nicht aus besonderen Gründen absichtlich aufgesucht wird, verschwiegen: und so sehen wir es mit dem Unterschiede des Blauen und Grauen in der Poesie des Alterthums geschehen, wie in der heutigen, nur etwa mit Nuancen einer dieser Farben. Ein Gegenstand, welchen wir bestimmt mit einem einfachen Farbenbeiworte belegen, wird dieses in der dichterischen Sprache leicht erhalten können; aber welcher Dichter wird nach der Farbe schildern, was keinen hervorstechenden Charakter einer ausgesprochenen Farbe trägt, sondern zwischen mehreren in der Mitte schwebt und mit keinem treffenden Worte dargestellt werden kann?

Das römische Alterthum scheint, ebenso wie das griechische, ein Wort für das reine Blau, welches von aller

Beimischung des Begriffes des Grauen wie des Grünen frei gewesen wäre, überhaupt nicht besessen zu haben; und die neuen Sprachen sind daher vielfach auf mittelbarem Wege (*ἠερανέος*, *καλλάϊνος*, *γαλαίζω*, venetus) oder, indem sie sich der deutschen Sprache anschlossen (man vergleiche blavus, *μπλάβος*), zu solchen gelangt.

Ebensowenig begegnen wir einer Spur von diesem Farbeneindrucke in den merkwürdigen, fast gänzlich alt- und reingermanischen Resten der Edda, trotz so mancher Versuche naiver Erklärung von Naturanblicken, worunter auch des Regenbogens (Gylfaginning 13).

. . . .

Was die Griechen betrifft, so ist bereits erwähnt worden, daß bei Homer *ἠήρ* theils dicken Nebel und Wolken bezeichne, theils denselben Gegensatz gegen *αἰθήρ* bilde, wie in dem Rigveda rocana gegen ragas, nämlich den des Dunkels gegen die Helligkeit; in der späteren Zeit tritt, obgleich sich die Bedeutung Nebel nicht verliert, die der Luft als Raum zwischen Himmel und Erde und als Element in den Vordergrund; ohngefähr seit Aristoteles beginnt das Wort zugleich auch geradezu für Himmel gebraucht zu werden. Daher geht denn auch *ἠεροειδής* (*ἀεροειδής*, *ἀερώδης*), welches in der ältesten Zeit wie *ἠερόεις* nur dunkel geheißen hatte, zuerst in den Begriff luftartig [wie bei Plato Tim. 78; Arist. de col. 3 von dünnem Rauche] und sodann in luftfarbig, himmelblau über. Einige Beispiele dieses Gebrauchs von *ἀήρ* aus dem Buche von den Farben, aus Moschos und Diodor sind schon oben angeführt; ich erinnere noch an die Umschreibung des Ovid bei der Schilderung himmelblauer Gewänder: die Farbe der Luft, dann wann die Luft ohne

Wolken ist — aëris ecce color tum cum sine nubibus aër — [ars am. 3, 173], sowie an die Worte des Plinius [37, 8, 37], wo er von dem luftähnlichen [aëri similem] Jaspis Aërizusa spricht. Ἀεροειδής, luftfarbig, für blau, finden wir z. B. von dem vorübergehenden Aussehen des Purpurs während der Kochung [de col. 5 bis] und öfter mit dem Zusatze: an Farbe [z. B. Dioscor. mat. med. 5, 170], und so ist der oben besprochene Satz [de col. 3], die Luft erscheine wegen ihrer Dünne in der Höhe bläulich (κυανοειδής), an einen allgemeineren, in Betreff des Zusammenwirkens mehrfacher Ursachen zur Bestimmung des Farbeneindruckes, angeknüpft, wobei es heißt, das Weiße und Durchsichtige erscheine, wenn es sehr dünn sei, luftartig an Farbe — τῷ χρώματι ἀεροειδής. Auch andere Ableitungen von ἀήρ, wie ἀερίζω [Dioscor. mat. med. 5, 100], ἀέρινος [Poll. 4, 119], ἠερόεις [Dion. Per. 7, 24, Nic. Th. 257] und in der spätesten Zeit ἠερανέος [s. Du-Fresne, Glossarium ad scriptores med. et inf. Graecitatis], haben diese Farbenbedeutung angenommen.

Diese Form ist die für die Erwähnungen der Bläue des Himmels bei griechischen Schriftstellern gewöhnlichste. Doch sind sie überhaupt auch in der classischen Zeit, namentlich bei Dichtern, auffallend selten. Vielleicht ist der Ausdruck πολιός, der dem Aether von Euripides [Or. 1376] und späteren Dichtern [Ap. Rh. 3, 275. Qu. Sm. 6, 229], sowie dem Frühling von Hesiod [Op. 477] beigelegt wird, hierher zu ziehen, da derselbe zu einem Wortkreise gehört, dem der Uebergang von grau nach blau eigen ist; dieser Gebrauch des Grauen für die Farbe des heiteren Himmels würde alsdann die Umkehr jener späten Nachricht bilden,

durch welche wir von der Symbolisirung des trüben vermittelst der blauen Farbe belehrt worden sind.

Bei den Römern tritt scheinbar in einigen der ältesten Reste der Literatur eine deutliche Erwähnung der Himmelsbläue auf. Von Ennius ist uns der Ausdruck: sie erhob die Hände ad caeli caerula templa, bei Cicero [de div. 1, 20] und der ähnliche von der Erhebung des Romulus in caerula caeli templa bei Varro [de l. l. VI.] erhalten. Auch Lucrez gebraucht die Ausdrücke caeli caerula [1, 1089], caerula caeli [6, 95], caerula mundi [5, 77] und caerula in der Bedeutung Himmel [6, 481], und ebenso vielleicht auch Nävius caerulum an einer in unverständlicher Gestalt auf uns gekommenen Stelle [bei Varro ebd.]. Die römische Literatur kann zwar, als einer ungemein weit fortgeschrittenen fremden Bildung mit Bewußtsein entnommen, für die Beurtheilung unentwickelter Zustände auch in ihren Anfängen nichts entscheiden; gleichwohl läßt Manches schließen, daß selbst jene den Himmel schildernden Beiwörter noch nicht der Vertrautheit einer naheliegenden Anschauung entsprungen sind. Der gewollte Schwung der Sprache konnte diese von der Vergangenheit verlassenen und den Ausdruck absichtlich erfindenden Dichter wohl auch zu einem seltenen, im Volke ungebräuchlichen Worte führen, das nur zufällig unserer Auffassung nahe kommt. Ohne Zweifel wirkte hierzu die starke Alliteration in caeli caerula, caerula caeli mit, wie auch offenbar der in früherer Zeit gewiß nur stärkere Gleichklang *οὐρανὸς εὐρύς* [N] auf die Bevorzugung des Beiwortes weit für den Himmel in den homerischen Gedichten nicht ohne Einfluß war. Es knüpft sich auch wohl zugleich, da das Meer bei Dichtern auch schlechthin caerula heißt,

an den Gebrauch dieses Wortes der Nebengedanke an das Oceanartige des Himmels. Wie dem aber sei, so scheinen die erwähnten Ausdrücke bei Vergleichung der eigentlich classischen Literaturperiode der Römer wirklich zu den Wagnissen zu gehören, die überall am Anfange gelehrter, von oben herab durch Wissenschaft angeregter Literaturen dem maßvollen Geschmacke und der Natürlichkeit, für welche bei größerer Theilnahme des Volkes durch Mischung mit der Naturquelle des Sprachgebrauches ein reinerer Tact zu entstehen pflegt, im Allgemeinen vorausgehen, und bei den Römern in großer Zahl vorausgegangen sind. Zwar lesen wir eben dieses Beiwort caeruleum von dem Himmel auch an einigen Stellen des Ovid. Allein eine derselben [Fast. 3, 449] kann hier nicht in Anschlag kommen: denn dort ist von dem Nachthimmel die Rede, welcher ebenso von Manilius caeruleus und zugleich niger genannt wird [1, 701. 709 f. 714] und unzweifelhaft nicht als blau, sondern als schwarz bezeichnet werden soll. Die beiden anderen Stellen aber sind in der That nur eine, und zwar beide wörtlich eben jener Vers des Ennius, die Verheißung Jupiter's von Romulus' Erhebung, und wenn ein jüngerer Dichter auch wider das Sprachgefühl seiner eigenen Zeit, das Orakel in unverändertem Laute wiederholte, so wäre dies nicht zu verwundern, da er ja des Gottes eigene, aus grauer Vorzeit überlieferte Worte gläubig anführen zu wollen scheinen konnte. Und dennoch hat er es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gethan, sondern indem er aus diesem sonst wörtlich entlehnten Verse jenes einzige Wort, von welchem wir hier sprechen, änderte, die starke Nothwendigkeit verrathen, welche dasselbe als allgemeines Beiwort des Himmels zu vermeiden, die dem

Volksgefühl angenäherte und dem Geschraubten entkommene Dichtersprache seiner Zeit ihm auferlegen mochte. Denn nach einer anderen, kritisch zum Theil sicher beglaubigten, oder sogar nachweisbar nach dem Muster des Ennius erst vermeintlich verbesserten Lesart hat Ovid nicht in den blauen Himmel, sondern zu den Gestirnen des Himmels (in sidera caeli) geschrieben, und also jenen Ausdruck als eine Härte betrachtet, welche er, wie die römischen Dichter bei Benutzung ihrer veralteten Vorgänger so oft, tilgte, trotz der Heiligung durch das Alterthum und trotz des Gleichklanges, um dessentwillen er ihn vielleicht, nach einer anderen Seite gewandt, zur Bezeichnung des Nachthimmels bewahrte. Wenn wir bedenken, daß das Wort caelum in den Schriften Virgil's über hundertundfünfzig Mal, und in denen Ovid's fast eben so oft wiederkehrt, ungerechnet gleichgebrauchte andere Wörter, so müssen wir sicherlich von der classischen Periode der römischen Poesie zugestehen, daß die Aufmerksamkeit auf das Himmelblau sich in gänzlich umgekehrtem Verhältnisse gegen die Erwähnung des Himmels überhaupt befindet. Auch wäre es bei gesteigerter Aufmerksamkeit auf diesen Farbeneindruck kaum noch denkbar, wie ein und dasselbe Beiwort den Himmel als nächtig schwarz, als grau umwölkt, und zugleich in lichtem Zustande als blau bezeichnen konnte; und selbst für die vereinzelten Fälle, in denen wir den blauen Himmel mit dem Ausdrucke caeruleus bezeichnet sehen, können wir nicht umhin, die Möglichkeit vorauszusetzen, daß das freilich für uns himmelblaue Object dieses Wortes mittelst eines Lautes, der in der Folge den Begriff blau entwickelte, von Seiten der alten Dichter darum noch nicht insbesondere als blau, sondern nur unbestimmt als dunkel gefaßt und benannt

worden sei. Wenigstens erstreckt sich der Gebrauch dieses Ausdruckes nicht über den eines stehenden Beiwortes des Himmels im Allgemeinen; sein Zustand als wolkenlos wird von den Römern niemals durch die Farbe, sondern als heiter (serenus, apertus, lucidus aethra, sudus) geschildert, so oft auch die Ausmalung seiner Schwärze während des Sturmes zu einem solchen Gegensatze Gelegenheit zu bieten scheint. Und wenn Ovid die Reize einer lieblichen, zur Ruhe ladenden Stelle im Gebirge auf folgende Weise beschreibt: „Nahe bei den Hügeln des blühenden Hymettus ist ein heiliger Quell und ein weicher, grüner Rasenplatz; niedriges Gehölz bildet einen Hain; Erdbeerbäume bedecken das Gras; Rosmarin, Lorbeer und dunkele Myrten duften; auch dichtbelaubter Buchs, schwanke Tamarisken, zarter Cytisus und Pinien fehlen nicht; von sanftem Zephyr und wohlthätigen Lüften bewegt, zittert dies mannigfache Laub und die Spitze des Grases" (ars am. III 687 ff.] — oder wenn Virgil eine ewig sturmlose Bucht mit den Worten schildert: „Zu beiden Seiten ragen gewaltige Felsen zum Himmel empor, unter ihrem Scheitel liegt schweigsam weithin das Meer; als wehendes Laubdach hängt ein dunkeler Wald mit dichtem Schatten herein" [Aen. 1. 166 ff.] —, so wird an diesen, wie an vielen anderen ähnlichen Stellen der Dichter des Alterthums, aber kaum in einer Naturschilderung der Gegenwart, der blaue Himmel gänzlich vergessen. Und dies ist nach dem Gesagten sehr erklärlich; denn wenn sie ihn caeruleus genannt hätten, so würden sie das Gegentheil von dem gesagt haben, was sie wollten, da dieses Wort höchstens den Himmel im Allgemeinen, insbesondere aber den bewölkten, keineswegs hingegen den heiteren, bezeichnen konnte. Daß jene Dichter den

Digitized by Google

Unterschied der Eindrücke empfanden und sich ihrer bewußt waren, bedarf sowohl an sich, als nach Manchem, was bereits erwähnt ist, keines Beweises und wird von Niemandem bezweifelt werden; aber wenn es an einem naheliegenden Worte fehlt, so drängt sich auch der Begriff nicht ungezwungen auf, sondern bleibt oft, wo er nicht aus besonderen Gründen absichtlich aufgesucht wird, verschwiegen, und so sehen wir es mit dem Unterschiede des Blauen und Grauen in der Poesie des Alterthums geschehen, wie in der heutigen, nur etwa mit Nuancen einer dieser Farben. Ein Gegenstand, welchen wir bestimmt mit einem einfachen Farbenbeiworte belegen, wird dieses in der dichterischen Sprache leicht erhalten können; aber welcher Dichter wird nach der Farbe schildern, was keinen hervorstechenden Charakter einer ausgesprochenen Farbe trägt, sondern zwischen mehreren in der Mitte schwebt und mit keinem treffenden Worte dargestellt werden kann? Obgleich nun die alten Vorbilder, denen die spätere Zeit eifrig nachhing, sowie Wortähnlichkeit und vermeintliche Verwandtschaft dazu beitragen mochten, die Bedeutung himmelblau in caeruleus endlich einigermaßen zur Geltung kommen zu lassen, so scheint das römische Alterthum, ebenso wie das griechische, ein Wort für das reine Blau, welches von aller Beimischung des Begriffes des Grauen wie des Grünen frei gewesen wäre, überhaupt nicht besessen zu haben; und die neuen Sprachen sind daher vielfach auf mittelbarem Wege (*ἠερανέος*, *καλλάϊνος*, *γαλαΐζω*, venetus) oder, indem sie sich der deutschen Sprache anschlossen (man vergleiche blavus, *μπλάβος*), zu solchen gelangt.

Die vollkommene Ausbildung des Sinnes für diesen Farbeneindruck mag bei den modernen europäischen Völkern

insbesondere durch die bereits besprochene Deutung jener Stelle der Apocalypse auf das himmlische Blau, welche sich bei den Kirchenschriftstellern der ersten Jahrhunderte so häufig wiederholt, befördert worden sein; wenigstens begegnen wir keiner Spur derselben in den merkwürdigen, fast gänzlich alt- und reingermanischen Resten der Edda, trotz so mancher Versuche naiver Erklärung von Naturanblicken, worunter auch des Regenbogens (Gylfaginning, 13). Freilich scheint sie, wie in weiter Abgeschiedenheit von uns nicht bloß die Tibetaner, deren Entwicklung sich vermittelst des Buddhismus noch ungleich stärker an vorhergegangene Literaturen anlehnte, als die unsrige, sondern auch die höchst eigenthümlich entwickelten Chinesen zeigen, denen seit Jahrhunderten der blaue Himmel eine ebenso geläufige Anschauungs- und Ausdrucksweise als uns selbst ist, auf der Bildungsstufe der Reflexion nirgends auszubleiben. Daß sie jedoch dieser in der That angehört, kann ein merkwürdiger Zug von Verwandtschaft der noch in der Gegenwart unter unseren Augen anzutreffenden Seelenanlage der Naivität mit der Empfindungsweise der in der Entwickelung der Vernunft begriffenen menschlichen Kindheit noch um so wahrscheinlicher machen. Unter den Dichtern selbst der neuesten Zeit findet sich nämlich bei denen, die man nach dem Gesammteindrucke ihrer Richtung naiv genannt hat, der blaue Himmel viel seltener erwähnt, als bei den reflectirten und sentimentalen, z. B. bei Goethe selten, bei Jean Paul außerordentlich häufig; so sehr wirkt die bestimmende Gewalt, die dem Gange eines Geistes seine unabänderliche Form aufprägt, ohne sein Wissen jederzeit auch auf das kleinste Spiel vereinzelter Gedanken. Das Gleiche wird uns, je mehr sich in der Folge das Wesen

des Naiven erfahrungsmäßig nach seinen einzelnen Aeußerungen in einer dem Verstande weniger anheimgefallenen Bildungsschicht erschließen wird, immer aufs Neue begegnen. Alles, was für eine in Beziehung auf Reflexion, abstracte Unsinnlichkeit der Anschauung und Gelöstheit des Denkens von der Phantasie hinter dem höchsten, einer bestimmten Zeit erreichbaren Stande zurückgebliebene Gemüthsrichtung vorzugsweise Gegenstand der Neigung und Aufmerksamkeit, oder im Gegentheile gleichgültig und reizlos ist, findet stets seine Analogie in einer vorherrschend oder mangelhaft ausgebildeten Fähigkeit vorzeitiger Entwickelungsperioden; denn dieselbe Eigenschaft eines Objectes hemmt eine Zeitlang seine Wirkung auf die Vernunft der Gattung, wie noch nachher die auf den einzelnen naiven Menschen. Und so muß wohl auch das Blau von geringerem Reize für kräftiger gestimmte als für zärter empfindsame Seelen sein, so daß sie über einen solchen Eindruck, so lange sie ungestört nur ihrem Triebe folgen, leichter hinweggehen, indeß die andern in ihm schwelgen; da ihnen vielmehr, wie überall, so auch hier, das Entschiedene und Mächtigere zusagt, welches jenen hart und derb scheint, aber auch zugleich seiner Natur nach, wie wir gesehen haben, um eben dieser Ursache willen eine frühere Stelle in der zeitlichen Ordnung der sich entwickelnden Begriffe einnimmt.

Gehen wir nämlich von dem Erfahrungssatze, daß die älteste durch Vermittelung der Schrift uns zugänglich gebliebene Zeit der menschlichen Geschichte den Himmel nicht blau nannte und nicht so nennen konnte, indem ein Wort für diese Farbe anfangs gar nicht, dann nur für die dem Schwarz, Grau und Braun sehr nahe stehende Stufe er-

Digitized by Google

scheint, aus welchen Farben sie sich nicht ohne vorgängige Verwechselung und nicht in allen Sprachen rein und völlig ablöste, zu der Frage nach den Ursachen über, aus denen innerhalb des Blauen das Dunkle und im Verhältnisse zu ihm das Schwarze ältere Namen trägt, so verweist diese Frage zwar auf die tiefere und allgemeinere nach den Gründen der nothwendigen Reihenfolge, in welcher ein jeder Begriff einen bestimmten anderen als Vorläufer voraussetzt; allein der Zusammenhang in der Bildungsgeschichte des Subjectes mit der vor ihm vorhandenen und in seine Gestalt eingreifenden objectiven Natur tritt uns in der Uebereinstimmung der Begriffsentwickelungsgesetze mit physischen Verhältnissen zugleich unmittelbar vor Augen. Denn wenn der violetten Farbe, welche auf dem prismatischen Zerstreuungsbilde die letzte, in Beziehung auf Schwingungsdauer die kürzeste, also an sinnlich mächtiger Wirkung die schwächste ist, in der Sprache auch jetzt noch kein selbstständiger Name zu entsprechen pflegt; die blaue aber, welcher in jenen Hinsichten die zweite Stelle zukommt, auch dem Namen nach erweislich jünger und für das Bemerken länger wirkungslos geblieben ist, als die höheren: so müssen wir hierin das Gesetz des mächtigsten Beginnens wiederfinden, demzufolge das Gewaltigste und Contrastirende zuerst, dann aber auch das Mindergewaltige auf die Empfindung einwirkt; und wir sehen demnach, daß die Sprache und die gleichzeitig sich über das Object verbreitende Fähigkeit des Bemerkens auch auf dem Gebiete der bloßen Sinnesempfindung von stärksten Graden ausgehen, und eine Zeit der Unempfindlichkeit des menschlichen Vermögens gegenüber allen schwächeren Reizungen gewahren lassen. Indem wir uns nun, theils um die Wahr-

Digitized by Google

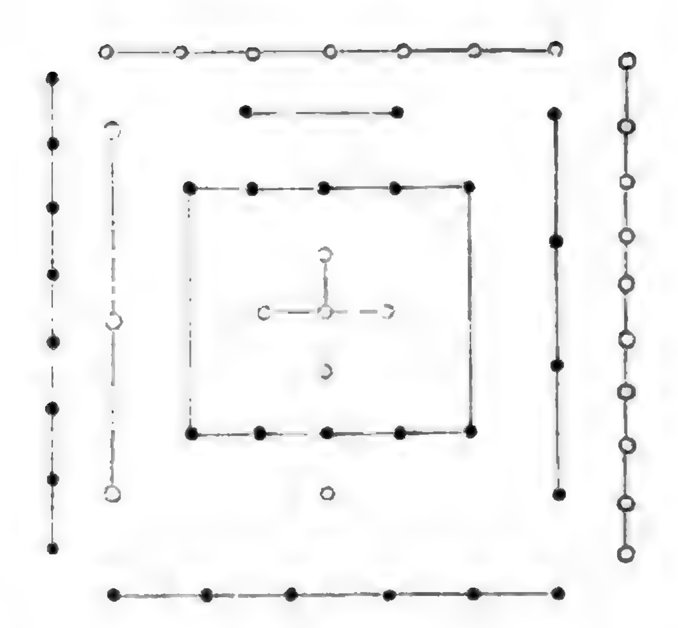
heit dieser Folgerung zu prüfen, theils um dem ersten Auftreten der Farbenwahrnehmung in Vernunft und Sprache näher zu kommen, die Farbenreihe entlang aufwärts zunächst zum Grünen wenden, so finden wir dieses in der That, wie an Intensität des Lichtes, so an Alter des Wortes und Begriffes das Blau übertreffend, aber zurückstehend hinter dem Gelben.

Doch ich will hier zuerst einer wechselseitigen Verwandtschaft des Grünen mit dem Blauen selbst gedenken, welche an sich sehr wohl begreiflich ist, jedoch in der Sprache theils weniger, denn sie tritt erst in verhältnißmäßig entwickelten Perioden auf, theils hie und da in weit stärkerem Maße, als der Natur nach nothwendig scheinen oder erwartet werden möchte, zum Vorschein kommt. Manche der soeben in ihre Vergangenheit verfolgten Wörter spielen schon auf frühen Stufen stark in den Begriff des Grünen; so werden namentlich *γλαυκός* und *κυάνεος* für in der Mitte zwischen beiden Farben liegende Gegenstände verwendet; caeruleus, für welches die Bedeutungen schwarz, grau und blau nun schon mit Bestimmtheit nachgewiesen sind, finden wir vereinzelt von Ennius, Properz, Ovid und Manilius ebenso bestimmt auch für grün gebraucht. Bei Gellius werden caeruleus, glaucus und caesius als Unterordnungen (species differentes) von grün (viride) ebenso wie orange und gelb von roth behandelt [N]. Dies ist zwar nicht Verwechselung, sondern wissenschaftliche Vereinigung der Farben grün und blau; aber sie geht doch von der bloßen Aehnlichkeit der Eindrücke, sowie der nahen Verbindung, in welche Wort und Anschauung sie setzte, und nicht etwa von technischen Gründen aus. Von den Künstlern und zum Theil Naturforschern hingegen wird diese Vereinigung der beiden Farben gleichfalls vollzogen,

aber das Blaue, als einfache Farbe, übergeordnet, und eine Fünfzahl von Grundfarben, nämlich weiß, schwarz, roth, gelb und blau, mit Hinweglassung des Grünen, da dieses aus blau und gelb entsteht, angenommen. Diese Fünfzahl findet sich bereits bei Europäern und Arabern des Mittelalters; noch älter aber ist sie bei den Chinesen, und wahrscheinlich ist sie von diesen ausgegangen. Denn hier begegnen wir den Worten: „die fünf Farben" schon im Schu-king, dem alten, fast heilig gehaltenen Buche der Geschichte, welches in dem siebenten Jahrhundert (v. Chr.) abbricht; und was die Ursprünglichkeit dieser Anschauung bei diesem Volke mehr als bei anderen glaublich macht, ist die ihm eigene allgemeine Vorliebe, gleichen Gebieten angehörige Dinge aller Art in Fünfzahlen zu ordnen. Sie zählen fünf musikalische Töne, fünf Elemente (nämlich Holz, Metall, Feuer, Wasser und Erde), fünf Tugenden, fünf menschliche Pflichtverhältnisse, fünf Planeten. Endlich — und hier leuchtet uns aus Räumen, die keine Literatur erreicht, der ferne Schein aufsteigender Religionen — die uralten Heiligthümer dieses Volkes, die Tempel des Lichtes, sind fünftheilig errichtet, und fünf Berge, nach deren Muster diese Tempel selbst gegründet wurden, waren ehedem die Stätten alljährlicher, von dem höchsten Priester und Herrscher für das ganze Volk gebrachter Opfer. Die der heiligen Fünfzahl in dieser ihrer sinnlichen Erscheinung zukommende Ordnung und Gestalt, wie sie gegenwärtig ist, und wie sie zuerst entstand, erschließt uns ihre wirkliche Bedeutung zugleich mit manchem in größerer Nähe um uns schlummernden Geheimniß. Es wird uns berichtet, daß die Heiligung des mittleren von den fünf Bergen eine Zuthat späterer Zeiten sei; wirklich finden sie

sich, nur zu vier verbunden, in Sagen der Urzeit, wie auch auf der sogenannten Inschrift des Ju, des Bändigers der großen Fluthen; diese vier Berge und die das Viereck bildenden vier äußeren nach Osten, Westen, Süden und Norden gerichteten Gemächer der Tempel sind nur eine Wiederholung der in den Pyramiden der Aegypter wie Mexikaner und überall auf Erden in menschlichen Heiligthümern auftretenden Darstellung jenes nur aus dem ersten Keimpunkte alles Glaubens in seinem ganzen Werthe für die Religion der Urzeit begreifbaren Gegenstandes der vier Weltpunkte oder Gegenden des Himmels, und Berg sowohl als Tempelgemach der Mitte die Mitte der Welt, in welcher der Mensch überall, und überall mit Recht, zu stehen glaubt. So allein erklären sich die seltsamen beiden Zahlentafeln des J-king, des ältesten schriftähnlichen Denkmales der Chinesen, ein hehrer Stoff des fortgesetzten Denkens ihrer Weisen, und ein kaum minder hehrer für das unsrige, die wir in den weltenherrschaftsmächtigen Phantasien untergegangener Geister die tiefverborgene Quelle der Vernunft zu suchen gehen; von denen die eine Fu-hi, mit welchem das Volk als seinem Gründer seine eigene geschichtliche Wirklichkeit beginnen zu dürfen glaubt, aus dem gelben Strome von einem Drachenrosse, das ihr Ebenbild auf dem Rücken trug, die andere Ju, die Sagengestalt der Fluth, auf dem Rücken einer aus dem Flusse Lu aufsteigenden Schildkröte, als himmlische Offenbarung empfing. Es war aber jener Drache kein anderer, als Fu-hi selber, der Bändiger des Opfers, wie sein Name sagt, der drachenleibige, stier- oder einhornhäuptige, ohne Vater wunderbar geboren, an Glanz der Sonne und dem Monde verglichen, Herr des Holzes, Umfasser des Opfers,

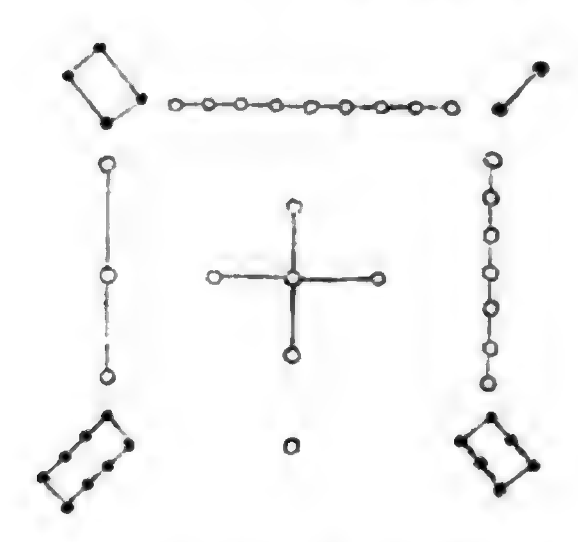
Herr des Himmels, Herrscher der Menschen, der Große und Erhabene genannt, der den Himmel in Grade theilte, von Osten gezogen kam und im Westen begraben liegt, der sein Volk zu belehren täglich am frühen Morgen auf eine Höhe stieg, der Lehrer der Jagd, des Fischfangs, der Thierzucht; der Urheber der Ehe, der Erfinder von Schrift, Heilkunde und Tonkunst, dessen himmlisch tönende Leier mit ihrer unteren Fläche der Erde, mit der Wölbung aber dem Himmel glich, er, oder vielleicht noch vor ihm, — denn auch Diesem schreiben wohl, ohne sich darum zu widersprechen, die Chinesen den Empfang der beiden Tafeln zu — Ku-hoang-schi, welcher, von sechs Drachen oder fliegenden Einhornen getragen, der Sonne und dem Monde folgte, war es der aus dem Goldstrome jenes Bildes Urbild auf seinem Rücken emporhob; dieses Urbild aber war: die Welt. Stieg doch auch aus dem rothen Meere dereinst, als die Menschen noch wild gleich Thieren lebten, Oannes zu den Babyloniern auf, fischgestaltet, aber mit einem zweiten Haupte menschlicher Bildung und mit Menschenfüßen zu den Seiten seines Schweifes, und mit Menschensprache begabt, und verweilte des Tages ohne Nahrung bei den Menschen, brachte ihnen Schrift, Rechnung, Maß und jegliche Kunst, so daß seitdem nichts Ferneres hinzu erfunden werden konnte, und er lehrte sie Felder bauen, Städte und Heiligthümer gründen und Gesetze pflegen; sobald aber die Sonne unterging, tauchte das Thier hinunter in das Meer, und verweilte die Nächte in den Fluthen, „denn es war ein Amphib.“ Wie aber entwarf die Sonne die Welt, als sie aus den Fluthen des Hoang-ho, des goldenen Flusses, emporstieg? Was sehen wir auf jenem Weltenbilde, gezogen von wessen Hand auch immer?



Im Norden begann sie und in Punkten zählend schrieb sie: Eins; sie ging nach Süden fort, und schrieb jenem einen Punkte gegenüber zwei; nach Westen sodann drei, nach Osten immer höher steigend vier; aber in die heiligste letzte Stelle, in die Mitte setzte sie fünf; und von diesen selbst nach den vier Seiten je einen, und einer bildete wieder der Mitte innersten Mittelpunkt; darauf wurde ein neues Viereck um das erste geschrieben sechs, sieben, acht und neun, und um die Mitte steht zehn, je fünf den Fünf zu beiden Seiten. So entstand ein aus den zehn Zahlen gebildetes Denkmal in der Ebene, wie die Pyramide ein körperliches ist.

Die zweite Tafel (welche auch zu den Indern übergangen ist) enthält neun Felder für die Zahlen von eins bis neun, so geordnet, daß die Summen von je dreien nach jeder Richtung fünfzehn betragen; bloße Spielerei, wenn es sich nicht darum handelte, die Zahl fünf als Mittelpunkt von den übrigen Zahlen so im Viereck umringen zu lassen, daß je zwei zu ihren Seiten sich zu der nicht dargestellten Zehn ergänzen, sowie je drei zu einer dreifachen heiligen Fünfzahl;

Drei und Neun aber, welche hier zugleich zur Darstellung gelangen, gelten aus andrer Ursache gleichfalls für heilig:



Im Zusammenhange mit der Wichtigkeit der Fünfzahl steht also ohne Zweifel auch der Werth, den die Chinesen von jeher auf die Mitte legten; weßwegen sie auch Aecker der letzten Figur ähnlich in neun Felder theilten, und das in der Mitte liegende dem König weihten, auch ihr ganzes Land sich ebenso eingetheilt und den Herrscher in der Mitte thronend dachten, und endlich in Beziehung zu der ganzen Erde ihr Reich das Reich der Mitte nannten. In ihrem ursprünglichen Sinne ist die Zahl fünf indessen keineswegs bloß den Chinesen heilig; abgesehen von Uebereinstimmungen, die vielleicht durch Uebertragung oder Verwandtschaft erklärt werden können, benennen schon die Vedenlieder der ältesten Periode (z. B. Rv. 1, 79) die Erde oft als die fünf Stämme oder Gegenden, besonders im Gegensatze zum Himmel, so z. B. 8, 9, 2: „Gewähret den Schatz, der in der Luft, der in dem Himmel, der unter den fünf Menschenstämmen ist!" Werden zu den vier Enden der Erde, die allen Völkern ohne Ausnahme bekannt sind, Himmel und Unterwelt, oder Höhe

und Tiefe, das Oben und Unten, der Haupt= und Fußpunkt hinzugezählt, so begrenzen diese sechs Punkte die dem Menschen, wenn er von seiner eigenen Organisation ausgeht, natürlichen sechs Hauptrichtungen des Raumes und umschreiben daher, wie jene vier Punkte ein flaches Erdbild zeichneten, den Weltraum in seiner Gesammtheit körperlich, weßwegen es denn z. B. am Anfange des Schu=king heißt: Sein Glanz erstreckte sich zu den vier Enden und gelangte nach oben und nach unten. Wie aber vier zu fünf, so verhält sich sechs zu sieben; und darum ist die Siebenzahl, und die siebente als dem Weltenmittelpunkte eingeschrieben, mehr oder weniger der ganzen Erde heilig. Darum also fährt, um aus der vielfältigen Verwendung dieser Zahl in den vedischen Liedern nur Dieses anzuführen, der Sonnengott mit einem Siebengespann; und auch in den häufig genannten sieben Strömen sind keineswegs wirkliche Flüsse des Landes jener Dichter zu suchen, wie denn überhaupt die Wirklichkeit niemals ihr Vorwurf ist, und Einzelwesen der wirklichen Erde in ihren Liedern niemals benannt gefunden werden. Sarasvatî ist in den ältesten Gedichten nicht Flußgöttin, sondern die strombegabte Morgenröthe, und die Belegung des Flusses mit jenem alten Götternamen schließt sich, ebenso wie die Benennung der irdischen Ganga, d. i. des Ganges, nach der himmlischen, an das oben besprochene, aller Namengebung der ältesten Zeit zum Grunde liegende Gesetz an, wonach Personen, Dinge und Oertlichkeiten aller Art, deren Einzeldasein erst auf einer späteren Anschauungsstufe Werth für die Aufmerksamkeit gewinnt, den ersten Individuen der Vernunft, den Göttern, durch Weihung, welche sich in Namengleichheit ausdrückt, an die Seite treten und zuweilen

der von ihnen besessenen Räume und Sphären fast gemeinsam theilhaft werden [N. Der Name Jamunâ ist ursprünglich Nebenform von Jamî, der Schwester und Gattin des Gottes Jama]. Sindhu hingegen, später Name des Indus, ist hier nur Strom und See im Allgemeinen und deutet nur durch eben diese spätere Verwendung auf ein diesem Strome nahes Vaterland der Lieder. Ohne Zweifel ist der gleichbedeutende Ausdruck des Zendavesta, hapta hendu, die sieben Ströme (Vend. 1, 73) ebenso als phantastisches Land aufzufassen. Von der Bedeutung der Siebenzahl in diesem Buche geben die sieben göttlichen Wesen, Ahuramazda mit den sechs Amesha-çpenta, hinlängliches Zeugniß.

Daß es unmöglich ist, die Ursache dieser Anschauungen in der Planetenzahl zu finden, geht aus dem Standpunkte hervor, den wir die Veden und die Zendschriften, ja sogar die biblischen Bücher den Sternen gegenüber einnehmen sehen. Wenn dagegen Herodot von den Mauern von Ekbatana erzählt, daß sie in siebenfacher Zahl, eine über die andere hervorragend, in einer Reihenfolge von außen nach innen, weiß, schwarz, roth, blau (κυάνεοι) und sandarach gefärbte, endlich versilberte und vergoldete Brustwehren gehabt habe, so ist hier eine Verschmelzung der Götter mit den ihnen anfangs nur geheiligten Planeten und ein Bezug der Farben zugleich auf diese, wie sich dies Alles bei den späteren Syrern [Dimeschki bei Chwolsohn, Ssabier] ausgebildet findet, nicht unglaublich; und vielleicht sollten die Farben, wenn Sandarach als gelb zu fassen ist, schon die fünf einfachen erschöpfen. Die Aegypter zählten fünf Planeten; Absicht und Vorliebe für die Zahl sieben scheint andere Völker, namentlich wohl die Chaldäer, zum Anschlusse derselben an Sonne und Mond

bewogen zu haben. Sollen wir nun die Farbenfünfzahl der Chinesen auf realistische Gründe zurückführen und Erfahrungskenntniß von ihrer künstlichen Bereitung vor der Annahme einer solchen Zahl voraussetzen? Unglaublich gering ist die Einsicht in die Natur, die der Mensch auf dieser hellen Bahn klar bewußter Beobachtung erworben hat; vielmehr, wenn ihm einen Blick in die Wirklichkeit der Dinge zu werfen, oder zur Abhilfe langer Leiden, wie zur Erhöhung seiner Macht und Lebensfreude, eine beherrschbare Naturkraft aufzufinden vergönnt ist, so wird er zu diesen Zielen kaum jemals anders als durch das dunkle Traumreich der Phantasie geführt. Daher ist die wahre Vorstellung, mitten unter vielen irrigen, fast überall älter als die Kenntniß der Wahrheit, und scheint uns oft in der Wirklichkeit fest begründet und aus ihr geflossen zu sein, was durch zufälliges Zusammentreffen und vielleicht nicht so nothwendig mit ihr in Uebereinstimmung befindlich ist, als wir, ihren Quellen, den alten uns überlieferten Phantasien, gleichfalls folgend und unterworfen, gegenwärtig glauben mögen. So finden wir die sieben, von Newton wahrscheinlich nach dem Vorbilde der sieben Töne aufgestellten Grundfarben in dem Regenbogen wieder; Xenophanes hingegen sagte:

Ἥν δ᾽ Ἶριν καλέουσι, νέφος καὶ τοῦτο πέφυκε,
Πορφύρεον καὶ φοινίκεον καὶ χλωρὸν ἰδέσθαι,

was sie Iris nennen, auch dies ist eine Wolke, purpurn, röthlich und gelblich von Ansehen [Eust. ad Il. *Δ* 27]; Aristoteles (meteor. *Γ* 4 S. 375 a) nennt die Iris gleichfalls *τρίχρως*, dreifarbig, nämlich *φοινικῆ*, *ξανθή*, *πρασίνη*, roth, gelb und grün; und auch in der Edda finden

wir den Regenbogen als dreifarbige Brücke aufgefaßt. Da es also gewiß nichts weniger als unmöglich ist, daß die Feststellung der fünf Farben, obgleich durch die Natur bestätigt, dennoch unabhängig von ihr vor sich ging, um so mehr, als sie gleichberechtigt inmitten anderer, nicht ebenso bestätigter Fünfzahlen auftritt, so bleibt die Frage offen, ob ihr ursprünglich bestimmte Farben überhaupt zum Grunde liegen, und wenn dies, ob sie wirklich dieselben waren, welche die Natur verlangte, worunter denn auch freilich blau nicht fehlen könnte. Hier ist es nun gewiß nicht unwichtig, zu erfahren, daß die Chinesen allerdings über diese fünf Farben mit uns einig sind, daß aber die Stelle des Blauen bei ihnen ein Begriff vertritt, von dem es sich kaum entscheiden läßt, ob er wirklich zunächst diese, oder nur die grüne, oder beide Farben darzustellen bestimmt gewesen sei. Das Wort thsing, welches zum Beispiel in dem Commentar des Thsai-thschin (aus dem 12. Jahrh. n. Chr.) zu der erwähnten Stelle des Schu-king jenen Platz einnimmt, heißt in der heutigen Sprache der Chinesen ganz unzweifelhaft beides; es wird einerseits häufig von der Farbe des heiteren Himmels, wie das Blau aller neueuropäischen Völker, und von geschlagenen Körperstellen (z. B. Hao-Khieu-thschuan, Kap. 11), andererseits von der Krautfarbe gebraucht, und thsing-nian, bildlich für jung, kann wörtlich nichts als grün an Jahren heißen. Fand diese Zweideutigkeit immer auf die gleiche Weise statt? Ausdruck und Auslegung so viel späterer Zeiten und Schriftsteller entscheiden zwar wenig für den Sinn des ursprünglichen Glaubens an die Fünfzahl der Farben, wie er vielleicht im Schu-king enthalten, vielleicht auch damals schon verloren war; aber dennoch will ich der Untersuchung

Digitized by Google

über die älteste in der Literatur nachweisbare Bedeutung des Wortes thsîng nicht aus dem Wege gehen; da schon die unläugbare Verwechselung des Blauen und Grünen, welche sich für die heutige chinesische Volksanschauung an dasselbe knüpft, ihm für die Kenntniß der Entwickelung menschlichen Farbensinnes hinlängliche Wichtigkeit verleihen muß.

Der Werth der chinesischen Literatur für die Beurtheilung naiver Entwickelungszustände im Allgemeinen ist indessen, dies muß vor Allem erwähnt werden, außerordentlich viel geringer, als der der altindischen, ja soweit es sich um Verhältnisse handelt, die auch den alterthümlichsten der vorliegenden Schriften gleichzeitig sind, nur wenig lehrreicher als die Blüthezeit der europäischen Literaturen des Alterthums. Dieser Umstand erklärt sich aus der verhältnißmäßigen Jugend dieser Schriften im Vergleiche mit dem Alter der chinesischen Volksentwickelung überhaupt. Geisteswerke, die inmitten einer sehr frühen Stufe der Cultur entstanden sind, können unmöglich jünger als die Schrift sein, sondern sie müssen, wie dies von gewaltigen Massen indischer Religionsurkunden nachgewiesen ist und von dem Kerne der altgriechischen Heldendichtung um so weniger noch bezweifelt werden kann, durch mündliche Ueberlieferung bis zu dem Zeitpunkte erhalten worden sein, wo Entlehnung oder eigenthümliche Fortbildung der Schrift ein nur zufälliges, nicht durch Natur an sie geknüpftes Gefäß für ihre fernere Bewahrung ward. Denn nicht nur mischt die Thätigkeit des Schreibens in den Zustand des Schaffenden einen unfehlbaren Zug gesteigerten Bewußtseins, sondern die gesammte menschliche Lage verändert sich in einem Volke durch den Besitz des Geschriebenen. Bei den Chinesen aber vertreten die Stelle

mündlich fortgepflanzter heiliger Gesänge die geschilderten Zahlenbilder, und vierundsechzig andere Figuren aus je sechs geraden, sei es ganzen, sei es gebrochenen Streifen durch Combination gebildet, höchst geeignet, einen Blick in die vorweltliche Geistesrichtung dieses Volkes zu eröffnen, aber sicherlich von Anfang an unmöglich anders als auf dem Wege der Darstellung für das Auge erfunden und als heilig überliefert. An diese Figuren knüpfen sich jüngere Erklärungen aus verschiedenen Zeiten, anfangs sichtlich auf die Verwendung zu Orakeln berechnet, und von diesen könnten die ältesten immerhin zuerst nur mündlich vorhanden gewesen sein. Die Lieder des Schi-king, von denen vielleicht einige älter sind, als diese Erklärungen, enthalten, wenn ich nicht irre, nirgends ein bestimmtes Zeugniß, schriftlich gedichtet zu sein; sondern nur Aeußerungen, wie: Ki-fu hat dies Gedicht gemacht (作 tso, III. 3, 6), oder: „Die entsandten Lieder sind nicht viel, doch sie treffen genau auf den Gesang," (III. 2, 2) wobei das Bild der Pfeile zum Grunde zu liegen scheint. Ueber den Gebrauch der Schrift belehren hingegen die Worte eines Kriegers (II. 1, 8): „Wie sollte ich nicht auf Heimkehr denken, doch ich fürchte die Schrift auf dieser Tafel" (此簡書 thsè kian schu); d. h. den auf eine Holztafel geschriebenen Befehl des Herrschers, der zu bleiben zwingt. Allein entscheidender als alle Schlüsse aus der Literatur oder der Ueberlieferung über dieselbe ist die Natur der Sprache selbst, welche einen Einfluß der Schrift auf ihre innerste Form verräth, nicht etwa die grammatische, worin sie so sehr von unserer Gewohnheit abweicht, jedoch mit anderen ihres

Stammes, die die Schrift nie kannten, übereinstimmt; wohl aber in der Erhaltung alterthümlicher Unbestimmtheit des Ausdruckes, die die sämmtlichen lebenden verwandten Sprachen durch Zusammensetzung aufheben, die alte Schriftsprache hingegen, einer unvordenklich frühen Sprachstufe getreu, im Laute bewahrt, weil die Schrift dem Verständnisse allein Genüge leistet. Es ist gewiß, daß die Chinesen sich redend und schreibend verstehen; aber es ist ebenso gewiß, daß sie, ihre Schriftsprache redend oder ihre Bücher hörend, sich nicht verstehen würden. Denn die Laute sind in ihrer Verbindung zu Gedichten und alten Erzählungen so vieldeutig, wie sie im grauesten Uralterthume waren, damals aber sein durften, weil die Bestimmtheit des Denkens nicht über sie hinausgegangen war. Wie sollen wir nun diesen Gegensatz der Literatur und des Lebens, diese Uebereinstimmung der noch heute verehrten und nachgeahmten Schriften mit dem Urzustande der Vernunft erklären? Etwa dadurch, daß wir annehmen, der Widerstand des äußeren Stoffes habe die Schriftsteller dieses Volkes bewogen, gleichsam die Wurzeln aus ihren Gedanken auszuziehen, und im Vertrauen auf die Natur der Schrift nur die Elemente und Keime des Ausdrucks wirklich niederzuschreiben? Ein solches Verfahren, das eine vollkommene Fähigkeit der Scheidung zwischen den wesentlichen ursprünglichen Sprachtheilen und dem hinzugekommenen Entbehrlichen voraussetzt, und etwa einer Auslassung aller Flexion unter bloßer Anwendung von nackten etymologischen Wurzelsilben von Seiten eines Dichters europäischer Sprachstämme zu vergleichen wäre, steht ebensosehr in seinem kleinlich äußerlichen Zwecke, wie in der überlegten Anwendung eines fast spitzfindig zu nennenden Mittels, im

Gegensatze zu jedem sonst bekannten Gange künstlerischer Schöpfung. Die Stenographie bedient sich in ihrer ausgebildetesten Form ähnlicher, obwohl entgegengesetzter Mittel [N]; aber nicht nur entsteht sie in Zeiten vollständigen Bewußtseins alles Technischen, und ist eine Tochter grammatisch gelehrter Sprachbetrachtung, sondern, und dies ist das hier wahrhaft Entscheidende, sie kürzt nur die sichtbare Darstellung, nicht das Dargestellte, nur das Zeichen des Ausdrucks, nicht den Ausdruck, so daß der aufgezeichnete Gegenstand kein anderer, als der vollständig geschriebene oder auch gesprochene ist, indeß die Lieder des Schi-king, wie sie vor uns liegen, zu nichts Anderem für das Gehör ergänzt werden können, als was sie auch für das Auge sind: denn die aus vier einsilbigen Wörtern bestehenden Reimzeilen zum Beispiel würden mit jeder in das Geschriebene hinzugesprochenen Ergänzung augenblicklich ihre ganze dichterische Form verlieren; und so könnten diese Lieder in einer Stenographie nicht der Schrift, sondern nur der Sprache und des Gedankens gedichtet worden sein. Gewiß unterscheidet sich die Schriftsprache der Chinesen nicht auf so unerklärlich wesentliche Weise von der aller anderen Völker und der unseren. Bis auf diesen Tag ist keine Schriftsprache der Erde mit der gesprochenen völlig zusammenfallend, und ich weiß nicht, ob sie es je werden wird. Das merkwürdige Doppelreich der Sprachwelt, die Verschiedenheit des Ausdrucks für die Höhe des Gedankenlebens und die flache Bahn des wirklichen, ist keineswegs etwa allmähliche Abweichung von dieser, oder conventionelle Festsetzung gewisser über das Gewöhnliche emporgehobener Ausdrucksmittel. Auf diesem, wie auf allen Gebieten seines Handelns und Denkens, steigt der Mensch,

ein Kind des Himmels, vom Idealen zum Wirklichen herab, nicht umgekehrt; wie er von idealen Irrthümern dichtender Phantasie einer greifbaren Wahrheit näher und näher tritt, so sehen wir ihn in der wunderbaren Dämmerung, die auf die geheimnißreiche Urnacht seiner zur Vernunft noch nicht erwachsenen sprachlosen Wildheit folget, ideal und seltsam phantastisch handeln, und nur langsam strebt, wie seine phantastische Weltanschauung mit der Wirklichkeit, so seine nach ganz anderen Zwecken gerichtete schöpferische Thätigkeit, mit praktischen Forderungen seines Lebenszustandes im Kampfe gegen die feindlichen Gewalten der Außenwelt sich auszugleichen. Welch eine Zeit verfließt wohl bis zur Gegenwart herab, um selbst dem geringsten Werkzeuge die für seinen Zweck geeignetste und, sofern es nur dieses Zweckes willen geschaffen wurde, naturgemäßeste Gestalt zu geben? Ein jedes hatte vordem eine unzweckmäßigere, aber phantastischere, und wie jene für den Gebrauch überflüssigen Bilder der Hand auf alten Wegweisern, so treten uns in Resten des fernsten Alterthums entweder künstlerische, Thiertheilen nachgebildete, oder um eines die Förderung der Brauchbarkeit gänzlich vergessenden Gedankens willen symbolisch gestaltete Geräthe meist früher als die schlichten entgegen. Wir wundern uns, daß auf diese oder jene Vervollkommnung bisher Niemand verfiel, da sie ja so einfach sei; aber eben weil sie einfach ist, liegt sie ferne, denn Wahrheit und Einfachheit ist nicht das Erste und Leichteste, sondern das Letzte. Und so ist denn auch die in Worten schöpferische Geistesthätigkeit des Menschen je früher um so mehr dem Leben und der Zweckmäßigkeit entfremdet, zu welcher sie wohl niemals völlig, so daß beide sich decken, herniedersinkt. Daher ist, während doch ein Jeder glaubt

in Prosa zu denken, und dafür hält, sie niederzuschreiben müsse ein weit einfacherer Gedanke sein, als künstlerische Fügung und Wahl der Worte zu Vers und Reim, doch bis jetzt keine einigermaßen selbstständig entwickelte Literatur gefunden worden, welche nicht von der Poesie ausgegangen und auf die Prosa erst an ihrer Hand geleitet worden wäre. Die Art, wie sowohl dies geschah, als auch die Kunstsprache in ihrer poetischen Form überhaupt entstand, kann nur nach Darstellung des Ursprungs der Religion betrachtet werden; aber es bedarf dessen nicht, um auf die Verwandtschaft aufmerksam zu werden, welche in vieler Hinsicht zwischen prosaischer Schriftsprache und Poesie im Gegensatze zu der mündlichen Sprache stattfindet. Unter dies Gemeinsame gehört überall größere Gedrängtheit, und in gewissem Sinne ist die Poesie stets alterthümlicher als die Prosa, und diese alterthümlicher als die gleichzeitige Umgangssprache. Da das Geschaffene festgehalten ist, für das Ohr vermittelst der Wiederholung und des Gedächtnisses bei mündlicher Fortpflanzung, für das Auge bei Schrift; da sein Gegenstand theils das dunkler Geahnte, theils das tiefer Gedachte ist: so ist sein Charakter Anspruch auf größere Bemühung, und Entbehrung mancher Beschleunigungsmittel des Verständnisses. Aber während die Dunkelheit, welche aus mündlicher Kunst entsprungene oder auf Buchstaben gestützte Schriftsprachen sich gestatten, nur das Nachdenken herausfordert, verlangen chinesische Schriften eine zu dem Gesprochenen ganz äußerlich hinzukommende Nachhilfe durch das Auge, ohne welche sie oft allem Nachsinnen unverständlich bleiben müssen. Hieraus folgt, daß auch die ältesten chinesischen Dichtwerke die Schrift voraussetzen; und die organische Bedeutung der Schrift zwar nicht für Sprach-

und Denkform, denn diese ruhen auf tieferen Gründen, aber für die Benutzung der Sprache zur Darstellung eines Gedankeninhaltes und, wenn ich so sagen darf, für den Styl des Denkens tritt nirgends auf Erden ähnlich wie in diesem Volke hervor, bei dem alle höhere Verwendung der Vernunft mit der Kenntniß der Schriftzeichen durchaus verwebt, und ohne sie undenkbar ist. Eine Schrift dieser Art ist keine künstlich aufgetragene Hülle der Sprache, wie die Buchstabenschrift, sondern ihr lebendiges Kleid; und da sie aus der Geistesbildung der Chinesen, ebenso wie der Aegypter, nicht hinweggedacht werden kann, so ist sie ohne Zweifel bei diesen Völkern, und vielleicht gemeinsam, heimisch entsprungen; ja es liegt selbst die Vermuthung nicht ferne, daß diese beiden Stämme, welche technische Begabung von jeher mehr als alles Andere auszeichnet, die eigentlichen Urheber aller Schrift und überhaupt aller Bildkunst für das Auge unter den Menschen sind; wie denn in Aegypten Plastik und Bilderschrift von unvordenklichem Ursprung und Buchstabenschrift in der Entstehung gefunden wird, welche, wie es scheint, die Babylonier ihnen entlernend zur Vollkommenheit entwickelten. Das Grundgesetz der Schriftentwickelung ist das allmähliche Selbstständigwerden des Lautes; denn im Anfange ist Laut und Begriff in der Schrift ungeschieden und das Wort ihr Gegenstand. Jedoch nicht jedes Wort ist es sogleich; sondern zuerst diejenigen, deren Begriff zur Darstellung auffordert, weil es Gestaltetem entspricht, und unter diesen wieder zuerst das Heilige, als Anlaß und erster Stoff der Kunstbegeisterung.

An die Wortbilder schließt sich schon frühe ein größerer Inhalt, als in ihrer Zeichnung gemeint sein konnte, welche von einem weit beschränkteren Objecte, als dem Begriffs-

umfang des Wortes, ausgehen muß. Dieser Vorgang ist eine Eroberung des Bedeutungsgebietes für ein Zeichen; es greift innerhalb des gleichen Lautes nach Begriffen hin um sich, die mit dem ursprünglich Bezeichneten zusammenzufallen scheinen. Die erste Vermehrung der Zeichen hingegen zur Darstellung solcher Wörter, welche nach Abschluß der Erfindung von Wortbildern, die für die Schrift sind, was die Wurzeln für die Sprache, sich an keines der vorhandenen angeschlossen hatten, ist Zusammensetzung zu Gesammtbildern. Die chinesischen einfachen Bilder 日 shi, Sonne, und 月 jue, Mond (entstanden aus ☉ und ☽), bezeichnen, neben einander gestellt, das Wort ming, Glanz (明). Schwerlich liegt hier eine Abstraction des Glanzes als Eigenschaft beider Himmelskörper zum Grunde; sondern die zunächst dargestellte Bedeutung des Wortes war wohl Morgen, die Zeit, wo die Sonne neben dem Monde zugleich am Himmel steht, das Zusammentreffen von Tag und Nacht; denn so heißt der Morgenstern ʻki-ming (明啓 Schi-king II. 5, 9), eigentlich den Morgen eröffnend, ming-shi der morgende Tag, und der Gebrauch des Wortes für das Zukünftige geht gleichfalls von dieser Bedeutung aus. Eine andere Zeichnung des Begriffes Morgen ist das Bild des Wortes tán, Morgen, Tag (旦), die Sonne über dem Horizonte darstellend. Steht unterhalb dieses Zeichens noch das des Mondes, so daß dieser als unter, die Sonne als über dem Horizonte abgebildet ist, so entsteht 昜, das Bild des Wortes jäng, Sonnenaufgang, heller Himmel, Helle. Die Sonne über dem Monde aber, 易, bezeichnet das Wort ĭ, Wechsel, das

sich zum Beispiel in dem Namen des Buches I-king findet; das Zeichen stellt offenbar den Mond dar, der mit der Sonne wechselt, das ist: den Wechsel von Tag und Nacht. Hao, hoch, besonders vom Himmel, wird durch das Bild der Sonne oberhalb des Zeichens thian (天), Himmel, geschrieben (昊), als das des höchsten Gegenstandes. Genauer betrachtet sind die beiden Classen der einfachen und zusammengesetzten Schriftzeichen nicht scharf von einander geschieden, da die Abbildung aus ungleichartigen Theilen zusammengesetzter Gegenstände oft älter, als die der Theile, oder doch ihr gleichzeitig sein mußte; und so geht die Zusammensetzung ursprünglich ebenfalls aus Anschauung hervor und ist unabsichtliches Verfahren. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in der ersten Zeit ein auf diese Weise zusammengesetztes Bild mit einem seiner einfachen Bestandtheile gleichgelautet habe; denn ein gleichlautendes Wort würde durch ein Bild, dem es im Begriffe nahe genug stand, um durch Zusammensetzung mit ihm bezeichnet zu werden, vielmehr als mit ihm zusammenfallend unmittelbar gleichfalls bezeichnet worden sein. Aus einem derartigen erweiterten Gebrauche der Bilder für gleichlautende, dem Begriffe nach ähnliche, aber dennoch unterscheidbare Wörter scheinen in der That demnächst die ersten Lautzeichen hervorgegangen zu sein. Das Zeichen 青 für thsîng, jenes die blaue und grüne Farbe bezeichnende Wort, von welchem aus wir auf die gegenwärtige Untersuchung geführt worden sind, verbunden mit dem Zeichen 艹 für thsao, Gewächs, bildet das fast gleichlautende Wort tsîng, blühend, wuchernd (Schi II. 3, 2), und mit dem 米 für mi,

Reis, Nahrung, das 精 für thsing, reif, ausgewachsen, vollendet, tüchtig. Niemals haben die Bilder für Gewächs oder für Reis diese Wörter tsing, thsing bezeichnet; wohl aber ist es wahrscheinlich, daß das die Farbe darstellende Zeichen dereinst auch für sie gebraucht wurde und erst in der Folge den erläuternden und begriffsbestimmenden Zusatz erhielt. Dasselbe gilt von 清, thsing, lauter, von Flüssigkeiten (Schi II. 5, 10. 6, 6. III. 1, 5. IV. 3, 2), das mit dem Begriffszeichen 氵 für Wasser verbunden ist. Wir dürfen nicht glauben, daß ein Schriftzeichen jemals von einem Begriffe ohne Rücksicht auf den Laut ausgegangen sei, da in je älterer Zeit um so mehr jener nur in dieser für die Vorstellung vorhanden und der Geist an das Wort gekettet war; nicht die Bezeichnung des Lautes, sondern seine selbstständige Bezeichnung, losgetrennt von dem Begriffe, macht das Wesen der höheren Schriftstufe aus. Auch vereinigen die meisten chinesischen Schriftzeichen gänzlich verschiedene, nur gleichlautige Begriffe, und andererseits geht dagegen die Scheidung eines Begriffes durch die Schrift oft so weit, daß z. B. hung (訇), Klang, noch die Zusammensetzung mit Stein und Metall neben sich hat, um die gleichlautigen Zeichen 石訇, 金訇 für Steingepolter und Glockenklang zu bilden, wo wir also Schriftzeichen ganz so wie Worte sich zerlegend entfalten sehen. Beispiele wie das letzte nähern sich zwar den bloß begrifflichen Zusammensetzungen; aber da sie eine Art von Ueberfluß der Bezeichnung enthalten, so sind sie ohne Zweifel die jüngsten. Ausgegangen ist das Verfahren, einem

Zeichen einen begriffsbestimmenden Zusatz zu geben, offenbar von solchen Fällen, wo es für das Denken des Schreibenden leicht unterscheidbare, für das Verständniß des Lesenden aber leicht verwechselbare Begriffe vereinigte. Nachdem es jedoch eingeschlagen worden war, verdrängte es alle anderen so sehr, daß es heutzutage das einzige ist, wodurch neue Schriftzeichen gebildet werden können, und Zusammensetzungen aus lauter dem Ganzen ungleichlautigen Theilen, oder gar Erfindung neuer Schriftelemente, so unmöglich wie die Bildung neuer Sprachwurzeln geworden sind.

Die Klasse, zu welcher ein Schriftzeichen in Beziehung auf Einfachheit oder doppelartige Zusammensetzung gehört, läßt also auf die Periode seiner Entstehung schließen; und dies ist für die Geschichte der Sprache darum wichtig, weil in Schriften dieser Gattung der Augenblick, wo das Zeichen entsteht, mit dem ersten Eintritte seines Wortes in die Literatur identisch ist, und daher, wenn er genau festgestellt werden könnte, den absolut frühesten Schriftgebrauch und wenigstens einen Theil, wenn auch nicht den ursprünglichsten oder gewöhnlichsten, sondern nur den darstellbarsten des damaligen Sprachgebrauchs desselben zugleich kennen lehren würde. Die uns erhaltenen ältesten Bücher der Chinesen aber liegen von diesem Augenblicke für die früheren der in ihnen enthaltenen Zeichen offenbar außerordentlich entfernt, und setzen eine längst vor ihrer Abfassung bereits zu hoher Vollkommenheit gebrachte Uebung des Schreibens voraus, gesetzt selbst, daß sie ursprünglich nach einem minder ausgebildeten Systeme aufgezeichnet vorhanden gewesen wären. Ihr Inhalt ist nicht älter als ihre Niederschrift, und ruht daher auf der ganzen langen Reihe vorausgegangener Schrift-

entwickelungen, mit allem ihrem Einflusse auf das bewußte Leben. Auch zeugen sie in der That von ganz ausgebildeten gesellschaftlichen Verhältnissen, von durchgängigem Mißverstande der alten Sagen, deren Göttergestalten schon alle vermenschlicht und in die bestimmten staatlichen Formen gekleidet sind, die das Volk im Wesentlichen bis auf die Gegenwart bewahrt hat. Namen von Sternbildern und Sternen finden sich häufig, auch der des Morgen- und Abendsternes; „im Osten ist der Morgenstern, im Westen ist der Abendstern, tschāng keng," so heißt es in einem Gedichte, wo auch mehrere andere Gestirnerscheinungen geschildert sind (Schi II. 5, 9); jedoch verräth sich, wenn ich nicht irre, noch keine Kenntniß von dem Unterschiede der Fixsterne und Planeten. Finsternisse scheinen, wie bei den Römern, seit den ältesten Zeiten wegen des Glaubens an ihre Vorbedeutung und Sühnebedürftigkeit verzeichnet worden zu sein; ihre Vorausberechnung versetzt schon der Schu-king in eine sagenhafte Urzeit; eine Stelle des Schi-king, welche den festen Punkt für die Chronologie der ganzen Sammlung gleichzeitig mit dem Anfange der Olympiaden, oder dem Jahre 776, finden gelehrt hat, ein selbst unmittelbar mit den westlicheren Literaturen verglichen nicht allzuhohes Alterthum, von dem gleichwohl die ältesten Theile schwerlich mehr, als höchstens um wenige Jahrhunderte rückwärts liegen, gibt den ältesten gleichzeitigen chinesischen Bericht von wirklich gesehenen Finsternissen und nennt die des Mondes gewöhnlich und in der Ordnung, die der Sonne aber schlimmer Bedeutung voll.

Der blaue Himmel findet sich an einigen Stellen erwähnt, und zwar mit dichterischer Personification angerufen. Es heißt dort (II. 5, 6): „Der Stolze ist glücklich, der Demüthige

im Leide; blauer Himmel, blauer Himmel, sieh jenen Stolzen an, erbarme dich dieses Demüthigen!“ Außerdem beginnen die Verse „o blauer Himmel dort!“ und „weiter, weiter, blauer Himmel“, den dreifachen Refrain je eines Gedichtes (I. 6, 1. 11, 6). An der Stelle des letztern Ausdrucks finden wir sonst die ähnlichen: „weiter, weiter, hoher (hao) Himmel“ (II. 5, 4), „großer (hào), großer, hoher Himmel“ (II. 4, 10), „gnädiger (mîn) Himmel, großer Himmel“ (ebd.), „hoher Himmel, erhabener Herrscher“ (III. 3, 4), „glänzender, glänzender (mîng), oberer (schang) Himmel“; besonders ist das Beiwort hao, hoch, gewöhnlich. Der Begriff blau ist in den erwähnten drei Sätzen nicht mit thsîng ausgedrückt, sondern mit einem anderen, aber ohne Zweifel verwandten Worte (蒼), thsang. Stellen, wo das erstere Wort bestimmt blau heißen müßte, finden sich im Schi-king, — denn der Umfang des J-king ist zu gering, um aus dem Nichtvorkommen des Wortes einen entscheidenden Schluß ziehen zu lassen —, nicht; dagegen geht in dem Verse (I. 5, 1: lu tschŏ thsîng thsîng) „das grüne Rohr wuchert“ die Bedeutung wuchern unzweifelhaft von grün aus. Das Wort thsang findet sich andererseits ebenso bestimmt für grün gebraucht; ein dem zuletzt angeführten sehr ähnlicher Vers, worin dasselbe angewandt ist (I. 11, 4), lautet: (kian kia thsang thsang) „das junge Schilf grünt“. Ebenso wechseln die beiden Wörter als offenbare Synonyma, wenn es (I. 8, 1) heißt: „Nein, nicht der Hahn hat gekräht, es war der grünen Mücken (thsang-īng) Laut“; und dagegen (II. 7, 5): „Die grünen Mücken (thsing-īng) schwärmen“, ein Bild des Verleumders, offenbar eben um ihres Summens willen. Beide können also, wenn

es sich um Untersuchung ihrer Grundbedeutung handelt, nicht getrennt werden; und eine größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese grün gewesen. Denn wenigstens für thsing ist die Bedeutung grün durch frühere Stellen bezeugt; für thsang aber thut das Gleiche einigermaßen die Schrift: der begriffsbestimmende Theil seines Schriftzeichens ist nämlich das schon angeführte 艹 thsao, Gewächs, und es sollte damit ohne Zweifel als allgemeinste Pflanzenfarbe bezeichnet werden. Auch ist mit beiden vielleicht thsong, Zwiebel (葱), verwandt, wenn es von dem Begriff der grünen Farbe ausgeht; es findet sich (II. 3, 4) thsong-heng, adjectivisch von einer Agraffe gesagt; der Commentar erklärt: grün (thsang) wie Zwiebel (thsong). Für den Uebergang der Begriffe von grün nach blau spricht eine semitische [N] Analogie; schwerlich aber hat umgekehrt ein ursprünglich blau bezeichnendes Wort den ganzen Umfang der grünen Farbe in sich aufgenommen. Bei der Zusammenstellung der Farben mit den Elementen und Jahreszeiten wird thsing dem Holze, wegen der Bäume, und dem Frühlinge zugetheilt; und dies ist wenigstens für die Einschließung des Grünen, wenn nicht für die Ausschließung des Blauen aus dem Begriff der Grundfarbe entscheidend. Gewiß ist, daß keines der angeführten chinesischen Wörter geeignet war, die blaue Farbe im Gegensatze zu der grünen zu bezeichnen. Lu, in dem schon angeführten Verse (I. 5, 1) von dem Schilfe gesagt, bedeutet grün und eine grünfärbende Pflanze; län dagegen, welches gegenwärtig auch für blau zum Unterschiede von grün gebraucht wird, findet sich im Schi-king nur als Pflanzenname, als welchen es auch sein Schriftzeichen kenntlich macht,

neben eben jener Pflanze lu (II. 8, 2); es ist die Indigopflanze, und das Wort lân, blau, gehört daher zu den Farbenwörtern der jüngsten Gattung, welche technischer Erzeugung der Farbe ihren Ursprung verdanken. Wie wir uns indessen entscheiden mögen, ob wir durch thsang und thsing das Gras als blau, oder den Himmel als grün, wie durch hiuan als schwarz aufgefaßt annehmen, folglich in der fünften Farbe der Chinesen die technisch-einfache blaue, oder wie Europäer, welche die Anschauung belehren konnte (z. B. Amiot zu der Uebersetzung von Sun-tse Mém. VII. 81), melden, die grüne; unter allen Umständen ist die Vermischung der beiden Farben in der Vorstellung dieses Volkes uralt, und die Mangelhaftigkeit der Sprache und Wahrnehmung gerade auf dieser äußersten Grenze der Farbenempfindung nicht mehr fraglich. Wir sehen hier, besonders wenn etwa die Bedeutung blau oder einer allgemeineren Mittelstufe die ältere sein sollte, auch grün in das Schwanken der Auffassung mit hineingezogen, welches für jene Farbe auf ein jüngeres Alter in der Vernunft schließen läßt; und dies führt uns auf andere Spuren verhältnißmäßig größerer Jugend auch des grünen Farbenbegriffes bei westlicheren Völkern.

Zur Zeit der beginnenden Philosophie nahmen die Griechen nicht, wie die Chinesen, fünf, sondern, was aus keiner objectiven Ursache erklärt werden kann, vier Grundfarben an, schwarz, weiß, roth und gelb, welche Empedokles und Demokrit ihrerseits mit den vier Elementen zusammenstellten. Daß in einem Zeitraume, in welchem die Malerei eine seltene Höhe erreicht hatte, der blaue Himmel ein Gegenstand so geringer Aufmerksamkeit gewesen und von den Schriftstellern nicht erwähnt worden sein sollte, könnte be-

fremden; allein andererseits ist es unglaublich gefunden worden, was alte Nachrichten (des Cicero, Plinius und Quinctilian) uns mit Bestimmtheit berichten, daß die griechischen Maler noch bis in die Zeit des Alexander nur eben jene vier Farben angewendet haben, da ihnen unter Anderem auch die Darstellung der Bläue des Himmels mit solchen Mitteln unmöglich war. Die beiden Einwürfe lösen sich also wechselseitig völlig auf, und es wird hinsichtlich des mangelnden Sinnes für den Reiz des Blauen während der ganzen Blüthezeit des griechischen Lebens eine Uebereinstimmung mit den naiven Erscheinungen in der Menschheit überhaupt zu um so größerer Gewißheit. Was uns aber die alterthümlichsten Bücher unseres Geschlechtes in Beziehung auf den Farbensinn für das Grüne lehren, bleibt noch zu untersuchen übrig.

Es ist in einer bloß empirischen Untersuchung wohl kaum nothwendig, auf den möglichen speculativen Einwand einzugehen, daß vor dem Dasein blau oder grün gewahrender Subjecte das Blaue und Grüne, als rein subjectiv, gar nicht vorhanden gewesen sei, in welchem Falle es freilich unzulässig wäre, von einem für alle Zeit glaubwürdigen Objecte solcher Wahrnehmungen zu sprechen; denn ohne den idealistischen Irrthum, welcher glaubt, daß mit dem Untergange aller Subjecte auch das Object als untergegangen angenommen sei, hier zu widerlegen, können wir doch soviel mit Sicherheit voraussetzen, daß, so lange Schwingungen von eben jener Beschaffenheit und Dauer, wie sie heute auf unser Auge treffend die Vorstellung des Blauen erzeugen, überhaupt im Weltall vor sich gegangen sind, es an den objectiven Bedingungen nicht fehlte, sondern ein möglicher Gegenstand

für sie unzweifelhaft vorhanden war. Ein solcher unbezweifelt möglicher Gegenstand ist uns aber für die Wahrnehmung des Grünen, wie für das Blaue durch den Himmel, auf eine so lange Vergangenheit in der Außenwelt beglaubigt, als wir wissen, daß auf der Erde Gras und Bäume wuchsen. Und wenn der Himmel der Beobachtung der Urzeit aus heiligen Gründen nahe lag, so mußte es die Erde, um der Ernährung der Menschen und der ihnen damals so werthen, vielbeachteten und zum Theil verehrten Thiere willen, fast nicht minder. Dennoch gibt die Rikſanhita, bei so häufiger Erwähnung der Erde, ihr das Beiwort grün so wenig wie dem Himmel blau; überall findet sich hier (abgesehen von Namen besonderer Pflanzenarten, die nur jüngeren Gedichten angehören) ein längst in dem griechischen ζεά wieder erkanntes, und wie dieses in dem homerischen ζείδωρος ἄρουρα alles Getreide in sich begreifendes Wort, java; außerdem das hiermit verwandte javasa, Futter der Thiere, Wiesengras; Bäume (vana, vṛixa) und Kräuter (oṣadhî) werden häufig erwähnt; desgleichen Zweige und Aeste (çâkhâ, vajâ); das Beiwort reif oder schmackhaft (pakva, das griechische πέπων [N]) wird einem Zweige beigelegt (1, 8, 8), ebenso dem Baume (3, 45, 4 [N], 4, 20, 5); der Gott Agni heißt: (1, 65, 3. 66 . .) gleichsam liebliche Frucht, gleichsam weite Wohnung, gleichsam ein nahrungsreicher Berg, gleichsam segensreiche Fluth, . . . gleichsam liebliche Heimath, gleichsam reifes Getreide. Um Fruchtbarkeit wird in Ausdrücken gebeten, wie: süß seien uns die Kräuter (1, 90, 6); oder: Heil sei dem Zweifüßigen, Heil dem Vierfüßigen, alles Wachsthum in diesem Gaue unversehrt (1, 114, 1); oder: Singet dem Parǵanja, des Himmels Sohne, dem Spendenden, er

suche uns Weide; er, der den Keim der Kräuter der Rinder und der Rosse schafft — (7, 102, 1) — bringe uns hundertfache Nahrung der Rinder, für Rosse gut (9, 65, 1); oder:

Korn ströme, Soma, uns aufs Korn [N]
Und Frucht auf Frucht mit deinem Maß
Sammt allen Segensgütern zu! (9, 55, 1.)

Endlich wird auch Säen und Pflügen des Getreides öfter erwähnt; von grünem Gefilde ist nirgends die Rede.

Noch auffallender muß uns die gleiche Erfahrung im Avesta scheinen; denn in diesem Buche steht fast eben so stark, wie im Rigveda, das Interesse für die himmlischen Erscheinungen, so das für die Erde und ihre Fruchtbarkeit im Vordergrunde; die Zustände des Volkes, wie sie aus ihm hervorgehen, sind durchaus auf den Ackerbau als hoch und sogar heilig gehaltene Beschäftigung gegründet, und die Ackerbauer bilden neben Priestern und Kriegern eine bereits förmlich zum Stande gewordene Einheit. Ackergeräthe werden aufgezählt (Vend. 14, 41 ff.); die Erde verlangt Bearbeitung, verheißt ihrem Pfleger Gutes und droht ihrem Vernachlässiger (Vend. 3, 84 ff.); ihr ist es das Liebste, „wenn man am Meisten Getreide und Futter und fruchtbringende Bäume wachsen läßt“ (3, 13. 77); wenn sie Getreide bringt, so zischen, wenn sie Schößlinge bringt, so murren [N], wenn sie Halme bringt, so straucheln [N], wenn sie Aehren bringt, so fallen die Dämonen (3, 105—108). Für Getreide findet sich hier und an sehr vielen anderen Orten das dem vedischen gleichlautende und auch an Umfang der Bedeutung gleiche java; gegen das ebenso allgemein die Weide der Thiere bezeichnende Wort vâçtra (woher vâçtrja, der Landmann), „das hohe Futter, wohlthätig den Rindern,“ wie es im Vispered

(1, 31. 2, 34) gepriesen wird, steht es häufig im Gegensatze. Vor diesem — heißt es (Vend. 9, 190 ff. 13, 170 ff.) mit Beziehung auf eine den Segen der Erde zerstörende Versündigung — entstand aus diesem Grund und Boden Saft und Fett (îjâca âzûiticça), vordem Stärkung und Heilkraft, vordem Zunahme, Gedeihen und Wachsthum, vordem des Getreides und des Futters Fruchtbarkeit. Weidereich (pôuruvaçtrâoñgho) und bewässert heißen die Berge (Jescht Mithra, 4 Anfang, Jescht Fervar 1); und ihr häufiges Beiwort pouruqâthrâo (z. B. Jaçna 1, 41) scheint gleichfalls nahrungsreich zu heißen, wie in dem Rigveda (8, 77, 2) purubhogas von dem Berge gesagt ist. Der Ausdruck 'qarethra, eigentlich Speise, scheint besonders von der Baumfrucht gebraucht zu sein; und so läßt der Vendidad (5, 60—63) den Ahuramazda sagen: „Dort wachsen meine Bäume, alle von allen Arten; diese lasse ich dort beregnen . . . Speise für den reinen Mann, Futter für das gute Rind; mein Getreide esse der Mensch, Futter sei für das gute Rind.“ Von Jima, einer von der göttlichen zur Heroenstufe herabgesunkenen Gestalt, erzählt der Jaçna (9, 15), daß er durch seine Herrschaft Menschen und Thiere unsterblich, Wasser und Bäume unvertrocknend machte, und man unversiegende Speise aß [N], und der Vendidad (2, 106—114) sagt von ebendemselben, nach Erwähnung des Raumes, den er auf Ahuramazda Befehl geschaffen: „Dorthin brachte er sämmtlicher Männer und Weiber Keim, welche die größten, besten und schönsten dieser Erde sind; dorthin brachte er sämmtlicher Thierarten Keim, welche die größten, besten und schönsten dieser Erde sind; dorthin brachte er sämmtlicher Bäume Keim, welche die höchsten und wohlriechendsten dieser Erde sind;

dorthin brachte er sämmtlicher Früchte Keim, welche die süßesten und wohlriechendsten dieser Erde sind." Weideloſe (oder der Weide feindliche, avâçtra) Trockniß wird erwähnt (z. B. Vend. 7, 68), auch trockenes und frisches Getreide (7, 92), trockenes und frisches Holz (7, 76), wobei der Begriff frisch jedoch nicht auf die Farbe zurückgeht, wie im homerischen χλωρός, sondern auf feucht (naptu). In einem Lobliede an Homa (welches sowohl Name einer Gottheit, als einer zu Trankopfern ausgepreßten Pflanze ist) heißt es (Yaçna 10, 6—12): „Ich lobe die Wolke und den Regen, welche deinen Leib auf den Gipfeln der Berge wachsen machen; ich lobe die hohen Berge, wo du, Homa, entsprossen bist; ich lobe die Erde, die weite, breite, fruchtbare, geduldige (?), die dich, o reiner Homa, trug; ich lobe das Erdreich, wo du wohlriechend wuchsest." Bäume von wohlriechendem Holze werden öfter mit Namen aufgeführt (z. B. Vend. 8, 7); außerdem ist von heilsamen Bäumen (ebd. 20, 15) und der Heilung durch Bäume Kundigen (7, 119) die Rede. Im Allgemeinen wird „dem Baume, dem guten, von Mazda geschaffenen, reinen, Verehrung [N]" zu Theil (ebd. 19, 62), „alle Bäume, die wachsenden, mit Stengeln [N] versehenen" (Yaç. 70, 41) werden angerufen; sie heißen fruchtbar, schön, emporgewachsen, mächtig (Vend. 19, 61) und endlich auch an einer Stelle (ebd. 18, 126) heraussprossend, schön und goldfarbig. Das letzte Beiwort (zairi-gaona) wird gewiß mit Recht auf das Gold der Früchte bezogen (vgl. auch Vend. 2, 67. 103); außerdem steht zâiri, golden, oft vom Homa, der auch (Yaç. 56, 8, 2 = 518) goldäugig — zairidôithro — heißt. Gleichbedeutend mit zâiri ist zairita; ohne Grund wird dies Wort in Beziehung auf eine dämo=

nische Schlange [von Burnouf und Spiegel] als grün verstanden, da es sich hier, wie bei allen mythischen Thieren, nicht um Naturwahrheit handelt, Goldfarbe aber auch in Dämonennamen wiederkehrt, wie zairi-pâṣna [Spiegel in Ind. Studien III. p. 429, Avesta 2. Bd. S. 71 f. not.], welcher überdies kaum ein anderes Wesen, als eben jene Schlange ist, und zairica (für das die Analogie von çvitjañc, licht, weißlich, einerseits und andererseits dadhica [s. Benfey s. v. gl. dadhyañc, und Lassen inst. l. pracrit. 293] auf die Bedeutung gelblich, goldähnlich führt); dasselbe Wort findet sich, in weiblicher Form zairini (V. 11, 28. 36), gleichfalls von einem dämonischen Wesen, Bushjançta [N], und sonst nur noch von dem „vieräugigen Hunde" (8, 41 ff.), neben welchem zugleich von einem goldöhrigen (zairigaosem) die Rede ist. Das dem Worte zairita entsprechende harita heißt im Sanskrit freilich grün; jedoch in der Riksanhita durchaus noch nicht, ebensowenig wie hari, welches dem zendischen zairi entspricht. In den Schlußversen der neunten Abtheilung des ersten Buches, welche unverkennbare Spuren der Einschiebung an sich tragen (1, 50, 10—13) [N], einer Zauberheilformel im Geiste des Atharvaveda, in dem sie sich auch wiederfindet, wird die gelbe Farbe des Kranken auf Papageien und andere Vögel [N] übertragen; an dieser und anderen ähnlichen Stellen des Atharva (z. B. 5, 22, 2 vom Fieberkranken, s. Roth, zur Litt. und Geschichte des Weda, S. 37, und Weber in Ind. Studien IV. 415) zeigen sich die Wörter harita, hariman ganz in demselben Sinne, wie *χλωρός* in der Ilias, angewandt. Hier steht dies Wort nämlich, bis auf eine Stelle (*Λ* 631), wo die Farbe des Honigs so heißt, stets für das Blaß der Furcht und wird

für das Hauptwort, Blässe, durch ὦχρος, Gelbheit (*Γ* 35), ersetzt. Ebenso gebraucht die Odyssee χλωρός einmal für den Honig, sechsmal für blaß in Beziehung auf Furcht, und als Zeitwort in gleichem Sinne ὠχρήσαντα, erblaßt, eigentlich gelb geworden (λ 529). Auf drei andere Stellen, die der Odyssee angehören, bezieht sich die obige Andeutung des Gebrauchs von χλωρός für frisch; und höchstens an einer derselben (*Π* 47), wo von frischen Reisern als Polster die Rede ist, kann dabei an die Farbe des Laubes gedacht sein. Die erste deutliche Erwähnung dieser ist die in einem Verse des Hesiod (Sc. 393), wo er die graugeflügelte (**κυανόπτερος**) Cicade auf dem grünen Zweige sitzend schildert. Daneben tritt uns zum erstenmale in dem homerischen Hymnus an Apollo (223) der Sinn für das Grün des Berges, für den sichtbaren Eindruck der wuchernden Natur, die wir bis hierher nur von der Seite der Nützlichkeit, gleichsam insofern sie schmeckbar ist, beachtet gefunden haben, in dem gleichen Beiworte entgegen. Doch hat das griechische Wort niemals ganz die Bedeutung dessen, was wir grün nennen, erlangt, sondern immer nur die eines Anfangs dieser Farbe, mit Einschluß des Gelben, und noch in dem aristotelischen Buche von den Farben wird es in Gegensatz gegen das eigentliche Grün gestellt, welches ποώδης, grasfarbig, πράσινος, lauchfarbig, heißt, und also künstliche, wie bereits gesagt, nur einer jungen Sprachperiode angehörige Farbennamen führt.

. . . .

Digitized by Google

Nachtrag.

Zum Begriffe „blau“ findet sich noch Folgendes (vgl. S. 320 und S. 344):

„Läßt sich nun auch in diesen beiden Fällen die Bedeutung des Blau im Cultus nicht streng nachweisen, so darf dagegen nicht unerwähnt bleiben, daß manche andere, in denen hie und da eine Beziehung auf den Himmel angenommen worden ist, in Wirklichkeit eine ganz entgegengesetzte enthalten und aufs Neue die Verwechselung der blauen und schwarzen Farbe in der Vorstellung der Urzeit bestätigen. Porphyr deutet [N] den blauen Hut des Hephästos auf den Himmel als die Urquelle des Feuers; allein es ist offenbar, daß es sich hier um nichts Anderes als die dunkele Rauchspitze handelt, welche schon in den Rigvedahymnen an Agni so oft als schwarz zur rothen Flamme in Gegensatz gebracht wird, und von welcher die aus eben diesem Gotte hervorgegangenen Rudra und Çiva den Beinamen nîlagriva (Çatar. I. 7. V. XI. 56 ff.), nîlakantha, mit schwarzem (oder grauem, blauem) Nacken oder Halse, gleichfalls als Feuergötter führen. Antlitz, Füße und Arme des Osiris, oder auch sein Auge, finden sich blau gemalt [Creuzer, Symbolik I. Anm. 207]; hier ist blau, was sie auch bei den Chinesen, und sogar in manchen christlichen Culten der Gegenwart ist, Trauerfarbe. Auch die schwarze Farbe wurde zur Darstellung dieses betrauerten Gottes verwendet. Das blaue Kleid der Maria, gegenwärtig auf den Himmel bezogen, ist ursprünglich ein Trauerkleid. So ist auch dem Gott der

Chaldäer, welchen sie mit dem Planeten Saturn verschmolzen, nach Einigen die blaue, nach Andern die blaue und schwarze Farbe gleichmäßig eigen. Die blaue Farbe wird auch von den Griechen dem Kronos, und außerdem dem Poseidon, aber keiner mit dem Tageshimmel insbesondere in Verbindung gedachten Gottheit zugeschrieben."

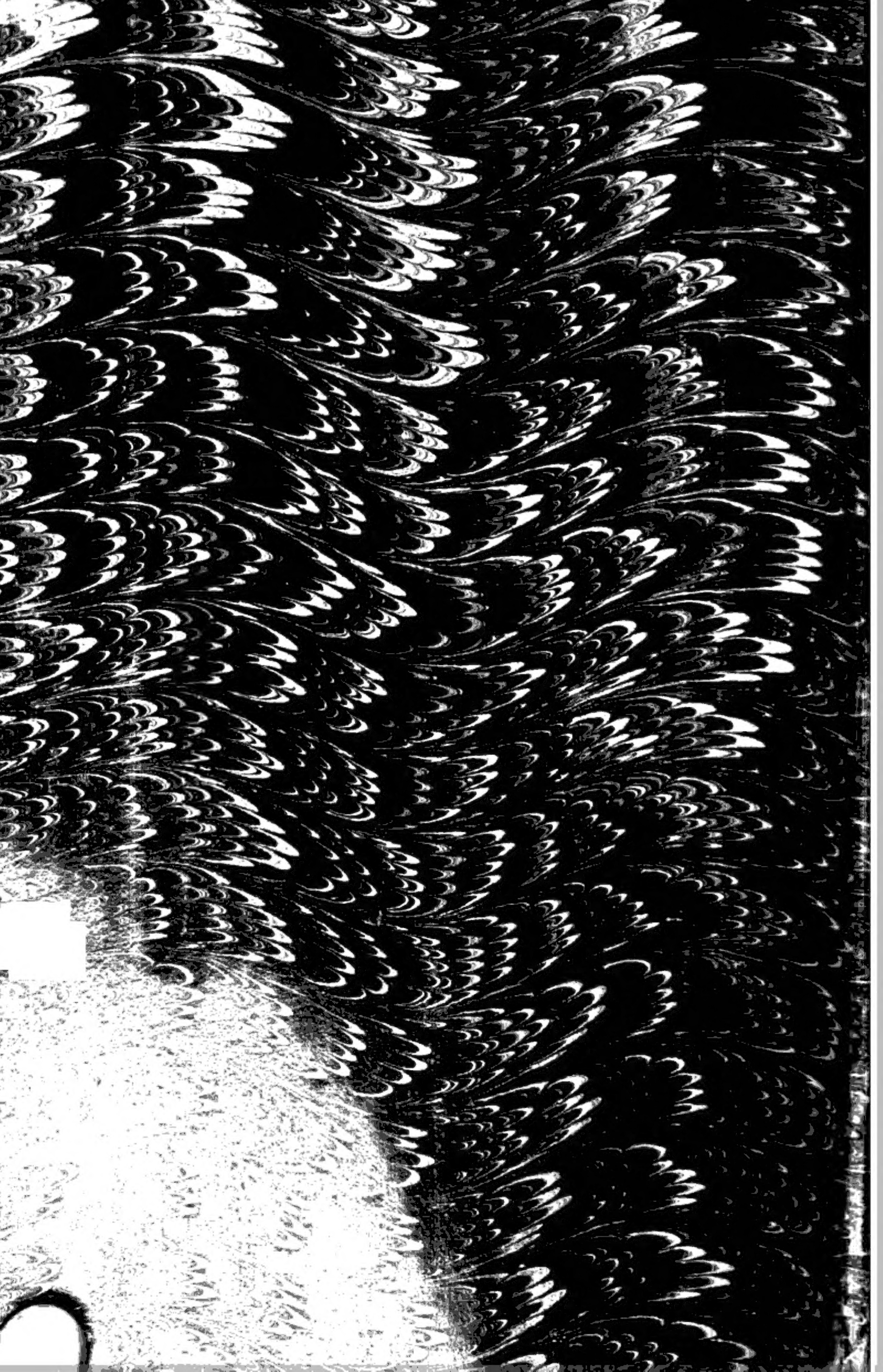
Digitized by Google

Digitized by Google

MDCXL

Digitized by Google

Digitized by Google



COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0037102621
Digitized by Google

Digitized by Google